UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

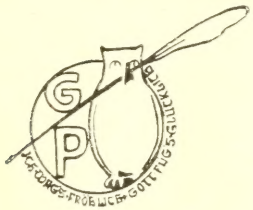
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLVI

(Juli — August — September 1913)



Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Caftor & Co. — **Budapeft**, Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoeft & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndts Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Allegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Schanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritzesche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beckſche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzsche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ehell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

13293 9
16/14

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.156

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertſechsundfünfzigſten Bande (Juli — September 1913).

		Seite
I.	Richard Wagner. Weiherede bei der Zentenarfeier ſeiner Geburt am 22. Mai 1913 im Königl. Schauſpielhaus zu Berlin gehalten von **Konrad Burdach**	1
II.	Das Haus „Zum großen Kefig". Erzählung von **Ruth Waldſtetter.** I.	25
III.	Carl Auguſt während des Krieges von 1813. Von **Hermann Freiherrn von Egloffſtein.** I. II.	51
IV.	Herbſtfahrten und Sprachſtudien in den kottiſchen Alpen. Von **K. Jaberg**	76
V.	Montaigne. Von **Lady Blennerhaſſett**	97
VI.	1813. Von **Guſtaf Dickhuth.** VII. VIII.	109
VII.	Jugendbriefe von Karoline v. Humboldt. Mitgeteilt **Albert Leitzmann**	136
VIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	148
IX.	Thodes Michelangelo. Von **Mela Eſcherich**	154
X.	Davidſohns Florenz. Von **Karl Brandi**	156
XI.	Literariſche Notizen	158
XII.	Literariſche Neuigkeiten	160
XIII.	Das Haus „Zum großen Kefig". Erzählung von **Ruth Waldſtetter.** (Fortſetzung.)	161
XIV.	Chriſtliche Elemente im Brahmanismus und Hinduismus. Von **Richard Garbe.** I.	185
XV.	Carl Auguſt während des Krieges von 1813. Von **Hermann Freiherrn von Egloffſtein.** III. IV.	200
XVI.	Bilder aus dem italieniſchen Volksleben des Mittelalters. Von **Federico Hermanin**	217
XVII.	1813. Von **Guſtaf Dickhuth.** IX.	238
XVIII.	Phantaſieſtücke. Von **Irene Forbes-Moſſe**	265
XIX.	Homer in engliſchen Hexametern. Von **Alfons Kißner**	273
XX.	Figura. Von **N. S. Leſkow**	283
XXI.	Colmar Freiherr v. d. Goltz, Generalfeldmarſchall, geboren den 12. Auguſt 1843. Von **v. Zwehl,** Generalleutnant z. D.	301

(Fortſetzung umſtehend.)

		Seite
XXII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Bruno Hake**	306
XXIII.	Der deutsche Idealismus. Von **J. Benrubi**	312
XXIV.	Literarische Notizen	316
XXV.	Literarische Neuigkeiten	318
XXVI.	Das Haus „Zum großen Kefig". Erzählung von **Ruth Waldstetter.** (Schluß.)	321
XXVII.	Bernard Shaw. Von **Otto Seeck**	344
XXVIII.	Carl August während des Krieges von 1813. Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein.** V. VI. (Schluß.)	356
XXIX.	Die Kunst der Höhlenbewohner im südwestlichen Europa. Von **H. Schoen**	374
XXX.	1813. Von **Gustaf Dickhuth.** X. XI. (Schluß.)	393
XXXI.	Christliche Elemente im Brahmanismus und Hinduismus. Von **Richard Garbe.** (Schluß.)	413
XXXII.	Rumänien. Vom **Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** E. A. S. M. — A. P.	433
XXXIII.	Kastilische Bauern. Ein Beitrag zum Verständnis des heutigen Spaniens. Von **Adolf Schulten**	443
XXXIV.	Die Beichte des Bruders Sebaldus. Eine Legende. Von **Oscar Blumenthal**	461
XXXV.	Schiller in Italien. Von **W. Lang**	472
XXXVI.	Literarische Notizen	477
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	480

Richard Wagner.

Weiherede bei der Zentenarfeier seiner Geburt am 22. Mai 1913 im Königl. Schauspielhaus zu Berlin[1])

gehalten von

Konrad Burdach.

Im Säkularjahr des nationalen Krieges der Befreiung, der Deutschlands Staaten aus Erobererketten löste und ihnen zur friedlichen Erneuerung des eigenen Selbst den Weg bahnte, feiern wir den hundertsten Geburtstag Richard Wagners: des Befreiers der deutschen Kunst, des Erneuerers der nationalen Bühne.

Das Heldentum, welches vor hundert Jahren dem erniedrigten Vaterlande die politische Existenz und neues zukunftsreiches Leben erstritt, schien der nachfolgenden Generation und scheint uns heute übermenschlich. Im Bilde des Helden von übermenschlicher Größe das Ideal des Menschen künstlerisch zu gestalten, das wurde für Richard Wagner das eigentliche Ziel seines dichterisch-musikalischen Schaffens. Und er hat dieses Ziel erreicht, da sein Schaffen wie sein Leben, die jähen Katastrophen und Wunder seines Schicksals, seine Leiden und seine Triumphe selbst das Bild eines übermenschlichen Helden darstellen. Der unsterbliche Sohn des Heldenjahres war der größte Held, den es geboren.

Wir bringen heute diesem Titanen freudig Kränze des Siegs. Wir wissen, der Kampf um sein Werk ist noch immer nicht beendet. Aber wir fühlen uns am heutigen Tage nicht gestimmt, das Gedünst der Mißverständnisse und Entstellungen zu durchleuchten, die gerade neuerdings die Person und die Kunst Richard Wagners dem deutschen Volk und der gesamten Kulturwelt zu verdunkeln trachten.

Richard Wagners Werk ist heute Besitz der deutschen Nation. Die stolze Reihe von zehn musikalischen Dramen zieht seit langem beständig über die großen Bühnen Deutschlands, Europas, Amerikas. Tausende von Hörern trinken Jahr für Jahr aus diesen Quellen heiliges Leben. Die Berliner

[1]) Die Feier eröffnete der a cappella-Chor „Gegrüßt seid Brüder in des Herren Namen" aus dem „Liebesmahl der Apostel" (Königl. Domchor) und das „Siegfried-Idyll" (Orchester der Königl. Oper); den Beschluß machte der Lateranchor aus „Rienzi" (Königl. Opernchor). — Die hier vollständig abgedruckte Rede wurde in verkürzter Form gesprochen.

Königliche Hofoper und andere Theater Berlins wie der meisten deutschen Städte rüsten in diesen Tagen neue Aufführungen der Hauptwerke Wagners und setzen, miteinander ringend, ihr höchstes Können ein, um das Gedächtnis des Hundertjährigen durch weihevolle Darstellungen in seinem Sinne zu verherrlichen. Es ist, als sollte so alle Schuld ausgelöscht werden, die in allen deutschen Landen jemals, früher oder jetzt, Säumnis, Gleichgültigkeit, Feindschaft aufgehäuft haben gegenüber diesem freigebigsten Spender unermeßlicher idealer Güter.

Die Feier dieser Stunde darf hiermit nicht wetteifern. Wir wissen, den Künstler und Reformator Richard Wagner ehrt am reinsten und wirkungsvollsten einzig die Tat, die durchdrungen ist von jenem idealen Wollen, das ihm selbst die Fackel trug auf seinem Heldenweg. Aber in diesem Augenblick hat auch das Wort, das unzulängliche Wort sein Recht. Wir bedürfen eines gemeinsamen Ausdrucks der Rechenschaft über dieses unsterbliche Menschenleben, das heute sein erstes Jahrhundert vollendet. Auf erschöpfende Formeln für seine vielstrahlige Kraft hier naturgemäß verzichtend, suchen wir heute den ewigen Kern seiner Schöpfung mit klaren Sinnen zu fassen und längst Bekanntes in unserem Gefühl neu zu erleben.

Wir wollen das lebendige Geheimnis voll empfinden, das den Menschen und Künstler Richard Wagner in seiner Heldenbahn aufrecht hielt und ihn durch das Labyrinth seines Lebens sicher geleitete zum hellen Hügel von Bayreuth.

Ganz erfüllen wird sich dieser Wunsch nur denen, die mit vielen Tausenden in Deutschland und der weiten Welt tiefe Liebe zu Richard Wagner im Herzen tragen. Denn alles Große und aus göttlichem Geiste Geborene kann nur in der Liebe begriffen werden.

Diese Liebe, so mächtig sie in mir ist seit früher Jugendzeit, vermag mein Wort weder zum Ausdruck zu bringen noch denen einzuflößen, die sie nicht empfinden. Aber die Töne, die wir eben vernahmen und die wohl in uns allen ergreifend nachklingen, ziehen auch den Kühlen und Fremden in ihren Bann und geben vielleicht auch ihm wenigstens eine Ahnung von dem wahren Wesen des Menschen und des Künstlers Richard Wagner, der so oft und nachdrücklich bekennt, daß ihm der Geist der Musik, daß ihm das große Wunder der Kunst und des künstlerischen Schaffens nur in der Idee der Liebe faßbar sei, dessen unvergängliche Schöpfungen in den Frauengestalten der Senta, Elisabeth, Elsa, Brünnhild, Isolde, Kundry die erlösende Macht der Liebe mit immer neu vertiefter Wendung des Sinnes verkünden. Das Siegfried-Idyll, dem wir lauschten, trägt uns auf leisen Schwingen in das Paradies der Unschuld und des Friedens, das jeder echte Künstler in sich erschaffen muß, wenn er seiner Kunst im ewigen Geiste der Liebe und der Menschheit dienen will.

Am Weihnachtstage des Jahres 1870, dem Geburtstage der Frau, die ihm durch sich das höchste Erdenglück gegeben und die ihm im Jahre zuvor den Sohn geboren, erklang dieses wundersame Tongedicht: im häuslichen Feste eines kleinen Kreises nächster Freunde und Helfer, frühmorgens auf der Treppe, als köstliche Überraschung und innig zarter Dank der Liebe. Aber

es ist doch mehr. Wagner selbst hat in einem begleitenden Widmungsgedicht den Vorhang gelüftet.

Die „weltentrückte Stille" der „Werdestätte" seines Lebenswerkes soll uns umfangen. Wir sollen sehen und fühlen, wie es dort „wuchs und kräftig erstand": „die Heldenwelt uns zaubernd zum Idylle, uraltes Fern zum trauten Heimatland". Aus der gigantischen Tragödie des Untergangs der Götter- und Heldenwelt taucht ein blühendes Eiland der Liebe auf. Ein Frühlingshimmel leuchtet über einem Märchen des Glücks: ein neugeborner Knabe schlummert seliger Zukunft entgegen, und durch hohe Weisen der Heldenliebe, heilige Klänge göttlicher Weihe dringt träumerisch das Wiegenverslein „Schlaf, Kindchen, schlaf" und der lustige Hornruf Jung-Siegfrieds. Gewebt aus Motiven der Brünnhildens Erweckung darstellenden Szene im dritten Akt des Siegfried-Dramas, enthüllt dieses Tongemälde in idyllischer Verklärung den Sinn des heroischen Vermächtnisses, das die sterbende Brünnhilde beim Hereinbrechen der Götterdämmerung an die Überlebenden, an „des blühenden Lebens bleibend Geschlecht" richtet:

Selig in Lust und Leid
Läßt die Liebe nur sein.

Nur aus dem überströmenden Froh- und Lebensgefühl, das Wagner in seinem Asyl zu Triebschen am Vierwaldstätter See im Jahre 1870 durchdrang, kam ihm diese Stimmung, kamen diese Töne. Es war der entscheidende Wendepunkt seines Lebens. Eine unfaßbare Wirrnis lag hinter ihm!

Die [1]) gehetzten Kapellmeisterjahre an wankenden deutschen Provinzbühnen, die abenteuerliche Flucht aus Riga nach Paris, dem internationalen Zentrum der Oper! Hier der schmählichste Kampf um das nackte Leben. Dann die rettende Annahme und die ersten Triumphe des „Rienzi" in Dresden, die Anstellung am Dresdner Hoftheater, die zweifelhafte Wirkung des „Holländers", der ungeheure Eindruck des „Tannhäusers", mit dem der wilde, für Jahrzehnte die gesamte Musikwelt spaltende Kampf um Wagner anhebt. Und aus des Vielbewunderten, Vielbeneideten, Vielgehaßten vorbildlichen Dirigententaten und überkühnen Entwürfen zur Reorganisation der Hofkapelle und des Hoftheaters wirken ihm höfische, amtliche Kabalen und journalistische Gegnerschaft ein lähmendes Netz, das ihn immer enger umschlingt, bis die Katastrophe der Revolution plötzlich den Reformator der nationalen Bühne in ihren politischen Strudel und in das Exil reißt.

Trotz vielfacher materieller Bedrängnis, trotz der Pein einer sich innerlich lösenden Ehe mit einer ihm geistig fernen Frau wird seinem Heldentum dieses tragische Exil in Zürich ein Stahlbad der Seelenhärtung. Allen Amtsgeschäften, allen Augenblicksbedürfnissen des Theaters und des Konzert-

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen bis S. 8, Zeile 7 wurden beim Vortrag der Rede in wenige Sätze zusammengezogen.

lebens der Großstadt entrückt, erstarkt er in der Größe der ihn umgebenden Natur, in der lieblichen und erhabenen Schönheit des Alpenlandes und wird, beflügelt durch die qualvollen Entzückungen einer wachsenden Neigung für die Frau des helfenden Freundes, Mathilde Wesendonck, zum Priester des höchsten Ideals der Kunst, das im Überweltlichen entspringt. Während dieser Züricher Jahre schuf ihm theoretisches Denken, poetisches und musikalisches Gestalten sich wechselseitig durchdringend das Kunstwerk der Zukunft, das heißt: das ideale Kunstwerk für jene nationale Bühne, die da kommen soll. So überwand die Kraft seiner Seele den Schmerz, fast als einziger Deutscher seinen „Lohengrin" nicht hören zu können und was Beethoven die Natur auferlegte, durch die Polizei zu erleiden (an Apel 3. August 1853). Aus allen Enttäuschungen, die seine Erfahrung an den wirklichen Theatern ihm eingetragen, ersteht der Gedanke eines Theaters, das sich über jede Erfahrung erhebt, das große Kunstwerke von neuer Art vorführen soll: Offenbarungen gesteigerten, ursprünglichen Menschentums. Und so vollendet der Verbannte die Dichtung des Nibelungen-Rings und führt deren musikalische Komposition bis zum Ende des zweiten Aufzugs des „Siegfried". Aber dann stockt er, die Kraft versagt. Die Herzenskämpfe, die seine von Anfang an in Resignation sich bescheidende Leidenschaft für die künstlerisch begabte Freundin, Schülerin, Beschützerin und die Trennung von der längst entfremdeten Gattin begleiteten, zugleich das Verzagen, jemals das Riesenwerk der Tetralogie auf der Bühne lebendig machen zu können, trieben hinweg aus der Siegfriedswelt zu der Tragödie der Liebesnacht und Todessehnsucht: „Tristan und Isolde". Das Asyl, das die Hochherzigkeit und Liebe des Züricher Freundespaares ihm bereitet, bot, als Mißtrauen und Eifersucht der Gattin einen Konflikt herbeiführte, nun dem innerlich Zerrissenen nicht länger mehr die Sammlung des Schaffens. Nur Auflösung des Haushalts, neue und diesmal einsame Flucht brachte Rettung.

In der schweigenden Stadt der Lagunen kam dieser Kunst des tönenden Schweigens, der tief erlebten Musik des zweiten Tristanaktes, „allem Wüten der Welt zum Trotz", das Leben, das ihren Schöpfer menschlich befreite. „Held Tristan! Heldin Isolde! helft mir! helft meinem Engel! Hier sollt ihr ausbluten, hier sollen die Wunden heilen und sich schließen." So mahnt in Venedig sein Tagebuch (am 3. September 1858). Und für die geliebte Frau, vor der er geflohen, setzt er die Hoffnung hinzu, daß sein Werk, alles irdische Begehren in künstlerischer Erfüllung stillend, ihm die Brücke sein werde der Rückkehr und eines neuen, besänftigten Bundes: „Von hier soll die Welt die erhabene, edle Not der höchsten Liebe erfahren, die Klagen der leidenvollsten Wonne. Und hehr wie einen Gott, heil und klar du mich dann wiedersehen, deinen Freund." Aber diese künstlerische Traumwelt zerreißen abermals die Krallen der Wirklichkeit. Die Drangsale von Paris kündigen sich wieder an, und in dem österreichischen Venedig droht auf Betreiben der sächsischen Regierung dem politischen Flüchtling nach kaum überstandener einsamer Krankheit die Ausweisung. Erst in Luzern findet die Tristanmusik mit dem dritten Aufzug ihren gewaltigen Abschluß.

Und nun setzt aufs neue der peinvolle Kampf ein um die Bühne, wie sie ist. Der als Ersatz für die unaufführbaren Nibelungen dem gegenwärtigen Theater zugedachte „Tristan" war innerlich und äußerlich zu einer gigantischen Größe und Kühnheit emporgewachsen. So lockt den Propheten des idealen Dramas, da die Amnestierung immer noch nicht erfolgte und Deutschland ihm nach wie vor verschlossen blieb, „das als Lebensbedingung der Kunst notwendigste andere Element, das Element der sinnlichen Wirksamkeit", wiederum nach Paris: genau zwanzig Jahre nach jenem ersten abenteuerlichen Besuch. Hier endlich wieder ein großes Orchester hören und dirigieren, vielleicht auch seine Werke „mit einer eigens dafür ausgewählten deutschen Truppe annähernd im Sinne von Musterdarstellungen zur Ausführung bringen" zu können, dieses Verlangen hatte den Zukunftshoffer zurückgerissen in die flutende Gegenwart der napoleonischen Kaiserstadt. Hier bricht zum zweitenmal über ihn die Katastrophe herein, anders, aber fast noch schrecklicher als das erste Mal. Von ihm geleitete große Konzertaufführungen seiner Werke in Paris und Brüssel, die seinen drückenden materiellen Sorgen steuern sollen, bringen statt der Hilfe schwere finanzielle Verluste. Die aufreibenden Proben für den „Tannhäuser", dem auf kaiserlichen Befehl sich die große Oper geöffnet, werfen ihn in zerrüttende Krankheit. Und der Ausgang namenloser Anstrengung und Erregung ist die Niederlage des Künstlers und seines Werks: das widerwärtige Gegenstück der Pariser Kämpfe um Gluck, der berüchtigte Theaterskandal der drei Pariser Tannhäuserschlachten vom 13., 18. und 24. März 1861.

„Mein ganzes Leben und Wirken kommt mir vergebens und unnütz vor, und ich scheine dem zu viel Ernst geliehen zu haben, was der Welt doch nur Spiel war." In dieser Stimmung, die den tragischen Grundkonflikt in Wagners Sein und Schaffen enthüllt, löst er den zweijährigen Pariser Haushalt auf, trennt sich von seiner Gattin zum zweitenmal und kehrt als Schiffbrüchiger nach Deutschland zurück. „Ich werde den Rest meines Lebens wandern" — so schien es in der Tat. Die langersehnte Heimkehr ins Vaterland, die ihm durch die inzwischen ergangene Amnestierung für alle deutschen Bundesstaaten außer Sachsen, im nächsten Jahr auch für dieses offen stand, gab ihm — es sind seine eigenen Worte aus jener Zeit — erst den Todesstoß. Wohl dauerten und mehrten sich fortan die Ovationen und erfolgreichen Aufführungen seiner früheren Werke. Das zeigte sich wie bei dem ersten Ausflug an den Rhein noch von Paris aus vor der Tannhäuserniederlage, so jetzt in Karlsruhe, in Weimar und in Wien, wo er im Mai 1861 zum ersten Mal den „Lohengrin" hörte: elf Jahre nach der ersten Aufführung durch Liszt in Weimar (August 1850), fast dreizehn Jahre nach Vollendung der Komposition in Dresden (März 1848). Solche Wirkungen schienen ihn seinem wahren Ziel nahezubringen, aber dieses selbst blieb ihm in stets erneuter Tantalusqual unerreichbar. Sein Lebenswerk und der „Tristan" finden nirgends eine Stätte, sein dramaturgisches Reformprogramm zu verwirklichen fehlte ihm nach wie vor jede Grundlage. Und der rührende Sehnsuchtsruf nach einem friedlichen Heim, das ihm ruhiges

Zusammenfassen der innerlichen Kraft, ein stilles Aufatmen der Seele, eine sorgenlose Entfaltung seines Schaffens gestattet, die drängende Forderung eines würdigen Schauplatzes für die freie Wirkung seiner Kunst erklingt immer heftiger, verzweifelter.

Von Wien, um den langwierigen, erschöpfenden, hoffnungslosen Tristannöten zu entrinnen, reist er im November 1861 Nächte durch auf wenige Tage nach Venedig zu Wesendoncks. Wo ihm Tristans und Isoldens Liebesnacht drei Jahre zuvor als tönendes Wunder aufging, dort will er sie, die ihm diese Töne aus dem tragischen Urgrund menschlicher Liebeswonne erweckte, wiedersehen: die Dichterin der „Träume", der „Schmerzen", der Sehnsuchtsklage „Im Treibhaus". Er findet nicht, was er hoffte.

In gleichzeitigen Briefen und nachher in seiner Selbstbiographie hat er es bekannt. Das eine hatte er nie aufgegeben, jenes Asyl des grünen Züricher Hügels noch einmal wiederzufinden, in Mathildens Nähe wieder wohnen zu können. Eine Stunde des Wiedersehens in Venedig zerstörte dieses letzte liebe Wahngebilde. Er erkannte: nur seine Entfernung kann der Freundin die ihr nötige innere Freiheit geben. Das legte sich wie Blei auf seine Seele, machte ihn teilnahmlos gegen die Freunde und ihre Freude an Venedigs Kunst. „Die Rückreise nach Wien war recht lang: zwei volle Nächte und einen Tag saß ich zwischen einst und jetzt hilflos eingeklemmt und fuhr so recht ins Graue hinein. Eine neue Arbeit mußte es sein — sonst war's zu Ende! Meinen Blick fesselt gar nichts und wären's die größten Meisterbilder . . . Es ist wirklich ein Absterben gegen außen und nach außen: ich sehe nur noch innere Bilder, und die verlangen nur nach Klang."

Die neue Arbeit sind die Meistersinger. Der Marienbader erste Entwurf von 1845, das ironische künstlerisch-formelle Satyrspiel zum Sängerkrieg auf der Wartburg, gewann nun erst den Kern, der im Leben selbst wurzelt. Von jener Rückreise aus Venedig klang's in ihm nach wie eine musikalische Ouverture der neu auftauchenden Konzeption. Mit Hast „arbeitete er den alten Plan aus, schob den Jahresriegel vor den Tristan", lehnte alle Einladungen zu Konzertreisen und Aufführungen ab und reiste, sein Leben zu retten, in die Einsamkeit: um „zu vergessen, daß ich lebe".

In Wien konnte er nicht länger bleiben. Niemand sonst war er willkommen. In dieser Not ergriff er ein früheres Anerbieten und reiste nach Paris, im Haus der österreichischen Botschaft als segenswertes Glück Aufnahme ohne nötigen Aufwand für bequeme Lebensweise erhoffend. Aber sein Unstern wollte, daß er hier keinen Platz fand. So wurde denn in einem kleinen Hotelzimmer am Quai Voltaire, im Angesicht der Tuilerien und des Louvre und des Riesenverkehrs der französischen Kapitale dieses deutsche Lustspiel gedichtet, das wie kein zweites deutsche Kunst und deutsches Bürgertum in ihrer echten Blüte verherrlicht. Und die Melodie zu Hans Sachsens Reformationsstrophe „Wachet auf!" keimte auf dem Wege zur Taverne Anglaise unter den Galerien des Palais Royal. Auch dies gehört zu der tragischen Ironie im Schicksal Wagners. Und es bewährt den bitteren Ausspruch

aus dem Jahr zuvor beim ersten Wiederbetreten des deutschen Bodens: „Wenn ich deutsch bin, so trage ich sicher mein Deutschland in mir."

„Nun erst bin ich ganz resigniert," schrieb Wagner jetzt an Mathilde. Er selbst sieht und fühlt sich nun in Hans Sachs, dessen entsagende Liebe gleich der seinen sich in das tröstende, künstlerische Schaffen flüchtet. Eva empfängt nun Züge des „Kindes", d. h. Mathildens, und Pogners Gestalt, des edlen bürgerlichen Gönners deutscher Kunst, wird ein Denkmal des reichen hochherzigen Züricher Freundes, wie er offen bald nachher ausspricht. Aber die Musik kann diesem heiteren Drama deutschen Lebens voll doch nur in deutschem Lande aufleuchten. Und hier nirgends besser als am Rhein, den er einst bei seiner ersten hoffenden Heimkehr aus Paris mit Tränen begrüßte, bei dem er damals, des „Freischütz" eingedenk, als armer deutscher Künstler seinem Vaterland ewige Treue geschworen hatte. In Biebrich, dicht am Rhein und neben dem Schloß, wächst im rheinischen Frühling der neue Frühling dieser einzigartigen Töne: von innen baut sich der jeder sicheren bürgerlichen Existenz noch immer und mehr denn je Entbehrende eine heitere Welt der Rettung.

Hier, in der Biebricher Stille, sitzt er einsam an seinem neunundvierzigsten Geburtstag unter Blumen, die man ihm ins Haus geschickt, kaum genesen von Krankheit, der Freundin nur noch mit stillen Wünschen für ihr Wohlergehen nahend, ganz also in der Situation des Hans Sachs am Anfang des dritten Aktes, und konzipiert die Orchestereinleitung zu dieser Szene: die unbeschreiblich reine, poesievolle Offenbarung höchster musikalischer und menschlicher Meisterschaft. Der Freundin analysiert er diese Schöpfung tiefbeglückt und mahnt: „Müssen Sie an mich denken, so stellen Sie sich vor, Sie sähen mich immer in der Stimmung dieser Geburtstags-Morgenstunde: dies wird Ihnen tröstlich sein, und auch Sie werden gedeihen."

Auch dieses Biebricher Schaffensidyll nahm vor Erreichung des Ziels ein jähes Ende mit Schrecken. Die „populäre", „leichtere" Oper, die an Stelle des für unmöglich geltenden „Tristan" die lebenden Bühnen erobern sollte, trieb der geniale Drang ihres Schöpfers in neue Bahnen über alles Hergebrachte hinaus. Im August 1862 stellte der Verleger Schott, der seit der Pariser Reise für Wagners Unterhalt während der Komposition fortlaufende Geldvorschüsse geleistet hatte, diese Zahlungen ein. Es scheint, ein Unfall, der Wagners Arbeit unterbrach und in Frage stellte, hatte ihn ängstlich gemacht: Richard Wagner erlitt durch das Zuschnappen eines vernachlässigten Hundes, bei dessen Reinigung er, nach der tief in ihm wurzelnden Liebe für Tiere, mithalf, einen leichten Riß am Daumen, der wider Erwarten ihn lange am Schreiben hinderte. Alsbald müssen die Wiener Tristanprojekte aufgenommen und Konzertveranstaltungen als letztes Hilfsmittel wieder ergriffen werden. Nervenzerrüttende Konzertfahrten führen ihn nach Prag, St. Petersburg, Moskau und von dem mit großen Opfern in Penzing bei Wien geschaffenen Wohnsitz nach Pest, Prag, Karlsruhe, Löwenberg, Breslau. Und dann erfolgte, da alle Hoffnungen trogen, der endgültige Zusammenbruch. Heimlich mußte er Penzing verlassen: vor der drohenden Schuldhaft fliehend. Er hatte

das Leben satt. Nichts schien ihm übrig, als sich und sein Schaffen in völlige Abgeschiedenheit zu begraben und auf jedes künstlerische Wirken fortan zu verzichten. Der Dichter und Komponist des auf allen deutschen Bühnen umjubelten „Tannhäuser" und „Lohengrin" schien dem Untergang verfallen. Die Fortführung seines „Nibelungen-Rings" auf unabsehbare Zeit unterbrochen, der „Tristan" nach wie vor überall unmöglich, die Vollendung der „Meistersinger" ins Unsichere verschoben.

Alle Welt kennt das große Wunder seiner Rettung: die freundschaftliche Huld des jungen Bayernkönigs, den seine Kunst hingerissen und mit unauslöschlicher liebevoller Bewunderung erfüllt hatte. Doch auch diesem Wunder blieb der Fluch nicht fern. Die politische Parteiung Münchens, persönliche Intrigen, eine beispiellose Hetze trieben Wagner wiederum nach der Schweiz: in ein selbstgewähltes Exil.

Aber nun kam das zweite große Wunder im Schicksal dieses Helden: die Liebe der edlen Frau, der Tochter Franz Liszts, des hochherzigen Freunds und Apostels, die ihm folgte, die alle Rücksichten der Welt ihm opferte, alle Bande zerriß, aller Schmach trotzte, weil sie aus langer Kenntnis ihn als Menschen und Künstler im Tiefsten begriffen hatte, die als Helferin, Genossin und Gattin ihm endlich das volle Glück des Herzens schuf, des Lebens Schwere ihm linderte und ihn mitfühlend, verstehend, spornend zur Höhe führte.

Das Idyll von der Zukunft des Kindes Siegfried, das Morgenständchen der weihnachtlichen Geburtstagsfeier des Jahres 1870, galt jener Frau, galt dem Sohn und Erben, den sie dem Einsamen geboren, dem Heim, das sie dem Umhergetriebenen bereitet, und in dem er nun endlich die „Meistersinger" hatte vollenden können.

Die heiligen Klänge der erwachten Walküre, die Melodie der ewigen Liebe des Weibes, verschlingen sich in dem Triebschener Weihnachtsidyll mit dem holden Gestammel des Wiegenliedes, weil dem ringenden Künstler in spätem Liebesglück seine Natur sich strahlend verjüngt, weil — es sind seine eigenen gleichzeitigen brieflichen Worte — er fühlt, daß ihm bisher „eben nur die Ruhe fehlte, um seine Kraft erst jetzt nach ihrer lautersten Wirksamkeit zu bewähren". Die Geburt des Sohnes nannte er den schönsten Tag seines Lebens. Im Sommer 1870 schreibt er von diesem Sohn: „Der gedeiht nun mit meinem Werk und gibt mir ein neues langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat." Die seit elf Jahren unterbrochene Komposition des Siegfried-Dramas, deren Vollendung kaum noch erwartet wurde, konnte der Sechsundfünfzigjährige damals mit dem Entwurf des dritten Aktes beschließen und so das Werk lebendig machen, in dem deutsche Märchenlieblichkeit, herrliche älteste Heldenpoesie der Edda und allerpersönlichste Züge sich wundervoll vereinen. Und sofort schreitet er an die Vollendung der „Götterdämmerung".

In dem an der Schwelle des Alters geschaffenen Siegfried-Idyll rieselt die Zauberquelle der Kunst und der Lebenskraft Richard Wagners: jenes

Element kindhafter Unschuld, das ihm gleich Mozart und Schubert in reicher Fülle eignet. Im Leben äußerte es sich in der „Fähigkeit, aus dem Ernstesten in den befreienden Unsinn umzuschlagen", in harmlosem Scherz oder tollender Lustigkeit, oft selbst zum Schrecken der liebenden Frau. In diesem Idyll erscheint es künstlerisch geformt: hier mischt sich in geheimnisvollem Einklang Ernst und Spiel, Feierlichkeit und Naivität, ein träumerisch tiefsinniges Hinausblicken in die Unendlichkeit, in die göttliche Stille, und eine schmeichelnde Schalkhaftigkeit, ein leises Necken. In diesem Idyll wird der Held zum Kind, und um das Kind schimmert künftiges Heldentum. Die Befreiung vom Seelendruck, die Auflösung aller Unruhe des Bluts, die jenes Biebricher Vorspiel zum dritten Meistersingerakt so menschlich irdisch austönte in Lauten wehmütiger Entsagung und in dem gedämpften Ruf der geistigen Erweckung, im leisen Feierklang des Reformationsliedes, sie wandelt sich in dem Triebschener Idyll in ein von Himmelslicht umflossenes Bild der Insel der Seligen.

Als Richard Wagner der geliebten Frau und den Freunden diese Poesie in Tönen erklingen ließ, lag sein ganzes bisheriges Dasein und Wirken hinter ihm wie ein Vorspiel. Er sieht vor sich nichts als einen neuen Anfang: das Lächeln einer großen Verheißung. So, im jugendlichen Gefühl der Unüberwindlichkeit seiner künstlerischen Sendung, empfindet er die Zukunft seines großen Werkes, das nun bald zum Leben erwachen soll, als das Bild des träumenden Knäbleins. Und in dem Tonidyll, zu dem dieses Bild sich gestaltet, atmet das Glück des nun endlich erreichten Lebens-Asyls, darin die Wiederaufnahme der Komposition des Nibelungenrings, die so lange ein Torso zu bleiben bestimmt schien, und die Vollendung des großen Werkes gesichert ist wie ein im häuslichen Frieden beschirmtes Spiel. Aber das Siegfried-Kind dieses Idylls ist dem Genius ihres Schöpfers die Ahnung noch größerer Dinge. Mit dem häuslich-persönlichen und dem künstlerischen Sinne verschlingt sich ein dritter: der nationale.

In jener großen Zeit der deutschen Siege, da der deutsche Kaisergedanke neu erstand und durch Bayerns König entscheidend gefördert wurde, beseelte Wagner eine überschwengliche Hoffnung auf Deutschlands Zukunft, auf die volle geistige Verwirklichung des Gedankens der Reformation, der in jenem „Wachet auf!" der „Meistersinger" so herrlich erklungen, auf den Anbruch des „Göttertags", auf die ideale Erhebung der deutschen Kunst. Die Begleitverse zum Siegfried-Idyll verraten es, wie Wagner neue Seelenkräfte damals zuwuchsen aus dem Bewußtsein, als Hüter und Wiedererwecker alter deutscher Sagenschätze der nationalen Aufrichtung des geeinten Vaterlandes und dadurch dem Frieden und der Läuterung der gesamten Menschheit zu dienen. Er glaubte, indem er die germanische Heldenwelt neu gestaltete, der deutschen Nation den Weg zu weisen in ihr altes Heimatland, darin sie sich erfrischen sollte. Und so wird ihm Siegfried der Held, der ihm künstlerisch jetzt ersteht, und Siegfried das Kind, das ihm als Erbe nun in der Wiege liegt, das Symbol des im Sieg den Frieden gewinnenden jungen Deutschen Reiches.

Fast gleichzeitig mit jener häuslichen Weihnachtsaufführung entstanden Verse, in denen Wagner das deutsche Heer vor Paris feiert. Die Taten dieses Heeres — so kündet sein Gedicht, für das Bismarck ihm warm gedankt hat — sind selber das Lied ihres Ruhmes und brauchen kein anderes Preislied:

So heißt das Lied
vom Siege-Fried,
von deutschen Heeres Tat gedichtet:
der Kaiser naht: in Frieden sei gerichtet!

Im Hochgefühl seines persönlichen Glückes und der Herrlichkeit des geeinten Vaterlandes faßt dieser kindlich gläubige Hoffer des nationalen Wunders die Verwirklichung, d. h. Vollendung und ideale Darstellung seines Kunstwerkes der Zukunft und Deutschlands nationalen Aufschwung unter kaiserlichem Zepter als eine gemeinsame Angelegenheit. Während er jubelnd die Krönung des Kaisers, des modernen Siegfried, erharrt und sie bald danach in seinem grandiosen Kaisermarsch verherrlicht, rüstet er sich, der deutschen Kunst die edelste Krone zu erobern.

Und nun erst begreifen wir den letzten und tiefsten Sinn: das Idyll von Triebschen sang im Grunde nicht von dem Paradies an der stillen Seebucht, und seine Aufführung am Weihnachtsmorgen des Siegesjahres 1870 war mehr als das Gelegenheitsspiel eines häuslichen Festes im Kreise der Freunde. Dem, der es schuf, und den ersten wissenden Hörern erklang darin die Ahnung eines höheren Festspiels vor einer idealen Freundesgemeinde.

Den Verstehenden singt das Siegfried-Idyll das Geheimnis von Bayreuth: es verkündigt, daß endlich der Plan der vor zwanzig Jahren erlassenen ewig denkwürdigen „Mitteilung an meine Freunde" der Erfüllung nahe: Darbietung idealer dramatischer Kunst als Festspiel in einem Verein von Freunden, die sich künstlerisch eins fühlen wie eine Familie, an einer Stätte, die dem lastenden Erdendasein, den Sorgen des Alltags entrückt ist. Und weil dieses der tiefste Sinn jenes Ton-Idylls ist, darum wurde es während der folgenden Jahre der Vorbereitung des Bayreuther Festspiels den nächsten Freunden und Helfern zugänglich gemacht und aufgeführt als eine Art liturgische Musik der bald sich bildenden stillen Gemeinde von Bayreuth.

In jenen letzten Tagen des Siegesjahres 1870 richtete Wagner den Blick nach der Hauptstadt des werdenden neuen Deutschland: Berlin. Aus dem Asyl kehrte er zurück ins neue Deutsche Reich, an die Stelle, wo der neue Siegfried in der Majestät des allgeliebten Kaisers erstanden war.

Wie anders fand er sich hier wieder als einst, da er Berlin zum ersten Male betreten!

Siebenundsiebzig Jahre sind es heute, daß Richard Wagner seinen dreiundzwanzigsten Geburtstag in Berlin verbrachte: in trübster Lage. Seiner Magdeburger Dirigentenstelle infolge des Bankerotts der dortigen Operntruppe verlustig, suchte er, mittellos, seine komische Oper „Das Liebesverbot", einen Reflex der Kunst Bellinis und Aubers, am hiesigen Königstädtischen Theater unterzubringen, und hoffte vergeblich, trügerischen Versprechungen

trauend, dort die Kapellmeisterstelle versehen zu dürfen. Das war im Jahre 1836. Vor neunundsechzig Jahren wurde dann, am 7. Januar 1844, zum ersten Male in Berlin ein Tondrama Richard Wagners lebendig: unter seiner eigenen Leitung und mit stärkstem Erfolge, den er selbst entzückt seiner Frau brieflich geschildert hat. Nicht aus dem „Rienzi", der den Berlinern den Schüler und siegreichen Rivalen der Spontini, Meyerbeer, Auber, Halevy gezeigt hätte, sondern aus dem „Fliegenden Holländer", seiner ersten schöpferischen Tat, lernte man ihn kennen. Und nicht in den weiten prunkvollen Räumen des abgebrannten Opernhauses, wo vorher und nachher die große Oper nach Pariser Muster die Sinne berückte, sondern in dem edel schlichten Hause Schinkels, das uns heute umfängt, haben die Berliner Richard Wagner zuerst lieb gewonnen.

Hier dauern so sinnenfällig, wie vielleicht nirgends sonst in Berlin, die Erinnerungen an die klassische Zeit Weimars, an die Bühne Goethes und Schillers. Der geniale Bau, griechische Architekturformen im Geist moderner Kunst erneuernd, ist, da er die Mauern des älteren Hauses benutzt, immer noch derselbe Schauplatz, auf dem Jahrzehnte früher Berlin zuerst den Dramen Schillers und dem großen Dichter in Person gehuldigt hatte. Hier war von Iffland in einer künstlerisch abgestimmten Aufführung „Die Braut von Messina" vor eine große Öffentlichkeit gebracht worden: der kühnste Versuch einer Wiedergeburt der antiken Tragödie, aber zugleich in Stoff und Stil eine Station auf dem Wege zum romantischen Drama; die Bewährung eines Programmes, das Schiller 1797 brieflich Goethe entwickelt hatte: daß sich aus der Oper „wie aus den Chören der alten Bacchusfeste ein Trauerspiel in edlerer Gestalt loswickeln sollte", „im Pathos ein freieres Spiel, weil es die Musik begleitet." Diese Versuche einer Reform der Oper auf das Drama hin sind ein Teil einer großen europäischen Bewegung des Widerstands gegen das rhetorische, konventionelle Sprechdrama des französischen Klassizismus, die in England und Italien entstanden war, aber auch in französischen Geistern wie Diderot und Rousseau, in den Gedanken und künstlerischen Versuchen Lessings, Sulzers, Klopstocks, Herders und Wielands eine Macht wurde und in Glucks Neugestaltung der tragischen Oper ihren ersten vollendeten Ausdruck fand. Unter dem tiefen Eindruck der Tauriischen Iphigenie Glucks wollte Schiller im Einklang mit Goethes verwandten gleichzeitigen Versuchen den Chor dem Drama mit Beteiligung von Gesang und musikalischer Begleitung wieder gewinnen. Doch da der rechte Komponist sich nicht fand, griff man zu dem Notbehelf, die Chöre in einzelne sprechende Personen aufzulösen, und so blieb das dramaturgische Problem dieses Meisterwerks auf den deutschen Bühnen bis heute ungelöst. Dieser Zug zur Oper und zur gleichzeitigen Wiederbelebung des antiken Chores wie der szenischen Plastik der antiken Tragödie beherrschte damals auch Goethes gesamte Bühnenproduktion: seine „Helena", seine „Pandora", sein „Epimenides", die Vollendung des ersten Teiles des „Faust" und der ganze zweite Teil des „Faust" bezeugen das. Aus dieser Tradition und aus Anregungen von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann hat auch

Wagner geschöpft. Die Verbindung des romantischen Dramas mit einer Wiederbelebung der antiken Tragödie — das war der Leitstern seiner gesamten dramatischen Reform. Und Goethes „Faust," seit unauslöschlichen, in der Leipziger Schulzeit empfangenen Eindrücken ihm vertraut, war und blieb eine Anregungsquelle seiner künstlerischen Phantasie. Denn er fand darin, zumal im zweiten Teil, ein Programm und Vorbild für das Gesamtkunstwerk in seiner Vereinigung von Wort und Ton mit Bild und reichster Szenerie. Zu seinen frühesten Kompositionen gehören Entwürfe einer Faust-Musik, in Melodrama und Gesang, und von einer geplanten Faust-Symphonie wurde wenigstens ein Satz fertig: die sogenannte Faust-Ouvertüre.

Wenn wir heute den Schöpfer des nationalen deutschen Musikdramas, des idealen Theaters von Bayreuth feiern im Hause des nach Weimarischem Vorbild schaffenden modernen Klassizisten Schinkel, in dem Hause, darin Iffland die Braut von Messina inszenierte, in dem Hause, vor dem das Standbild Friedrich Schillers die Wacht hält, so tun wir es in dem Bewußtsein, daß Richard Wagners Lebensarbeit das Erbe Schillers und der nationalen Kunstbewegung des 18. Jahrhunderts angetreten hat, und daß sein an dieser Stelle getaner erster selbständiger Schritt, „Der Fliegende Holländer", eine Erfüllung jener Hoffnung bedeutet, es werde sich aus der Oper ein Trauerspiel in edlerer Gestalt entwickeln [1]).

Von jenem Berlin, das im Jahre 1844 hier den „Holländer" und seinen Komponisten wenige Tage nach der ersten Aufführung des Werkes in Dresden mit sympathischer Überraschung empfing, stand das neue Berlin des jungen Deutschen Reiches, in das Richard Wagner im April 1871 eintrat, weit ab.

Auf der königlichen Opernbühne herrschten als künstlerisch führende Werke jetzt „Tannhäuser" und „Lohengrin". Sie hatten der Kunst Wagners, alle gegnerischen Strömungen zurückdrängend, auch in den weiten Kreisen unbefangener Bildung eine treue Anhängerschar erworben. Unsterbliche Künstlernamen: Mathilde Mallinger, Albert Niemann, Marianne Brandt, Franz Betz bleiben mit diesen ersten Berliner Siegen der Kunst Richard Wagners ruhmvoll verbunden. Bei der ersten Meistersinger-Aufführung (am 1. April 1870), der die Anwesenheit des Königs, des ganzen Hofes und fürstlicher Gäste bedeutsamen Glanz verlieh, schien es zwar, als sollte eine Schlacht im Parkett die Gegensätze der streitenden Parteien zum Austrag bringen. Aber der künstlerische Sieg, bei dem Mathilde Mallinger und Franz Betz nächst dem Dirigenten Karl Eckert das Hauptverdienst zufiel, war trotz dieser unwürdigen Opposition und den blinden Kritiken der Presse unzweifelhaft. Die Königliche Akademie der Künste, in deren Musiksektion so mancher Gegner Wagners saß, hatte das besiegelt, indem sie dem Vielbekämpften die Ehrenmitgliedschaft verlieh.

[1]) Vgl. zu den obigen Andeutungen meine umfassendere Darstellung dieser geschichtlichen Zusammenhänge in der „Deutschen Rundschau" 1910 (Februar, März, April): „Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik".

Als Ehrenmitglied der Berliner Akademie hielt Wagner seine vorgeschriebene Antrittsrede in der Plenarsitzung des 28. April 1871 und sprach über die „Bestimmung der Oper". Er, der fast volle fünfunddreißig Jahre zuvor in Berlin vergeblich für seine romanisierende Jugendoper sich bemüht und mit seinem ersten Versuch einer nationalen Oper siebenundzwanzig Jahre vorher sich Berlin zuerst gezeigt, der im Jahre 1847 auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. die drei ersten Berliner Rienziaufführungen im Opernhaus dirigiert hatte. Aber Berlin lernte doch eigentlich jetzt erst von Angesicht zu Angesicht und mit Ohr und Seele die blitzende, hinreißende, durchgeistigte Genialität seiner Künstlernatur in zwei Konzerten kennen, in denen er Werke von sich und Beethoven dirigierte. Darunter befand sich die Faustouvertüre, das Denkmal der bittersten Zeit der Pariser Vereinsamung, aber auch der Kaisermarsch und die Schlußszene der „Walküre", Denkmäler der künstlerischen Zukunftshoffnung des Siegers. Und der ehrwürdige Kaiser des neuen Deutschen Reiches, die Kaiserin, der gesamte Hof steigerten den Eindruck dieser Tage durch ihre Teilnahme am Opernhauskonzert zur schönsten Ermutigung. Damals ward in Berlin der Geist zum ersten Mal lebendig, in dem die Tat von Bayreuth sich vorbereiten sollte.

Aber es dauerte viel länger, als Wagner und seine Freunde hofften, bis diese Tat sich vollendete. Kurz bevor es dazu kam, hatte Berlin noch einmal Gelegenheit, Wagners Künstlerwillen am Werk zu sehen. Unter seiner persönlichen Mitwirkung erschien auf der Bühne des Opernhauses die Schöpfung, welche am reinsten und künstlerisch strengsten den neuen tragischen Stil seines Musikdramas verkörpert: „Tristan und Isolde". Jedem Zeugen dieser von einer starken Begeisterung und Hingabe aller beteiligten Künstler getragenen Aufführungen bleibt insbesondere unvergeßlich Albert Niemanns Genie, das die elementare Naturkraft einer heroischen Persönlichkeit und eines singulären schauspielerischen Instinkts zu der Aeschyleischen Größe idealer Tragik verklärte und durch seine rührende künstlerische Pflichttreue, durch das volle Aufgehen in der musikalisch-dichterischen Gestalt für alle Zeit ein höchster Bewunderung und Dankbarkeit würdiges Beispiel gegeben hat.

Wenige Monate später schuf die übermenschliche Heldenkraft des dreiundsechzigjährigen Meisters, bis zum letzten Augenblick mit namenlosen Hemmungen siegreich kämpfend, dem vielverspotteten Kunstwerk der Zukunft Gegenwart und Leben. Das Vertrauen auf die Gemeinde der Freunde, der helfenden Patrone, der selbstlos mitwirkenden Künstler und auf die Hilfe deutscher Fürsten, voran des deutschen Kaisers und des Königs von Bayern, hatte dennoch nicht getrogen. Der Märchentraum des Triebschener Idylls von Siegfrieds Zukunft wird Wahrheit. Walhalls Götter und Siegfried der Held schreiten über die Bühne des hohen Hauses, auf dem lieblichen Hügel über der entlegenen fränkischen Stadt. Und unter den Hörern mit warmem Interesse der erste Kaiser des Deutschen Reichs.

Die Tat von Bayreuth hat in der gesamten Kunstgeschichte, ja in der Geschichte überhaupt, nicht ihresgleichen. Niemals hat der ideale Wille eines Künstlers, kaum je der eines Staatsmannes oder Fürsten aus eigener Kraft

gegen eine Welt des Widerstandes eine ähnlich große geistige Schöpfung aus dem Nichts hervorgezwungen. Aber jetzt auf der Höhe dieses nie dagewesenen künstlerischen Erfolges vollendet sich erst die Tragik in Wagners Leben.

Das „Unter uns" der feiertäglichen nationalen Kunst, das Festspiel in dem fränkischen Idyll war ein einmaliges Ereignis, das sich so niemals wiederholen, das die Vollendung und Ergänzung, die Wagner ihm zugedacht hatte, niemals finden sollte.

Schon dieses erste Festspiel hinterließ eine Schuldenlast, deren Deckung schwierig war und Wagner lange zu Opfern zwang. Der Plan einer Wiederholung auf gleicher Grundlage, durch freiwillige Beisteuern bei freiem Eintritt für Unbemittelte, scheiterte. Und das Hauptziel blieb unerreicht: weder kam die Gründung einer Bayreuther Schule für dramatischen Unterricht und Stilbildung zustande, welche die Grundlage herstellen sollte für die Sicherung der idealen Rechte des Kunstwerks, als ein lebendiger schöpferischer Organismus nach den inneren Gesetzen seines Geistes und seiner Form anerkannt, begriffen und dargestellt zu werden, noch gelang die Aufbringung eines großen finanziellen Fonds zur dauernden Erhaltung der Festspiele und zur Gewährung des freien Eintritts an alle, die darauf Anspruch haben.

Auch das Bühnenweihfestspiel des Jahres 1882, der Parsifal, Wagners letztes Geschenk an die Menschheit, konnte nicht in dem freien, idealen Sinn der Welt zugänglich gemacht werden, der dem Bayreuther Gedanken entsprach. Es mußte das Prinzip der an jeden verkäuflichen Eintrittskarten angewandt werden.

Mitten im Schaffen an der Parsifal-Musik hat Richard Wagner sein Siegfried-Idyll der Öffentlichkeit übergeben. Es war das ein Opfer, das er nach hartem Kampf zur Tilgung peinlicher materieller Verpflichtungen bringen mußte. Der Gattin und ihm und allen Seinen erschien es als ein Raub und eine Entweihung, diese heilige Blüte des friedlichen Eilands einer fühllosen fremden Menge preiszugeben. Aber dieses Opfer war doch auch eine Gabe an die angewachsene Schar verstehender Freunde. Neugedichtete Widmungsverse Wagners erkannten das offen an: was bisher als tönend Glück und stille Freude in des Hauses Schranken gehegt und genossen war, das soll zum Dank nun denen erschlossen werden, die Treue ohne Wanken, die dem Siegfried-Drama und dem Sohne holde Gesinnung bewiesen. Und dieses Dankesopfer selbst warb unzählige neue echte Freunde in allen Fernen der Welt, die nun geistige Teilnehmer wurden des idealen Vereins, den Wagner erhoffte. Dieser Vorgang ist von symbolischer Bedeutung: er kennzeichnet das Schicksal, das Wagners Tat und Wollen nach seinem ersten großen Bayreuther Triumph beschieden war und beschieden sein wird.

Das Wollen des Publikums der ersten Festspiele von Bayreuth, an das Wagner in einer berühmten, viel verkannten Ansprache appelliert hatte, war nicht stark oder nicht mächtig genug, die deutsche Kunst, für die hier ein erstes Beispiel — nicht etwa ein absolutes, immerdar nachzuahmen-

des Muster oder gar eine alleinige Offenbarung! — gegeben war, im vollen Sinn des Bayreuther Gedankens und dauernd zu erhalten. So mußte Wagner dem Drängen weichen, das aus allen Teilen Deutschlands, bald auch des Auslands ihn bestürmte: in München, Leipzig, Hamburg, Wien und an vielen anderen Orten beschritt im Lauf der nächsten Jahre der Nibelungen-Ring die großen Bühnen. Die heroische Tragödie für den Festtag eines feierlich gestimmten, empfänglichen Kreises an weltentrückter, idyllischer Stätte wurde ein Teil des Repertoires: ein Gegenstand des künstlerischen Wettbewerbs der großen Theater, die, mochten ihre Leiter auch bemüht sein, ideale Pflichten als die bestimmenden anzuerkennen, doch naturgemäß geschäftlichen und mancherlei menschlich alltäglichen Rücksichten sich fügen mußten.

Wagner sah dem wie ein abwartender Zuschauer zu. Aber bei der ersten Berliner Aufführung im Mai 1881 im Viktoriatheater nahm er doch teil an den letzten Proben und sagte am Schluß des ersten Zyklus, überwältigt von diesem beispiellosen spontanen Erfolg, sein letztes Wort an das vollzählig versammelte geistige Berlin. Mit herzgewinnender Güte und einem Ton bescheidenen Stolzes, der allen Zeugen dieser ergreifenden Szene unvergeßlich bleibt, bekannte er seinen Dank und seine Überraschung, daß dieses für einen kleinen Kreis von Freunden konzipierte fremdartige Werk in der großen Stadt, die hauptsächlich an Unterhaltungskunst gewöhnt sei, solchen Beifall und solch allgemeine Teilnahme gefunden habe.

Sie alle wissen, wie diese allgemeine Teilnahme in ganz Deutschland, in der ganzen Welt sich gesteigert und vertieft hat, wie Wagners Schöpfungen in Berlin gepflegt und geliebt werden. Sie alle wissen auch, wie der Nibelungen-Ring nach Wagners Tod auch an seiner ursprünglichen Stätte wieder erstand und in Darstellungen fortlebt, die sich beständig dem höchsten Ideale nähern. Dreißig Jahre nach dem ersten Festspiel hat unser Kaiser, der als Prinz Wilhelm auch jenen ersten herrlichen Berliner Nibelungentagen von 1881 beigewohnt hatte, Worte der Freude und Dankbarkeit gerichtet an die Pflegerin des Erbes von Bayreuth, die Gattin Richard Wagners: durch ihre Treue und ihre ausdauernde Kraft, für die ihr bei dem Säkularfest der Berliner Universität deren philosophische Fakultät durch ihr Ehrendoktorat würdig gedankt hat, war der Bayreuther Gedanke nun allen Werken seines Urhebers die Quelle erneuter, von den besten Kennern und Verehrern kaum geahnter Wirkung, der echten Wirkung geworden.

Fast alle, vom „Holländer" bis zum „Parsifal", haben diese Dramen nun fast Jahr für Jahr vom Festspielhügel an Tausende von Hörern aller Zungen erquickende Labung gespendet.

Die Künstler, die an diesem Bayreuther Festwochendienst mitwirken, stammen überwiegend von unsern deutschen großen Opernbühnen, doch teilweise von denen des Auslands. Und mit Stolz darf die Berliner Hofoper sich rühmen, mit ihren hervorragendsten Kräften an der musikalischen und szenischen Darstellung wie an der künstlerischen Leitung der Bayreuther Festspiele beteiligt zu sein. Die Namen, die zu nennen wären, sind auf Ihren Lippen.

So besteht ein wechselseitiger Wetteifer zwischen den Festtagsaufführungen an der Weihestätte im Frankenland und den deutschen Opernbühnen, die sich bestreben, auch im täglichen Dienst der Kunst das Feiertagsideal, wie es Bayreuth immer wieder vor Augen stellt, nicht aus dem Gedächtnis zu verlieren.

Möge dieser Zusammenhang bestehen bleiben, auch nachdem durch den Beschluß der deutschen Volksvertretung das Weihefestspiel von Bayreuth aufgehört hat, ein Vorrecht des Ortes zu sein, in dessen Erde Richard Wagners irdische Reste ruhen. Und wenn vor wenigen Monaten um den Parsifal, diesen friedenvollsten Ausklang einer erlösten Künstlerseele, zornig gekriegt wurde, so können die Parteien vielleicht heute die Waffen senken und den Hader vergessen in dem Bewußtsein, daß auf beiden Seiten ja doch Liebe kämpfte um den Besitz und vollen Genuß eines als köstlich empfundenen Guts, daß doch auch in dem hastenden Lärm der großen Städte die darstellenden Künstler und ihre Hörer mit andächtiger Seele einen Abglanz schaffen können von jenem stillen Eiland heiliger Kunst, das im Siegfried-Idyll zum Ton ward und in jedem Festtag von Bayreuth wieder auftaucht.

Daß dies geschieht und weiter geschehe, dafür wirkt nun in blühender Manneskraft der, dessen erste Kindheit und Zukunft einst im Triebschener Tongemälde sich verklärte, der am Tage der Nachricht von Sedan unter Donner und Blitz, den zustimmenden Zeichen des Himmels, getauft ward als Helferich Siegfried Wagner. Er, dem das Schicksal auch die Gabe selbständigen künstlerischen Schaffens in die Wiege gelegt hat, erfüllt mit treuester Pietät das prophetische Wort, das bei seiner Geburt Richard Wagner aussprach: „Mein Sohn wird seines Vaters Namen erben und seine Werke der Welt erhalten." —

Richard[1] Wagners Kunst und Leben sind eins, und nur zusammen können sie begriffen werden. Der Musiker, Dichter, Kunsttheoretiker; der Reformator des Theaterbaus, der szenischen und mimischen Darstellung, des dramatischen Gesangsstils; der philosophische Publizist, der Sozialethiker — sie alle bilden ein Ganzes. So wenig Goethes Naturforschung und politische Anschauungsweise oder Schillers Kosmopolitismus je als erledigt gelten können, weil unsere Wissenschaft oder wir selbst darüber hinausgekommen zu sein glauben, so wenig wird man Wagner gerecht, wenn man ihn nur als Musiker betrachtet. Gewiß darf man sich freuen, daß neuerdings die musikalische Fachwissenschaft und Kritik sich bemüht, ihn, den so lange rückständiger Hochmut der Zunft als Musiker nicht für voll nehmen wollte, in seiner rein musikalischen Bedeutung zu erfassen und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Jeder Versuch, der darauf hinzielt, verdient lebhaften Dank. Wagner steht — dies wird jetzt immer klarer — in einer Reihe mit Bach und Beethoven, und ihnen neben Weber dankt er am meisten seinen musikalischen Duktus. Aber er kennt und nutzt den reichen Schatz musikalischer Seelensprache vieler anderer Vorgänger und Zeitgenossen von Palestrina und Gluck bis auf Auber, Spontini, Spohr, Marschner, Loewe, Berlioz und Liszt.

[1]) Das Nachfolgende bis S. 22, Z. 3 und S. 22, Z. 19 bis S. 23, Z. 13 blieb bei dem Vortrag der Rede fort.

So wird er der Urheber eines neuen musikalischen Ausdrucks, im Pathetischen wie im Naiven, im Erotischen wie im Mystischen: Pfadfinder einer neuen Tonalität, einer neuen Melodik, einer neuen Harmonik, der Chromatik und freie Modulation alle Tiefen und allen Wechsel innerer Erregung aufschließen; Fortbildner und Vollender des akkompagnierten Rezitativs der alten Oper und Glucks, Webers; Bahnbrecher der dramatischen Polyphonie des Orchesters, das sich in zahlreichere Instrumentengruppen teilt und durch selbständig hervortretende bestimmte Instrumente von mannigfacher Klangfarbe charakterisierend, deutend, koloristisch mitwirkt. So wird er der Gestalter einer unerhörten redenden Plastik knapper einfacher Motive von eminenter Schlagkraft, Beseelung und musikalischem Reiz, Schöpfer einer musikalischen Charakteristik von Personen und Handlungen, von Stimmungen der elementaren Naturerscheinungen, der Landschaft und der Situation. So wird er der Meister der innern dramatischen Einheit und des dramatischen Übergangs der Stimmung. Beides erreicht er, Webers Ansätze weit übertreffend, durch Verwandlung der Opernnummern (Arien, Duette, Ensemblestücke) in eine innerlich zusammenhängende Reihe dramatischer Szenen, ferner durch Wiederkehr und künstlerische Verwebung gewisser, Personen und Situationen charakterisierender Motive („Leitmotive"), die teils in der dramatischen Symbolik der Reminiszenz, teils mit dem Fortgang der Handlung sich thematisch umbildend, in der neu erworbenen Fülle rhythmischer, harmonischer, melodischer Umfärbung und Steigerung sich als bis dahin unbekannte Ausdrucksmittel von höchster künstlerischer Bedeutung bewähren, wie sie dem gesprochenen Drama abgehen.

So wird er vor allem der Vollstrecker weit zurückreichender Bestrebungen, die Musik zu regenerieren aus ihrem verschütteten Urquell, sie zu befreien aus ihrer Entartung, von Formalismus, Virtuosentum, aus der Sklaverei des Effekts, des leeren Spiels mit dem sinnlich Schönen. Durch ihn wird die Musik, was sie in ihren Anfängen war, was sie in dem Schaffen großer Meister und naiver Künstler immer von Zeit zu Zeit wieder wurde, was sie sein soll: die Schwester der Poesie und in der Oper ihre gleichberechtigte Genossin, nicht ihre Herrin. Durch ihn ersteht aus bescheidenen Keimen seiner Vorgänger der Sprechgesang zu herrlicher Blüte, der den unorganischen Zwiespalt der Arie und des Rezitativs arioser und deklamatorischer Melodik in einer neuen, künstlerischen Einheit, der dramatischen Melodik, auflöst und so Träger wird der dramatischen Handlung. Durch Wagner erfüllt sich der Traum Rousseaus, Klopstocks, Glucks und Herders und so vieler anderer, und es erneut sich eine der Grundkräfte der Musik: die Sprache der musikalischen Gebärde, der pantomimischen Handlung. Hier wurde Wagner der Sämann einer Entwicklung, die erst in unseren Tagen sich auslebt. Unübersehbar ist die Wirkung Wagners auf die Musik der gesamten Kulturwelt. Dem die Gegner früher immer die Unfruchtbarkeit seiner Kunst entgegenhielten, weil er niemals Schule machen werde wie Mozart, der hat eine Herrschaft über alle Zweige der musikalischen Produktion ausgeübt wie kaum ein anderer. Ihm, der die deutsche Musik von der

Tyrannei romanischer Modekunst befreit hat, haben Frankreich und Italien begeistert gehuldigt. Paris, das seinen „Tannhäuser" auspfiff, drängte sich zu seinem „Lohengrin" und sucht sich nach und nach alle Teile des vielverspotteten Kunstwerks der Zukunft mit eingehendem Ernst und Eifer anzueignen. Der Komponist des „Trovatore" wird in hohem Alter Wagners Schüler. Die slawische, die böhmische wie die russische Musik hat er früh entscheidend beeinflußt. Die vor dem französisch-deutschen Krieg geäußerte Hoffnung eines seiner ersten französischen Verehrer, des Elsässers Edouard Schuré, es werde das Zukunftskunstwerk als Erneuerung der ursprünglichen Musik, die in der Poesie wurzele, Band und Mittel werden einer dereinstigen Verbrüderung aller Nationen der Menschheit, schien mir und gewiß vielen mit mir noch im Jahre 1876 eine komisch phantastische Übertreibung. Aber ist diese Hoffnung nicht seitdem in gewissem Sinne Wahrheit geworden? Hat Bayreuth nicht Jahre hindurch in dem gemeinsamen kathartischen Entzücken die Schranken der Rassen und Völker, der Konfessionen, der sozialen Unterschiede, der Parteigegensätze weggerissen und auf Tage wenigstens das jugendtrunkene „Seid umschlungen Millionen!" erfüllt? Und mag auch ein Aufflammen der nationalen Erregung diesen ausländischen Enthusiasmus vielleicht zeitweise dämpfen, darin muß die Welt einig bleiben, der größte künstlerische Deuter des modernen Geistes des 19. Jahrhunderts und der einzige, der ihm den Weg zur idealen Höhe weist, ist Wagner.

Unser Sieg von 1870, die Gründung des Deutschen Reichs, der große Aufschwung des deutschen Handels und der deutschen Industrie haben im Ausland dem deutschen Namen, der deutschen Kraft und Tüchtigkeit Respekt verschafft. Die Kunst Richard Wagners hat uns in der geistigen Oberschicht der gesamten Kulturwelt Freunde geworben und den künstlerischen Beruf Deutschlands wieder zu Ehren gebracht wie zur Zeit Schillers und Goethes.

Und wenn die gesamte Bühnenkunst der Welt seit geraumer Zeit der Zug einer Opposition gegen Realismus und Naturalismus durchzieht und das Streben nach einem idealen Stil, nach romantischer Stimmung und bedeutsamer Symbolik, wenn vielfach unsere Sprechdramen musikalische Elemente in der szenischen Struktur zur Schau stellen, so wirkt auch hier die Kunst Richard Wagners befruchtend mit.

Aber nicht der Musiker Wagner allein ist es, dem wir heute huldigen. Und auch nicht der dramatische Dichter. Wohl verblassen neben Wagners dramatischer Neugestaltung der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik alle anderen Versuche: Fouqué, Hebbel, Immermann, Jordan, Geibel, Wilbrandt, Dahn. Wohl ist die Größe und Einheit der dramatischen Idee, die Geschlossenheit der Komposition des Nibelungen-Rings eine Tat größter Dichterkraft. Und die Meisterschaft des dramatischen Kontrastes, der dramatischen Exposition (man denke an den ersten Akt des „Lohengrin", des „Tristan"!), der Situationsstimmungen, der prägnanten Charakteristik, des pathetisch-tragischen wie des grotesken und naiven Stils rückt ihn an Shakespeare, die tragische Erhabenheit, Wucht und übermenschliche Gewalt der Leidenschaft rückt ihn an Aeschylus heran. Jedoch Wagner selbst will nicht

als Dichter des Wortes, er will und darf nur als Dichter und Komponist dieses Wortes gemessen werden. Und auch dies reicht noch nicht hin: nur das Beispiel, das er gab für die szenische, mimische, gesangliche Darstellung seines Dramas in dem diesem gemäßen idealen Stil künstlerischer Wahrheit, bringt seiner Kunst volles Leben, erlaubt es, seine Leistung zu würdigen.

Die Vielseitigkeit seines Wirkens und die scheinbaren Widersprüche seiner Gesamterscheinung sind das eigentliche Geheimnis seines Genies. Kaum glaubt man ja, daß derselbe Mensch in zwei kurzen Lebensabschnitten je ein Paar so polarisch entgegengesetzter Kunstwerke hervorbringen konnte wie den „Holländer" und den „Lohengrin", den „Tristan" und „Die Meistersinger". Ebenso scheinen „Nibelungen-Ring" und „Parsifal" zwei Welten mit verschiedenen Atmosphären. Und ähnliches wiederholt sich innerhalb desselben Werks: der erste und der zweite Akt der „Walküre" und des „Parsifal" scheinen in ihrer dramatischen Antithese kaum noch demselben Künstlertemperament entsprungen. Gleichwohl bindet alle diese Gegensätze die Einheit dieses Riesengeistes, der in seiner Kunst zwar rastlos aufwärts stieg von der Überschwenglichkeit, Weichlichkeit, Redseligkeit zu geklärter Strenge der Wahrheit, im ewigen Kern seines Wesens aber von Anfang bis zum Ende derselbe und sich selber treu blieb. Mit nichten war der Parsifal ein Abfall von den Idealen seines früheren Lebens, ein seniles Zusammenbrechen vor dem Kreuze.

Unsere heutige Feier eröffnete der Chor aus dem „Liebesmahl der Apostel":

Gegrüßt seid, Brüder, in des Herren Namen,
Der uns zum Mahl in Eintracht hier vereint,
Damit inbrünstig seiner wir gedenken,
Der von uns schied, den unser Herz beweint!
Kommt her, ihr, die ihr hungert, die ihr dürstet,
Zu stärken euch, beut er sein Fleisch und Blut!
Was wollen wir nun zagen, warum schmachten,
Da solche Labung uns erquicken soll?

Das Werk, dem dieser Chor entnommen, eine „biblische Szene für Männerchor und Orchester", entstand zu Dresden im Frühjahr 1843, also in der Zeit unmittelbar nach Vollendung der Dichtung des „Venusbergs", wie damals noch der „Tannhäuser" hieß, und es zeigt seinen dreißigjährigen Schöpfer mit gleicher Andacht dem Mysterium des christlichen Abendmahls künstlerisch hingegeben wie das im Alter vollendete, aber bis in die Anfänge des „Tristan" zurückreichende Weihfestspiel vom heiligen Gral. Ja, wenn in diesem Jugendwerk Stimmen aus der Höhe der Kuppel erklingen: „Seid getrost, ich bin euch nah, und mein Geist ist mit euch", so ist hier im Keim die Konzeption des Gesanges der Knabenstimmen aus der Kuppel der Gralsburg vorgebildet.

Lange hat man in Richard Wagners Kunst die wunderbare Einheit ihrer Entwicklung verkannt. Die nächste Aufgabe der wissenschaftlichen Erforschung dieses einzigartigen Lebens und Schaffens wird es sein, gewisse durchgehende Elemente klarzustellen.

Von Anfang an durchzieht Wagner die tiefe Antinomie, in der sein dramatisches Genie wurzelt: der Widerspruch zwischen dem Ausleben der Persönlichkeit und der Weltentsagung, Liebes- und Tatenkraft und Todessehnsucht, altgermanischem Heldentum und christlichem Erlösungsbedürfnis. Das Tannhäusermotiv ist in gewisser Hinsicht das immer wiederkehrende Grundthema aller Dramen Wagners. Auf diesem Dualismus ruht sein dramatisches Genie. Und zugleich die Tragik seines Künstlerdaseins: der ewige Drang zur Welt und die ewige Flucht in die Träume der Einsamkeit. Das ist das eine. Das andere ist das eigentümliche Verhältnis von Erlebnis, Erfahrung zur künstlerischen Idee, zur Erfindung der Phantasie und zur Reflexion. Es ist erstaunlich, in welchem engen Zusammenhang ihrer Idee nach alle Dramen Wagners miteinander stehen. Sie bilden gleichsam eine kontinuierliche Reihe mit notwendiger, sich ergänzender und steigernder Vollständigkeit. Und doch vibriert in allen, viel lebendiger und persönlicher als man früher glaubte, die eigenste und innerste Erfahrung. Hier wie kaum irgendwo sonst waltet das von Goethe formulierte Gesetz der wiederholten Spiegelung in künstlerisch zeugender Kraft. Die „Meistersinger" entstanden zunächst als künstlerisches Gegenstück zum „Tannhäuser", wenn auch angeregt durch frühe persönliche Nürnberger Erlebnisse. Aber ihre Musik gewinnt erst Leben durch die Spiegelung des Gedichtentwurfs in der Lossagung von Mathilde Wesendonck. Und wie im „Tristan" Sagenstoff und künstlerische Idee, Theorie der Kunst und der künstlerischen Traumwelt sich durchkreuzen mit den Reflexen wirklicher Liebesleidenschaft und auf das Wachsen und Ende dieser Leidenschaft zurückwirken, das ist ein ergreifend anziehendes Schauspiel.

Den Anklägern gegenüber, die aus Wahn oder Sensationssucht in der Rolle des Advocatus diaboli Wagner zum Komödianten, Hexenmeister und Baalspriester einer verlogenen Kunst stempeln wollen, die Größe und Lauterkeit des Menschen, des Künstlers, des Reformators Wagner zu beweisen, ist unmöglich. Es ist aber auch nicht nötig. Im Fall Wagner werden sie ihre Sache nicht gewinnen. Als Goethes hundertjähriger Geburtstag gefeiert wurde, fanden die unsinnigen Beschuldigungen Börnes, Wolfgang Menzels und anderer noch bei vielen Gehör, und auch heute — man vergesse es nicht — gibt es in Deutschland eine mächtige Partei und weite Kreise, die Goethe verachten und hassen. Gefährlicher sind die falschen Freunde Wagners, die unter halber oder auf Teilgebiete reservierter Anerkennung giftige Pfeile der Entstellung in Lobsprüche hüllen. Aber zu gewissen Irrtümern, die auch unter gerechter Urteilenden das Bild Wagners trüben, muß man Stellung nehmen.

Wagner war nicht der blinde Revolutionär der Kunst, für den er vielen gilt. Er hat den geschichtlichen Faden unserer geistig-künstlerischen Kultur niemals durchreißen, niemals durch seine Kunst das gesprochene Drama unserer großen Dichter und die frühere Musik verdrängen wollen. Sein ganzes Leben hindurch hat er tausendfältig durch Tat, Rede und Schrift bewährt tiefste Liebe, reichste Kenntnis und sicherstes Verstehen der bedeutenden Dramatiker aller Zeiten, unter denen ihm Aeschylus, Shakespeare, Calderon, Schiller, Goethe

und Heinrich von Kleist am nächsten standen. Es lag ihm in der Zeit seiner Reife fern, zu erwarten oder gar zu fordern, daß künftig auf deutschen Bühnen nur noch Tragödien mit Gesang und Orchestermusik gegeben werden sollten. Und ebenso war er weit entfernt, die großen Meister der früheren Musik gering zu achten. Wurzelte doch sein Können und Schaffen ganz in ihnen. Ältere Meisterwerke wie Palestrinas Stabat Mater und Glucks Aulische Iphigenie hat er wieder belebt durch glückliche Neubearbeitung, und er hat, wie neuerdings verdienstliche musikalische Forschung außer Zweifel stellt, dabei eine erstaunliche Vertiefung in die fremde Künstlerpersönlichkeit und deren Stil, eine wundervolle Kongenialität bewährt. Zeitlebens betrachtete er sich dankbar als Schüler Carl Maria von Webers. Am „Freischütz", den ebenso wie den „Fliegenden Holländer" Berlin zuerst in diesen Räumen, die uns heute vereinen, kennen gelernt hat, machte Wagner als Kind seine ersten Versuche im Klavierspiel, und der „Freischütz" stand als Heiligtum über dem Künstlergelübde des aus Paris Heimkehrenden. Als Dresdner Kapellmeister war Wagner Webers Nachfolger, und er hatte diese Stellung durch die Probedirektion der „Euryanthe" angetreten. Wagner hat die Überführung der Reste Webers aus England nach Dresden durchgesetzt und die dafür aus Euryanthemotiven geschaffene Trauermusik, die er öfter in seinen letzten Jahren im Kreise der Seinen am Klavier spielte, erscholl bei seiner eigenen Bestattung. Auch Spontini und Auber, selbst Bellinis „Medea" und „Norma" hat er stets eine dankbare Anerkennung bewahrt. Von seiner Verehrung für Beethoven und Bach zu schweigen, hat er übereifrigen Freunden, die etwa fanden, an Mozarts D-dur-Sinfonie sei „nicht viel dran", mit Entrüstung widersprochen: „die Themen der ersten zwei Sätze müsse man in Diamant fassen"; auf Mozarts und Haydns Werken fuße unsere ganze Musik; das Andante in Haydns G-dur-Sinfonie gehörte für ihn zum schönsten, was je geschrieben. Und als nach dem „Parsifal" begeisterte Bewunderer meinten, nun könne ihnen Beethoven kaum noch behagen, wies er das mit äußerstem Mißfallen zurück.

Das Komponieren im Wagnerianischen Stil zu fördern oder zu loben, war er selbst der Letzte. Er wußte und hat es oft genug ausgesprochen, daß es neben und nach ihm andere Entfaltungsmöglichkeiten echter Kunst gebe von abweichender Art.

Er hat gleich Bismarck — mit seiner diesem polarisch entgegengesetzten Natur, aber mit gleicher Stärke des Willens und gleicher Heldenkraft der Seele — dem germanischen Geist im Reiche der Kunst eine neue Weltrolle von überlegener Macht erobert, und er hat über den ganzen Erdkreis hin, soweit die geistige Kultur der Menschen dringt, diesem Reiche der Kunst die Souveränität stabiliert, das heißt die innere Freiheit, das Recht und die Pflicht, sich selbst nach eigenen Zielen, Gesetzen, Formen zu regieren, die ihrer Natur und ihrer überweltlichen, aber der idealen Erziehung der Menschheit dienenden Aufgabe gemäß sind. Richard Wagner war und ist der größte Befruchter der Weltkunst, nicht etwa bloß der Musik und des Theaters, sondern aller Künste, der seit Goethe gelebt, vielleicht der größte, der je ge-

wesen. Schon das widerlegt den Irrtum, daß er der Herold nationaler Beschränkung und Überhebung, eines künstlerischen oder sittlichen Chauvinismus hätte sein können.

„Für die Erwachenden" schrieb Richard Wagner, wie er selber sagte, seine letzten Schriften, worin er, gleich Dante, der ihm in früher Jugend durch seinen Oheim, den feinsinnigen und gelehrten Kenner italienischer Literatur Adolf Wagner, nahe trat, mit heiligem Zorn wider alles Halbe und alles Gemeine seiner Nation und der Welt den Spiegel vorhält. Aber in diesem schroffen, heftigen, verbitterten Kämpfer für das Ideal der Kunst, an dem allein er Welt und Leben, Sittlichkeit, Politik, Wissenschaft maß, wohnte der unendliche, unersättliche Drang einer liebenden, mitteilungsbedürftigen, nach Liebe, Freundschaft, Verständnis lechzenden weichen Seele und die Eindrucksfähigkeit, der Stimmungswechsel eines Kindes. Held und Kind: in dieser Antinomie erschließt sich das innerste Geheimnis seiner dämonischen Natur. In allem, was er empfand, schrieb, tat und künstlerisch hervorbrachte, war und blieb er einzig das schöpferische Genie, das, gewiß nicht rein von menschlichen Schlacken, nur dem unwiderstehlichen Zwang seiner zum Göttlichen strebenden Natur folgte.

Das Menschliche in Richard Wagner redet zu uns mit der vollen Wärme erst nach seinem Tode: aus seiner Selbstbiographie, seinen Briefen an die erste Frau, seinem Briefwechsel mit Mathilde Wesendonck.

Es ist mit Recht gesagt worden: wer diese Kundgebungen nicht kennt, der kennt nicht den Künstler Wagner, der kennt und begreift nicht sein Werk und sein Wesen. Der Adel und die Güte seines Herzens strömt aus diesen drei Dokumenten, die auch, rein literarisch betrachtet, Ewigkeitswert haben, so wundervoll echt und stark hervor, daß auch der Widerstrebende davon tief bewegt wird. Wagners Briefe, zumal an die beiden grundverschiedenen Frauen, enthüllen in geradezu unvergleichlicher Weise dichterische Kunst und menschliche Aufrichtigkeit, Tiefe des Gemüts und Phantasie-Reichtum, Gerechtigkeit und sittliche Kraft, eine unendlich rührende Teilnahme für alle Schwachen, Armen, Hilflosen, eine fast beispiellose innige Liebe für die Tiere, für Hunde, Pferde, Vögel, die treuen Kameraden seiner Einsamkeit und seines Elends, und sie gehören in der Reihe der wahrhaft großen Weltbücher zu den liebenswertesten. Auch von anderen Briefreihen Wagners gehen ähnliche Eindrücke aus. Erst die unverkürzte Gesamtausgabe seiner Briefe wird den wahren Richard Wagner der Welt offenbaren. Man hat ihn einen Zauberer gescholten. Wohl, die edle Magie des Herzens, die in Liebe und Freundschaft verwandte Menschenseelen an sich zieht, ihre Treue gewinnt und unverbrüchlich ihnen dankbar Treue hält, sie hat Richard Wagner sein Leben lang geübt mit einer magnetischen Kraft, einer Fähigkeit der Assimilation und einer Inbrunst, die ihresgleichen nicht haben.

Am 9. Juni 1850 schreibt der politische Flüchtling aus Zermatt nach kurzem Zusammensein mit Frau Ritter und deren Kindern, bei der Trennung: „Da bin ich wieder allein, und das Glück ist verflogen wie ein Traum. Wie lebe ich nun? Lebe ich überhaupt?" Da hat man den Grundtrieb seiner

Natur. Aus ihm allein begreift man sein künstlerisches Wesen, begreift man das Wunder von Bayreuth und die musikalisch-poetische Symbolik des Siegfried-Idylls. Die Öffentlichkeit, für die Wagner allein schaffen konnte, war nur eine kleine Gemeinde einzelner. Das ist die Lohengrintragik seiner Künstlerschaft, im Grunde aller Künstlerschaft: die ungeheure Sehnsucht des in seiner Größe notwendig einsamen, aller menschlichen Entwicklung vorauseilenden Genies, der Welt anzugehören und von ihr verstanden zu werden in fraglos vertrauender und sein tiefstes Wesen verstehender Liebe. Das ergibt den ewigen Konflikt in der Wirkung seiner Kunst: denn diese enge Welt, der er angehören möchte, erweitert sich immer wieder zur kalten, weiten Öffentlichkeit, die das Mysterium des künstlerischen Schaffens und Wiedererschaffens, d. h. des idealen Dramas und seiner stilgemäßen Darstellung durch Stumpfheit der Sinne und des Gefühls entadelt.

Der Gehalt des Heldenlebens, dessen erstes Jahrhundert heut abläuft, gehört auf immer der Menschheit. Er kann wohl zuzeiten sinken in der Schätzung der Welt, wie auch die Wirkung des Homer und Aeschylus, die Wirkung Dantes und Shakespeares, Miltons und Klopstocks, Goethes und Schillers, Bachs und Beethovens im Wechsel der Epochen wächst und abnimmt. Aber er wird immer wieder emporsteigen. Freilich, gleich allen großen Führern der Menschheit wird auch Wagner uns geschichtlich werden. Und in diesem Sinne rücken wir in der Tat mit jedem Jahre von ihm ab. Aber seine lebendige Wirkung kann niemals ausgeschaltet, kann niemals überwunden werden. Und alle moderne Kunst, die echt ist — denn die Modekunst der Artisten hat innerlich nichts mit ihm gemein —, zehrt, sei es Musik, sei es Drama oder eine andere Kunst, auch ohne es zu wissen, von seinem Erbe, ist Frucht seines Geistes und Beispiels.

Aus der unvergleichlichen Totalität und der wunderbaren Einheit dieses Menschen und Künstlers, Musikers, Dichters, Reformators, Propheten strahlt eine unverlierbare heroische Kraft des idealen Willens, des höchsten künstlerischen Strebens und organischen Vollbringens, eine überströmende Flut menschlicher Liebe und Güte, edelsten Mitleids mit allem, was Leben und Seele hat, sei es Mensch oder Tier, ein göttliches Licht der Erlösung.

So war er und bleibt er einer der mächtigen Erwecker unserer Nation und der Menschheit. Ein künstlerischer Verwandter seines ersten dramatischen Helden, des römischen Tribunen und Danteschülers Rienzi, dessen sechshundertjährigen Geburtstag in diesem Frühling mit Rom und Italien die Welt hätte feiern sollen. Ihn, den auch moderne Wissenschaft als Narren und Phantasten mißachtet, hat Wagners erstes bedeutendes Werk mit intuitivem Verständnis in seinem wahren Wesen erkannt: als Befreier und Erwecker Roms, als Bahnbrecher des Gedankens der Nationalität, als einen der großen Propheten der modernen Wiedergeburt der Menschheit. Das schlafende mittelalterliche Rom rief er auf zu neuem Leben, zur Sehnsucht einer am eigenen Altertum gestärkten großen Zukunft. Am Pfingstfest

des Jahres 1347 begann er seine Tat: als ein Pfingstwunder des heiligen Geistes sollte sie wirken, zum Ritter des heiligen Geistes ließ er sich weihen. Mit fortreißender Kraft hat Richard Wagners unsterbliche Oper dem römischen Tribunen sein Santo Spirito cavaliere nachgetönt. Und auch das „Liebesmahl der Apostel", das uns heut in der Einleitung unserer Feier nahetrat, ist aus dem religiösen Menschheitsgedanken Rienzis herausgewachsen: die Ausgießung des heiligen Geistes stellt es dar und den Übertritt des Christentums aus der partikulären Stammesbeschränkung in den Weltberuf:

Ist denn
Jerusalem die Welt? Blickt doch um euch!
Seht die unzähl'gen Völker dieser Erde,
Die der Verkündigung des Wortes trauen!
Seht die Beherrscherin der Welt, seht Rom!
Dort wird dem Worte Macht, die ganze Welt
Gleich einem Lichtstrahl zu durchdringen!

Das ist ein Hauptgedanke in den Manifesten und Briefen des geschichtlichen Rienzi, der ähnlich auch bei Dante und Petrarca erscheint, und Wagner hat ihn sicher aus dieser Quelle. Auch Richard Wagner blieb Zeit seines Lebens ein Ritter heiligen Geistes! auch er ein Prophet und Schöpfer nationaler Erneuung und Befreiung, aber auch ein Priester der Wiedergeburt der Menschheit: gleich Rienzi, gleich Dante.

Den „Erwachenden" galt Wagners Kunst, Tat, Wort. Dieses „Wachet auf!" und dieser Drang nach Erlösung erschallt hundertfältig in seinem gesamten Leben und Wirken. In dem Chor aus dem „Liebesmahl der Apostel", den wir heute hörten, in seiner Komposition des Reformationschors von Hans Sachs, die bei der heutigen Nachmittagsfeier im Opernhaus vor der Berliner Jugend ertönen wird, in dem Morgenweckruf von Monsalvat und den Sphärenklängen der Gralschöre.

Dieses „Wachet auf!" klinge fort aus Richard Wagners schöpferischem Leben, seinen schöpferischen Taten, seinem schöpferischen Wollen, auf daß sein Leben, sein Tun, sein Wollen immerdar der deutschen Nation und der gesamten Kulturwelt bleibe das wahre „Kunstwerk der Zukunft" und allen Schläfern nah und fern stets aufs neue die frohe Botschaft bringe, die in seinem „Rienzi" dem von Unterdrückung befreiten, neues Leben hoffenden römischen Volk der Chorgesang aus dem Lateran strahlend entgegenjauchzt[1]):

Erwacht, ihr Schläfer nah und fern,
Und hört die frohe Botschaft an:
Daß Romas schmacherloschner Stern
Vom Himmel neues Licht gewann!
Seht, wie er strahlt und sonnengleich
In ferne Nachwelt siegend bricht!
Zur Nacht sinkt Schmach, so totenbleich,
Zum Wonnetag steigt Freiheitslicht!

[1]) Bei der Feier setzte hier unmittelbar ohne Pause der Chorgesang ein.

Das Haus „Zum großen Kefig".

Erzählung

von

Ruth Waldstetter.

Eine alte, ſtille und ſaubere Stadt liegt am Strom, hingelagert um ihr hohes Münſter.

Die Altſtadt, die auf den Domhügel gebaut iſt, beherrſcht den Ort. Ihre Häuſer mit den kleinſcheibigen, im Erdgeſchoß vergitterten Fenſtergruppen und der ſchmalen Bauart ſtehen an ſteilen Gaſſen, deren Enge von einer Zeit zeugt, wo ſich in dichter Ummauerung Menſch an Menſch drängte.

Mancherorts hat ſich das glattwandige Bürgerhaus auch zu glanzvollerer Geſtalt entwickelt. Da gliedern breite Geſimſe ziervoll die Wände, die einzelragenden Fenſter ſind von den pomphaften Überwölbungen des Barock gekrönt, und die Gitter, die ſich über die Geſimſe hinausbauchen, winden ſich in kunſtvoll erdachten Muſtern von vielfach verſchlungenen Stäben. Wappengeſchmückte Portale und ſchmiedeeiſerne Roſengitter ſchließen dieſe Herrenwohnungen von der Außenwelt ab. Durch die Guckfenſter der Tore aber mag der Blick in weite, brunnengeſchmückte Innenhöfe tauchen, und ihr Umfang beweiſt erſt die Größe des Baues, von dem die Straße nur die ſchlichte Front des Vorderflügels zeigt. Obgleich jede dieſer Beſitzungen ihre eigene ſtattliche Art hat, ſo ſtört doch keine mit verblüffenden Formen die ruhige Linie der Faſſadenzeile, und ſo zeugen ſie für ihre Eigentümer von einer langen Zucht vornehmer Haltung. Und wenn man die Beſitzer in ihrer würdigen Wohnlichkeit betrachtet, wo ſie das Überkommene mit ſtolzer Strenge verwalten, ſo kann man wohl glauben, daß Fürſten durch ihre Tore geritten ſind und flüchtige Königinnen den Fuß in die gaſtlichen Patrizierhäuſer geſetzt haben.

Über dieſer ruhenden, vergangenheitsſtolzen Welt ragt der Dom.

Der Gantersburger Dom iſt ſo ſchlank und hochſtrebend als irgendein deutſches Münſter, aber er hat dabei eine helle Wohlräumigkeit und herbe Klarheit der Gliederung, wie ſie nur die glücklichen Gebilde einer kräftigen Frühzeit aufweiſen. Immerhin ſind ſeine Türme und Mauern mit Bildwerk reich genug geziert, daß die Gantersburger Kinder ihre ganze bibliſche Geſchichte daran ablernen und ſich obendrein einige Kenntniſſe profaner Art aneignen könnten; aber die fromme Eindringlichkeit ihrer Vorfahren wird die

Gantersburger Jugend nicht vorzeitig über die Verführungskünste der Welt belehren; denn was zur Schule geht, sieht zumeist vom Dome nur die Turmuhr, die immer eine vorgerücktere Stunde zeigt, als man hofft; später aber, wenn die Kinder Jünglinge und Jungfrauen werden, richten sie ihre wunscherfüllten Blicke hinauf, dahin, wo die blaue Luft durch das steingraue Maßwerk zieht und am Abend die aufragende Gestalt in den metallglänzenden Nachthimmel deutet. Die Alten, denen es vergangen ist, mit Blicken und Gedanken ins Blaue zu schweifen, schätzen den Dom als einen Nutzbau ein, in dem sie ihre Rechnung mit dem Geber alles Guten regeln. Und sie sehen, wenn sie davor stehen, ausschließlich das kleine schwarze Türviereck, durch das sie hineingelangen werden, und wenn sie drinnen sind, die noch kleinere schwarze Menschenfigur, die nun für eine Stunde auf dieser gewaltigen Bühne in Handlung treten und in der Harmonie des Riesenraumes mit ihrer Stimme die Melodie übernehmen soll, einer kühnen Voraussetzung zufolge, in welcher sich der Staat einmal durch keinen Fehlschlag beirren läßt.

Die Schönheit des Domes entgeht aber den Blicken der Gantersburger doch nicht ganz, denn sind sie in der Fremde, und einer nennt den Namen Gantersburg, so wirkt es wie ein Zauberwort, das ihnen den herrlichen Bau als das Wahrzeichen der Stadt sichtbar vor Augen stellt. Und sie reden sachlich von ihm, als Leute, die gewohnt sind, von einem beneidenswerten Besitztum mit bescheidenem Anstand zu sprechen.

Es war an einem Herbsttag zur Mittagszeit. Die Straßen der Altstadt lagen noch ruhiger als sonst; die reinlich gestrichenen Häuser sahen auf leer blinkende Fahrdämme und Bürgersteige; ein Essensgeräusch, das da und dort aus den Wohnungen drang, war in der Stille vernehmbar.

In einem hohen, grauen Hause, das engfenstrig in eine schmale Gasse sah, aber über dem Tor ein Wappenschild mit dem Namen „Zum großen Kefig" zeigte, hatte man sich eben vom Tisch erhoben. Noch aber standen die Hausgenossen jeder hinter seinem Stuhl, während die älteste Tochter das Dankgebet sprach. Sie sagte den kurzen Vers mit singender Stimme wie ein Kind. Und ein kindlicher Ausdruck blieb auf ihren Zügen, als sie nach dem Amen den Kopf aufrichtete und nun mit sanfter Bedachtsamkeit an einem Nebentischchen den Kaffee schenkte. Während sie mit Augen und Gedanken dem einfachen Geschäft folgte, standen und gingen die übrigen Familienglieder nachdenklich und unentschlossen in der Stube herum; denn es traf sich, daß an diesem Tage jedes von ihnen ein Anliegen vorzubringen hatte und auf den Augenblick wartete, wo sich das Zimmer leeren würde, um damit herauszurücken.

Endlich faßte Gerhart, der jüngste, ein schöner und großer, doch überschlanker junger Mensch, einen Entschluß, verließ das Tischende, an dem er bisher aus Brotresten Männchen geknetet hatte, und wies seinem Vater ein gelbes Heft vor mit den Worten: „Papa, hier ist mein Zeugnis."

Jakob Wohltraut, der Hausherr, der, die unentfaltete Zeitung in der Hand, im Lehnstuhl saß und mit dem Bein wippte, sagte ein wenig hoffnungs-

frohes „So" und schlug das Heft auf. Als er gelesen hatte, summierte er: „Also Mathematik, Naturwissenschaft, Französisch besser; Latein schlechter. Mache, daß nächstes Mal auch dieses anders aussieht, mein Sohn."

Ohne weitere Worte griff er nach seiner Tasse und fing an, mit gespitztem Munde zu schlürfen. Gerhart entfernte sich langsam; er bewegte sich vorsichtig mit einer leichten Behinderung beim Ausschreiten. Frau Wohltraut verließ mit ihm das Zimmer.

Der Hausherr schlug die Zeitung auf, aber schon trat seine zweite Tochter, die mit der stillen Schwester nichts gemein hatte, als einen Krauskopf von dichtem Blondhaar, mit raschen Bewegungen auf ihn zu und sprach ihn an.

„Papa, ich wollte dir sagen, daß heute die letzte Anmeldefrist für den Gesangskursus am Konservatorium ist. Kann ich mich einschreiben lassen?"

Herr Wohltraut hatte sich zurückgelehnt. „Also singen willst du?" Sein Gesicht legte sich in Falten, welche die glatten Züge männlicher erscheinen ließen, und er fuhr gedämpft fort: „Ich will dir etwas sagen, Eva. Die Zeiten sind nicht leicht, dein Vater hat Sorgen, von denen du nichts weißt. Ihr lebt in den Tag hinein, und das ist euch ja zu gönnen. Aber es geht vielleicht nicht immer so fort. Ich bin eben heute zu Resultaten gekommen, die — die mich sehr ernst in die nächste Zukunft blicken lassen. — Sehr ernst!" bekräftigte er, als er ihren erschrockenen Blick sah. Und da sie den Mut nicht faßte, weiter zu fragen, fuhr er fort: „Du kannst dich meinethalben für das nächste Semester eintragen lassen; was nachher wird, das kann ich dir heute nicht sagen."

Damit vertiefte er sich in sein Blatt. Eva blieb stehen und sah mit unsicherem Blick auf ihren Vater. „In einem halben Jahr bekommt man nur die ersten Anfangsgründe; ich müßte wohl drei Jahre Ausbildung haben."

Herr Wohltraut blickte noch einmal auf. „Ich kann dir heute nichts versprechen. Mir wär es übrigens recht, wenn du etwas Nützlicheres lerntest. Ich halte ohnehin nicht viel von dem Singsang. Mache doch das Lehrerinnenexamen! Du hast ja in der Schule gute Zeugnisse gehabt. So bekommst du deine Ausbildung wohlfeiler und hast eine sichere Stellung im Leben."

„Ich möchte am liebsten singen," antwortete Eva.

„Jetzt heißt es so," rief Wohltraut ungeduldig, „und vor ein paar Wochen sagtest du, du möchtest nur irgend etwas lernen, um nicht ‚zu Hause herumzusitzen', wie du dich ausgedrückt hast. Du schlugst damals beiläufig das Gesangsstudium vor, und nun stellst du dich, als könne von nichts anderem mehr die Rede sein."

Es ließ sich nichts einwenden gegen das, was Herr Wohltraut sagte, und Eva konnte nur bestätigen, sie wisse jetzt, daß Singen das einzige sei, was sie möchte.

„So laß dich einstweilen einschreiben, wenn durchaus gesungen sein muß," schloß Herr Wohltraut achselzuckend. „Es wird der Sache bald genug von selbst ein Riegel geschoben werden. Dann kannst du noch immer ins Seminar

eintreten. Alles andere ist ja doch Spielerei." Damit vertiefte er sich endgültig in seine Zeitung. —

Als Eva das Zimmer verließ, begegnete sie ihrer Mutter. Frau Wohltraut hatte unterdessen ihrem Sohne das Lob in reichlichem Maße gespendet, das der Vater ihm vorenthielt, und seine Wirkung durch eine kleine Belohnung in Münze unterstützt. Als sie aber besorgt und fast schüchtern fragte: „Du hast heute wieder Schmerzen? Ich seh es dir an," gab ihr Sohn ein Brummen von sich, das ja oder nein bedeuten konnte, und ging davon.

Gerharts Zimmer befand sich in dem Teil des Hauses, der seiner Feuchtigkeit wegen wenig bewohnt war und erst, seit die drei Kinder als Erwachsene zu Hause weilten, benützt wurde. Auch redete man seit einem Vierteljahr von Umbau und Neuverputzen der feuchten Mauer, ohne daß sich Herr Wohltraut jedoch zu der Auslage entschließen konnte. Das Zimmer, das Gerhart bewohnte, war ein großer dunkler Raum und lag nach einem Hofe zu, den die umliegenden Gebäude mit hohen Mauern und unzähligen Treppen, Lauben, Erkern, Türen und Türchen umschlossen. Es roch süßlich feucht im Zimmer, und von der Sonne traf nur ein schwacher Widerschein durch die Spiegelung der offenstehenden Fenster den Fußboden. Der Ausstattung nach glich der Raum mehr einer Werkstätte als einem Schlafzimmer. Eine Hobelbank, eine Reihe elektrischer Batterien, ein Tisch mit Reißbrett und Vermessungswerkzeugen standen den Längswänden entlang. Den Kleiderschrank krönte das Modell eines Hauses, über Tisch und Bett schwebten Schiffsgerippe an der Decke. In einer Ecke gesondert lagen Metallwerkzeuge. — Zwischen diesen Materialien suchte Gerhart in Eile seine zerstreuten Hefte und Bücher zusammen und machte sich dann auf den Weg ins Gymnasium.

Das Ehepaar Wohltraut saß inzwischen beim Kaffee. Jakob hatte die Zeitung niedergelegt und zeigte eine gewichtig nachdenkliche Miene.

„Elisabeth," hub er an, „du erinnerst dich, was ich dir neulich über die Geschäftemacherei des neuen Warenhauses sagte? Wir haben nun heute das Halbjahrskonto abgeschlossen und können berechnen, was uns das Warenhaus in der letzten Saison für Schaden gebracht hat. Wir haben im Detailverkauf an eleganter Ware einen Ausfall von fast 10000 Mark, der gar nicht anders erklärt werden kann als durch diese Schmutzkonkurrenz." Wohltraut schwieg einen Augenblick und fuhr dann in leisem, erregtem Tone fort: „Wir werden nächstens unsern Wintereinkauf machen müssen, ohne den Posten vom Frühjahr bezahlen zu können. Es kommt zum ersten Male vor, seit die Firma Jakob Wohltraut besteht."

Seine Frau sah ihn erschrocken fragend an: „Aber was wird dann, wenn ihr nicht zahlen könnt?"

„Entweder wir müssen um Verlängerung des Kredits ersuchen — oder wir decken aus privaten Mitteln."

Er hatte das Letzte zögernd gesagt und sah nun schweigend geradeaus, auf eine Antwort wartend. Aber Elisabeth Wohltraut hatte nur mit Erleichterung gehört, daß es einen Weg gab, um der Schande des Schuldig-

bleibens auszuweichen, und überließ es, ohne Erklärungen zu fordern, ihrem Mann, ihn zu wählen. Sie seufzte nur sanft: „Auf solchen Geschäften kann doch kein Segen sein, die den kleinen Leuten das Geld aus der Tasche locken. Daß man in der Stadt Gantersburg so etwas duldet!"

„Es ist die neue Zeit!" rief Wohltraut aus. „Jedes will jetzt einen bunten Fetzen an sich tragen, auch wer nichts dafür ausgeben kann. Und das Warenhaus zieht seinen Nutzen daraus. Warum sollte es nicht? Bei diesen Leuten heißt es ja doch: jeder ist sich selbst der Nächste. Warum dann nicht Geschäfte machen mit der Eitelkeit der Menschen? Wenn man keinem Höheren mehr Rechenschaft abzulegen hat, warum sich ehrlich abplagen? Man kann's bequemer haben! Aber wie sollen wir mit diesen Leuten konkurrieren? — Wie wir diesmal unseren Saisonposten zusammenbringen, das macht mir schwere Sorgen," schloß er mit Nachdruck.

„Du sagtest eben etwas von — von —". Sie suchte stirnrunzelnd nach dem Ausdruck, den sie nicht aufgefaßt hatte.

Herr Wohltraut kniff die Mundwinkel zusammen und sah gedankenvoll vor sich in die Luft. Dann sagte er: „Du würdest mir am besten einen Teil deines väterlichen Erbes zur freien Verfügung überschreiben, daß man das Haus damit sichern könnte."

„Wenn es nur daran hängt — es ist doch besser als schuldig bleiben!" sagte Frau Wohltraut, erstaunt über die Einfachheit der Lösung, die das beunruhigte Wesen ihres Mannes nicht rechtfertigte.

„Dann erledigen wir das heute abend," antwortete er kurz.

Er zündete sich eine Zigarre an und sagte paffend: „Übrigens heute war Frau Türk im Bureau, du weißt, die frühere Frau Jäger, damals Freund Ludwigs Schwägerin. Sie ist seit dem Tode ihres zweiten Mannes wieder in Gantersburg, um ihren jüngsten Sohn hier studieren zu lassen. Der älteste ist Kaufmann und soll bereits eine Stellung in der Börsenwelt haben. Es ist kein Wunder: seine Mutter galt für eine famose Geschäftsfrau damals, als ihr Mann mit Ludwig assoziert war."

„Nun ja, es lernt sich, wenn man seit seiner Jugend hinterm Ladentisch gestanden hat," meinte Frau Wohltraut. „Ich sehe sie noch, wie sie meiner Mutter ihre Litzen und Knöpfe und Fadenspulen zur Auswahl vorlegte und an der Ladentür knixend sagte: ‚Beehren Frau Rat uns bald wieder!'"

„Jedenfalls ist sie in ihrem Leben vorwärts gekommen und hat gewußt, ihren Sohn zu einem praktischen Menschen zu erziehen," sagte Wohltraut mit erhobener Stimme. „Der Junge ist überall gewesen, in Amerika, in England, in Berlin. Jetzt soll er in Geschäften in Brüssel sein. Seine Mutter hat mir einen Börsenhandel von ihm erzählt, in dem er eine für seine Jugend erstaunliche Routine zeigt, wirklich erstaunlich. — Ich habe Frau Türk aufgefordert, morgen an unserm Herbstspaziergang teilzunehmen."

Frau Wohltraut, die unterdessen das Kaffeegeschirr zusammenschob, zeigte eine zerstreute Miene, und als sie sah, daß ihr Mann sich zum Gehen erhob, sagte sie rasch: „Jakob, meinst du nicht, wir sollten jetzt wirklich die Arbeiter kommen lassen, daß sie die nasse Mauer neu verputzen? Es ist nun

bald ein Vierteljahr her, seit Eva aus dem Pensionat kam und Gerhart in dem feuchten Zimmer liegt, und wir haben so oft darum geredet. Er hat wieder Schmerzen —"

„Ach, der Junge könnte sich auch etwas zusammennehmen," warf Wohltraut ein.

„Er klagt nicht, Jakob. Er denkt ja an nichts anderes mehr als an seine Arbeit und seine Schule, seit er weiß, daß er Ingenieur werden darf; aber ich sehe es ihm an, er geht ganz steif."

„Stelle sein Bett an die andere Wand."

„Das haben wir schon getan; es nützt nichts. Das ganze Zimmer ist feucht. Er kann sich da noch die schlimmste Krankheit holen!" klagte Frau Wohltraut.

„Ach was, man darf auch ein wenig Gottvertrauen haben," rief ihr Gatte streng.

Elisabeth schwieg.

„Du, die du eine gute Christin sein willst!" fuhr Wohltraut mit Nachdruck fort.

Elisabeth antwortete nicht; doch nach einer Pause hub sie leise wieder an: „Gerhart ist nicht der stärkste; er wächst zu rasch."

Da rief Wohltraut laut: „Ich muß dir sagen, ich fühle mich augenblicklich nicht in der Lage, 500 Mark für einen Umbau an diesen alten Kasten hinauszuwerfen."

Frau Wohltraut hatte in dem „alten Kasten" mit ihren Eltern gewohnt. Ihre Lippen zitterten, als sie, einer plötzlichen Erleuchtung folgend, sagte: „Gut, dann zahlen wir es aus dem Überschriebenen."

Wohltraut zuckte ärgerlich die Achseln. „Wenn es sein muß — verbluten werden wir uns daran nicht. Aber du wirst den Staub und den Schmutz haben."

Während dieser Unterredung saß Eva in dem Vorderzimmer im ersten Stock, das sie seit ihrer Rückkehr aus dem Pensionat bewohnte, und sah mit trüben Augen auf das Straßenbild vor ihrem Fenster.

Die Hochgasse, an welcher der „große Kefig" lag, war eine schmale, unregelmäßig bepflasterte alte Straße, gesäumt von schmucklosen, aber behäbigen Großbürgerhäusern aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert. Sie standen ohne Unterbrechung von Gärten oder Höfen eng aneinandergebaut, und da sie meist zweistöckig waren, so öffnete sich zwischen hüben und drüben nur ein schmaler, hochummauerter Durchblick ins Blau. Wenn ein Wagen durch die Gasse fuhr, so dröhnte das Echo des Rädergeratters ununterbrochen den Häusern entlang, und es kam den Bewohnern zugut, daß der Fahrverkehr in der Hochgasse, dank dem holprigen Plaster, gering war.

Auf diese enge und mauerumtürmte Straße schaute Eva, während sie ihren Gedanken nachhing, wie auf ein Symbol ihrer Umwelt überhaupt. Seit sie als Kind ein fröhliches Schulleben mitgemacht und dann halb erwachsen zwei sorglose Jahre im Pensionat verlebt hatte, war sie nie aus dem Kreise ihrer Mitjugend herausgetreten. Und nun kehrte sie in ein Heim

zurück, wo das bekümmerte Alter die Herrschaft führte und wo sie sich beklemmt fühlte, sie wußte nicht, ob wegen der sonnenlosen Aussicht und der dunklen Zimmer oder wegen ihres Vaters würdig sorgenvoller Miene. Und da ihre Tätigkeit als Haustochter sie mit dieser Umgebung verkettete, ihren Eifer aber nicht in Anspruch nahm, so wünschte sie sich ungeduldig eine Arbeit, die sie sich hätte zum Freund machen können. Sie hatte während Wochen ihre Unruhe unmutig mit sich herumgetragen, bis ihre Wünsche zu dem Plan gereift waren, den sie nun ihrem Vater vorschlug.

Während sie aber jetzt seiner Antwort nachdachte, konnte sie sich einer neuen Betrübnis, eines Gefühls unberatener Verlassenheit nicht erwehren. Und um sich davon zu befreien, suchte sie ihre Mutter auf, die ihr stets mehr Freundin als Vorgesetzte gewesen war. Sie fand sie ruhend im Wohnzimmer.

Frau Wohltraut war eine Dame, deren leibliche und geistige Beschaffenheit sich nicht eignete, den Gefährdungen des Lebens unbeschadet zu entkommen; denn ihr Sichtbares und ihr Unsichtbares war so eng verbunden, daß das eine erlitt, was das andere kränkte. Eine geringe Sorge oder Aufregung konnte bei ihr eine Störung der Herztätigkeit hervorrufen, und der Arzt hatte ihr große Schonung empfohlen. Sie pflegte deshalb täglich einer kurzen Mittagsruhe, und sie hatte sich auch heute nach den Worten mit ihrem Manne niedergelegt. Während sie aber in matten Träumen die Augen geschlossen hielt, verschoben sich bald die Gedanken, und freundliche Bilder aus der Frühzeit ihres Lebens erhellten sich vor ihrem Geist.

Sie hatte ihre Hand wieder in der Hand ihrer Mutter und trat mit ihr aus dem Haus, das ihr mächtig groß und hoch erschien. Ihre Mutter trug ein reiches Kleid von einer Seide, die glänzte und rauschte, wie sie es später nie mehr gesehen und gehört hatte. Sie war stolz, als sie neben der prächtigen Frau ging und der Nachbar aus dem „kleinen Kefig", dem Häuschen, das sich, niedrig gebaut, an das große lehnte, den Hut zog und dem Söhnlein an seiner Seite vernehmlich befahl: „Jakob, lupf die Mütz!" Er sagte das Sprüchlein immer als eine Art von Huldigung, wenn er der Gattin des Ratsherrn begegnete, und der Kleine hatte im Nachbarhaus längst seinen Spitznamen „Jakob, lupf die Mütz" weg.

Die beiden Kinder verkehrten trotz der Nachbarschaft wenig miteinander, da die Ratsherrntochter in strenger Zurückgezogenheit aufwuchs; und Elisabeth fand in ihren Vergangenheitsgedanken den kleinen Jakob lupf die Mütz erst wieder, als aus dem bescheidenen Krämerskind ein weitgereifter junger Mann und selbständiger Handelsherr geworden war, der im Gefühl seiner gehobenen Stellung den Fuß in das Nachbarhaus setzte und um die Hand der Ratsherrntochter anhielt.

Sie erinnerte sich wohl an einen bedeutungsvollen Sommerabend aus jener Zeit: der Ratsherr saß als ein kranker Mann in seinem Lehnstuhl am Fenster, — Elisabeth sah noch im Geist, wie die Sonnenstrahlen zu ihres Vaters Füßen und auf seinem edlen, mageren Gesichte spielten —, da rief er seine Tochter zu sich heran, und was er ihr nun sagte, klang wie eine Beichte:

Er war selbstisch gegen sie gewesen. Er hatte ihr verschwiegen, daß ein ehrbarer junger Mann sich um ihre Hand bewarb. Sie lebten ja seit zehn Jahren, seit Elisabeths Mutter tot war, unzertrennlich miteinander, und er hatte den Gedanken an eine Veränderung nicht ertragen können. Aber nun war das überwunden, und er wollte das wiederholte Gesuch des jungen Mannes unterstützen, nämlich wenn sie selber sich ihm nicht abgeneigt fühlte. Der Freier aber war Jakob Wohltraut vom „kleinen Kefig".

Und als Elisabeth vor dem alten Mann niederkniete, seine Hände küßte und ihm sagte, daß sie ihn nie, nie verlassen könnte, da mahnte er sie zur Ruhe und sagte ihr ohne Bedenken, daß seine Tage gezählt seien und er sie, die geschwisterlose, nicht allein und ohne Schutz in einer Welt, die sie nicht kenne, zurücklassen dürfe. Als er so sprach, weinte sie; aber sie hatte in ihrem Herzen zu seinem Wunsche schon ja gesagt, um ihm Ruhe zu geben.

Der alte Ratsherr hatte nicht umsonst gesorgt; Elisabeth war noch kein Jahr lang verheiratet, als ihr Vater in einer Nacht kampflos entschlief.

Und dann hatte sie keinen Freund mehr als ihren Mann. Wenn sie an die ersten Jahre ihrer Ehe mit dem wesensfremden Gatten dachte, so fühlte sie eine Pein an ihrem Herzen, und sie wandte die Gedanken anderen Zeiten zu, um ihre körperliche Schwäche zu schonen. Sie stellte sich die drei Kinder vor, in ihren frühen Jahren, als sie noch ganz der Mutter gehörten, die still heitere Margrit, Eva, den Trotzkopf, und den Jungen, der zart und ihr Sorgenkind gewesen war, und dem die Vorübergehenden nachsahen wegen seiner Schönheit. Es waren gute Zeiten gewesen, als sie mit den Kleinen die alten, frommen Lieder ihrer Kinderzeit sang und ihnen am Sonntag die heiligen Geschichten erzählte, die sie so gerne hörten! Wie hatten sie eifrig gelauscht und oft darein geredet, und wie hatte Gerhart den strammen kleinen David so gern gemocht! Sie selber konnte in jenen Stunden vieles vergessen. Es wurde ihr frei und warm, wenn sie ihre drei kleinen Freunde bei sich hatte. —

Sie sah sich im Geist noch in der traulichen Kinderstube, als Eva, das kraushaarige Kind ihrer Erinnerung, nun ein schlankes Fräulein, vor ihr stand und in ihrer raschen Art sagte: „Schläfst du? Störe ich dich? Ich gehe mich für nächstes Semester am Konservatorium anmelden. Papa hat mir's erlaubt!"

Frau Elisabeth merkte begierig auf, und als Eva sah, wie die Mitfreude ihre Züge besonnte, zog sie die Mutter fröhlich in die Arme und hatte den trüben Augenblick von vorhin vergessen.

Am Abend dieses Tages schlenderte Gerhart, das Racket in der Hand, nach dem Tennisplatze. Sein Sportanzug glänzte hell in der dunklen Gasse, und wenn Mädchen daher kamen, schlugen sie die Augen auf nach der schlanken, jungmännlichen Gestalt. Er ging zwar mit einer unüberwindbaren Behinderung, die ihm ein starker Schmerz in Hüfte und Rücken verursachte. Aber er hatte sich dadurch den vergnüglichen Abend, der ihm in Aussicht stand, nicht rauben lassen.

Der Tennisplatz lag am jenseitigen ländlichen Stromufer, und Gerhart

ließ sich, den Umweg über die Stadtbrücke vermeidend, in der Fähre übersetzen.

Er fand den Tennisplatz leer, nur von der Bank unter dem Schattenbaum schimmerte ein helles Kleid. Er freute sich, daß er sich dieses Alleinsein so schön ausgerechnet hatte, und sandte schon einen Blick des Einverständnisses voraus, der von der jungen Dame unterm Baum mit einem Willkommlächeln beantwortet wurde.

„Möchtest du spielen, Emmy?" fragte Gerhart. „Ich kann nämlich nicht."

„O, dann setzen wir uns und plaudern," meinte die junge Dame munter. „Es ist übrigens auch zu schwül zum Spielen."

Sie ließen sich nieder und sprachen von diesem und jenem, ruhig, als zwei alte Freunde. Sie fragte nach seinem Zeugnis.

„Besser," antwortete er, „großartig."

„Deine Mama wird sich gefreut haben."

„Ja, natürlich."

„Und Papa Wohltraut?"

Er zuckte die Achseln. „Siehst du, dein Vater ist ja streng, aber er denkt für dich. Meiner — ich weiß eigentlich nicht, ob ihm viel an mir liegt."

„Dafür hast du eine Mutter," antwortete Emmy, „und ich habe meine nicht gekannt."

Gerhart blickte auf ihr feines Profil und sagte: „Ich denke mir, sie muß so ausgesehen haben wie du."

Emmy zerfaserte ein Blatt und hub nach einer Weile an: „Ich freue mich bloß, daß du nun wirklich Ingenieur werden darfst."

„Ja, und dann," rief Gerhart, „wenn ich in den Bergen bin und Brücken auf hohen Pfeilern baue, dann mußt du kommen und sehen!"

„Dann kommt aber eine alte Dame," sagte Emmy.

Er lachte auf. „Meinst du, ich will zwanzig Jahre studieren? In zehn Semestern bin ich fertig. Oder — findest du das lang?"

„Ich? Warum? Aber wenn du auf dem Technikum bist, wirst du doch Mütze und Band tragen, nicht?"

„Würde dir das gefallen?"

„Ich meine, es gehört zu einem Studenten." Emmy verfiel in stumme Zerstreutheit. Gerhart beobachtete sie und sagte gedämpft: „Ein Student ist nicht mehr als irgend ein anderer."

Sie zeigte ihm mit einem niedlichen Lachen ihre weißen Zähne. „Du sprichst so weise wie Papa."

„So, sagt dein Vater das? Kommt ihr darauf zu sprechen?" Er sah vor sich nieder und rupfte kräftig Grashalme aus.

Sie wurde tiefrot. „Wer sagt denn das? Übrigens es ist schon spät. Und dort stehen Gewitterwolken. Es wird nächstens regnen. Ich muß gehen."

„Kann ich dich begleiten?"

„Bis zur Fähre," sagte sie.

„Morgen kommst du zum Herbstspaziergang?" fragte er.

„Ja."

„Sicher?"

„Sicher."

„Wer kommt sonst noch mit?"

„Ich weiß nicht," erwiderte sie unschlüssig und errötete wieder.

Er sah sie an und sagte trüb: „Also adieu denn."

„Adieu — Student!" rief sie und blinzelte ihm zu.

Emmy war die Tochter von Gerharts Paten Ludwig Jäger, und die Kinder kannten sich von Jugend auf. Doch war Gerharts Verehrung für Emmy plötzlich und unerwartet entflammt, als das Fräulein in der Glorie ihrer jungen Reife aus dem Pensionat zurückkam und der damals Fünfzehnjährige sie mit dem Blick der ersten Sehnsucht in ihrer neuen Lieblichkeit sah. Emmy hatte sich in den verflossenen zwei Jahren seinen Ritterdienst um so lieber gefallen lassen, als er in seiner Neigung das andächtige Wesen der frühen Jahre mit der klugen Besonnenheit eines erfahreneren Alters verband.

An diesem Abend blieb Gerhart in unfroher Stimmung zurück. Emmys Andeutungen reizten ihn zu Ärger und Neugier. Er legte sich ins Ufergebüsch und versuchte, seine Gedanken in künftige Zeiten zu lenken, um von dem Eindruck des Abends loszukommen. Er dachte sich mit dem guten Glauben seiner Jahre gern in das vollkommene Glück reifer Männlichkeit hinein; am liebsten aber verweilte er in der Vorstellung seiner einstigen Berufstätigkeit als Leiter und Überwinder von Elementen, deren Widerstand schon den Knabenspielen den höchsten Reiz verliehen hatte. Er suchte sich mit diesen Gedanken über eine körperliche und geistige Unlust hinwegzuhelfen, die ihn beherrschte und stand erst bei anbrechender Dunkelheit auf, als schwere Regentropfen fielen.

Es war ein Zusammentreffen von mißlichen Umständen, an dem niemand, als höchstens ihm selber, eine Schuld zukam — so sagte sich Gerhart oft in der nächsten Zeit —, daß er die letzte Fähre verpaßt hatte, daß er im Gewitterregen naß bis auf die Knochen wurde und den Heimweg im Unwetter unter verbissenen Schmerzen nur sehr langsam zurücklegen konnte, so daß in der nächsten Nacht die Krankheit ausbrach, die schon lange in ihm gewühlt hatte.

Am Morgen konnte er nicht aufstehen, und seine Mutter ließ den Arzt rufen. Der fand eine beginnende Entzündung im Hüftgelenk, ließ den Patienten in ein sonniges Zimmer schaffen und verordnete Ruhe und Wärme.

Als zu Mittag die Arbeiter für den Mauerbau kamen, war Gerharts Zimmer allerdings geräumt, aber Herr Wohltraut mußte die Leute auf später bescheiden, da ein Kranker im Hause sei.

Nach dem Essen machte sich Wohltraut mit den Töchtern auf den Weg zum Bahnhof, wo man die übrigen Ausflugsteilnehmer treffen wollte. Die Jägers waren schon da. Emmy stand spähend an der Wartesaaltür, während ihr Bruder Salomon, der eben vom Militär zurückgekehrt war, einem eleganten jungen Mann in Studentenmütze Kasernengeschichten erzählte, wobei er aus breitem Munde lachte.

„Und Gerhart?" fragte Emmy.

„Er läßt dich grüßen und er sei nicht wohl," sagte Margrit traurig. „Und er werde dir schreiben, wenn er wieder zum Tennis komme."

Emmy wollte genauen Bescheid über sein Ergehen wissen und zeigte auf einen Augenblick eine enttäuschte und besorgte Miene.

Dann traten die übrigen Anwesenden hinzu, voraus eine vollbusige Dame in praller Taftbluse und hohem Federhut. Sie lächelte und zeigte große blinkende Zähne, während ihre Augen wachsam um sich sahen.

„Wer ist denn das?" fragte Eva. „Die gehört doch nicht zu uns?"

„Es wird Frau Türk sein," flüsterte Margrit und folgte dem Wink ihres Vaters, um sich vorstellen zu lassen.

„So, dies ist deine Älteste," sagte Frau Türk mit einem musternden Blick über Margrits Erscheinung. Sie hatte das Du aus den früheren Freundschaftszeiten, als ihr erster Mann noch lebte, beibehalten.

„Und die dort, die gleicht ja deiner Frau wie aus dem Gesicht geschnitten."

„Eva!" rief Wohltraut. „Eva! Margrit, ruf doch mal Eva her!"

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" lächelte Frau Türk.

„Ich erinnere mich nicht — ich glaube, ich war noch sehr klein —" Eva wurde rot und sah sich nach ihren Gefährtinnen um.

„Nun, Eva, sonst weißt du nichts zu sagen? Man sollte nicht meinen, daß du eben aus dem Pensionat kommst," tadelte Wohltraut. „Sie ist oft noch ein rechtes Kind!"

„Ein Blümlein Rührmichnichtan!" versetzte Frau Türk. Dann rief sie ihren Sohn, den Studenten, und stellte ihn den Damen vor.

Fred Türk maß die Mädchen mit einem kundigen Blick und wandte sich dann zu Eva: „Sie sind gestern um drei Uhr durch die Hochgasse gegangen, und Sie trugen — warten Sie — einen großen schwarzen Hut mit weißen Rosen, stimmt das, gnädiges Fräulein?"

„Ja, das war ich," sagte Eva.

„Sehen Sie! Ich erkannte Sie sofort wieder."

„Ich habe Sie nicht gesehen."

„Ja, Sie schienen sehr gedankenvoll."

„Ich hatte einen wichtigen Gang zu tun."

Fred lächelte. „Darf man fragen, wohin gnädiges Fräulein der wichtige Gang führte?"

Eva wurde rot und fragte plötzlich auf die andere Seite: „Sind wir alle beisammen?"

„Noch eine Nummer fehlt," beeilte sich Salomon zu sagen. „Noch ein Schaf aus Papas Herde, ein schwarzes, ein mageres schwarzes; ja, ich versichere dich, Eva, du wirst es sehen, ein hageres, mageres, schwarzes, womit ich nicht sagen will, daß Christof Holzer ein Schaf sei — er ist nämlich ein — ein Missionar, ein angehender Missionar!" Salomon lachte kollernd, und als nun auf dem Bahnsteig ein junger Mann in schwarzem Anzug erschien, rief er laut: „Holzer, wenn man dem Schaf ruft — ich habe eben gesagt,

aus Papas Herde fehle noch ein Schaf, ein schwarzes, womit ich nicht sagen will —"

„Sei doch still," flüsterte Emmy, während der Ankömmling nach einem Blick auf den Rufer die Gesellschaft begrüßte. Es war ein junger Mann von sehniger Gestalt und eckigen Schultern, dessen harter Körperbau und breite Stirn eher den Sprößling eines arbeitsstolzen Bauerntums als den künftigen Prediger verrieten.

Da die Gesellschaft vollzählig war, stieg man ein, und nach kurzer Fahrt erreichte man das sonnige Stromgelände, an dem die Reben tiefrot zwischen blauem Himmel und blauen Wellen leuchteten. Auf der Landstraße am Wasser fuhren Winzerwagen mit mächtigen Fässern, und zwischen den Weinstöcken bewegten sich allerorts die dunklen Körper der Arbeiter. Oben, wo sich Berg und Himmel berührten, standen die weißgestrichenen Rebstöcke blendend vor dem Blau.

Um die Herbstpracht zu genießen, stieg man zeitig aus und ging die letzte Wegstunde bis zu dem Dorfwirtshaus, welches das Ziel des Ausflugs bildete, zu Fuß. Fred Türk hatte sich zu Emmy gesellt, die, liebenswürdiger als ihre Gefährtin Eva, mit erhellter Miene den schmeichelhaften Reden und schnurrigen Geschichten des Studenten lauschte. Und es befeuerte ihn in ungewöhnlicher Weise, wenn das Mädchen mit dem Madonnengesicht durch ein verschämtes, halblautes Lachen ihren Beifall zu seinen Reden kund gab.

Eva pflückte unterdessen buntes Laub am Wegrand und antwortete einsilbig auf Salomons Reden, dem jedoch ihr karges Erwidern den Mut nicht dämpfte. Er ließ es sich auch nicht verdrießen, wenn sie weit zurückblieb oder ihm auf der eigenwilligen Pflanzensuche vorauslief und er sich plötzlich allein, der Luft predigend entdeckte.

Ein drittes Paar bildeten Margrit und Holzer. Sie waren nicht durch einen Wunsch, sondern als gesponslose Überbleibsel der Gesellschaft notgedrungenerweise zusammengekommen; doch nun unterhielten sie ein gemächliches Gespräch über die Folgen des Weinbaues auf Sitten und geistige Tüchtigkeit der Bevölkerung, und Margrit, die sich eifrig und unerfahren in verschiedenen Wohlfahrtsvereinen betätigte, hörte gern den besonnenen, von einem starken Gefühl für das Gemeinwohl erwärmten Reden des geistlichen Bauernsohnes zu.

Am Ende des Zuges marschierten Papa Wohltraut und Frau Türk. Sie sprachen von den schlechten Zeiten.

„Es ist wahrhaftig nicht anders," sagte Minna Türk, „es gibt keinen einträglichen Beruf mehr als das Bankfach und die Chemie. Ja, wenn ich offen sein soll, ich habe oft im stillen Gott gedankt, daß er mich, eine unberatene, alleinstehende Witwe, bei der Berufswahl meiner Söhne mit dieser Einsicht begabte. Du kannst mir glauben, es ist nicht leicht für eine Frau, für die Ausbildung erwachsener Söhne allein zu sorgen. Und dann gibt es doch gewisse Momente, nicht wahr, gewisse Fälle, in denen ein Wort des Vaters am Platze ist, wo eine Mutter eine gewisse Scheu — nicht wahr, du verstehst mich —"

„Ich bin ganz deiner Ansicht,“ sagte Jakob Wohltraut mit Nachdruck.

„Ich darf ja zwar, gottlob, bekennen, daß mir meine Söhne in dieser Beziehung wenig, ich kann sagen keinen Kummer gemacht haben. Es kommt doch alles darauf an, was für ein Geist im Elternhause weht. Ich habe meinen beiden Söhnen, wie sie zum ersten Male in die Fremde zogen, das schöne Andachtsbuch ‚Die tägliche Erbauung‘ mitgegeben — ohne viel Worte, bloß mit einem Spruch von meiner Hand geschrieben — beide haben es heute noch bei sich.

Wohltraut nickte. „Dein Ältester muß ein patenter Kerl sein. Merkwürdig, daß er sich eben für ein Papier verwendet, für das ich mich augenblicklich stark interessiere.“

„O, er ist immer vornedran. Und hat einen selten geschickten Griff — ich kann es ohne Überhebung sagen; es ist ja alles eine Gabe von oben. Aber das darf ich dir versichern: Wer mit ihm in Geschäften zu tun hat, der ist solid bedient.“

„Reist er viel in diesen Angelegenheiten?“

„Ach, heute in Berlin, morgen in Mailand, das ist ihm ein Katzensprung.“

„Da wird man ihn auch hier einmal zu sehen bekommen? Das wäre mir sehr angenehm,“ sagte Wohltraut nachdenklich.

„Ich kann dir nur das sagen,“ wiederholte Frau Türk, indem sie einen Augenblick stillstand und sich zu Jakob wandte, „mit Bob ein Geschäft zu machen, das ist ein Vergnügen, wirklich ein Vergnügen. — Fred ist ja ganz anders,“ fuhr sie im Weitergehen fort, „so recht ein lieber Junge, weißt du.“

„Eine tadellose Figur,“ lobte Wohltraut.

„Und gesund und kräftig!“ sagte Minna und zwinkerte mit den Augen. „Er hat es nicht gestohlen!“

Minna lächelte. „Na, na, man merkt das Alter!“ Und sie wiegte bedeutungsvoll den Kopf.

Doch Wohltraut sagte: „Wieso? Ein wenig Fülle schadet gar nichts.“

„Aber man wird so bequem! Früher stand ich um halb sechs Uhr auf, jetzt um sieben!“

„Nun, ich meine, du hast dir das bißchen Ruhe verdient.“

„Ach Gott, Jakob, ich denke immer noch, ich müßte alles selber machen. Nicht wahr, ‚wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!‘“

„Wir verstehen uns!“ sagte Wohltraut.

Man war am Ziel. Über der Wirtshaustür hing der grüne Kranz zum Zeichen, daß hier süßer Wein geschenkt werde, und aus dem Garten scholl der Stimmenlärm trinkfröhlicher Menschen. Man eroberte mit Mühe einen Tisch, und da die Bedienung auf sich warten ließ, ging Frau Türk selber zum Büfett und holte Gläser und Teller, während sie die jungen Mädchen zur Hilfe antrieb.

„Bravo, bravo, Frau Türk!“ rief Wohltraut, bei dem sich nach und nach die beste Laune einstellte, als Minna, die Manschetten der Taftbluse

aufgeknöpft und die bloßen Arme vorgestreckt, mit einem Turm von Tellern, den ein goldener Käse krönte, erschien.

Salomon, der in diesem Augenblick von einem unbeherrschten Lachanfall übermannt wurde, stieß gluckfend zu seiner Nachbarin Eva, die an ihrem Platze geblieben war, hervor: „Warum — warum hilfst du nicht auch und stülpst deine Ärmel zurück?" Worauf Eva antwortete: „Ich bin keine Kellnerin," und der alte Jäger, indem er ihr auf die Hand klopfte, sagte: „Bleib du nur sitzen; die Leute sollen uns bedienen, wenn sie wollen, daß wir ihren Wein trinken."

Bald war denn auch der begehrte Tropfen geschenkt, und über dem geselligen Mahl wurde die Unterhaltung fröhlich uud allgemein. Und als man in der Abendkühle aufbrach, waren alte Freundschaften besiegelt und der Keim zu neuen dem gegenseitigen Bedürfen anvertraut.

So kam es, daß Fred Türk, als er sich von Emmy verabschiedete, sagte: „Also du gestattest, daß ich dir morgen die Einladung zu unserem Bummel schicke?" Und als sie errötend bejahte, setzte er hinzu: „Und wenn Onkel es nicht erlauben will, dann spreche ich selber bei ihm vor." Er sagte das mit einem so siegessicheren Lächeln, daß Emmy nicht anders konnte, als ihn anstrahlen in frohem Einverständnis.

Das Lebewohl, das Margrit Christof Holzer bot, mußte seine Wunschkraft länger bewähren als auf ein paar Tage. Es sollte Glück und Bewahrung über den Prediger in das Land der Fieber und der tödlichen Hitze tragen, für das er sich in diesen Wochen einschiffte.

Die Jägers begleiteten die Familie Wohltraut noch ein Stück Weges. Und während die Väter bedachtsam zusammenschritten, sagte Jäger: „Ich habe mich übrigens nach der Kongobahngesellschaft erkundigt, von der du neulich sprachst. Sie ist allerdings finanziell solid fundiert; aber die politischen und wirtschaftlichen Machenschaften da drunten, von denen der Erfolg der Bahn immerhin abhängt, kannst du eben von hier aus nicht kontrollieren. Ein geriebener Börsenfuchs könnte ja mit einem solchen Papier einen großen Coup machen; aber — Hände davon lassen, heißt es für unsereinen, mein ich."

Wohltraut senkte den Kopf und kniff die Lippen ein.

„Ich wollte es dir nur bemerken, für den Fall, daß du etwa daran denken solltest, der Sache näher zu treten, was weiß ich," schloß Jäger vorsichtig.

„Tja," sagte Wohltraut, „ich habe die gleichen Bedenken gehabt, genau die gleichen Bedenken, die du jetzt äußerst; aber ich höre, daß sich gewiegte Fachmänner ins Zeug legen; das scheint mir doch immerhin eine gewisse Garantie —"

„Ah bah, Fachmänner!" sagte Jäger derb, „was nicht Spitzbuben sind, das sind selber hinters Licht geführte Optimisten, die ein Zufallsglück in die Laufbahn getrieben hat und ein Mißgeschick wieder hinausschmeißt. — Ich fürchte fast, mein Neffe Türk gehört zu der Sorte. Dem Jungen hat ein Vater gefehlt."

Wohltraut horchte auf. „Ich glaube, du siehst zu schwarz. Ich habe

aus den Erzählungen seiner Mutter den Eindruck eines sehr tüchtigen und vertrauenswürdigen Kaufmannes gewonnen. Ich glaube, der wird seinen Weg besser machen als wir alle."

„Mir soll's lieb sein," antwortete Jäger. „Nun, bei mir ist bald Schluß der Bude. Der Ausverkauf beginnt in vierzehn Tagen. Ich habe nun dreißig Jahre lang gute Pelze zu guten Preisen abgegeben und mag mich mit dieser Warenhaus- und Schundkonkurrenz von heute nicht mehr herumärgern. Das sollen Junge tun."

„Am besten ist es vielleicht, man macht es wie du," seufzte Wohltraut. „Ich für mein Teil hoffe ja immer noch, daß Gott es dem Ehrlichen gelingen lasse. Aber die Lage ist schwierig, sehr schwierig. Der Geschmack ist unsolid geworden — auch in unseren guten Bürgerkreisen, du hast es ja selber erfahren — und daran ist das Warenhaus mit seinen protzigen Auslagen schuld. Nein, wer heute ein bescheidenes Vermögen solid verzinsen will, der soll es nicht in einen Privatbetrieb stecken, wo man froh sein muß, seine Kosten herauszuschlagen. Anschluß an das Großkapital, das ist noch das Sicherste!"

„Wenn's einer aushält!" bemerkte Jäger.

Man näherte sich dem großen Kefig, wo die jungen Leute wartend standen und Salomon mit weinschwerer Zunge verkündete: „Ich weiß schon, Eva, du bist keine Kellnerin. Du hast es mir heute gesagt, haha, du seist keine Kellnerin. Na, aber hör mal, Eva, hab ich dich etwa je mit einer Kellnerin verwechselt, also sag, hab ich dich je in den Arm gekniffen, oder in die Wange, hab ich —"

„Salomon," rief Jäger, „dämpfe deine Zunge!"

Man trennte sich. Eva ging, ihren Laubstrauß im Arm, in das Krankenzimmer. Wohltraut ließ sich entschuldigen, da er noch am Schreibtische zu tun habe.

Sein Geschäft bestand darin, daß er einen Brief an Richard Türk, im privaten Leben Bob Türk genannt, schrieb und ihn selber zur Post brachte.

Gerhart und seine Mutter hatten einen stillen Nachmittag verlebt. Gegen Abend war der Arzt gekommen und hatte den Patienten nochmals untersucht. Er war einer jener Mediziner, die in ihrem Berufe wortkarg und unerschütterlich geworden sind; aber, mochte es nun sein, daß ihm der junge Körper leid tat, oder daß ihm Gerharts standhafte Selbstbeherrschung während der Untersuchung gefiel, als er sich darauf einen Augenblick an das Bett setzte, legte er dem Kranken die Hand auf den Arm und sagte mit ermunternder Teilnahme: „Jetzt heißt es ein wenig Geduld haben, Herr Wohltraut. Wir wollen in der Behandlung mit Wärme fortfahren, und Sie müssen mir versprechen, unterdessen ganz ruhig zu liegen, damit die kleine Entzündung ohne Folgen verheilt."

„Folgen?" wiederholte Gerhart.

„Es kommt vor," sagte der Arzt schonend, „daß das Gelenk nicht völlig seine alte Beweglichkeit zurückerlangt, was beim Gehen etwas hinderlich ist. Deshalb ist es in Ihrem Interesse, wenn Sie möglichst unbeweglich liegen."

„Weiter kann man nichts tun?" fragte Gerhart gespannt.

Der Arzt schüttelte bedauernd den Kopf. „Still liegen und Wärme ist die Hauptsache. Also: Guten Mut!“

Als er gegangen war, schloß Gerhart die Augen und kehrte den Kopf zur Wand. Elisabeth setzte sich an das offene Fenster und sah müßig auf die Gasse und die grauen Häuser. Die Sonne hatte die Straße schon verlassen; aber sie schien noch mit langen Strahlen durch die kleinen altmodischen Scheiben in das lautlose Zimmer. Elisabeth fühlte das wehmütige Licht des Herbsttages; aber die Zeit verging, ohne daß sie auffaßte, was sie sah. Sie hatte ein anderes Bild vor Augen: Gerhart, den frischen schönen Jungen, so wie sie gewohnt war, ihn zu sehen, und dann einen andern und doch denselben, entstellt an seiner geschmeidigen Jugendlichkeit und schwerfällig durch das körperliche Gebrechen.

„Mama,“ sagte Gerhart, „kann ich was zu trinken haben?“

Elisabeth fuhr auf und wischte sich die Augen. Sie hatte ein Lächeln, das nicht eben wie Sonnenschein aussah, auf dem Gesicht, während sie Gerhart das Glas reichte.

Als er getrunken hatte, sagte er, indem er vor sich auf die Bettdecke sah: „Wenn — wenn ich nicht Ingenieur werden könnte, so will ich nächstes Jahr aus der Schule.“ Wie ihm aber Elisabeth auf dieses Endergebnis seiner trübseligen Gedanken nicht antwortete und nur stumm seine Hand drückte, rief er mit einem ungeduldigen Seufzer aus: „Ich möchte etwas zu lesen haben, etwas Fröhliches, so was wie ‚Die Leute von Seldwyla!‘“

Elisabeth war noch dabei, ihm mit sanfter, gewissenhaft betonender Stimme vorzulesen, als Eva eintrat und den leuchtenden Laubstrauß dem Patienten auf das Bett legte.

In Gerharts Augen kam etwas Glanz, als er sagte: „Hallo, ihr habt ja den ganzen Wald ausgerissen!“

„Ich war ordentlich froh, daß ich was zu tun hatte,“ antwortete sie. „Den ganzen Weg lang hat mir Salomon vorgefaselt, und schließlich war er noch angeheitert. Ich wär lieber bei euch gewesen. — Emmy läßt dich grüßen.“

„Hat sie auch mitrupfen müssen?“ fragte er, indem er die braunen Blätter in seinen Händen knistern ließ.

Eva wurde rot. „Sie wußte nicht, für wen ich pflückte, und dann war Frau Türk da mit ihrem Sohn, der Emmys Stiefvetter ist; mit dem mußte sie höflich sein und durfte ihn nicht stehen lassen.“

„Wer ist das? Was ist der?“ fuhr Gerhart auf.

„Es ist ein Student, der einem Komplimente macht,“ sagte Eva geringschätzig. „Man kann sich nicht unterhalten mit ihm. Emmy durfte natürlich nicht grob sein, weil er sozusagen ihr Vetter und hier fremd ist.“

„Das muß ja ein kurzweiliger Ausflug gewesen sein,“ seufzte Gerhart verdrossen. Und da er müde dalag und schwieg, verabschiedeten sich die Frauen.

An diesem Abend fügte der Hausherr der täglichen Andacht eine Bitte für die Gesundung seines Sohnes bei, und während der Folgezeit wiederholte er sie in jedem gemeinsamen Morgen- und Abendgebet.

Jakob Wohltraut war in den nächsten Wochen mehr als je von seinen Geschäften in Anspruch genommen. Er gehörte zwar nicht zu jenen geborenen Handelsmännern, die von Zahlen träumen und den Wert ihres Selbst mit Kapital multiplizieren. Wohltrauts Streben hatte von Anfang an eine andere Richtung genommen. Sein Vater, der ehrliche Krämer, hatte ihm den Respekt vor allem, was die Würde überlieferten Ansehens besitzt, eingepflanzt. Der alte Wohltraut war sein Leben lang nur ein bescheidener, aber ein zuverlässiger Anhänger der konservativ-orthodoxen Machtpartei gewesen. Und er hatte wankellos auf alles geschworen, was von dort kam, und hatte sich um so eifriger zu seiner Gesinnung bekannt, als man es wenig der Mühe wert hielt, ihn darum zu befragen. Der Sohn hatte die Ehrfurcht vor den Göttern, die von der bestehenden Macht anerkannt wurden, geerbt; aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, vom Diener zum Teilhaber dieser Macht aufzurücken. Und wenn es schon einen Unterschied bedeutete, ob man, wie sein Vater, im alten Domgäßlein geboren worden, oder ob man im kleinen Kefig an der Hochgasse zur Welt gekommen war, so offenbarte sich der Aufstieg erst recht, als der junge Wohltraut nach einem Aufenthalt in Paris sich mit den Ersparnissen seines Vaters zum Mitinhaber des feinsten Gantersburger Konfektionshauses machte. Nun war ihm der Mut so freudig gehoben, daß er glaubte, auch ein lange geplantes Wagnis, die Werbung um des edlen Nachbars Tochter, nicht mehr scheuen zu brauchen. Und das Fräulein gehörte ihm eines Tages an, ohne daß er sie sich in Kampf und Sieg errungen hätte. Ihr Vater sagte ihm: „Sie ist dein", und sie schien nichts dagegen zu haben. Aber Wohltraut hatte nichts auszusetzen an diesem Erfolg, und er erreichte den Gipfel seiner Wünsche, als er nach kurzer Zeit von dem kleinen Kefig in den großen übersiedelte.

Nachdem sein Schwiegervater gestorben war, machte er sich zum Alleinbesitzer des Konfektionshauses, mit großen Opfern zwar — Kundige behaupteten, er habe sich von diesem Griff in seinen Beutel nie ganz erholt —, und nun sah man Jakob Wohltraut von der Firma Wohltraut zum großen Kefig, den Mann mit dem gepflegten Vollbart und dem Gehrock von feinstem Tuch, täglich mit wachsamem Blick in dem großen Handelshause ab und zu gehen, hier Bedienung befehlend, dort eine Dame der Gesellschaft zuvorkommend, doch ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben, nach ihrem Anliegen befragen, oder einer besonders begünstigten seinen in Sachen des Geschmacks begehrten Rat erteilen. Am Sonntag aber ging Wohltraut im steifen Hut, seine Gattin am Arme, zur Kirche, und es mußte schon ungewöhnlich schönes Wetter sein, damit die vom großen Kefig einmal diesen Gang versäumten.

Bald rückte der Name Wohltraut auch auf die Wohltätigkeitslisten, namentlich wenn die Veranstaltungen vom Pfarramt ausgingen, und schließlich wurde Jakob in die und jene Vereinskommissionen als Beisitzer gewählt. Sein Ruf als parteifester Orthodox-Konservativer trug ihm diese Ehrenämter ein; der Dienst aber, wo er seine Persönlichkeit einsetzte und unentbehrlich war, galt in erster Linie der Damenwelt seiner Vaterstadt. Niemand vor

und nach ihm hatte so wie er gewußt, das Moderne und Gefällige den strengen Regeln der Gantersburger Sitte anzupassen; für dieses Verdienst lobten ihn die ernstesten wie die liebenswürdigsten Gantersburgerinnen.

Und nun hatte sich das Warenhaus aufgetan, und Wohltraut mit seinem taktvollen Geschmack, den er, wie billig, an seinen Preisen aufrechnen mußte, hatte ihm nicht standhalten können! Trotz dem Namen des Geschäftes und trotz seiner persönlichen Verdienste war ein Teil seiner Kundschaft abgefallen. Ja, er kannte Gantersburgerinnen, die sich, vor Angst bemerkt zu werden, in ihren geringsten Kleidern früh vor 8 Uhr in das Warenhaus schlichen, um dort für einen Hut ein paar Mark weniger zu bezahlen als bei Wohltraut. Er hatte zur Zeit des Saisonwechsels Beobachterposten aufstellen lassen und sich die Abtrünnigen aufgeschrieben. Man hätte nicht denken sollen, was für Namen darunter waren!

Aber nun, als Wohltraut an der Redlichkeit der Welt und an der Gerechtigkeit des lieben Gottes zu zweifeln anfing, ward ihm Gelegenheit gegeben, den Fehlbetrag im Geschäft auf eine ihm neue Weise einzubringen. Der Versuch gelang glänzend. Es schien ein Segen auf dem Geld des guten alten Ratsherrn und auf Bob Türks Unternehmungen zu sein. Die Wintervorräte für die Firma Jakob Wohltraut zum großen Kefig konnten so reichlich und gut beschafft werden wie je, der Posten vom Frühjahr wurde beglichen, und der Chef machte bei der Pariser Einkaufsreise mit der gewohnten diskreten Sicherheit von seinem Kredit Gebrauch.

Als Jakob Wohltraut einmal den Reiz der kühnen Unternehmungen gekostet hatte, hielt er es angesichts der ungünstigen Handelsverhältnisse für wünschenswert, seine Einkünfte durch kleine und nach und nach größere Gelegenheitsgeschäfte aufzubessern. Und mit der Zeit entwickelte sich in seinem Privatbureau eine eifrige und heimliche Tätigkeit. Handels- und Börsenblätter wurden noch im feuchten Druck studiert, es gab zu gewissen Stunden eilige telephonische Gespräche, und Telegramme brachten die neuesten Nachrichten vom Geldmarkt. Vor allem interessierte sich Wohltraut für den Stand der Kongobahnaktien, von denen er nach dem ersten gewinnreichen An- und Verkauf eine größere Anzahl übernommen hatte. Bob Türk war nach wie vor Jakobs Vertrauensmann; und Minna kaufte ihre Hüte und Jackenkleider nur bei Wohltraut zum großen Kefig, mit beträchtlichem Rabatt.

Wohltraut war in dieser Zeit seltener als sonst im Laden zu sehen; und es kam vor, daß eine Kundin, die seinen Rat begehrte, sich vergebens nach seiner würdigen Figur umsah und auf Befragen den Bescheid erhielt, Herr Wohltraut sei leider in diesem Augenblick nicht zu sprechen. Dann hieß es wohl an den Familientischen, es sei in den Geschäften nicht mehr wie früher, wo sich der Handelsherr in eigener Person um die Bedienung gekümmert habe, und das Warenhauswesen reiße in den bewährtesten Häusern ein, es sei bald einerlei, wohin man einkaufen gehe.

Jakob Wohltraut war längst angeregt und geschäftig von seiner Pariser Woche zurückgekehrt, als sich Gerhart von seiner Krankheit erhob, die in

ihrem Verlauf hartnäckig und langwierig gewesen war und eine Versteifung des Gelenkes und Verkürzung des Beines zurückgelassen hatte. Doch sein Vater versäumte es noch immer nicht, die Bitte für die völlige Wiederherstellung des Betroffenen in die allgemeine Abendandacht einzuflechten, auch als der Genesende schon in seinen vier Wänden eine neue, beschwerliche Gangart übte.

Er empfing jetzt Besuche in Margrits sonnigem Mädchenzimmer, das er seit seiner Krankheit bewohnte. Seine Kameraden kamen und erzählten Schulgeschichten, und Frau Elisabeth freute sich, daß ihr Sohn beliebt war. Die Freunde wurden es bald gewohnt, daß, wenn sie sich bei Gerhart verabschiedet hatten, sachte die Wohnzimmertür aufging und die blasse Frau heraustrat, die ihnen eine kindlich kleine Hand reichte und mit einem Blick nach Gerharts Zimmertür sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind; es freut ihn so! Nicht wahr, Sie finden ihn besser?"

Und während die großen Gymnasiasten vor der freundlichen, bekümmerten Frau ungeschickt wie Schulknaben dastanden, bewunderte sie die ungelenken jungen Menschen fast eifersüchtig um das Geheimnis, ihren kranken Jungen fröhlich zu machen. Und sie sorgte im stillen dafür, daß es für Gerharts Freunde immer etwas zu essen und zu trinken gab, und überhörte sogar die Einwürfe ihres Gatten, wenn er bei Gelegenheit dieser Besuchsfeste geltend machte, daß man in seiner eigenen Jugend die Kranken von vornherein an schmale Kost gesetzt habe, was er, wenn es auf ihn ankäme, auch bei Gerhart für das Zuträglichste hielte.

Ein Besuch blieb aus: Emmy kam nicht. Sie hatte sich zwar vorgenommen, Gerhart aufzusuchen. An einem fröhlichen Abend, als sie, von Fred Türk eingeladen, auf der Zuschauergalerie einem Kommers beigewohnt hatte, war ihr bei der Rückkehr vom Fest der Gedanke gekommen, ihren kranken Freund zu besuchen. Sie wollte ihm gleich in der Frühe seinen Lieblingskuchen backen und ihm damit eine Freude machen. Am Morgen aber kam Fred, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, und hielt sie von ihrem Vorhaben ab. Wie es sich dann fügte, daß der Kuchen ungebacken und der Besuch unterlassen blieb, das hätte sie selber nicht sagen können. Sie traf Gerhart nicht, bis viele Wochen später, als sie, die Schlittschuhe am Arm, zum Eisplatz ging. Wie sie ihren alten Freund beschwerlich am Stocke gehend kommen sah, wurde ihr heiß ums Herz, sie hätte die Schlittschuhe am liebsten versteckt und mußte sich Mühe geben, seinen Gruß unbefangen zu erwidern. Nach wenigen Tagen machte sie ihrer Freundin Margrit einen Besuch und brachte ihr ein paar kostbare Winterrosen. Aber Gerhart erschien nicht, und Margrit stellte die Rosen auf ihren Nähtisch.

Der junge Mann war seit seiner Krankheit schweigsam und unzugänglich. Was er über seine Zukunft dachte und über seine Gegenwart mochte zu sagen haben, blieb unausgesprochen. Und wenn seine Mutter eine zögernde Frage tat, so wurde er ungeduldig. Sie mußte ihre künstelose Natur im verstohlenen Beobachten üben, um seine Empfindungen aus ihm herauszumerken. Sie sah ihn seine Schularbeiten unlustig tun und gleichgültig eine schlechte Zensur

nach Hause bringen, welche durch die lange Versäumnis allerdings entschuldbar war. Seine Sportsachen hatte er beiseite geräumt — es war eine seiner ersten Beschäftigungen in der Genesungszeit gewesen —, um so mehr hobelte, hämmerte und klopfte er in seiner Werkstatt. Und dabei hörte sie ihn dann und wann wieder pfeifen und singen, wie er es früher beim Treppauf- und -ablaufen getan hatte.

Unter der Hülle seiner Schweigsamkeit hatte Gerhart indessen die Bitternis des neuen Zustandes und der zerstörten Aussichten durchgekostet. Zwar wehrte sich in ihm gegen die Entmutigung ein gesunder und verständiger Wille. Und während er entschlossen die Gedanken an den vernichteten Berufsplan von sich absonderte, keimten unbewußt neue Neigungen in ihm, die zu ihrer Zeit die Stärke unzerdachter, im Dunkel des Trieblebens groß gewachsener Wünsche erreichten. In der Zwischenzeit aber war die Schularbeit für das doch verlorene Ziel ein verdrießlicher Zwang, und dazu gesellten sich täglich die kleinen, der Jugend so empfindlichen Kränkungen und Hemmnisse des körperlichen Gebrechens.

In diesen Monaten, als er den Blicken seiner Mutter und der Aufmerksamkeit seiner Schwester Margrit auswich, fand er einen Kameraden an Eva, die in der Äußerung ihrer Gefühle unbeholfen war und ihm deshalb die gleiche schwesterliche Trockenheit zeigte wie immer.

Vielleicht auch hatte sich ihre Kameradschaft bei einem Zusammentreffen geschlossen, zu dem sie die Übereinstimmung der innersten Wünsche rief. Eva hatte seit langem die Gewohnheit, wenn der Dom dem Eintritt geöffnet war, das ernste Gebäude aufzusuchen, in der Hoffnung, daß sie die alte Orgel hören würde. Und oft, wenn sie in der Tiefe des edlen Bauwerkes saß und durch das Schiff die Vögel kreuzten und die Nachmittagssonne grünliche Lichter an die Pfeiler strahlte, während von der Orgel die Töne bald klar und singend aufstiegen, bald in furchtbarer Stärke durch die leeren Gewölbe brausten, da kam eine fast übermütige Zuversicht über sie, daß hier ihre schöne Heimat sei und sie von dieser Herrlichkeit einen Glanz in sich selber trage.

Eines Tages, als sie sich von ihrem Lauscherplatz durch das dämmerige Seitenschiff entfernte, sah sie an der Tür einen Menschen, der gebückt den kunstvollen Eisenbeschlag der Pforte studierte. Bei ihrem Nahen richtete er sich auf, und sie erkannte Gerhart.

„Ich kam, um die Orgel zu hören," sagte Eva. „Sie klingt so schön in dem leeren Raum."

„Bist du oft hier?" fragte er verwundert. „Daß wir uns noch nie getroffen haben! Und ich kann doch bald alles auswendig, was es hier drinnen zu beschauen gibt. — Das ist eine feine Arbeit," sagte er, auf ein schmiedeeisernes Gitter deutend.

„Es ist so viel Schönes hier; aber ich weiß wenig darüber," meinte sie.

Er betrachtete ihre Worte als eine Aufforderung und führte sie zurück durch Seitenschiff und Chor, zeigte ihr seine Lieblingsstücke an Meißel- und Schmiedekunst und Holzschnitzerei und erklärte ihr die handwerklichen Bedingungen und die Wertmerkmale der Arbeit.

Eva bewunderte sein Wissen und freute sich, daß es ihm Vergnügen machte, von seinen Liebhabereien zu sprechen. Am Portal trennten sie sich, und beide gingen bekräftigt in ihrer Art und froh über das neue Einverständnis ihre Wege. Von da an pflegten sie einen kameradschaftlichen Gütertausch. Gerhart ließ Eva seine kunstgeschichtlichen Werke durchblättern, und wenn sie Klavier übte, so setzte er sich wohl abends einmal dazu und verlangte seine Lieblingsstücke. Es war Beethoven, den er über alles liebte, und wenn er ihn hörte, so wurde ihm viel Peinliches und Kränkendes zu kräftiger Ergebung beruhigt.

Während die Geschwister ihren Freuden und Leiden lebten, trübten sich die Geschicke der Firma Wohltraut über ihnen. Das Handelshaus hatte in diesem Winter schlechte Geschäfte gemacht; doch war Jakob Wohltraut guten Mutes geblieben und bezahlte im Frühjahr den Fehlbetrag aus seinem Säckel, den Privatgeschäfte erfreulich gerundet hatten. Kurze Zeit darauf aber traf ihn ein harter Schlag. Die Aktien der belgischen Kongobahn fielen plötzlich rapid im Kurs, da sich ein französisches Konkurrenzunternehmen gebildet hatte, und weil die Aussichten auf ihre fernere Wertung die ungünstigsten waren, so verkaufte sie Wohltraut mit empfindlichem Verlust. Einige Zeit später aber wurde bekannt, daß die französische Gesellschaft, nachdem sie sich die belgischen Aktien billigst in die Hände gespielt hatte, wieder in Auflösung begriffen war. Wohltraut, der sich beschämt und seufzend ein Opfer skrupelloser Geldmacher nannte, verschwieg indessen den Mißerfolg vor seiner Gattin, von der er sich zur Unterstützung der Firma mit der Zeit den ganzen Vermögensrest des Ratsherrn überschreiben ließ. — Sie hatte von dem Fehlschlagen der Unternehmung nichts weiter zu verspüren als die getrübte Stimmung ihres Gatten, die mit einer quecksilbrigen Empfindlichkeit unter dem Druck der Geschäftsverhältnisse sank und stieg.

In dieser unfrohen Zeit brachte Eva eine Nachricht nach Hause, die Mutter und Tochter mit Freude und Sorge zugleich erfüllte. Evas Gesangslehrerin hatte ihr mitgeteilt, daß ihre Begabung und Fortschritte sie berechtigten, im nächsten Semester die Vorklasse zu verlassen und den Konservatoriumskurs mitzumachen, der außer Gesang und Klavier auch Harmonielehre, Deklamation und Italienisch umfaßte, aber allerdings mit entsprechend erhöhtem Honorar bezahlt wurde.

Eva hatte sich dies letzte Jahr mit dem fröhlichen Eifer eines unenttäuschten Gemüts ihren Gesangsstudien gewidmet. Der Anfang war hoffnungsvoll gewesen; dann kam die erste Erkenntnis der Schwierigkeiten, und zugleich begannen die langwierigen Halsbeschwerden der Singnovizen. Sie machte die Zweifel und Enttäuschungen allein durch, da ihr Vater und Margrit den mühsamen Singsang sowieso belächelten und die Mutter von dem Kummer um Gerhart erfüllt war. Und sie trieb ihrem ferneren Ziel unbelehrt und schwankend zu, in der Einsamkeit ihres Schweigens bald glücklich und bald trostlos. Als sie endlich eine, wenn auch unbehilfliche und spärliche Aussprache zu Gerhart fand, hatten sich die Aussichten schon gebessert, denn die warme Jahreszeit war ihrer Kehle günstig. Da schwoll auch der

nur mühsam gedämpfte Mut wieder zu heller Zuversicht, und Eva ertappte sich beschämt beim Ausdenken verwegener Vorstellungen: sie sah sich auf der Empore des Domes stehen, über die in der Tiefe gedrängten Zuhörer mit ungehemmter Kraft hinaussingend, so daß die Gewölbe den Klang zurückgaben, als hätten sie dem Stein selber eine Stimme verliehen.

Sie mochte nicht daran denken, auf das Studium zu verzichten, doch wie sie die Mittel für das erhöhte Schulgeld aufbringen sollte, wußte sie nicht. Sie scheute sich, eine Unterredung mit dem Vater zu veranlassen, der sich dann seines alten Planes, eine Lehrerin aus ihr zu machen, erinnern mochte, während er jetzt, ganz vom Gang der Geschäfte in Anspruch genommen, seine Kinder in ihrem Treiben gewähren ließ. So fing Eva an, nach eigenem Ermessen auf die Beschaffung von Mitteln zu denken. Sie fand zwar bald heraus, daß in ihrem Besitztum kein Stück war, das sich hätte mit Gewinn veräußern lassen, und daß auch ihr geistiges Gut eine für das tägliche Bedürfnis willkürlich zusammengestellte Habe bedeutete, womit niemandem gedient sein konnte. Um sich aber einen möglichen günstigen Zufall nicht entgehen zu lassen, studierte sie die Zeitungsgesuche, die ihr Stoff zu täglich wechselnden Erwägungen gaben: ob sie ihre Markensammlung verkaufen, ob sie dreimal einer älteren Dame in der Woche vorlesen oder täglich mit zwei Kindern spazieren gehen und Französisch sprechen sollte? Oder ob es vielleicht einträglicher sein könnte, jeden Abend zwei violinspielende Knaben auf dem Klavier bei ihren Übungen zu begleiten?

Eines Tages aber las sie ihrer Mutter dieses Gesuch vor:

Musikalische junge Dame aus feiner Familie wird von kinderlosem Ehepaar als Gesellschafterin für die Monate Juli bis Oktober auf schöngelegenen Landsitz gesucht. Beste Bedingungen.

Lebenslauf und Photographie an die Expedition.

„Das ist ja wie ausgesucht für mich," rief Eva. „Was sagst du dazu, Mama?"

Elisabeth schüttelte den Kopf. „Ach, Kind, bei fremden Leuten dein Brot verdienen! Wenn das dein Großvater wüßte!"

„Aber ich verdiene ja nicht mein Brot, ich verdiene bloß meine Stunden!" rief Eva.

Frau Wohltraut nickte schwermütig und schwieg. Eva aber setzte sich hin und verfaßte ein langes Schriftstück, das sie noch am Abend der Post übergab.

Inzwischen hatte Wohltraut, der mit reuiger Scheu auf seine letztlichen Unternehmungen und düster in Zukunft und Gegenwart sah, seinen Eifer wieder dem Verkauf der Ware zugewandt, und die Kundinnen begrüßten mit Genugtuung seine wohlgepflegte und geschätzte Persönlichkeit in den Räumen der Firma zum großen Kefig.

In dieser Zeit gab eines Tages auch Frau Roswolt, die reiche Frau Roswolt zum Ritter, die nur das Teuerste kaufte, wenn es geschmackvoll war, dem Geschäft die Ehre. Sie war eine große, schon ältliche Dame, die in ihrer Jugend für die erste Schönheit von Gantersburg gegolten hatte, und

sie trug die eleganteste Trauer für eine einzige, vor zwei Jahren verstorbene Tochter.

Wie Herr Wohltraut sie eintreten sah, ging er ohne Eile um ein Schrankviereck herum auf sie zu und kam eben recht, als ihr eine Auswahl der neusten Trauerhüte vorgelegt wurde.

„Ah, Sie sind von Paris zurück," sagte Frau Roswolt mit der gewinnenden Huld, die sie allen ihr dienstbaren Menschen zeigte. „Ich hörte vor kurzem, daß Sie eben auf Ihrer Frühjahrsreise seien. Sie fahren noch immer selber? Nun ja, warum nicht in Ihren Jahren!"

„Ich habe niemanden, den ich schicken könnte!" rief Herr Wohltraut aus. „Ein einziges Mal habe ich es versucht und meinem bewährtesten Angestellten das Einkaufsgeschäft übertragen — dem alten Bärschwanz, Sie kennen ihn ja — der ganze Posten schwarzer Lyoner von jenem Jahr war verbrannte Seide. Es mag ein Zufall gewesen sein, ich will durchaus nicht sagen, daß es Bärschwanzens Fehler war; aber —" Herr Wohltraut zog die Achseln hoch, und Frau Roswolt sagte in liebenswürdiger Vertraulichkeit: „Ich kenne das von meinem Mann her. Er ist ja — leider — das halbe Jahr auf Inspektionsreisen nach seinen Fabriken."

„Ja, es geht nicht anders, besonders in diesen schweren Zeiten! Aber entschuldigen Sie, Frau Roswolt, Sie wollten eben probieren. Fräulein Meyer, bringen Sie doch noch die beiden Pariser Modelle von der Auslage; ich meine, es ist etwas dabei, was Frau Roswolt gefallen dürfte. Und dann rufen Sie Madame Legagneux zur Bedienung. Ich empfehle mich."

Nachdem sich Wohltraut verabschiedet hatte, zeigte er sich nur noch flüchtig, als Frau Roswolt eben zum letzten Entscheid zwei Hüte prüfend vor den Spiegel hielt. Er hatte von ferne in wohlgefälliger Beobachtung gestanden und flüsterte nun diskret im Vorbeigehen: „Den kleineren, Frau Roswolt, den kleineren für Ihre Frisur!"

Frau Roswolt schien aber diesmal noch eine besondere Liebenswürdigkeit für ihn in Bereitschaft zu haben. Sie wandte sich vom Spiegel ab und dem Geschäftsherrn zu und sagte mit huldvollem Nicken: „Wir freuen uns, Ihre Fräulein Tochter im Sommer bei uns zu haben. Ich sah ihr frisches Gesicht schon immer gern, wenn ich sie etwa auf der Straße antraf. Ich glaube, Klingenstein wird ihr gefallen. Das Haus ist allerdings recht still, seit wir allein sind —" Frau Roswolt mußte sich einen Augenblick unterbrechen, um einer Gemütsbewegung Herr zu werden — „aber Ihre Tochter scheint ja ein heiteres Temperament zu besitzen."

Herr Wohltraut sah zu Boden, als suche er etwas. Dann blickte er verbindlich lächelnd auf: „Ich weiß nicht, bin ich nicht ganz auf dem Laufenden — ich glaube aber, es muß eine Verwechslung vorliegen. Meine Tochter Eva besucht augenblicklich einen Gesangskurs am Konservatorium —"

„Ja, das schrieb sie mir, Musik war ja unsere Hauptbedingung." Und da Frau Roswolt merkte, daß es hier eine nicht ganz durchsichtige Familienangelegenheit zu klären gab, schloß sie rasch: „Aber ich halte Sie ab. Sie haben jetzt strenge Saison, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, Herr

Wohltraut. — Also den kleinen, Madame Legagneux. Für Unterröcke im ersten Stock, nicht wahr?"

Herr Wohltraut kam an diesem Tage prompt zum Mittagessen und erstieg gegen seine Gewohnheit die Treppe zu den Zimmern der Töchter. Seine Miene, als er gebieterisch fragte: „Wo ist Eva?" verbreitete Unbehagen bei den Wohltrautschen Frauen. Die Gerufene aber entschlüpfte ihrer Zimmertür und gab der herbeigeeilten Mutter ein Zeichen, sie möchte sie nur allein lassen.

„Nun sage mir," fuhr Wohltraut heraus, „wie soll ich das verstehen: Heut früh kommt Frau Roswolt zum Ritter zu mir ins Geschäft und unterhält sich mit mir von der Tatsache, daß sie dich als Gesellschafterin oder Stütze, oder was weiß ich, für den Sommer auf ihr Gut Klingenstein verpflichtet habe. Ich stehe da, begreife nicht, habe von all dem nichts gehört, wirklich eine angenehme Situation! Also was hast du zu der Sache zu sagen?"

„Es ist so," antwortete Eva.

Herr Wohltraut war verblüfft. „Ja, aber — wie kommst du darauf? Ich verstehe nicht. Das macht sich doch nicht so ohne weiteres —"

„Ich soll nächstes Jahr mehr Stunden bekommen, und ich wollte das Geld dafür verdienen; da antwortete ich auf ein Zeitungsgesuch. Ich wußte erst nachher, daß es von Roswolts kam."

„Soso, und das tut man so ganz allein! Weiß deine Mutter davon?"

Eva wurde rot. „Mama hätte mich lieber zu Hause behalten," antwortete sie vorsichtig.

„Das glaube ich gern. Also um Lehrerin zu werden, dazu ist das Fräulein zu vornehm; aber Gesellschafterin sein auf einem schönen Gut, wo man Wagen fahren und spazieren gehen kann, das behagt dir. Nun ja, ich ließe mir das auch gefallen. — Aber das möchte ich mir ausbitten, daß mir in Zukunft derlei Entschlüsse mitgeteilt werden. Ich bin denn einstweilen noch der Vater. — Margrit, ist die Suppe auf dem Tisch?" rief er der Vorbeigehenden zu. „Noch nicht? Es ist ein Uhr vorbei. Immer unpünktlich!" Und kopfschüttelnd stieg Herr Wohltraut die Treppe hinunter.

Während der Mahlzeit erkundigte er sich nach den Bedingungen der Übereinkunft, fand sie sehr vorteilhaft und mahnte daran, daß die nötigen Einkäufe für Evas Ausstattung gemacht würden.

Frau Wohltraut hegte indessen bei sich eine Frage, die ausgesprochen werden mußte. Und als das Ehepaar beim Kaffee saß, hub sie zögernd an: „Meinst du, Jakob, daß die Gerüchte, die man über Herrn Roswolt hört, wahr sind?"

Wohltraut zuckte die Achseln. „Tja, wer kann das untersuchen! Für die Stellung unserer Eva hat das jedenfalls nichts zu sagen!"

„Sie ist noch so jung," seufzte Elisabeth. „Und er soll ein Lebemann sein."

„Ich glaube gar nicht, daß Roswolt mit auf dem abgelegenen Klingenstein sein wird," sagte Wohltraut abschließend.

Die Roswolts reisten im Juli, und Eva folgte mit Anbruch der Konservatoriumsferien. Die Eltern hatten dafür gesorgt, daß ihr Kleiderbestand vervollständigt wurde. Die Beschaffungen aus der eigenen Firma waren von Wohltraut selber überwacht worden, und er hatte diesmal die in der Familie übliche grundsätzlich auszeichnende Einfachheit bei seiner Auswahl nicht so streng beobachtet wie sonst. Eva sah hübsch und keck aus, als sie im knappen Jackettkleid und englischen Reisehut in den Wagen stieg, der sie nach der Bahn führte.

Wohltraut betrachtete sie befriedigt und rief ihr ein wohlgefälliges „Gott behüte dich, mein Kind!" nach. Dann begab er sich auf den Geschäftsweg, nachdem er seiner Frau versichert hatte, daß er auch lieber in die Berge fahren als in sein heißes Bureau sitzen möchte. Er fühlte sich recht unlustig und hitzematt, als er in den Vorraum seines Privatzimmers trat und fast gegen einen Herrn prallte, der dort wartend auf und ab ging. Wohltrauts Miene nahm sogleich einen Ausdruck sachlicher Höflichkeit an, als er mit der Gebärde eines günstig gesinnten Machthabers zu einem Bittsteller fragte: „Suchen Sie mich?"

Der junge Mann, ein großer, eleganter Mensch, verbeugte sich: „Mein Name ist Türk."

Wohltraut verlor auf einen Augenblick seine schöne Fassung und sagte nervös: „Ah, Türk von Brüssel? So, Sie sind hier. Also bitte kommen Sie herein. Es ist sehr heiß heute."

Herr Türk schien diese Bemerkung beachtenswert zu finden und sagte gemütlich: „Ja, tatsächlich, man spürt etwas davon, wenn man an einem solchen Tag in einer Tour von Berlin hierher reist; aber" — und sein Ton wurde ernst — „wenn man Gelegenheit hat, einen alten Klienten zu bedienen —"

Die Herren hatten sich gesetzt, und Wohltraut hub an, indem er Türk schwermütig und bedeutungsvoll zunickte: „Ja, Herr Türk, Sie haben mir schwere, schwere Stunden gemacht. In diesen schlechten Zeiten fünfzigtausend Mark rundweg verlieren, fünfzigtausend, Sie wissen nicht, was das für einen Geschäftsmann bedeutet, der sich abhetzt tagaus tagein, um seine paar Groschen zu verdienen und seine Firma auf der Höhe zu halten!"

„Es war ein Skandal," sagte Türk erschüttert. „Eine so unerwartete Änderung der Konjunktur! Die geriebensten alten Börsenfüchse sind hereingefallen. Ich könnte Ihnen Namen nennen aus den ersten Finanzkreisen — alle im gleichen Fall wie Sie und ich. Ein Freund von mir, einer der ersten Männer an der Deutschen Bank, hat eine halbe Million dabei verloren. Niemand konnte den Umschlag voraussehen!"

„Den kleinen Mann trifft es eben härter," sagte Wohltraut unmutig. Er stand auf und fing an hin und her zu gehen, die Hände auf dem Rücken. „Ich glaubte, Ihnen als Fachmann und — und Freund der Familie mein Zutrauen schenken zu dürfen —"

„Herr Wohltraut, ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte Türk ernst. „Sehen Sie, seit dieser einen Erfahrung mit den Aktien der Belgischen

Kongobahn habe ich den Beschluß gefaßt: kein Geschäft mehr, in welches die Politik hereinspielt! Ich habe gesehen, wie sich darin die gewiegtesten Kenner getäuscht haben. Der Kurs hängt da oft von Machenschaften ab, die, offen gesagt, für den Nichtpolitiker und oft auch für den Politiker selbst unberechenbar sind. Ich werde mich künftig nur noch mit Papieren befassen, deren Kurs vom rein kaufmännischen Standpunkt aus mit Sicherheit zu berechnen ist. Ich habe jetzt" — Türk dämpfte die Stimme — „ein Unternehmen in Sicht, von dem ich mir einen steten und ich darf wohl sagen glänzenden Kurs verspreche. Ich stütze mich auf die Erfahrungen der Börsengeschichte des letzten Jahrhunderts. Sie werden sich übrigens nicht über meine Erwartungen wundern, wenn Sie hören, um was es sich handelt."

Wohltraut machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich muß Sie nur noch um wenige Augenblicke bitten. Sehen Sie, mir hängt daran, mein möglichstes zu tun, um das wieder einzubringen, was bei dem Kongosyndikat verloren gegangen ist. — Übrigens ein Glück, daß Sie so bald verkauften beziehungsweise ich in Ihrem Auftrag! — Sie haben gelesen, die Papiere sind am folgenden Tag noch um 15 Prozent gefallen. Ich fürchtete damals schon, ich würde sie nicht mehr los; na, es glückte dann noch mit ein paar Kreuz- und Querzügen. — Also wie gesagt, mir hängt daran, das Verlorene auf sicherem Wege wieder einzubringen. Und dies ist der Grund, weshalb ich mich gestern auf die Bahn gesetzt habe und hieher gefahren bin: ich wollte Ihnen ein Papier vorlegen, ein Papier, das in wenigen Tagen aufgekauft sein wird. Denn es stellt einen reellen Wert dar, der sozusagen keinen Schwankungen unterworfen ist. Es handelt sich um eine neue Goldmine."

Nachdem Bob Türk einen Augenblick den Eindruck dieser Enthüllung auf seinen Kunden beobachtet und die Anzeichen eines verstohlenen Interesses auf seinem Gesicht wahrgenommen hatte, fuhr er fort, Lage, Ergiebigkeit und Chancen der Mine zu beschreiben, zeigte Prospekte der Sociedad de minas de oro del America del sud und Photographien von Chile, auf denen dunkelhäutige Minenarbeiter groß vor fernen, kahlen Bergzügen standen.

Bob Türk sprach wohl eine Stunde lang über sein Glückspapier und dessen Zukunft, und als er sich verabschiedete, drückten sich die Männer freundschaftlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Auguſt

während des Krieges von 1813[1].

Von

Hermann Freiherrn von Egloffſtein.

I.

Als Napoleon auf dem Wege nach Rußland in Dresden weilte, hatte er, am 19. Mai 1812, eine längere vertrauliche Unterredung mit dem Herzoge Carl Auguſt von Sachſen-Weimar. Der Korſe legte darin dem deutſchen Fürſten unter vier Augen näher die Gründe auseinander, durch die er ſich gezwungen ſehe, gegen Rußland zu Felde zu ziehen. Wie glänzend er aber auch ſeine Politik dem nahen Verwandten des ruſſiſchen Kaiſerhauſes gegenüber zu rechtfertigen ſuchte, ſo konnte ſich dennoch Carl Auguſt nicht enthalten, ihn von der Ausführung des geplanten Unternehmens abzumahnen. „Es wird nur von Eurer Majeſtät abhängen," bemerkte er dabei, „die Finſternis zu erhellen, die uns umgibt; Ihr weit umfaſſendes (vaste) Genie findet Heilmittel für alles"[2].

Seine Vorſtellungen verhallten ungehört; am 29. Mai brach Napoleon von Dresden nach Rußland auf. Ehe noch das Jahr abgelaufen war, kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht von Glanz und Pracht umgeben, wie er ausgezogen, ſondern ganz ſtill und verſtohlen, ein untrüglicher Bote ſeiner Niederlage. „Heute früh bald nacht 8 Uhr," bemerkt das Fourierbuch des weimariſchen Hofes zum 15. Dezember 1812, „reiſete der Kaiſer Napoleon in Begleitung des Herzogs von Vicenza incognito hier durch," eine in ihrer lakoniſchen Kürze vielſagende Aufzeichnung. Schon mehr als einen Monat vorher hatte Carl Auguſt auf Grund der von dem ruſſiſchen Geſandten Ulopeus in Berlin erhaltenen Nachrichten vom Kriegsſchauplatze die Worte niedergeſchrieben: „L'armée française est en pleine retraite, elle a quittée (!) Moscou le 14. Octobre, toute la cavalerie française est detruite. Les

[1] Abgekürzte Archivalienbezeichnungen: St. B. = Geh. Staatsarchiv Berlin, St. D. = Hauptſtaatsarchiv Dresden, St. W. = Geh. Haupt- und Staatsarchiv Weimar, H. W. = Geh. Hausarchiv Weimar. Ogl. = Original, Kop. = Kopie, Kpt. = Konzept. Die Zitate aus Goethe ſind nach der ſogenannten Sophien-Ausgabe gemacht.

[2] In betreff dieſer Unterredung ſowie der nachfolgend angeführten Zitate ſiehe meinen Aufſatz „Carl Auguſt auf dem Fürſtentage in Dresden 1812". Deutſche Rundſchau, Oktober 1906, S. 78 ff.

Russes ont pris 200 Chariots, y compris les equipages du Roi de Naples ... au lieu d'avoir battu, ils l'ont étés!"

Eine unverhohlene Genugtuung klingt aus diesen Worten heraus, und in der Tat hatte gerade Carl August allen Grund, den Ausgang des russischen Feldzuges als die Morgenröte einer besseren Zeit mit Freuden zu begrüßen. Wohl war ihm Napoleon in Dresden liebenswürdig begegnet, über dessen wahre Gesinnungen konnte sich der Herzog jedoch nach allem, was vorhergegangen, gleichwohl nicht täuschen. Gehörte er doch zu den wenigen deutschen Fürsten, die 1806 an Preußens Seite zu Felde gezogen waren; die Parteinahme für diesen verhaßten Gegner aber hatte der Korse ihm nie verziehen. Aus höheren politischen Rücksichten hielt er es zwar für ratsam, gegen Carl August nicht bis zum äußersten zu gehen, sondern ihn im Besitze seines Landes zu belassen, im übrigen aber nahm er jede Gelegenheit war, um die Härte und den Übermut des Eroberers gegen Carl August herauszukehren, sowie seinen Argwohn gegen ihn an den Tag zu legen.

Eine willkommene Handhabe, sein Mütchen am Herzog zu kühlen, wurde Napoleon durch dessen ganzes Verhalten geboten, denn wie sehr er auch darauf bedacht war, dem Mächtigen gegenüber die schuldige Ehrerbietung nicht außer acht zu lassen, so waltete doch kein günstiger Stern über seinem Bemühen. Zunächst waren es unglückliche Zufälle, die ihm dabei hindernd in den Weg traten. Dazu kam ferner, daß er Napoleon gegenüber die Vorteile seiner nahen Beziehungen zum russischen Hofe nicht wahrzunehmen wußte, während jener seine guten Dienste dem Zaren gegenüber gern in Anspruch genommen und sich dafür wohl erkenntlich gezeigt hätte. Gleichzeitig verleugnete aber Carl August auch nicht seine Anhänglichkeit an das verwandte und befreundete preußische Königshaus und scheute sich nicht, zwei seiner ehemaligen preußischen Waffengefährten, die späteren Generale v. Müffling und v. Ende, in seinen Dienst zu nehmen, andere aber fortwährend mit Geld zu unterstützen. Endlich vermochte der Herzog auch, bei seiner unbändigen Gemütsart, den ihm innewohnenden persönlichen Widerwillen gegen den Korsen nicht immer zu bemeistern, sondern gab ihn kund in mündlichen und brieflichen Äußerungen, die diesem von seinen Spähern hinterbracht wurden und ihre Wirkung nicht verfehlten. Umsonst suchte man Napoleon, als er sich im Herbst 1808 aus Anlaß des Erfurter Fürstentages beim weimarischen Hofe zu Gaste lud, durch einen glänzenden und würdigen Empfang milder zu stimmen. Zwar ließ es der Gefeierte damals gegenüber dem Herzoge, der Herzogin und dem Erbprinzen an Artigkeiten nicht fehlen, doch warnte Talleyrand, der sich in seinem Gefolge befand, mit Recht einen der Berater Carl Augusts, diese Huldbeweise für bare Münze zu nehmen. „Nous disons," bemerkte er, „de belles choses à ceux que nous n'aimons pas, mais à ceux que nous aimons, nous disons, moquez-vous de tout cela." Wie tief eingewurzelt das Mißtrauen war, das Napoleon gegen den Herzog und die Seinigen hegte, bewies der dem Gouverneur von Erfurt, Marschall Davoust, bald nach dem Besuch in Weimar erteilte Befehl, die an dessen Fürstenpaar gehenden, ebenso wie die von ihm kommenden Briefe sämtlich

zu öffnen: eine Maßregel, die dasselbe aufs tiefste erbitterte und empörte. Die Gesinnungen, aus denen sie entsprang, offenbarten sich auch in Napoleons Verdacht, daß der junge Friedrich Staps, der im Herbst 1809, während seines Aufenthaltes in Schönbrunn, einen Mordanschlag gegen ihn geplant hatte, von Weimar aus dazu angestiftet sein könnte[1]).

Unter solchen Umständen durfte Carl August der zuvorkommenden Aufnahme, die er in Dresden bei Napoleon gefunden hatte, kaum großen Wert beimessen, und ebenso verfehlt wäre es gewesen, an den unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges allzu große Hoffnungen zu knüpfen, denn noch immer gebot der Korse über die Streitkräfte eines nicht geringen Teiles von Europa. Indessen schien er auch jetzt, wohl im Hinblick auf die Familienverbindungen des weimarischen Hofes, nicht abgeneigt, sich freundlich zum Herzog zu stellen. Noch auf dem Rückwege von Rußland gab er ihm unzweifelhafte Beweise des Wohlwollens. Nach der Durchreise am 16. Dezember 1812 ließ er durch seinen Gesandten in Weimar, der ihm in aller Eile nach Erfurt gefolgt war, nicht nur Goethe[2]), sondern auch sämtlichen Mitgliedern des herzoglichen Hauses seine Grüße übermitteln[3]), und die Art, wie er kurz darauf in Paris Carl August's zweiten Sohn Bernhard bei sich empfing, stand mit jener Aufmerksamkeit in vollem Einklang.

Der Kaiser kannte den jungen Prinzen schon aus dem Kriege von 1809: erst 17 Jahre alt, hatte er sich in der Schlacht bei Wagram als Kapitän im Königlich Sächsischen Gardegrenadier-Regiment durch sein tapferes und unerschrockenes Verhalten ausgezeichnet, war einige Tage darauf nach Schönbrunn zur kaiserlichen Tafel geladen worden und hatte bei dem Anlasse aus Napoleons eigener Hand den Orden der Ehrenlegion empfangen. Zwei Jahre später trat er auf Wunsch seiner Eltern eine längere Reise nach Italien und Frankreich an und vermochte infolgedessen am Kriege gegen Rußland nicht teilzunehmen. Sein Fernbleiben machte ihm jedoch der Kaiser bei dem Wiedersehen in Paris offenbar nicht zum Vorwurfe, sondern behandelte Bernhard, der schon einige Wochen vor ihm selbst dort eingetroffen war, so liebenswürdig und ehrenvoll, wie er nur erwarten konnte.

Mehr als vier Monate blieb der Prinz in Paris. Er fand im Laufe der Zeit hinlänglich Gelegenheit, die Stadt „vom Raub der Länder groß" und den kaiserlichen Hof genauer kennen zu lernen[4]).

Während der letztere bei prunkenden Festen seinen ganzen Glanz entfaltete, war das Augenmerk dessen, der dem neuen Frankreich den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hatte, völlig auf den Plan eines zweiten russischen Feldzuges gerichtet, und mit der Wiederkehr des Frühlings entbrannte auch der Kampf aufs neue. Er wurde zu einem Ringen um das Weiter-

[1]) Über das Verhältnis Carl Augusts zu Napoleon von 1806–1812, a. a. O. S. 69 ff.

[2]) Bielschowsky, Goethe, II S. 326.

[3]) Deutsche Rundschau, Oktober 1906, S. 90 Anm. 5.

[4]) G. Th. Stichling, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Weimar 1863, S. 6–16.

bestehen des napoleonischen Reiches, denn ganz wider Verhoffen fiel der König von Preußen, auf den der Korse vor allem gezählt hatte, von ihm ab, sein Volk aber erhob sich mit beispielloſem Heldenmute, einem Sturmwinde vergleichbar, gegen die Willkürherrschaft des fremden Eroberers und riß allmählich die zagenden Nachbarn gegen den Zwingherrn des Weltteils mit sich fort.

Preußens befreiende Tat konnte niemanden mehr ergreifen und erschüttern als Carl August. Mußte er sie einerseits mit Freuden begrüßen, so sah er sich doch andererseits durch den Ausbruch des Krieges in eine höchst peinliche Lage versetzt. Als der kleinsten und ohnmächtigsten einer unter Napoleons Vasallen durfte er natürlich nicht daran denken, dem Zuge des Herzens zu folgen und sich seinen unfreiwilligen Bundespflichten zu entziehen. Mochte er ihnen aber auch noch so gewissenhaft nachkommen: als einstiger Verbündeter Preußens war und blieb er dem Korsen verdächtig; jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, von dem argwöhnischen Despoten des Verrates und Einverständnisses mit dem Gegner beschuldigt zu werden. Gleich beim Beginn der Feindseligkeiten fand der Kaiser dazu einen willkommenen Anlaß.

— —

Unter den Lasten, die er den Rheinbundsfürsten aufgebürdet hatte, war eine der drückendsten die Heeresfolge in seinen unaufhörlichen Kriegen. Überaus schwer empfand sie der Herzog von Weimar, denn schon von vornherein war ihm im Dezember 1806 die für sein ausgesogenes kleines Land kaum erschwingliche Steuer von 2200000 Franken als Preis des Friedens mit Napoleon herausgepreßt worden. Seitdem hatten seine mit den Kontingenten der übrigen ernestinischen Herzöge zu einem Regimente vereinigten Truppen schon viermal für ihren Zwingherrn zu Felde ziehen müssen. Wie tapfer und todesmutig sie, treu ihrem Fahneneide, für den angestammten Landesfürsten gefochten, wie übermenschlich schwere Mühsale sie erduldet haben, davon gibt die Geschichte der Kriege in Tirol, in Spanien und in Rußland beredtes Zeugnis. In den letzteren wurde zwar das Regiment „Herzöge zu Sachsen", da es bis zum November 1812 an der Ostsee verwendet worden war, erst später hineingezogen, doch blieben ihm gleichwohl die Leiden des gegen Westen zurückflutenden großen Heeres nicht erspart: auch von den braven Thüringern erlag der größte Teil auf Litauens Schneefeldern dem Hunger, der Kälte und den feindlichen Kugeln, nicht wenige gerieten ferner, verwundet oder krank, in russische Gefangenschaft. Nur ein klägliches Häuflein fand sich kurz vor Weihnachten in Königsberg zusammen; die noch Dienstuglichen marschierten am 4. Januar 1813 unter dem Befehl des Obersten v. Egloffstein nach Danzig weiter, um sich mit der dortigen Besatzung zu vereinigen[1]).

Während sie in dieser bald danach von den Russen eingeschlossenen Festung dem Elend einer langwierigen Belagerung entgegengingen, mußte

[1]) Über den Anteil der thüringischen Truppen an den Feldzügen von 1807—1812 siehe das Literaturverzeichnis der napoleonischen Kriege.

Carl August auf Napoleons Geheiß gleich den übrigen Rheinbundsfürsten dafür sorgen, seine im russischen Feldzuge aufgeopferten Truppen durch neue zu ersetzen. Durch ein Rundschreiben vom 14. März 1813 forderte der französische Gesandte an den sächsisch-thüringischen Höfen, Baron St.-Aignan, die ernestinischen Fürsten im Namen seines Gebieters auf, „keinen Augenblick zu versäumen . . . ihr Kontingent wieder gänzlich und vollständig aufzustellen . . . Bayern, Württemberg und das Großherzogtum Hessen," fuhr er fort, „seien darin bereits vorangegangen und hätten noch mehr als das Geforderte geleistet", und er zweifle nicht, daß die Herzöge diesem Beispiele nachkommen würden [1]).

Wie schwer es sei, bei der vorhandenen geringen Zahl von Offizieren und Unteroffizieren einer solchen Aufforderung zu entsprechen, unterließ Carl August nicht, dem Gesandten in der Antwort auf jenes Schreiben vor Augen zu führen, doch tat er alles, was er konnte, um Napoleon zufriedenzustellen. Schon am 30. März ließ er eine Abteilung von 376 Mann unter Führung des Majors v. Lyncker in der Richtung nach dem Thüringer Walde aufbrechen. Die darunter befindlichen Rekruten, etwa 200 an Zahl, blieben unter einem Leutnant in Berka an der Ilm zurück, um hier fertig ausgebildet zu werden, die übrigen führte Lyncker nach Ruhla bei Eisenach. Hier traten sie am 3. April mit den Kontingenten von Sachsen-Gotha-Altenburg, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Hildburghausen zu einem Bataillon zusammen, dessen Kompagnien auf die Ortschaften Ruhla, Winterstein und Schwarzhausen verteilt wurden.

Inzwischen hatte das von Norden und Osten heranrückende preußisch-russische Heer die Grenzen Thüringens überschritten, und, während die französische Division Durutte sich in westlicher Richtung vor ihm zurückzog, schwärmte ihm seine leichte Reiterei schon weit voran. Am 13. April drang eine Abteilung preußischer Husaren und Jäger, etwa fünfzig Mann stark, bis nach Ruhla vor. Ihr Befehlshaber, Rittmeister v. Pinto, begab sich, dort angekommen, unverzüglich in die Wohnung Lynckers und forderte ihn auf, sich mit seinen Truppen zu ergeben. Ohne Mühe erreichte er sein Ziel, und ebensowenig wie bei den in Ruhla liegenden Kompagnien stieß er auch in Schwarzhausen und Winterstein, wohin seine kleine Schar von dort aus eilte, auf Widerstand. Das gefangene Bataillon wurde hierauf unter Husarenbedeckung nach Altenburg in Blüchers Hauptquartier gebracht und trat hier in aller Form aus seinem bisherigen Dienste in den preußischen über. Es wurde in das Armeekorps Yorcks eingereiht und nahm unter seiner Führung am weiteren Verlaufe des Feldzuges rühmlichen Anteil.

Offenbar kam seinen Offizieren wie seinen Mannschaften das kecke Husarenstück vom 13. April als Erlösung von unerträglichem Drucke sehr gelegen, denn auch in Thüringen war der Widerwille gegen die Fremdherrschaft so tief, daß der geringste Anstoß genügte, um das Zeichen zum offenen Auf-

[1]) E. v. Heyne, Geschichte des 5. Thüringer Infanterie-Regiments Nr. 94 (Großherzog von Sachsen). Weimar 1869, S. 128 ff.

ruhr zu geben. Infolgedessen fügte sich auch das Bataillon so willig in das Unvermeidliche. Die Behauptung, daß der Überfall zwischen Lyncker und den Feinden verabredet gewesen sei, hat jener später aufs bestimmteste in Abrede gestellt, und bei näherer Erwägung der Sachlage wird man seinem Zeugnisse den Glauben nicht versagen können, denn die unter seinen Leuten herrschende Stimmung läßt deren freudigen Anschluß an die deutschen Brüder auch ohne vorherige Verabredung wohl begreiflich erscheinen.

Herzog Carl August, dem Pinto am 14. April das Geschehene persönlich meldete[1]), stellte ihm anheim, mit den Gefangenen nach Kriegsgebrauch zu verfahren. Er empfahl sie dem Rittmeister im übrigen zu guter Behandlung, ohne jedoch die Ruhlaer Kapitulation zu genehmigen[2]).

Daß er darum gewußt oder gar sie gebilligt habe, ist nicht anzunehmen. In seine damalige Stimmung mag man sich hineinversetzen, wenn man bedenkt, daß er schon vor Monaten von verschiedenen Seiten gewarnt und darauf aufmerksam gemacht worden war, er tue wohl daran, von Weimar zu fliehen, denn er sei dort nicht sicher[3]).

In der Tat hätte ihm bei seinem Bemühen, Napoleon die einstige Parteinahme für Preußen vergessen zu machen, und angesichts der immerhin zweifelhaften Aussichten des beginnenden Feldzuges etwas Unangenehmeres als der Ruhlaer Zwischenfall kaum widerfahren können[4]).

Um so mehr mußte er darauf gefaßt sein, daß ihn der Korse zu seinem Schaden ausbeuten würde, als auch andere gleichzeitige Vorgänge ihn von neuem in dessen Augen verdächtig erscheinen ließen. Am 2. April glaubte man, während die auf dem Rückzuge durch Thüringen begriffene Division Durutte in Jena rastete, auf der Spitze des nahen Hausberges einige Kosaken bemerkt zu haben, und bei dem Schrecken, den schon der Name dieser wilden Reiterhorden erregte, genügte die Kunde von ihrem Herannahen, um die erschöpften und geängsteten Soldaten zu fluchtartiger Fortsetzung ihres Marsches zu veranlassen. Hinterher verbreitete sich das Gerücht, die angeblichen Kosaken seien verkleidete Jenenser Studenten gewesen[5]).

Man säumte nicht, Napoleon davon in Kenntnis zu setzen, und meldete ihm auch eine andere Argwohn erweckende Begebenheit, die sich bald darauf zutrug.

Bis gegen Mitte April hatten die Streifkorps der Verbündeten ungehindert in Thüringen vordringen können, und der in Ruhla verübte kühne Handstreich war durchaus nicht vereinzelt geblieben. So z. B. rückte am 12. April unter dem Major v. Blücher, einem Sohne des Generals, eine Schwadron Blücherscher Husaren samt einer Anzahl freiwilliger Jäger zu

---

[1]) Fourierbuch des weimarischen Hofes, Bd. 1813.

[2]) Heyne a. a. O.

[3]) E. v. Bojanowski, Großherzogin Luise. Weimar 1903, S. 333.

[4]) Daß C. A. daran nicht den geringsten Anteil hatte, geht aus den die Kapitulation betreffenden Akten des St.-W., A Tit. 47, Nr. 133 deutlich hervor.

[5]) Friedrich v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Braunschweig 1851, S. 273 ff.

Pferde, von Jena kommend, in Weimar ein und bezog östlich davon in nächster Nähe ein Lager[1]).

Schon vorher war eine Abteilung Kosaken über Rudolstadt und Arnstadt nach Gotha gelangt und hatte dort den französischen Gesandten St.-Aignan, der sich am 3. April von Weimar dahin zurückgezogen hatte, in der Nacht vom 11. zum 12. April überfallen, ehe er noch seine Absicht ausführen konnte, sich von diesem ebenfalls nicht mehr sicheren Orte weiter nach Meiningen zu begeben. Nur mit Mühe entkam St.-Aignan, halb angekleidet nach Eisenach, während sein Sekretär Schwebel sowie die Papiere und die ganze Habe des Gesandten den Kosaken in die Hände fielen[2]).

Mittlerweile war aber auch Napoleons Streitmacht von Süden und Westen in gewaltiger Menge herangerückt, und da die feindliche Heeresleitung es versäumt hatte, ihr durch größere Truppenmassen den Weg zu verlegen, vermochte die französische Avantgarde unter dem Marschall Ney, ohne Widerstand zu finden, am 17. April Erfurt zu erreichen.

Am Tage darauf, dem Ostersonntag nachmittags gegen 3 Uhr, wurde dem Major v. Blücher, der sich zur herzoglichen Tafel ins Schloß begeben hatte, gemeldet, daß die Franzosen in vollem Anmarsche seien Ohne Säumen warf er sich ihnen mit seiner kleinen Schar entgegen: im Westen der Stadt und bis in ihre Straßen hinein entspann sich ein heftiges Gefecht; bald erkannte Blücher, daß ihm die Feinde an Stärke weit überlegen seien, und zog sich daher bis nach Jena zurück; am Abend aber hielt General Souham an der Spitze der französischen Truppen seinen Einzug in Weimar, dessen Bewohner soeben noch die Preußen als Retter begrüßt und ihnen zu Ehren Feste veranstaltet hatten[3]).

Eine schwere Zeit, ähnlich den Oktobertagen von 1806, schien über Carl Augusts Lande hereinzubrechen. War doch auch geweissagt worden, daß zwischen Erfurt und Weimar eine schreckliche Entscheidungsschlacht stattfinden würde. Einstweilen sah sich Carl August mit seiner Regierung vor die schier undurchführbare Aufgabe gestellt, den feindlichen Parteien, zwischen denen er sich befand, beiden zugleich Genüge zu tun, den Franzosen, die bereits Ausschreitungen zu verüben begannen, zu Willen zu sein, ohne jedoch die Preußen zu vernachlässigen. Zu diesem Zwecke galt es vor allem, die für Einquartierung und Verpflegung erforderlichen Maßnahmen möglichst umsichtig zu treffen. Um der Landespolizei-Direktion in Weimar, der dieses Geschäft oblag, dessen Durchführung zu erleichtern, hatte der Herzog schon am 8. April einen seiner

[1]) A. a. O. v. Bojanowski, a. a. O. Fourierbuch 12. April.

[2]) Müller, a. a. O. S. 275; Geiger, a. a. O. S. 202. Der Besorgnis vor einem feindlichen Überfalle gab St.-A. schon in einem Schreiben an Carl August vom 7. April Ausdruck und teilte dem Herzog seine Absicht mit, nach Meiningen zu gehen. H. W. Nr. 1 Abt. A XIX Carl August, Ogl.

[3]) Robert Krauße, Weimar in den Jahren 1806 und 1813. Schilderungen des Kupferstechers Th. Götze. Neues Archiv für sächsische Geschichte, Bd. IV, S. 246; ferner die anschauliche Schilderung bei Eduard Genast, Tagebuch eines alten Schauspielers, I S. 56 ff., wo jedoch die Daten ungenau angegeben sind.

tüchtigsten Beamten, den Geheimen Regierungsrat, späteren Kanzler Friedrich v. Müller, mit unbeschränkter Vollmacht und dem Befehl nach Jena entsandt, die Fürsorge für die dortigen Truppen zu übernehmen.

Müller vollzog ihn treu und gewissenhaft, wie dies seinem bisherigen Verhalten im Dienste Carl Augusts entsprach. Mit der Landespolizei-Direktion blieb er in brieflichem Verkehr und hatte, um ihn unter allen Umständen aufrecht erhalten zu können, mit zwei Mitgliedern dieser Behörde, dem Kammerherrn v. Spiegel und dem Geheimen Regierungsrat v. Voigt, eine Geheimschrift verabredet, deren man sich im Notfalle bedienen konnte. Sie anzuwenden, trug Spiegel kein Bedenken, als er nach dem Eintreffen der Franzosen vom General Souham um genauere Nachricht über die in Jena stehenden Preußen ersucht wurde.

Der Brief aber, den er zu diesem Zweck an Müller richtete, sollte ihm verhängnisvoll werden. Die französischen Vorposten hielten seinen Überbringer, einen weimarischen Ordonnanzhusaren, an und sandten ihn trotz des Passes, den der französische Platzkommandant ihm ausgestellt hatte, an diesen zurück; der Kommandant aber schickte nach Herrn von Spiegel und ließ, während er ihn erwartete, das Schreiben von einem französischen Kommissar übersetzen. Sein Inhalt erschien in hohem Grade verdächtig. Dem getroffenen Übereinkommen gemäß waren die Preußen als Ärzte, die Franzosen hingegen als Epidemie bezeichnet, was man damit begründete, daß Napoleons Heer überall, wohin es kam, das Nervenfieber einschleppte. Wie zutreffend diese Tatsache an sich auch sein mochte, von Beamten eines Fürsten in der Lage Carl Augusts war es gewiß sehr unüberlegt, derartige Ausdrücke zu wählen. Der Geheimrat v. Voigt, des Geheimen Regierungsrates Vater, hatte vollkommen recht, wenn er im Ärger darüber dem Herzog schrieb: „Solche Kinderey in so wichtigem Zeitpunct! Es scheint eine Übereilung bey dem Frühstück gewesen zu seyn!“[1])

Vom französischen Platzkommandanten wurde die Sache nicht so mild beurteilt: als Spiegel bei ihm erschien, verhaftete er ihn sofort als Verräter. Das gleiche Schicksal traf Voigt, dessen Name wohl in dem Briefe erwähnt war. Beide ließ Souham ohne alles Verhör auf die Festung nach Erfurt in Gewahrsam bringen, wo sie, seinen und des Kommandanten drohenden Worten nach, auf das Schlimmste gefaßt sein mußten. Der letztere hatte sich noch, allerdings vergeblich, bemüht, Spiegel gegen das Versprechen der Freilassung zur Aussage zu bewegen, die Chiffern seien dem Herzog bekannt gewesen.

Diesen von den Gründen seines summarischen Verfahrens in Kenntnis zu setzen, hielt Souham — bezeichnend für die Mißachtung, mit der Napoleons Generäle die deutschen Fürsten behandelten — gar nicht für notwendig. Im ersten Schrecken über das Geschehene glaubte daher Carl August nicht anders als daß die plötzliche Gefangennahme Spiegels und Voigts auf Angebereien

[1]) Vgl. ohne Datum, wohl vom 19. April. In sichtlicher Eile und Aufregung geschrieben. St. W. D. 389. Vgl. v. Bojanowski a. a. O.

des französisch gesinnten Nachbarhofes in Gotha zurückzuführen sei. Noch am Nachmittage des 19. April, während man die Gefangenen hinwegführte, entsandte er den Erbprinzen Carl Friedrich zum General, um von ihm eine Erklärung seines Vorgehens zu erlangen. Souham schlug sie jedoch rundweg ab „et rembourra," wie der Herzog an St. Aignan schreibt, „mon jeune homme d'une rude manière[1])."

Nach dem Zeugnisse der Herzogin ging er in der Grobheit so weit, dem Prinzen ins Gesicht zu sagen, er habe das Recht, die ganze herzogliche Familie in Haft zu nehmen.

Nachher legte sich allerdings sein Zorn, er begegnete ihr sehr höflich und erstattete auch tags darauf an Carl August die gewünschte Anzeige.

Seine Sinnesänderung war ohne Zweifel durch Müller bewirkt worden[2]).

Auf die Kunde dessen, was sich in Weimar ereignet hatte, eilte er noch am 19. April von Jena herüber, unbekümmert darum, daß seine eigene Sicherheit bedroht war, da eine Wache seine Wohnung besetzt hielt und seine Papiere ebenso wie die der beiden Gefangenen versiegelt worden waren. Spät abends in Weimar eingetroffen, begab er sich sofort ins Wittumspalais, die Wohnung des Generals Souham, um diesem, der sich bereits zur Ruhe begeben hatte, den wahren Sachverhalt der Briefangelegenheit auseinanderzusetzen. Seine Erzählung blieb auf den barschen, aber im Grunde billig denkenden alten Soldaten nicht ohne Eindruck. Er empfahl Müller, sich sobald wie möglich zu Ney nach Erfurt zu verfügen und ihm die nötigen Aufklärungen zu geben, ein Rat, den jener gleich am nächsten Tage befolgte. Der Marschall erwiderte ihm jedoch, es stehe nicht in seiner Macht, die Gefangenen freizugeben: der Vorfall sei bereits dem Kaiser gemeldet; von ihm allein hänge ihr Schicksal ab. „Je ne suis," bemerkte er, „qu'un atôme devant le grand homme; je suis un fusil chargé, l'empereur commande et le coup part."

Auf diesen Bescheid hin entschloß sich Müller, dem Korsen, dessen Ankunft auf dem Kriegsschauplatze nahe bevorstand, entgegenzueilen und ihn selbst für Voigt und Spiegel um Gnade zu bitten. Da er erfuhr, daß der ihm befreundete St.-Aignan von Eisenach nach Gotha zurückgekehrt sei, begab er sich zunächst dorthin und wandte sich, von jenem in seinem Vorhaben bestärkt, am 22. April brieflich an Carl August mit der Bitte, es zu genehmigen[3]).

Der Herzog erhob jedoch dagegen ernste Bedenken, obgleich der Minister Voigt, dem Müller von Gotha ebenfalls geschrieben hatte[4]), dessen Plan warm befürwortete.

Wohl war Müller Napoleon vom Herbste 1806 her persönlich bekannt und hatte sich damals durch die Unerschrockenheit, mit der er das Interesse

[1]) 23. April, St. W. Kriegs- und Friedensakten, Kop.

[2]) Der nachfolgenden Darstellung dessen, was sich in den nächsten Tagen begeben hat, liegt der eingehende Bericht zugrunde, den Müller a. a. O. S. 277 ff. über seinen Anteil an diesen Ereignissen erstattet.

[3]) St. W. D. 389, Ogl. Gotha, den 22. April mittags. Vgl. Andreas Fischer. Goethe und Napoleon. Zweite Auflage. Frauenfeld 1900. S. 199.

[4]) A. a. O. 22. April, Ogl. V. an Carl August a. a. O. 23. April.

seines schwergeprüften Fürsten in wiederholten Audienzen bei dem gewaltigen Manne zu verfechten wußte, dessen Achtung ebenso wie den aufrichtigen Dank des ersteren erworben[1]). In die Voigt-Spiegelsche Angelegenheit war er aber selbst verwickelt, und Carl August befürchtete daher, durch seine Entsendung bei diesem Anlasse sich gegenüber dem übelwollenden und rachsüchtigen Kaiser noch mehr ins Unrecht zu setzen. Den bangen Zweifeln, die ihn peinigten, gab er in einem Briefe an St.-Aignan vom 23. April offenen Ausdruck[2]), denn er hegte volles Vertrauen zu Napoleons Vertreter, der ihm persönlich ergeben war, wie wenig er dies auch in seinen Berichten auszusprechen wagte[3]).

„Ich schreibe Ihnen," bekennt ihm der Herzog, „wie einem Freunde und vor allem einem aufgeklärten Freunde, ich bitte um Ihren Rat und gebe Ihnen Vollmacht, nach Gutdünken zu handeln." Seine qualvolle Unruhe wurde noch gesteigert, da er tatsächlich nicht wußte, wen er an Müllers Stelle zum Kaiser schicken sollte. „Ah mon Dieu, mon bon Dieu! que de chagrins dans ce monde!" ruft er tief bekümmert aus. „Meiner Treu, ich zerbreche mir den Kopf, um jemanden dafür Geeigneten zu finden, und je mehr ich grüble, desto mehr werde ich mir der entsetzlichen Hilflosigkeit meiner Lage bewußt[4]). Diejenigen, die ihrem Range nach etwa in Betracht kämen, sind für eine solche Sendung nicht geeignet, und diejenigen in entsprechender Stellung, die gewählt werden könnten, sind in Weimar unentbehrlich angesichts der auf dieser unglücklichen Stadt ruhenden schweren Lasten. 10000 Mann soll sie ernähren und verfügt nicht über zwölf Dörfer, die ihr beistehen können." In seiner Not dachte der Herzog erst daran, den Prinzen Bernhard zu schicken, der eben erst bei Ney gewesen war, doch entschied er sich schließlich, nachdem er mit der stets ruhig-besonnenen Gattin und einem seiner ersten Beamten, dem Präsidenten des Landespolizei-Kollegiums, Freiherrn v. Fritsch, Rat gehalten hatte, für den Kanzler v. Wolfskeel, „einen rechtschaffenen Mann", wie er ihn in einem zweiten Schreiben an St.-Aignan vom gleichen Tage bezeichnet, „der auf die an ihn gestellten Fragen zu antworten wissen und alles sagen wird, was zu sagen ist". Dem Ermessen des Gesandten stellte er anheim, zu entscheiden, ob Müller sich Wolfskeel anschließen solle oder nicht. „La tête me tourne," so schließt der Brief des gequälten und geängsteten Fürsten, „et si j'écris des bêtises, pardonnez-le moi; ce très-vilain printems affecte toutes les constitutions." Gern hätte er St.-Aignan eine Zusammenkunft in Erfurt vorgeschlagen, doch verzichtete er darauf, weil er, wie er schrieb, nicht den Mut hatte, sich auch nur eine Stunde von Weimar zu entfernen.

Das Handschreiben, das er Wolfskeel an Napoleon mitgab, erwähnte nicht ausdrücklich des peinlichen Vorfalles, hingegen beteuerte er darin dem

---

[1]) Müller, Erinnerungen S. 24 ff.

[2]) St. W. Kriegs- und Friedensakten 1806—1817, Kop.

[3]) Über St.-A. und seine Beziehungen zum weimarischen Hofe siehe Müller, a. a. O. S. 270 ff. Vgl. A. Fischer, a. a. O. S. 85 ff. und Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 77.

[4]) Plus je creuse, plus je découvre le vuide affreux de ma situation.

Kaiser seine unwandelbare Anhänglichkeit und gab der Zuversicht auf dessen mächtigen Schutz im gegenwärtigen Augenblick Ausdruck. Sein Bevollmächtigter, bemerkte er dabei, sei überdies beauftragt, alle etwa gewünschten Aufklärungen über die Ereignisse zu geben, die dem siegreichen Einzuge der kaiserlichen Truppen in Weimar vorangegangen seien oder ihn begleitet hätten [1]).

Mit diesem Schriftstücke versehen kam Wolfskeel am 24. in Gotha an und reiste alsbald in Gesellschaft Müllers weiter. Beide erreichten noch an demselben Abend Eisenach, um es am nächsten Morgen in aller Frühe wieder zu verlassen. Mit dem Kaiser trafen sie bereits gegen 8 Uhr bei dem Städtchen Vacha an der Werra zusammen, und Müller zögerte nicht, den Empfehlungsbrief, den ihm St.-Aignan an seinen Schwager, den Großstallmeister Caulaincourt, Herzog von Vicenza, eine der wichtigsten Persönlichkeiten des kaiserlichen Hofstaates, mitgegeben hatte, zu überreichen. Da Napoleon jedoch während der Fahrt schlief und man nicht wagte, ihn zu wecken, blieb Carl Augusts Abgesandten zunächst nichts übrig, als umzukehren und in aller Eile bis nach Erfurt hinter ihm herzufahren. Bei dunkler Nacht kamen sie endlich dort an, und am 26. April nachmittags standen sie im Statthaltereigebäude dem Gefürchteten gegenüber.

Den jetzt folgenden Auftritt hat Müller in seinen Denkwürdigkeiten lebendig und anschaulich geschildert. Welch ein Empfang ihn und Wolfskeel beim Kaiser erwartete, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Gleichwohl war er mit dessen Eigenart von seiner schwierigen früheren Sendung her nicht mehr unbekannt, und seine Antworten auf die mutmaßlichen Vorwürfe des Gewaltigen sich zurechtzulegen, hatte er vor der Audienz genügend Zeit gehabt. Durch die unheilverkündende Miene, mit der Napoleon das Zimmer betrat und auf ihn zuschritt, sah er freilich seine trübsten Ahnungen bestätigt. In der Tat goß der Kaiser die ganze Schale des Zornes gegen Carl August aus, der ihn seit langer Zeit erfüllte und sich infolge dessen, was in den letzten Wochen geschehen war, noch erheblich gesteigert hatte. In den schärfsten Worten nannte er den Herzog seinen abgesagten Feind, den unruhigsten Fürsten in Europa (le prince le plus remuant de l'Europe), der unablässig mit seinen übrigen Feinden gegen ihn Ränke spinne. Als solche betrachtete er natürlich auch die Gefangennehmung des Bataillons in Ruhla, die, wie er behauptete, ohne vorheriges Einverständnis mit den Gegnern gar nicht zu denken sei. Ihren Gipfelpunkt erreichte seine Heftigkeit beim Hinweis auf den Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden der Professoren in Jena, ihren üblen Einfluß auf die Jugend und die Alarmierung der Vorposten Duruttes durch verkleidete Studenten. Er müsse, kündigte er den Abgesandten Carl Augusts an, ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben; „noch diesen Abend," rief er aus, „wird das V. Armeekorps in Jena einziehen; dort auf meinem Schreibtisch liegt die Order an den General Bertrand, die Stadt niederzubrennen; ich bin eben im Begriffe, sie zu unterzeichnen."

[1]) 25. April. H. W. Abt. A XIX, Carl August Nr. 196b.

Wie entsetzlich aber diese Drohung auch klingen mochte, so ließ sich doch Müller dadurch nicht einschüchtern. In beweglichen Worten legte er dar, wie unverdient die gegen Jenas Hochschule erhobenen Vorwürfe seien; er wies ferner auf das schwere Unrecht hin, das durch die Ausführung des gefaßten Beschlusses an viel Hundert Unschuldigen begangen würde, und stellte dem Kaiser vor, daß er in Gefahr sei, den unsterblichen Ruhm, den ihm einst die Schlacht bei Jena erworben, durch eine so grausame Tat für immer in den Augen der Nachwelt zu beflecken. Da der herbeigerufene St.-Aignan auf Napoleons Anfrage beteuerte, er habe über die vermeintliche Tat der Jenenser Studenten keinerlei Berichte erhalten, so beruhigte sich der Kaiser schließlich wegen dieses Punktes und zerriß sogar den zur Unterschrift bereitliegenden Befehl.

Durch dieses günstige Ergebnis seiner Überredungskunst ermutigt, ergriff Müller die Gelegenheit, um Napoleon auch den wahren Sachverhalt des Spiegel-Voigtschen Falles in aller Kürze vorzutragen und ihn zur Freilassung der beiden dem Tode geweihten Gefangenen zu bewegen. Durch die trockene Kälte, mit der er zurückgewiesen wurde, ließ er sich nicht abschrecken, sondern nahm sich eifrig seiner bedrohten Freunde an und drang zuletzt so ungestüm in den Kaiser, daß dieser sich auch jetzt von ihm zur Milde stimmen ließ. „Vous êtes bien téméraire," bemerkte Napoleon, „mais je vois que Vous êtes un fidèle ami; finissons, je vais charger Berthier d'examiner cette affaire; voyons, quel sera le résultat de cette enquête." Damit waren Wolfskeel und Müller entlassen. Die schlicht wahrhaftige Erzählung des letzteren über den Verlauf der Audienz läßt erkennen, wie wohl sein Herr daran getan hatte, ihn nicht zu hindern, Wolfskeel zu begleiten. Ohne Müllers entschlossenes und furchtloses Auftreten hätte sich der Kaiser schwerlich davon abhalten lassen, sein grausames Vorhaben zur Tat zu machen.

Den errungenen Erfolg auszunützen, war jener nach der Audienz mit dem größten Eifer tätig. Vor allem „flog er", wie er erzählt, zu Berthier, dessen freundliche Gesinnungen gegen den Herzog ihm von früher her bekannt waren [1]). Der Marschall beruhigte ihn über das Schicksal seiner gefangenen Freunde, empfahl ihm aber zugleich, dafür zu sorgen, daß Carl August so bald wie möglich beim Kaiser erscheine. Dementsprechend kehrte Müller eiligst mit Wolfskeel nach Weimar zurück, wo der Herzog und seine bei ihm weilende Gemahlin die beiden mit Sehnsucht erwarteten. Dem fürstlichen Paare berichtete Müller, was sich zugetragen, und bat den Herzog dringend, trotz der vorgerückten Abendstunde sogleich nach Erfurt abzureisen. Dazu war Carl August auch, ungeachtet des Abmahnens mehrerer Personen seiner Umgebung, augenblicklich bereit. Von der tapferen Herzogin Luise in seinem Vorhaben bestärkt, machte er sich gegen 9 Uhr auf den Weg. In seiner gewöhnlichen offenen Droschke fuhr er, den Oberstallmeister v. Seebach und den Kammerherrn v. Gersdorff an der Seite, mitten durch die im Marsche begriffenen französischen Truppen. Ein einziger Husar ritt mit der Fackel voran, um ihm zu leuchten.

[1]) Über B.s früheres Entgegenkommen siehe Müller, Erinnerungen, S. 31 ff., 120.

Am nächsten Morgen wartete er Napoleon auf, der ihn ganz freundlich empfing und ihm sogar versprach, bei der Durchreise der Herzogin seinen Besuch zu machen.

Er tat dies tags darauf, am 28. April. „Heute Mittag um ein Uhr," meldet das Fourierbuch des weimarischen Hofes über seine dortige Anwesenheit, „trafen Se. Majestät der Kaiser Napoleon mit einer großen Suite von Officiers hier im Schloß ein, wurden an der Haupttreppe von sämtlichen Hohen Herrschaften und anwesenden Cavaliers empfangen und nach Durchl. Herzogin Zimmern geführt, wo Höchstsie Sich bis gegen 4 Uhr aufhielten, etwas Erfrischung einnahmen und sodann über Eckartsberga weiter giengen." Während seines Aufenthaltes in Weimar meldeten sich bei ihm Abgesandte der Hochschule Jena, um die gegen sie erhobenen Vorwürfe zu widerlegen. Sie wurden, wie zu erwarten, sehr ungnädig empfangen, sonst aber war Napoleon, dem Zeugnisse Luisens zufolge, „gracieux au possible" [1]). Ihrer Bitte um Begnadigung Spiegels und Voigts entsprach er bereitwillig mit den Worten: „Je le veux bien et je suis charmé de pouvoir faire une chose qui Vous soit agréable, Madame!" Beim Abschied aber gab er ihr als Andenken die kurz zuvor erschienenen „Mémoires de la Princesse de Galles", die er unterwegs zu seiner Erheiterung gelesen hatte.

Den Herzog ließ Napoleon, nach der Aufzeichnung des unbemerkt in der Nähe stehenden jungen Eduard Genast, bei der Ankunft völlig unbeachtet; als ihm aber Carl August mit seinem Sohne Bernhard und einigen Kavalieren zu Pferde bis Eckartsberga das Geleite gab, zeigte sich der Kaiser auch ihm von der angenehmsten Seite. Während des Rittes war er, wie Müller erzählt, sehr munter und guter Dinge. Seiner heiteren Laune gab er Ausdruck, indem er wiederholt das alte Liedchen „Marlborough s'en va dans guerre" anstimmte. In seinen Gesprächen erwähnte er unter anderm Luthers, der Reformation und Carls V. Der letztere, urteilte er, würde gut getan haben, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Nach der damaligen Stimmung der Gemüter würde es ihm leicht geworden sein, dadurch zur unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu gelangen.

In Eckartsberga verabschiedete Napoleon den Herzog, nachdem er mit ihm und Berthier das Nachtmahl eingenommen hatte, und gab ihm zur Bedeckung auf dem Rückwege nach Weimar einen Rittmeister und fünfundzwanzig Dragoner mit.

II.

So war nach zehn angstvollen Tagen das drohende Ungewitter, dank der Geistesgegenwart eines beherzten Mannes, von Weimar und seinem Fürstenhause glücklich abgewendet worden. Die kaiserliche Huld, deren Sonne Carl August und den Seinigen zuletzt noch geschienen hatte, wurde von jenem, St.-Aignans Zeugnisse zufolge, äußerst schmeichelhaft empfunden [2]). An der Lage des Herzogs änderte sie allerdings nicht das Geringste: auch fernerhin blieb

[1]) v. Bojanowski, S. 335.
[2]) Fischer, S. 203.

diese so unwürdig wie bisher. Schon am Tage nach Napoleons Besuche mußte sich der Herzog zur Ausführung eines Befehls bequemen, der ihn empfinden ließ, wie schwer die Hand des Zwingherrn auf ihm ruhte. Er bestand darin, den König Friedrich August von Sachsen, der zwischen den kämpfenden Parteien unsicher hin und her schwankte, an seine Vasallenpflichten zu erinnern und zur schleunigen Rückkehr von Prag, wohin er sich vor den in sein Land eindringenden Verbündeten geflüchtet hatte, nach Dresden aufzufordern.

In dem eigenhändigen französischen Briefe, den Carl August sich gezwungen sah, dem König zu schreiben[1]), befolgte er wörtlich die ihm gegebene Weisung. „Der Kaiser und König," schrieb er, „schien über die Gefühle Ew. Majestät ihm gegenüber im Zweifel zu sein und gab den Wunsch zu erkennen, Ew. Majestät möchten sich offen aussprechen, und Seine Ksl. Majestät befahl mir, Ihnen, Sire, seine eigenen Worte zu übermitteln: Der König von Sachsen soll mir offen sagen, ob er für oder wider mich sein will. Er hat sich nicht über mich zu beklagen, denn ich habe alles für ihn getan. Schreiben Sie, daß ich noch nichts glaubte, daß aber sein Verhalten in Torgau" — wo General Thielmann, der Oberbefehlshaber des sächsischen Heeres, unterlassen hatte, den Übergang der Verbündeten über die Elbe zu hindern — „zweideutig war. Er soll sich erklären, dann weiß ich, was ich zu tun habe, und wenn er gegen mich ist, wird er verlieren, was er hat. Ich habe mich beeilt zu kommen, um Sachsen zu retten."

Indem Carl August dem König Napoleons Drohung in ihrer ganzen Schroffheit wiederholte, unterließ er auch nicht, an einer anderen Stelle des Briefes, gleichfalls dem Befehl des Kaisers gemäß, auf dessen gewaltige Kriegsmacht hinzuweisen. „Ein großer Teil seines Heeres," bemerkte er, „hat meine Staaten schon durchmessen oder ist auf dem Marsche durch sie begriffen; allein was innerhalb ihrer Grenzen war, kann nach den Lieferungen auf mehr als 100000 Mann geschätzt werden."

Carl Augusts Brief blieb auf seinen Empfänger, wie bei dessen Eigenart vorauszusehen war, nicht ohne Wirkung. Schon am 3. Mai schickte er den Boten des Herzogs mit der Empfangsbestätigung[2]) und einem zur Weiterbeförderung an Napoleon bestimmten Handschreiben von Prag nach Weimar zurück. Am 12. traf er selbst wieder in seiner Hauptstadt ein. Auch er hatte inzwischen die Kunde von dem Siege seines bisherigen Beschützers bei Groß-Görschen vernommen, der den Ruf der Unüberwindlichkeit desselben neu befestigte. Als nächste Folge fiel der größte Teil von Sachsen Napoleon wieder in die Hände: französische Truppen waren es, durch deren Spalier Friedrich August bei seiner Heimkehr in Dresden einzog.

Wie in jener ersten Schlacht lächelte auch in der nächsten, bei Bautzen, am 20. und 21. Mai, dem großen Feldherrn das Kriegsglück. Eine entscheidende Wendung im Feldzuge führte dieser Sieg jedoch nicht herbei, trotz

[1]) Weimar 29. April, H. W. Abt. A. XIX. Carl August, Nr. 186b Fol. 49, Kpt. St. D. 3057 Fol. 15—16, Dgl. Vgl. Fischer, S. 204.

[2]) Prag 3. Mai, St. D. a. a. O., Kpt.

der ſchweren Verluſte, mit denen ihn Napoleon, gleich dem früheren, erkaufte. Wie ſehr das verbündete Heer an Tüchtigkeit und ſittlicher Kraft gewonnen hatte, war er das erſte wie das zweite Mal ſo deutlich inne geworden, daß er ſich zunächſt wohl hütete, den Kampf weiter fortzuſetzen. Er entſchloß ſich ſtatt deſſen, einen Waffenſtillſtand mit ſeinen Feinden einzugehen, um durch ihn ſeine Lage zu verbeſſern und dann neugeſtärkt den Kampf wieder aufzunehmen.

Von der Sorge, die ihn erfüllte, ließ er ſich übrigens nach außen hin nichts merken. Stolz und ſelbſtbewußt hielt er mit dem gewohnten Glanz in Dresden, dem Sitze ſeines Hauptquartiers, Hof, den Rheinbundsfürſten aber begegnete er nach wie vor mit der rückſichtsloſen Härte des Deſpoten. Niemand bekam ſie mehr als Carl Auguſt zu fühlen. Für ſein am 13. April gefangenes Kontingent mußte er natürlich ein neues aufſtellen, doch war dieſe Forderung noch beſcheiden neben den Laſten, die der gar nicht endende Durchzug der verſchiedenſten Beſtandteile des napoleoniſchen Heeres an das Herzogtum Sachſen-Weimar-Eiſenach ſtellte, im Verein mit den gleichzeitig von ihm geforderten geradezu maßloſen Leiſtungen für deſſen Unterhalt ſowie für den Ausbau der Feſtung Erfurt und deren Verſorgung mit Lebensmitteln. Alle dieſe Anſprüche ſchienen in der Tat darauf berechnet, das kleine Land von 34 Geviertmeilen und knapp 120000 Einwohnern zugrunde zu richten. „In 1/4 Jahre haben wir 600000 Mann beköſtigt und ich weiß nicht wieviel Pferde," ſchreibt am 13. Juni 1813 der an der Spitze der Landesregierung in Weimar ſtehende greiſe Miniſter v. Voigt[1]). Daß er nicht übertreibt, dafür bürgt ſeine Sachkenntnis ebenſo wie ſeine politiſche Richtung, denn er war kein Gegner, ſondern ein begeiſterter Anhänger Napoleons und konnte dem „großen Kaiſer", wie er ihn nannte, nicht einmal zürnen, als ſein geliebter einziger Sohn, der Geheime Regierungsrat, bald nach ſeiner Haftentlaſſung, am 19. Mai, in der Blüte der Jahre einem Nervenfieber erlag, das er infolge der ausgeſtandenen ſeeliſchen Leiden und unter dem verderblichen Einfluſſe des Kerkers auf der Erfurter Feſtung ſich zugezogen hatte[2]).

Voigts Aufzeichnung über die Einquartierungslaſten wird durch eine gleichzeitige Angabe Carl Auguſts näher erläutert. . . . „Nous avons eu," ſchreibt er am 14. Juni dem König von Sachſen, „jusqu'au nombre de 10/m hommes logés ensemble dans cette misérable petite ville pendant le peu de huit jours, et . . . 30/m hommes bivaquaient et cantonnaient dans les plus proches environs et . . . nous eûmes encore par dessus le passage d'au de là de 200000 hommes." Dankbar gedachte daher der Herzog in dem nämlichen Schreiben der guten Dienſte, die ihm ſein Sohn Bernhard als Etappenkommandant in Weimar und Jena durch ſeine Umſicht und Tatkraft leiſte[3]).

[1]) Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897, S. 203.

[2]) A. a. O. S. 279. Vgl. Müller, S. 302; v. Bojanowski, S. 333 ff.

[3]) St. D. 3074, Ogl. Der Bemühungen des Prinzen Bernhard wird dankbar gedacht in dem von R. Krauſſe mitgeteilten Bericht des Zeitgenoſſen Th. Götze, „Weimar in den Jahren 1806 und 1813". Neues Archiv für ſächſiſche Geſchichte, IV S. 247 ff. Siehe auch Stichling, Herzog Bernhard, S. 17.

An dem letzteren Orte, der im ganzen Lande am meisten unter diesen Drangsalen zu leiden hatte, fand der junge Prinz einen tätigen Gehilfen in Müller, aus dessen Denkwürdigkeiten hervorgeht, wie dornenvoll, zumal bei den tagtäglich aufeinanderfolgenden größeren und kleineren Truppenabteilungen, seine Aufgabe war.

Noch erschwert wurde sie durch feindliche Streifzüge, namentlich vom Lützowschen Freikorps, die seit Anfang Mai in Thüringen auftauchten und vor allem die französische Militärstraße von Jena nach Altenburg mehrere Wochen lang unaufhörlich beunruhigten. Ihr Zweck war, dem Heere Napoleons in seinem Rücken durch Abschneiden der Zufuhr und Gefangennahme einzelner Abteilungen möglichsten Schaden zu tun, was ihm auch nicht selten gelang. So wurde in den Tagen nach der Schlacht bei Groß-Görschen eine Abteilung französischer Küraſſiere in Zöllnitz bei Altenburg überfallen und gefangengenommen, bald darauf, zwischen Gera und Roda, eine württembergische Wagenkolonne erbeutet, später aber bei Zwickau eine Anzahl Kanonen[1]). Unter dem Verdachte der Spionage war schon einige Zeit früher, am 27. April, aus Jena der seit vielen Jahren als katholischer Geistlicher dort tätige französische Abbé Henry, ein um die Rettung der Stadt in den Oktobertagen von 1806 hochverdienter, allgemein geachteter und durch den Ehrenbürgerbrief ausgezeichneter Mann, gefangen und von preußischen Husaren in Schlafrock, Nachthemd und Nachtmütze nach Altenburg geschleppt worden[2]).

Infolge dieser Vorfälle schwebten die leitenden Kreise des Weimarer Landes in steter Sorge vor den Lützowern und der mit ihnen zusammenwirkenden leichten russischen Reiterei. Den Handstreichen der „wilden, verwegenen Jagd" war vor allem die waldige und schluchtenreiche Gegend im Süden und Osten von Jena günstig; unvermutet tauchten bald hier, bald dort die kühnen Gesellen auf, um ebenso rasch wieder zu verschwinden, und fast täglich wurde Müller aufs neue durch diese ungebetenen Gäste erschreckt. Am 4. Juni erschien der General v. Lützow selbst an der Spitze eines aus Kosaken, russischen Husaren und preußischer Kavallerie bestehenden Korps, von Norden her über Allstedt und Buttstedt herbeieilend, unversehens bei Großschwabhausen zwischen Weimar und Jena, dann zog er ostwärts in der Richtung nach Gera weiter.

Um die Freischaren zu bekämpfen, forderte St.-Aignan mit allem Nachdruck von Müller, einen Landsturm aufbieten und von ihm die Wälder und Schluchten, die jenen als Schlupfwinkel dienten, unausgesetzt durchstreichen zu lassen: ein Ansinnen, dem wegen der vorhandenen unzulänglichen Mittel selbst

---

[1]) Die Einzelheiten über die Streifkorps und die gegen sie ergriffenen Maßregeln sind im wesentlichen einem Schreiben des Präsidenten v. Fritsch vom 23. Juni an Regierungsrat Peucer, damals in Dresden, entnommen. St. W. D. 291 Fol. 52, Ogl.

[2]) Über ihn, seine Verdienste um Jena und seine Wegführung von dort siehe Burckhardt, Aus den Tagen der Schlacht bei Jena. Neues Archiv für sächsische Geschichte, IV S. 137. Seine Ankunft in Altenburg schildert Oberst v. Müffling dem Herzoge Carl August in einem Briefe vom 28. Juni, dd. Strehlen, Schlesien. H. W. A. Abt. A XIX 75, Carl August.

beim besten Willen nicht entsprochen werden konnte. Man gab sich alle Mühe, dies dem im Grunde wohlgesinnten, aber mit Argwohn und Besorgnis erfüllten Gesandten begreiflich zu machen, und tat im übrigen, was man konnte, um sich gegen die Angriffe der Streifkorps zu schützen. Unermüdlich unternahm Prinz Bernhard von Weimar aus Rekognoszierungsritte und ließ weimarische Jäger und Husaren in der Umgegend der Stadt als Posten aufstellen; indessen verschanzte sich die dortige französische Besatzung im Hospital, wohin auch St.-Aignan sich zurückzog. Die erregte Bevölkerung ermahnte man zur Ruhe, auch entschloß man sich angesichts der unverkennbaren Parteinahme der Jenenser Professoren und ihrer Hörer für Preußen, die Vorlesungen der Universität zu schließen und den größten Teil der Studenten in die Heimat zu schicken. Die Zurückbleibenden suchte man nach Kräften zu beschwichtigen. Daß manche von ihnen zu den Fahnen der Gegner Napoleons eilten, war allerdings ebensowenig zu verhindern, wie gelegentliche unangenehme Auftritte mit den durchmarschierenden Franzosen.

Das Treiben der Lützower und ihrer Genossen in den thüringisch-sächsischen Landen gelangte, wie zu erwarten, bald zu Napoleons Kenntnis und bot ihm natürlich einen neuen willkommenen Vorwand, an dem „unruhigsten Fürsten von Europa", wie er Carl August nannte, seinen Groll auszulassen. Es geschah dies am 7. Juni vom Hauptquartier Görlitz aus in einem Erlasse, der die Unterschrift des Marschalls Berthier trug. Der Kaiser, schreibt dieser, sehe mit großem Mißvergnügen, was für einen Empfang die „Partisans" der Feinde in Carl Augusts Staaten fänden; er sei ferner ungehalten darüber, daß sein Gesandter nicht in Weimar habe bleiben können und daß der Herzog kein neues Kontingent wieder aufgestellt habe, seitdem seine Truppen zum Feind übergegangen seien, um gegen Frankreich zu kämpfen. „Bei dieser Lage der Dinge," fährt Berthier fort, „sieht Seine Majestät sich genötigt, Ew. Hoheit für jeglichen Unfall verantwortlich zu machen, der seinen Truppen in Ihren Landen widerfahren könnte. Der Kaiser beauftragt mich, Ihnen bekannt zu geben, daß er beabsichtigt, keinerlei Entschuldigung für etwaige feindselige Angriffe gelten zu lassen, die durch Streifkorps ohne Infanterie und Artillerie begangen werden" [1]).

Auf diese Kundgebung hin glaubte Carl August nichts Besseres tun zu können, als möglichst bald einen Abgesandten zu Napoleon zu schicken und ihn durch ein Glückwunschschreiben aus Anlaß des Sieges bei Bautzen zu besänftigen. Der unterwürfige Ton desselben entspricht durchaus dem Verhältnisse der Rheinbundfürsten zu ihrem Gebieter. „Da mein heißes Flehen (mes vœux fervents) für das Wohlergehen Ew. Majestät erhört worden ist," so drückt der Herzog sich aus, „preise ich dafür die göttliche Gnade und lege Ihnen, Sire, meine untertänigsten Glückwünsche zu Füßen. Mögen Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät den Ausfluß meiner tiefen Unterwerfung (les émanations d'une profonde soumission) und einer unwandelbaren Anhänglichkeit, die ich Ew. Majestät geweiht habe, mit Herablassung entgegennehmen."

[1]) St. W. D. 391, Kop.

Wie tief Carl August das Erniedrigende der platten Schmeichelei empfinden mußte, die in seinen Worten lag, so hoffte er doch wohl, auf diese Weise den zürnenden Tyrannen zu begütigen und für das Anliegen günstig zu stimmen, das den zweiten Auftrag seines Abgesandten bildete. Es bestand darin, dem Kaiser „untertänigst" das Wohl des weimarischen Landes zu empfehlen, das, wie es weiter in dem Schreiben heißt, „einer Last erliegt, die durch einige Änderungen in den Heerstraßen leicht gelindert werden könnte".

Je sehnlicher er wünschte, für die Not seiner schwer heimgesuchten Untertanen beim Kaiser ein williges Ohr zu finden, desto mehr Wert legte er darauf, zunächst diejenigen Personen in der Umgebung des Kaisers für sich zu gewinnen, denen er glaubte, einen gewissen Einfluß auf ihn beimessen zu dürfen. Zu diesem Zwecke bekam sein Vertreter, der Kanzler Freiherr Wolfskeel von Reichenberg, der am 14. Juni von Weimar ins Hauptquartier nach Dresden abreiste, vor allem ein Empfehlungsschreiben an Maret, Herzog von Bassano, den Minister des Äußeren, mit. Ebenso hatte er den Auftrag, bei Berthier einen Brief abzugeben, worin sich der Herzog auf den Erlaß vom 7. Juni bezog und gegen die Anklagen, die er enthielt, verteidigte. Einige Zeilen zur Einführung an Caulaincourt waren von dessen Schwager St.-Aignan hinzugefügt, der in seiner immer gleichen Gefälligkeit sich schon vorher für Carl August und sein Land bei Maret wie bei Berthier verwandt hatte [1]).

Trotz dieses Bemühens, dem Abgesandten des Herzogs in Dresden die Stätte zu bereiten, war die Aufgabe, die Wolfskeel und seinen treuen, unermüdlichen Mitarbeiter, den Regierungsrat Friedrich Peucer, dort erwartete, schwer genug. Über einen unfreundlichen Empfang bei den napoleonischen Großwürdenträgern hatte sich ja der Kanzler, der am 16. Juni mittags in Dresden eintraf, nicht zu beschweren; alle drei versprachen ihm vielmehr, sich beim Kaiser für seinen Herrn zu bemühen; der Fürst von Neufchatel bedauerte sogar, daß er dem Herzoge in so unverbindlichem Tone habe schreiben müssen. Er äußerte sich ferner sehr erfreut darüber, daß man auf dem Wege sei, ein neues Kontingent aufzustellen, und er bezeichnete auch als hinreichend, was von seiten Weimars gegen die Streifkorps geschehen sei [2]). Ja, bei einem zweiten Besuche Wolfskeels am 19. Juni erzählte ihm Berthier sogar, der Kaiser habe auf seinen Vortrag über den letzten Punkt beifällig bemerkt: „C'est ce qu'il fallait faire" [3]).

Wie verheißungsvoll diese liebenswürdigen Worte auch klingen mochten: ihr Wert ließ sich doch erst nach dem Maße dessen beurteilen, was man sich bereit erklären würde zu tun, um die Notlage Weimars zu lindern. Bis zu welchem Grade sie gestiegen war, hatte Wolfskeel in einer mit Peucer entworfenen ausführlichen Denkschrift an den Herzog von Bassano überzeugend dargelegt. Ihren Ausgangspunkt bildete der Hinweis auf die ungünstige

[1]) St.-Aignan an Caulaincourt, 13. Juni. St. W. D. 391 Fol. 8, Kop.; a. a. O. Fol. 5—7 die Briefe an Napoleon, Maret und Berthier. Vgl. Fischer S. 205, dessen Darstellung durch die Unkenntnis der weimarischen Akten bestimmt wird.

[2]) W. an C. A., 17. Juni. St. W. D. 390 Fol. 20—21, Ogl.

[3]) Peucers Tagebuch, 19. Juni. St. W. D. 391, Fol. 138.

geographische Lage des Landes, das genötigt sei, vier Verpflegstationen für das durchziehende Heer, Eisenach, Weimar, das nördlich davon gelegene Städtchen Buttelstedt und Jena, zu unterhalten. Diesem Übelstande müsse, wenn irgend möglich, abgeholfen werden, denn die drei letztgenannten Orte drängten sich auf dem engen Raume von vier Quadratmeilen zusammen, wodurch die Vorräte des umliegenden Landes völlig aufgezehrt würden. Sollten es aber die Verhältnisse nicht gestatten, dem Herzogtum diese Bürde abzunehmen, so solle man den Aufwand für Etappen, Spitäler und Heerstraßen wenigstens bei der Bemessung der Beiträge für die große Armee und die Festung Erfurt mit in Anschlag bringen und dieselben auf die wohlhabenderen und weniger bedrückten Nachbarländer, wie z. B. das Herzogtum Gotha, mit verteilen.

Für die Versorgung Erfurts mit Lebensmitteln, fährt die Denkschrift fort, habe die dortige Intendantur vom 27. März bis 19. April vier ganz willkürliche Requisitionen im Herzogtum Weimar angeordnet, ganz abgesehen davon, daß, gleichfalls unberechtigtermaßen, das weimarische Amt Großrudestedt von Erfurt aus andauernd mit starker Einquartierung belegt worden sei. Als fünfte Requisition aber verlange man von der weimarischen Regierung noch zum Ausbau der erfurter Festungswerke 15341 Baumstämme und dazu täglich 153 Lastwagen und 1904 Schanzarbeiter. Gegen diese ganz unmögliche Forderung habe der Herzog selbst dem Prinzen von Neufchatel schon briefliche Vorstellungen gemacht, sei jedoch einer Antwort darauf nicht gewürdigt worden.

Zu den Ansprüchen für Erfurt gesellten sich aber noch die des Generalintendanten Daru für den Unterhalt der großen Armee: 200000 Pfund Fleisch, 100000 Rationen Zwiebackbrot (pain biscuité), ebensoviel Zwieback, 10000 Zentner Mehl und 200000 Scheffel Hafer. Welches Mißverhältnis zwischen diesen Forderungen und den vorhandenen Mitteln bestand, wies die Denkschrift an dem Beispiele nach, daß die Landesbehörden mit Mühe und Not alles in allem 11000 Scheffel Hafer, also nicht viel mehr als den zwanzigsten Teil des Geforderten, hatten aufbringen können. Im Hinblick auf die Machtstellung, die Daru als oberster Leiter des Heeresverpflegwesens besaß, entschloß sich Wolfskeel, dem Rate des von Weimar her ihm bekannten kaiserlichen Kabinettssekretärs Baron Mounier zufolge, auch an ihn eine Denkschrift gelangen zu lassen, die vielfach wörtlich mit der an Maret gerichteten übereinstimmte. Beide wurden am 23. Juni abgesandt, eine Abschrift der letzteren aber überreichte Wolfskeel am gleichen Tage dem Fürsten von Neufchatel mit der Bitte, sich bei passender Gelegenheit der Interessen Weimars anzunehmen.

Die Worte, mit denen Berthier sie in Empfang nahm, klangen freilich nach Peucers Tagebuche nicht gerade ermutigend für Carl Augusts Vertreter. „Ah, mon cher," bemerkte er, „je crois bien, que Vous souffrez par la route militaire. Mais il faut bien, qu'elle passe quelque part. Si l'Empereur trouve un bout de chemin bon et qui va droit à l'Armée, il dit: C'est pour moi. Que voulez-Vous, mon cher. Tout le monde souffre,

l'Autriche souffre, la Bavière souffre, nous souffrons aussi, et surtout la Saxe, celle-ci bien plus que Vous. Cependant tout qui dépendra de moi, je Vous le promets. Si je Vous disais, combien de réclamations je reçois chaque jour, Vous avoueriez, que c'est impossible de satisfaire à tout le monde etc. etc."

Das war wenigstens ehrlich gesprochen, wenn es auch Wolfskeel tief herabstimmen mußte. Immerhin blieb diesem noch die Hoffnung, daß es vielleicht durch seines Herrn Erscheinen in Dresden gelingen würde, dessen Wünschen mehr Nachdruck zu geben. Auf dem Wege nach Teplitz zur gewohnten Badekur beabsichtigte er einige Tage in Sachsens Hauptstadt zuzubringen, um seine und seines Landes Interessen bei Napoleons Umgebung wie bei ihm selbst zu vertreten. Wolfskeel bestärkte den Herzog entschieden in diesem Vorhaben und mochte über die Nachricht, Carl August werde am 28. eintreffen, um so mehr erfreut sein, als er es trotz wiederholter Versuche nicht dahin bringen konnte, das an Napoleon gerichtete Handschreiben dem durch die mannigfaltigsten und wichtigsten Geschäfte überhäuften Kaiser zu überreichen. Fand doch gerade damals, am 26. Juni, jene denkwürdige, von 12 Uhr mittags bis in die sinkende Nacht dauernde Unterredung mit dem zu ihm gesandten österreichischen Staatskanzler Metternich statt, während gleichzeitig im Garten des marcolinischen Palastes, den Napoleon bewohnte, kein geringerer als der König von Sachsen mehr als drei Stunden vergeblich darauf wartete, bei dem Mächtigen vorgelassen zu werden.

Mit Wolfskeel waren die maßgebenden Persönlichkeiten in Weimar darüber einig, daß die Gegenwart des Herzogs in Dresden sehr nützlich sein würde. Ein eifriger Vertreter dieser Ansicht war auch der französische Gesandte. „Herr v. St.-Aignan," schreibt sein Freund Müller hierüber an Wolfskeel[1]), „baut sehr viel auf Sereniſſimi persönliche Hinkunft zu dem Kaiser; er glaubt, daß offne, getreue mündliche Darstellung unserer gedrückten Lage und Äußerung eines unbedingten Zutrauens festere Begründung unserer politischen Existenz zur Folge haben werde. Blankenhayn — ein Bestandteil des erfurter Gebietes, auf den das Haus Weimar von altersher Hoheitsansprüche erhob — als Entschädigung für die Kriegslasten, ferner alle Erfurt. Enklaven und die Großherzogl. Würde, als Bedingung und Mittel sicherer und bequemer politischer Existenz, möge nur (so meyne St.-Aignan) durchlauchter Herzog geradezu vom Kaiser erbitten. Eine Fehlbitte sey nicht wahrscheinlich. An den höhern Rang werde sich unmerklich noch mehr Vortheil knüpfen. Der Kaiser wünsche einen Centralpunct in Thüringen zu haben, der ihm die Einwirkung auf die übrigen kleinen Fürsten erleichtere. Sereniſſimus hätte am meisten Recht und Anspruch, einen solchen Centralpunct zu constituiren. Der jetzige Moment sey höchst geeignet, alles dieses tête-à-tête auszusprechen; man möge ihn nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Er (Müller) habe solches (indem es Hr. v. St.-Aignan durchaus nicht officiell gesagt haben wolle), Sereniſſimo getreulich hinterbracht."

[1]) Weimar 26. Juni, Auszug von Peucers Hand. St. W. D. 391 Fol. 138.

Allem Anschein nach war es Müllers Meldung, die den Herzog bewog, sich am 15. Juni mit Napoleons Vertreter mündlich über seine Hausinteressen auszusprechen[1]). St.-Aignans Rate zufolge nach Dresden zu reisen, mußte er sich durch die trüben Eindrücke, unter denen er Weimar am 27. Juni verließ, noch bestärkt fühlen. Waren ihm doch in letzter Stunde von dem Präsidenten v. Fritsch zwei Schreiben aus Erfurt, das eine von dem dortigen Intendanten de Vismes, das andere von dem Generalgouverneur der Festung, Doucet[2]), übersandt worden, worin in drohendem Tone von der weimarischen Regierung verlangt wurde, den an sie gestellten Ansprüchen augenblicklich nachzukommen. Im Namen Berthiers ermahnte Doucet sie „zum letzten Male", ohne Verzug die vorgeschriebene Anzahl von Baumstämmen samt den verlangten Schanzarbeitern nach Erfurt zu stellen. „Mit dem größten Bedauern," fuhr er fort, „würde ich mich gezwungen sehen, die Mittel der Strenge anzuwenden und die Befehle Sr. Majestät durch das Militär vollziehen zu lassen."

Bei der Drohung ließ man es nicht bewenden. Schon am nächsten Tage, den 27. Juni, mußte Fritsch seinem Fürsten nach Dresden neben einem neuen Aufschlage der Lebensmittelforderung auch die Hiobspost melden, ein Genieoffizier sei bei ihm erschienen, der den Auftrag habe, „gleichsam zur Exekution hier zu verweilen und die Vollziehung der höchsten Befehle zu beobachten". . . . „Es ist gleichsam, als ob die Last des Augenblicks uns erdrücken solle," schreibt er drei Tage später, indem er dem Herzog den unterdessen nach Weimar gelangten schroff ablehnenden Bescheid Darus auf Wolfskeels Denkschrift vom 19. Juni übersendet. Der ganze Jammer der Fremdherrschaft tönt uns aus diesem Briefe des treuen Dieners entgegen. „Die geringen Vorräte des Landes," so schildert Fritsch dessen augenblicklichen Zustand, „decken nicht das Bedürfnis der Einwohner, noch der durchmarschierenden Truppen, von denen im Amt Großrudestedt, oder Weimar, in u. bey Buttelstedt, Weimar und Jena im Durchschnitt jeden Tag 4500 Mann verpflegt worden sind.

„Die Transporte von Mehl u. Munition gehen erstaunlich scharf, 60 2spännige Wagen ist mindestens auf jeder Etappe der tägliche Bedarf hierzu u. einige 30 Pferde gewiß außerdem für die Truppen. Die Unterthanen kommen fast nicht von dieser Frohne zurück, als neue Forderungen für die Festung Erfurt sie dahin weisen.

1940 Arbeiter täglich u.
153 zweyspännige Wagen,

wozu also mindestens ebensoviel Knechte gehören, sollen dahin gegeben werden. Endlich werden die Lieferungen dringend gefordert, welche herbeyzuschaffen es an Menschen, Geschirre u. Geld ebenso gut als an den Lieferungsgegenständen ermangelt.

[1]) Siehe hierüber dessen Bericht bei Fischer, S. 204–205, der allerdings nicht gerade wohlwollend für C. A. lautet.

[2]) Fr. an C. A. 26. Juni, De Vismes an die weimarische Regierung 25. Juni, Doucet an dieselbe 24. Juni, sämtliche drei Schreiben ebenso wie die Berichte Fr.s an C. A. aus den folgenden Tagen Ogle., St. W. D. 391 Fol. 71 ff.

„In diesen Tagen, kann Ew. Durchlaucht ich unterthänigst versichern, befinde ich mich in einem immerwährenden Fieber, wo der Paroxysmus eintritt, wie die zur Execution gleichsam eingelegten Commissarien, nämlich der französische Commissaire des guerres und der Officier vom Genie Corps, welche la rentrée de la requisition beobachten sollen, zweymal täglich mein Zimmer einnehmen. . . . Soeben tritt abermals ein Employé bey mir ein, von Gr. Daru beauftragt, nach den Versemens zu fragen. Er occupirt meine Stube gleich seiner Expedition, ist übrigens höflich . . . .

„Mit großer Sehnsucht erwarten wir einigen Erfolg von Ew. Durchlaucht landesväterlichen Bemühungen, die Hilfe ist dringend nötig, u. nur von einer Seite gebe man uns einen Augenblick Ruhe. Wäre es möglich, wenigstens

a) die zudringliche Belästigung durch die von Erfurt herüber geworfene Einquartierung,

b) die Etappen Weimar u. Jena aufzuheben, so vermöchten wir dann die unvermeidlichen Transporte der Lebensmittel u. sollte es seyn für Erfurt, zu besorgen . . . ."

Gleichzeitig mit Fritschs beiden Briefen und ihren Beilagen gelangte auch ein Gesamtvortrag des Geheimen Conseils vom 29. Juni an den Herzog, worin die Erwartung ausgesprochen war, daß er sich in Dresden mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit für das Wohl des Landes einsetzen würde. Carl August tat, was er konnte, um ihr zu entsprechen. Er ließ es weder an unmittelbaren Vorstellungen bei der Umgebung des Kaisers fehlen noch versäumte er, so lange er in Dresden war, sich regelmäßig morgens zum Lever bei ihrem Gebieter einzufinden[1]). Es gelang ihm auch gleich am ersten Tage, Napoleon eine halbe Stunde unter vier Augen zu sprechen. Bei diesem Anlasse dürfte er dem Kaiser wohl auch die Bitte um Rangerhöhung und Erweiterung seines Gebietes durch Bestandteile des erfurtischen ausgesprochen haben. Nach Wolfskeels Zeugnis erwiderte Napoleon darauf: „On ne m'avait pas dit, que Vous désiriez cela", ein Bescheid, der Carl August durchaus im unklaren darüber ließ, ob jener seiner Bitte geneigt sei oder nicht. Indes war der Herzog doch, wie er an Voigt schrieb, mit der Aufnahme leidlich zufrieden[2]). Mit höflichen und teilnehmenden Worten kargten ja die Franzosen nicht. „Die hiesigen Autoritäten," schreibt Wolfskeel am 30. Juni nicht ohne Humor an Fritsch, „seufzen mit uns und hoffen das Beste." Als ein Erfolg der Bemühungen Carl Augusts konnte es übrigens gelten, daß der Kaiser nach einer mündlichen Mitteilung des Armeeintendanten Dumas an Wolfskeel und Peucer befahl, Weimar und Jena durch Eröffnung zweier neuer Militärstraßen zu entlasten, von denen eine über Langensalza und Merseburg, die andere über Würzburg, Hof, Rudolstadt und Gera führen sollte. Allerdings hatte Dumas nach Peucers Aufzeichnungen hinzugefügt: „Was die Requisitionen betreffe, so sey alles vom Kaiser reguliert, und er wolle durchaus, daß sie bis Mitte Juli alle ab-

[1]) Peucers Tagebuch. Wolfskeel an Fritsch 30. Juni, Auszug. St. W. D. 391 Fol. 85.

[2]) 1. Juli H. W. A. Abt. A XIX. Carl August 123 Fasc. 2 Fol. 149, Ogl.

entrichtet wären, um darüber für die Armee, welche dem Hunger ausgesetzt sey, verfügen zu können."

In welcher Not sie sich tatsächlich befand, darüber sind in Peucers Tagebuche vom 26. Juni merkwürdige Einzelheiten zu lesen. Er erzählt darin auf Grund der Mitteilungen eines unparteiischen Gewährsmannes, des königlich sächsischen Geheimen Finanzrates v. Wagner, „daß in der Gegend von Reichenbach u. Bautzen an 30 Dörfer ohne Anbau u. ohne Bewohner wären; alles sey abgebrannt, ausgeplündert, zertreten, niedergerissen, selbst die Sommersaat abfouragirt. Gleichwohl stünden, von der böhmischen Grenze, von Zittau an, vier Corps, worunter das letzte zwischen Dessau u. Wittenberg von Oudinot befehligt werde. Es heiße, zur Verproviantirung des Oudinotschen Corps sey auch Fulda mit gezogen. Die Nachtfröste hätten allenthalben viel geschadet; namentlich sey das Kartoffelkraut fast durchweg vom Froste gerührt. Schon mehrmals wären angekommene Mehl- und Brottransporte als untauglich des Nachts in die Elbe geworfen worden, um kein Aufsehen zu machen; man habe sich nicht einmal getraut, davon an die Armut zu verkaufen" [1]).

Bei solchen Zuständen konnte die Härte nicht wunder nehmen, mit der Napoleon die Mittel zum Unterhalte seines Heeres von den Vasallen eintrieb. Wenn sich daher Carl August entschloß, am 2. Juli ein neues Bittgesuch um Entlastung seines Landes an den Kaiser zu richten, so war trotz der sachlichen Darstellung der bestehenden Notlage und trotz des dringlichen Tones auf einen Erfolg von vornherein nicht zu rechnen [2]).

Ebensowenig ließ sich Daru in einer langen Unterredung mit Wolfskeel am 3. Juli, der auch Peucer beiwohnte, zu einem Zugeständnisse bewegen, ja, er erhob sogar noch heftige Anklagen gegen Weimar, wie gegen seine Nachbarn, die sich ebenfalls Einspruch erhebend an ihn gewendet hatten. „Ein jeder," rief er aus, „sucht sich den Pflichten zu entziehen, die ihm die Notwendigkeit auferlegt, und wünscht, sich auf Kosten der anderen erleichtert zu sehen." Vergeblich legte sich Wolfskeel aufs Bitten und suchte den nüchternen Geschäftsmann dadurch zu rühren. Als er schließlich in die Worte ausbrach: „Notre détresse est extrême et il est digne des principes de générosité qui Vous animent de frapper moins fort celui qui est le plus faible," antwortete Daru trocken: „Écoutez, il n'y a pas à revenir sur les requisitions une fois règlées." Wohl versprach er zum Schlusse, dafür sorgen zu wollen, daß Weimar künftig milder besteuert werde, doch konnte sich der Kanzler nach seinen bisherigen Erfahrungen denken, was er von solchen Redensarten zu halten habe.

[1]) Peucer 26. Juni. Ergänzt wird diese Schilderung durch folgende Stelle vom 27. Juli: „An Hafer ist der höchste Mangel. Selbst der König und die Prinzen von Sachsen) lassen auf dem Markt einkaufen. Die französischen Pferde sind auf ½ der Rationen gesetzt; viele sterben am frischen Heu. Alle Fütterung der Luruspferde ist untersagt, und sämtliche Hafervorräthe im Meisn. Kreise zur Disposition gestellt. Der König, heißt es, hat seine entbehrlichen Pferde nach Prag geschickt, um sie auszufüttern."

[2]) St. W. D. 391 fol. 191 Kpt.

Mußten schon die gebieterischen Bedürfnisse der großen Armee die Wirkung von Carl Augusts Erscheinen in Dresden beeinträchtigen, so war wohl auch ohnedies bei dem Rufe des unzuverlässigen Rheinbundsfürsten, der ihm voranging, von seinen persönlichen Bemühungen nicht viel zu hoffen. Nach dem Übergange seiner Truppen zu den Verbündeten genügte selbst der geringste Anstoß, um gegen ihn neuen Argwohn zu erwecken. Wie man ihm Schuld gab, das Treiben der Freikorps in Thüringen begünstigt zu haben, so legte man es ihm auch sehr übel aus, daß einer seiner Beamten und ein Mann, der ihm persönlich nahestand, beim Ausbruche des Krieges den weimarischen Dienst verlassen hatte, um in den Reihen der Gegner Napoleons zu kämpfen. Es war dies der damalige Oberst und spätere General Freiherr v. Müffling, einer der preußischen Waffengenossen des Herzogs aus dem Jahre 1806, den Carl August nach dem Tilsiter Frieden in seinen Verwaltungsdienst aufgenommen hatte. Sehr bald nachdem er dem Rufe seines früheren Kriegsherrn gefolgt war, erhielt er den wichtigen Posten eines Quartiermeisters in Blüchers Heere, was natürlich im feindlichen Lager nicht unbemerkt bleiben konnte. Einer der Sekretäre Napoleons, Le Lorgne d'Ideville, redete Peucer auf Müffling mit den Worten an: „Ou est Votre déserteur, Mr. de Muffling, cet homme-là Vous a bien compromis“ [1]).

Dieses offene Geständnis war dem Herzog von seinem treuen Diener wohl nicht verheimlicht worden. Im Hinblick darauf mochte er mit dem Empfang im kaiserlichen Hauptquartier immer noch zufrieden sein. Die persönlichen Artigkeiten, die man ihm hier erwies, waren vielleicht mit darauf berechnet, den Eindruck einer neuen Forderung etwas zu mildern, die in jenen Tagen an ihn gestellt wurde. Man verlangte von ihm, für sein am 13. April zu den Preußen übergegangenes Bataillon eine Reiterabteilung aufzustellen.

Nach all den Bedrängnissen des vergangenen Frühjahrs hatte Carl August sich nichts eifriger angelegen sein lassen, als den Ersatz jenes Kontingentes, das nach dem einst mit Napoleon geschlossenen Vertrage aus Infanterie bestehen mußte. Schon am 31. Mai konnte St.-Aignan dem Herzog von Bassano melden, das Bataillon sei bereit und zähle 600 Mann, die bekleidet und ausgerüstet, aber freilich erst zum dritten Teile bewaffnet seien. Drei Wochen später schrieb Voigt an Wolfskeel nach Dresden: „So viel melde ich nur, daß wir in voller Action sind, das Contingent zu completiren. Es werden 6 Unterofficiers zu Lieutenants befördert, und nur die fehlenden Ge-

[1]) Peucer 20. Juni. Über M.s persönliches Verhältnis zu C. A. siehe des ersteren Denkwürdigkeiten: „Aus meinem Leben“. Berlin 1851, S. 21 ff., 29 ff. Vgl. damit Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 235 ff., sowie meinen Aufsatz „Carl Augusts Reise nach Paris und England 1814“ (Deutsche Rundschau, August 1908, S. 212, Anm. 2). Wenn nach M.s Angabe „St.-Aignan unter den deutschen Bewohnern der guten Stadt Weimar (meistens Diener des Herzogs) eine völlig organisierte Espionage hatte“, so steht dieser Behauptung das wahrhaft glänzende Zeugnis gegenüber, das Müller (Erinnerungen S. 270 ff.) dem Zartgefühl, dem Wohlwollen und der Diskretion des französischen Gesandten ausstellt, ein Zeugnis, das nach der vorliegenden aktenmäßigen Darstellung um so glaubwürdiger erscheinen dürfte. — Über die Meinung, die St.-A. von Müffling hegte, siehe Fischer, S. 191.

wehre können einigen Verzug machen, wenn wir keine französischen erhalten würden."

Welche unangenehme Überraschung infolgedessen jenes Ansinnen der weimarischen Regierung und dem Herzog selbst bereitete, ist leicht zu ermessen. Gleichwohl antwortete Carl August, der davon zuerst aus dem Berichte Wolfskeels vom 17. Juni erfahren hatte, nicht ablehnend, sondern bemerkte dazu, „unter gewissen Einschränkungen und in Zeit von einem Jahre sei die Sache möglich, indessen müsse sehr bündig vorher accordirt werden".

Daß er die neue Sorge so ruhig und gleichmütig hinnahm, war vielleicht dem günstigen Einflusse zu danken, den der Aufenthalt in Dresden trotz manchem Unerfreulichen auf sein allgemeines Befinden ausübte. „Die starcke Anregung," schreibt er an Voigt, „hat meiner Gesundheit recht gutgethan."

Wie im Mai 1812, war Sachsens Hauptstadt auch jetzt wieder der Brennpunkt der europäischen Politik: die drückende Enge der heimischen Verhältnisse aber hatte der Herzog eben noch zu tief empfinden müssen, um sich nicht von dem gewaltig pulsierenden Leben, das ihn jetzt umgab, angezogen zu fühlen. Er war hier recht eigentlich in seinem Element, denn es fehlte ihm weder der Verkehr mit bedeutenden, interessanten und in die großen Zeitfragen eingeweihten Menschen, den er nun einmal auf die Dauer nicht entbehren konnte, noch das Treiben der großen Welt, dessen er als heiteres Kind des 18. Jahrhunderts bis ins Alter hinein nicht überdrüssig wurde. Sehr willkommen war ihm, dem Freunde des französischen Theaters, ohne Zweifel auch die Anwesenheit der Comédie Française. Ihrem Spiele wohnte er am 30. Juni im Königlichen Schauspielhause bei, wo Racines Phèdre aufgeführt wurde, und dann nochmals am Vorabend seiner Abreise, dem 4. Juli, beim „petit spectacle" im marcolinischen Garten, wozu ihn Napoleon eingeladen hatte. Von diesem beurlaubte er sich am 5. morgens beim Lever; in der Mittagsstunde begab er sich nach Teplitz, das er gegen Abend erreichte [1]).

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Über Carl Augusts Tun und Treiben in Dresden geben Peucers Aufzeichnungen aus jenen Tagen Auskunft.

Herbstfahrten und Sprachstudien in den kottischen Alpen.

Von
K. Jaberg.

I. Von Pinerolo nach Pral.

Die Hügel von Turin sind in den Herbstnebeln verschwunden; die Ebene, die sie von den Alpen trennt, liegt hinter mir. Ich steige durch die engen Gäßchen der Altstadt Pinerolo empor, an dem verlotterten Palaste der Principi d'Acaja vorbei zur Kirche von San Maurizio. An einem schönen Tage muß der Blick über das Rebgelände hinaus in die weite Ebene herrlich sein; heute rieselt ein feiner, leiser Regen und legt einen grauen Schleier über die Landschaft. Nur die rostbraunen Hohlziegel, mit denen die Dächer der Stadt gedeckt sind, heben sich etwas lebhafter ab. Auf den Bergen im Westen liegen die Herbstwolken.

Eine Straßenbahn führt mich talaufwärts nach Perosa. Hier zweigt vom Haupttal des Chisone, das sich an den Festungen von Fenestrelle vorbei in weitem Bogen um die Waldenser Berge herumzieht, das Seitental von S. Martino ab. Dort, wo im Hintergrund die hohen Ketten sich schneiden und wo ein Schäumchen Neuschnee den nahen Winter kündet, dort, an der Quelle der Germanasca, liegt weltabgeschieden die Waldensergemeinde Pral. Ihr gilt mein erster längerer Besuch. Nur widerwillig halte ich mich zwei Tage in dem industriellen Perosa auf, um den piemontesischen Dialekttypus kennen zu lernen, der mit der Kultur der Ebene in die Berge dringt und die alten provenzalischen Mundarten verdrängt, die östlich wie westlich vom Alpenkamm gesprochen werden. Der Chisone bildet hier die Religions- und die Sprachgrenze. Jenseits der Brücke, die Perosa mit Pomaretto verbindet, herrscht waldensische Religion, waldensische Sitte, waldensische Sprache. Über den grauen Häusern von Pomaretto erhebt sich die weiße Kirche mit ihren geraden, einfachen Linien; ein sauberes Schulhaus und ein Spital sprechen vom Bildungsbedürfnis und vom sozialen Sinn der Waldenser. Daß diese kulturell den Katholiken überlegen sind, ist eine Tatsache, die wohl nicht geleugnet werden kann. So arbeiten in den Baumwollfabriken von Perosa nur wenige Waldenser; den meisten erlaubt ihre Schulbildung, nach höheren Stellen zu streben. Junge Waldenserinnen gehen mit Vorliebe als Zimmermädchen, Erzieherinnen oder Lehrerinnen in italienische oder ausländische

Großstädte, wo sie leicht Anstellung finden, weil sie gewöhnlich Französisch und Italienisch sprechen.

Die Abhänge zu beiden Seiten des Tales der Germanasca, durch das ich an einem hellen, sonnigen Herbstmorgen aufwärts wanderte, treten bald nahe zusammen, Fluß- und Talboden einzwängend und dunkle Felskulissen vorschiebend, bald weiten sie sich und weichen zurück; der Fluß legt seinen Arm um eine grüne Matte, und eine kleine graue Ansiedlung schmiegt sich in einen Sonnenwinkel. Links blinken die Birken aus dem Morgenschatten; der rechte Talhang steigt aus dem warmen Grün der Kastanien empor; weiter oben baut sich Rebberg über Rebberg; kleine, magere, gelbgrüne Äckerlein sind's, die, wie im Wallis, bis hoch hinauf in die Felsen sich verirren, wo auf einem Absatz ein paar Quadratmeter Ackererde den Anbau ermöglichen. Ebenso bescheiden die grauen Häuschen, die einzeln oder in kleinen Gruppen da oben kleben. Eine gut gebaute Provinzialstraße führt nur bis nach Perrero, dem Hauptort des Tals, der in einer größeren Mulde liegt. Oberhalb Perrero nimmt die Landschaft immer mehr Hochgebirgscharakter an; Reben und Kastanien sind verschwunden; Birken und Lärchen beherrschen den Baumwuchs; breite Trümmerfelder erzählen von Bergstürzen und Wassernöten. Dazwischen schieben sich Alpweiden bis zu den schroffen Gipfelfelsen hinauf, und ein weißes Waldenser Kirchlein, um das sich vertrauensvoll ein Häuflein Häuser lagert, grüßt hinunter zum engen Felstal. Auf dem holprigen Weg haben sich zwei Karrengeleise tief eingeschnitten; von Zeit zu Zeit fährt ein mit schweren Säcken beladener zweirädriger Karren vorüber, zwei oder drei voreinander gespannte Maultiere werden von dem Führer mit Zurufen und Steinwürfen angetrieben. So wird der Talk, den man weiter oben gewinnt, zu Tal befördert.

Nach etwa vier- bis fünfstündiger Wanderung haben wir — ich bin in Begleitung eines Gymnasiasten aus Perosa — Pral erreicht. Vor uns tut sich, etwa in 1400 m Höhe, eine weite Talmulde auf, wie man sie am Oberlaufe der Alpenflüsse — man denke etwa an das Urserental im Gotthardgebiet — oft findet. In gemächlichen Windungen kommt uns hier friedlich die Germanasca entgegen; doch verrät da und dort eine Matte, die mit Sand und Kies überdeckt ist, daß der Fluß, sobald er anschwillt, über die niedrigen Ufer tritt und eigensinnig einen neuen Weg sucht. So halten sich die Weiler, die die Gemeinde Pral bilden, meist von dem unsicheren Gesellen fern, ziehen sich ans Gehänge oder auf kleine Terrassen zurück. Einzelhöfe gibt es hier kaum, die Häuser ducken sich und schmiegen sich aneinander, als ob das eine beim andern Schutz suchen wollte. Ghigo, den am zentralsten gelegenen Weiler, erkennen wir an dem schlanken, weißen Kirchtum. Schwer lasten die Steindächer auf den zum Teil getünchten, zum Teil rohen Mauern; eine Flechte überzieht die Dächer mit dem charakteristischen Gelb, das sie den Farben der Landschaft angliedert. Wir treten in die schmutzige Hauptgasse. Da und dort sieht man durch eine offene Türe in einen dunklen Hof oder in eine Küche hinein. Die Häuser sind kreuz und quer durcheinander gebaut, mit Schuppen, Vordächern, Verschlägen, wie sie das Bedürfnis des Augen-

blickes geschaffen. Ein paar Steintritte führen zum Haupteingang des Erdgeschosses, wacklige Holztreppen zu den braunen Lauben des ersten Stockes hinauf. Die Laube dient als eine Art Vorratskammer; hier liegt unregelmäßig aufgeschichtetes Holz; dort hängen Gabeln und Sensen; dazwischen ein umgeworfener Stuhl, ein Schlitten, der auf den Winter wartet, zum Trocknen hingelegte Wäsche. Eine Frau sitzt auf der Treppe, und ein paar Kinder spielen in der Nähe, meist intelligent aussehend und gut gekleidet. Die Männer sind auf dem Felde. Eben treibt einer mit langgezogenem, gurgelndem „Yup“ sein Maultier über das Steinpflaster; ein paar Kinder sitzen in den Sattelkörben rechts und links.

Nach einigem Suchen haben wir eine bescheidene Wirtsstube gefunden. Der Wirt, zugleich Gemeindeammann und Dorfmagnat, erklärt, wir müßten uns mit Wurst und Minestra begnügen. Das Huhn, das in der Küche duftet, ist offenbar für ihn selber bestimmt.

Wichtiger als Minestra und Wurst war mir, daß ich noch an demselben Abend den Mann fand, den ich für meine Dialektstudien nötig hatte. Wir kamen überein, daß ich ihn am folgenden Tage in seiner Wohnung aufsuchen sollte.

II. Beim Schafhirten von Ribba.

Während die Morgensonne schon die höchsten Felsbänder rötet, liegen im Tal noch tiefe Schatten. Der Himmel ist von jener wunderbaren, durchsichtigen Klarheit, wie man sie in den Alpen nur im Herbste und im Winter zu sehen bekommt. Wie wandert sich's leicht durchs nasse Gras in den frischen Morgen hinein! Ein paar Weiden, vereinzelte Erlen, kleine Lärchenwäldchen werfen gelbgrüne Reflexe in das Wasser des Flusses, der sich in seine eigenen Ablagerungen einfrißt. Während der linke Talhang aus Wald und Weide besteht, zieht sich auf der Sonnenseite das Kulturland am steilen Hang hinauf bis zu den verdorrten Weiden und welkenden Lärchen. Von weitem sieht sich's wie ein gewürfeltes Taschentuch an. Die kleinen Äckerlein werden durch Stützmäuerchen gehalten, wie unten bei Perosa die Reben, damit der Regen die Ackerkrume nicht fortschwemme und im Winter der schützende Schnee einen Halt finde. Auf einzelnen der Liliputanerfelder hat der Roggen jetzt, Ende September, noch nicht gereift. Andere haben sich schon mit dem zarten Grün der jungen Saat überzogen. In den höheren Lagen sät man Mitte August, weiter unten im September. Jetzt ist man eben mit der Kartoffelernte beschäftigt. Man bedient sich dazu einer Hacke, die in eine lange Spitze ausläuft. Ein mühsames Graben in dem steinigen Boden! Weiter unten am Gehänge erblickt man in der Morgendämmerung dann und wann einen grauschwarzen Weiler, der sich kaum vom Gelände abheben würde, wäre nicht das braune Gitterwerk der Holzlauben und da und dort ein weißgetünchtes Häuschen.

Nachdem ich eine halbe Stunde gegangen, seh ich das Tal sich verengen; kaum gewährt es einem kleinen, traurigen Bauernmühlchen Raum genug; wo es sich zum letztenmal zu einigen Wiesen und Äckern weitet, da liegen — man glaubt am Ende der Welt angekommen zu sein — im Schatten ein paar schwere Steindächer. Daß sie bewohnt sind, erkennt man an dem Räuchlein,

das aus einem der Häuschen aufsteigt. Es ist Ribba, der armseligste unter den Weilern von Pral. Ich lenke in ein schmales, dunkles, schmutziges Gäßchen ein. Zur Linken, auf das hölzerne Geländer der Vorlaube gestützt, löffelt ein Mann, der mit einem langen Hirtenhemd angetan ist, aus einem großen irdenen Becken seine Morgenmilchsuppe. Er versteht seine verkrüppelten Hände recht geschickt zu gebrauchen; ein paar gescheiter, brauner Augen sehen mir entgegen. Der Mann, der mich jetzt lebhaft begrüßt, ist Etienne Menusan, der Schafhirt von Ribba. Er lebt hier mit seinem Bruder zusammen, einem gutmütigen Bauer mit schwieligen Händen, dessen Glieder bei der harten Arbeit an den steilen Hängen schwerfällig geworden sind, dessen Geist sich dem langsamen Wachsen und mühsamen Werden der Alpennatur angepaßt hat. Der Bauer erzählt mir von der Holzhauerarbeit, die er im Winter verrichtet. Aus metertiefem Schnee müssen die Stämme herausgegraben werden; sie auf den Holzschlitten ins Tal hinunter zu befördern, ist eine gefährliche Arbeit, die einen ganzen Mann verlangt. „Così si lavora," fügt er in seinem holprigen Italienisch resigniert bei, „per guadagnare dui solt," so arbeitet man, um zwei Batzen zu verdienen. Der Vater der beiden Brüder ist vor kurzem gestorben. Um die Hypotheken von dem Häuschen abzulösen, das er ihnen hinterlassen, haben die Brüder ihre zwei Kühe verkauft; das Kalb, das sie jetzt aufziehen, soll ihnen nach und nach den Viehstand wieder ergänzen helfen. Der ältere erkennt offenbar die geistige Überlegenheit des jüngeren an, und dieser weiß, wie hart die Arbeit ist, die sein Bruder zu verrichten hat. Etienne kann wegen seiner mißgebildeten Hände keine Feldarbeit verrichten. So besorgt er während des Sommers die Schafe eines reichen Bauers aus Bobi. Im Winter führt er die Quartierschule (Scuola quartierale) eines Nachbarweilers, der etwas größer ist als Ribba. Quartierschulen hat man in den Piemontesischen Alpen da, wo im Winter der Weg zur Gemeindeschule für die Kinder zu weit, zu beschwerlich und wegen Sturm und Lawinen gelegentlich auch zu gefährlich ist. Sie werden von Leuten geführt, die eine etwas höhere Schulbildung besitzen, als die italienische Primarschule gewährt, die aber keine Lehrerbildungsanstalt besucht haben.

Etienne Menusan ist Schüler des Collège in Pomaretto gewesen. Seinen Wissensdurst hat er hier nicht stillen können; aber er hat alle möglichen Interessen, geschichtliche und naturwissenschaftliche vor allem, in sein stilles Bergdörfchen zurückgebracht. Er spricht ebenso ausgezeichnet Italienisch wie Französisch und, was mir wichtiger ist, er beherrscht den alteinheimischen Dialekt vollkommen. Dazu bringt er meinen Studien ein Interesse entgegen, wie ich es mir lebhafter nicht wünschen kann. Unermüdlich antwortet er von morgens früh bis abends spät auf meine Fragen; er ergänzt meine Fragebogen, fügt Pflanzen- und Tiernamen bei, die er sich zu Unterrichtszwecken aufgeschrieben, macht mich auf abweichende Formen von Nachbardialekten aufmerksam. Daß die „Nomenclatura" in der italienischen Elementarschule eine so große Rolle spielt, kommt mir außerordentlich zustatten; Menusan versteht mein lexikalisches Interesse und kennt, da er in der Winterschule als Waldenser Französisch und Italienisch zugleich unterrichtet, die französischen und italienischen Namen der kleinen und kleinsten Teile von Haus- und

Ackergeräten, so daß die Verständigung rasch und leicht möglich ist. Doch sprechen wir auch von anderen Dingen; der Hirt bringt mich oft in Verlegenheit; über alles und jedes möchte er Auskunft haben; als richtiger Autodidakt (seitdem er das Collège verlassen hat, ist er ganz auf sich selber, wenige Schulbücher und gelegentlich erworbene alte Schmöker angewiesen) versteht er Wichtiges und Unwichtiges, Phrase und Sache oft nicht zu unterscheiden. Er zitiert Livius, Cicero, Cäsar, Boileau, Bossuet, Voltaire, Dante, Petrarca, Alfieri; er hat Bibelkommentare und antireligiöse Streitschriften gelesen. Er macht sich über die Dogmen der Waldenser Pfarrer lustig und fühlt sich stark genug, um mit ihnen zu disputieren. Er spottet über die Unwissenheit seiner Kollegen und schildert das Dorfmagnatentum von Pral. Das alles wird gespickt mit französischen und italienischen Sprichwörtern und Redensarten, die er sich bei der Lektüre zusammengesucht hat und die er nun an den Mann zu bringen sich freut. Es ist, als ob eine langverstopfte Quelle einen plötzlichen Ausfluß gefunden hätte. Die Blague, der emphatische Ton, die tausend Banalitäten, mit denen er mich überschüttet, vermögen die Sympathie mit dem Manne nicht zu zerstören, der da oben, in diesem weltverlorenen Bergtal, in ärmlichen Verhältnissen, einen unwiderstehlichen Wissensdurst sich erhalten hat, und dessen größte Leidenschaft die Bücher sind.

Da der Bruder keinen Ersatz gefunden hatte, konnte er nicht, wie vorgesehen war, an der Stelle des jüngeren die Schafherde besorgen. So blieb nichts anderes übrig, als den Hirten auf die Schafweide zu begleiten. Das war mir nun im Grunde ganz recht; nur die Frage, wie wir's mit dem Schreiben einrichten würden, bereitete einige Schwierigkeiten. Wir traten in die nur von einem kleinen Fensterchen notdürftig erhellte enge Küche, die zugleich als Wohnraum und im Winter auch als Schlafraum dient. In einer Ecke verkohlten ein paar Scheiter; in der anderen standen der Küchenschrank und einige Molkereigeräte, im dunklen Hintergrund ein Bett. Die Mitte nahm der große Backtrog ein, dessen Deckel als Tisch diente. Neben dem Fenster entdeckte ich ein braungedörrtes Kästchen, das der Hirte sich einmal selbst geschnitzt hatte, und in dem er nun einen Teil seiner Bücher verwahrte. Das sollte mein Schreibpult werden. Ich hing es um die Schulter, Etienne packte ein Brot und — mir zu Ehren — ein Stück Schokolade in ein Tuch, knüpfte die Enden zusammen, und aufwärts ging's. Lustig bellten die Hunde voran, der alte bedächtige Mandrin und die junge ungezogene Lingera (piemontesisch = die Leichte). Die Schafe warteten weiter oben in einer Hürde (park). Mit den Worten „Ecco il mio gregge o la mia gregge; chè si può dire l'uno e l'altro" stellt mir mein gebildeter Schafhirt die Herde vor. 56 Schafe, 48 weiße und 8 braune, liegen hier träge am Boden. Sobald die Hürde geöffnet ist, fahren die Hunde mit wildem Gebell hinter die Schafe her. Mit einem Ruck stehen diese auf und drängen wogend und trippelnd, wie die Kinder nach Schulschluß, dem Ausgang zu. Und nun geht's von neuem aufwärts in die Lärchenwaldungen hinein. Mandrin trottet gesetzt neben seinem Herrn her, und nur wenn er einen Auftrag erhält, umkreist er die Herde und weist mit kurzem Gebell, ohne seine Kraft zu verschwenden, ein Schaf, das bei einer saftigen Staude stehen ge-

blieben ist, zurecht. Lingera macht sich ein Spezialvergnügen daraus, die Schafe zwecklos in die Hinterbeine zu beißen, wenn er sich unter dem Schutze des größeren Hundes sicher fühlt. Er erinnert Menusan an die Politik des Piemont, das sich stets an die Großmächte herangemacht und im Kriege kräftig mitgebellt habe.

Sobald die Schafe einen günstigen Weideplatz gefunden haben, setzen wir uns auf einen Stein oder einen alten Baumstrunk; ich lege das Kästchen aufs Knie, stelle das Tintenfaß daneben, und nun geht's ans Abfragen, teils von Dingen, die ich mir vorher zusammengestellt, teils von solchen, die uns die Anschauung bietet, oder auf die uns das Gespräch führt. Wenn die Schafe aufwärts ziehen, wechseln auch wir unseren Standort. Über Trümmerfelder und Wildbäche, durch Heidelbeersträucher und Alpenrosengestrüpp steigen wir immer weiter empor. Oft entschwinden die Schafe ganz unseren Augen. Stundenlang überläßt der Hirt sie sich selber. Er kennt die Striche, die sie lieben; mit Hilfe der Hunde wird er sie bald wieder finden; und wenn er sie von weitem entdeckt, dann geht ein lautes Pfeifen und fröhliches Rufen los; Mandrin wird hingeschickt, die Schafe zu holen: „tucho dareyre!" (jag sie von hinten); „oh! tsubre, passo tsubre!" (von oben! faß sie von oben!), „a la simu!" (dieselbe Bedeutung), „munto isi, munto tsay!" (hier herauf! auf dieser Seite hinauf!); und wenn sie endlich die gewollte Richtung eingeschlagen haben, dann wird der Hund mit einem langgezogenen „toh, toh" zurückgerufen und mit einem kurzen „vän (n = deutsch ng) eysi!" (komm hierher!) an seinen Platz gewiesen.

Heute haben die Schafe den Weg nach dem Vallone delle Miniere, dem Minentälchen, eingeschlagen, und wir folgen ihnen gern. Wer den Alpenherbst in seiner ganzen farbigen Pracht genießen will, der ziehe hinauf in dieses einsame Tälchen, das hart an der französischen Grenze liegt. Von dem Grüngelb der dürren Weiden heben sich in sattem Ockergelb und in leuchtendem Purpurrot die welkenden Heidelbeeren ab. In dunkleren Schattierungen mengen sich mit ihnen die Alpenrosenfelder; fast schwarz erscheinen von weitem die Bergwacholder- und Alpenerlenbüsche, die die Hochgebirgsmacchia bilden. Es sind Farben von einer Intensität, wie ich sie mir etwa auf einer norddeutschen Heide vorstelle, nur daß hier der Teppich sich faltig über Abhänge, Grate und Mulden legt. Oben am Colle Giuliano haben sich selbst die Felsen mit einem schwefelfarbenen Flechtenkleid überzogen. Weiter unten werfen die Lärchen regelmäßige, runde Schlagschatten, und in der Ferne zeichnen sich hart und scharf höhere Bergketten mit ihren gelblichen Reliefstönen vom wolkenlosen Himmel ab. Und über all dem liegt ein milder Sonnenschein, der einem die Glieder durchwärmt, daß man sich ausziehen und hinlegen möchte, um sich keinen Strahl entgehen zu lassen.

Zum Mittagsmahl lagerten wir uns in den Heidelbeeren; doch hielt es uns nicht lange auf; es bestand aus einem Stück Brot, etwas Schokolade und frischem Quellwasser. Das alles teilten wir redlich mit den Hunden;

[1]) ch als tsch zu sprechen.

Lingera, der verwöhnte Liebling des Schäfers, der alle Unartigkeiten des Tieres mit dessen Jugend entschuldigte, fuhr mit naiver Begehrlichkeit auf Brot und Schokolade los; Mandrin wartete würdig wie ein Mandarin, bis man ihm ein Stück Brot hinwarf, und regte sich nicht einmal auf, wenn es ihm von dem kleinen Kollegen weggeschnappt wurde, den er, dem Beispiel des Hirten folgend, offensichtlich protegierte.

Nach dem Mittagessen arbeiteten wir weiter; ich schrieb und schrieb, bis die Sonne sank, bis die Schafe abwärts grasten, feuchte Schatten sich über das Tal legten und ein leises Frösteln zur Heimkehr mahnte. Als ich, vollgesogen von Licht und Sonne, den Talboden erreichte, war's dunkle Nacht. Über den Bergen wölbte sich ein leuchtender Sternenhimmel; das Tal lag still und friedlich da, und eigentümlich ergreifend klang die langgezogene Melodie des Liedes, das ein Mann, auf seinem Maultier vorüberreitend, sang. Ich mußte an die Zeiten denken, da die Waldenser, geächtet und verfolgt, ihre Heimat lieber verließen, als daß sie ihren Glauben abgeschworen hätten; ich verstand, wie hart ihnen der Abschied werden mußte, daß der Wunsch, zurückzukehren, in ihnen nicht erstarb und ihnen die Kraft gab, die Heimat neu zu erobern.

Vier Tage bin ich mit dem Hirten von Ribba auf den Schafweiden unterhalb der „dreizehn Seen", am Colle Giuliano und im Minental umhergezogen, vier Tage, wie ich sie selten so voll genossen habe, und fast hätte ich den Hirten um sein Handwerk beneiden mögen. Am fünften Tage begleitete er mich hinauf zum Colle Giuliano. Dort erblickte ich zum ersten Male seine Majestät den Monte Viso, der die kottischen Alpen beherrscht wie der Gran Paradiso die grajischen. Schwarz und stolz und trotzig türmt er sich auf, sich hinausreckend über die Ketten und Gipfel, die ihn umringen.

III. Sprachforschung im Terrain.

Die sprachlichen Verhältnisse sind in den Waldenser Tälern außerordentlich verwickelt. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, Waldenser zu treffen, die vier Sprachen nebeneinander sprechen. Der alteinheimische Dialekt ist ein provenzalischer, die Umgangssprache im Verkehr mit Nichtwaldensern gewöhnlich das Piemontesische, die Kultussprache und die feinere Umgangssprache gebildeter Familien das Französische; daneben wird jetzt das Italienische in den Schulen gelehrt und hat da und dort auch in der Kirche schon Eingang gefunden. An abgelegenen Orten wie in Pral jedoch zieht man es im allgemeinen vor, mit dem Fremden französisch zu sprechen, wenn ihm das Piemontesische nicht geläufig ist. Je weiter man sich von den größeren Zentren entfernt, desto unkorrekter wird das Italienische. Den alteinheimischen Dialekt zu hören zu bekommen, ist für den Fremden — das gilt nicht nur für die Waldensertäler, sondern überhaupt für die piemontesischen Alpentäler — nicht immer ganz leicht. Da der Einheimische sich seiner Muttersprache schämt, vermeidet er gern, sie vor jemandem zu sprechen, der sich darüber lustig machen könnte. Wem es, wie das bei mir der Fall war, darauf ankommt, eben diese Sprache zu studieren,

der muß sich die Leute dazu oft erst erziehen, eine familiäre Atmosphäre zu verbreiten suchen, die das bäurische Mißtrauen zerstreut. Ich führe nur ein Beispiel an für die Schwierigkeiten, mit denen man zu kämpfen hat. In Perrero fragte ich einen Mann, der in der Nähe eines Bienenhauses arbeitete, nach dem Namen des alten Bienenstockes, der aus einem ausgehöhlten Holzstamm hergestellt ist; er antwortete mit „brusco" (italianisierte Form); darauf setzte ich ihm auseinander, ich möchte das Wort in seiner einheimischen Form, so wie man es in Perrero ausspreche, kennen lernen. Jetzt erhielt ich die piemontesische Form „brüsk", und erst von einem hinzutretenden Dritten konnte ich erfahren, daß das Wort im Ortsdialekt „brük" lautet.

Um so glücklicher ist der Sprachforscher, wenn er einen Mann findet, der zwar aus einem bäuerlichen Milieu stammt, dem aber die bäuerliche Scheu fremd ist. Freilich gilt es auch hier, Widerstände zu überwinden. Wenn dies gelungen ist, entwickelt sich aber gelegentlich zwischen Sprachforscher und Gewährsmann ein durchaus freundschaftliches Verhältnis. Unter diesen Freundschaften ist mir eine in besonders sympathischer Erinnerung geblieben. In Traversella, im nördlichen Piemont, ein paar Stunden von Ivrea, begann ich vor vier Jahren eine Dialektreise. Der Pfarrer, den ich um Rat fragte, wies mich an Don Bracco, den Schulmeister. Ich stieg durch eine dunkle Treppe hinauf und klopfte an. Ein kräftiges „Avanti" hieß mich eintreten. Vor mir stand in einer alten, speckig glänzenden Soutane ein kräftig gebauter Mann, der eher einem verkleideten Landsknecht als einem armen Schulmeister glich. Die borstigen, roten Haare standen zu Berg; aus dem laubfleckigen, feisten Gesicht schauten aber gar gutmütige kleine Augen hervor, die jetzt ein wenig verlegen, fast ängstlich den Fremdling musterten. Er hieß mich auf das alte Ruhebett mit dem geblümten Überzug sitzen und fragte nach meinem Begehr. Ich erklärte, daß ich gern wissen möchte, wie eine Anzahl von Wörtern, die ich schon vorbereitet hätte, im Dialekte von Traversella lauten; denn ich hätte gehört, daß dieser besonders originell sei und daß er, der Lehrer, ihn besonders gut beherrsche. Don Bracco rutschte, halb verlegen, halb ärgerlich, auf dem zerknitterten Überzug hin und her. Dann meinte er, er habe jetzt Ferien, er gehe lieber auf die Jagd; so werde er für mich kaum Zeit finden. Ich ließ mich nicht so schnell abweisen, wiederholte, daß die Sache durchaus nicht schwierig sei und daß die Störung nicht allzulange dauern würde. „Nun gut," erklärte er mit einem plötzlichen Entschluß, „so setzen wir uns mal hin und probieren, aber lange habe ich nicht Zeit." Wir setzten uns hin; ich fragte nach den Zahlen, nach den Wochentagen, nach den Jahreszeiten, nach den Verwandtschaftsnamen, nach den Körperteilen usf., und nachdem ich einige Versuche des Lehrers, mir statt des einheimischen Dialektes ein feineres Piemontesisch unterzuschieben, vereitelt hatte, folgte Antwort auf Antwort, prompt und zuverlässig. Nach zwei Stunden brach ich ab. Don Bracco fragte freundlich, ob ich wiederkommen wolle. Am folgenden Tage wurde die Sitzung schon auf drei Stunden ausgedehnt. Der Lehrer begnügte sich nicht mehr damit, mir auf meine Fragen zu antworten; er holte weiter aus, ergänzte mein Material, fügte

alte, originelle Wörter bei, die ihm über Nacht in den Sinn gekommen waren. Ich unterließ nicht, meiner Freude darüber lebhaften Ausdruck zu verleihen und seine Kenntnisse zu bewundern. Am Schlusse der Sitzung holte er die Wermutflasche aus dem schmutzigen, grauen Wandschrank, und nachdem wir schmunzelnd zwei Gläschen geleert, sagte er, ich möge nur wiederkommen, wann es mir beliebe; er habe jetzt Ferien und stehe stets zur Verfügung. Und so saßen wir denn noch oft zusammen; Don Bracco ereiferte sich, klopfte mir auf die Schulter, schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn ein Ausdruck, nach dem ich fragte, ihm nicht gleich in den Sinn kam, lachte dröhnend auf, wenn er das originelle, treffende Dialektwort erwischt hatte, und spuckte dazwischen zum Fenster hinaus. Er erzählte mir auch von seiner Vergangenheit und seinen Zukunftsplänen; zwei Jahre hatte er als Soldat gedient (also doch ein bißchen Landsknecht); das Schulmeisterleben imponierte ihm nicht sonderlich; die Besoldung sei kümmerlich und der Ärger groß; aber ein paar Jährchen werde er's noch aushalten, dann habe er Pensionsberechtigung und werde sich auf das Gütchen seiner Eltern, außerhalb des Dörfchens, zurückziehen. Ich mußte erzählen, wo ich herkomme, was ich verdiene, wie viele Geschwister ich habe und ob ich auch Soldat gewesen sei. Unsere Freundschaft wurde besiegelt durch zwei Flaschen Marsala, die ich zum Abschied neben den Wermut in den Wandschrank stellte.

Die Sammlung des Materials zu erleichtern, dazu trägt gelegentlich, besonders bei Ungebildeten, ein bißchen Wichtigtuerei nicht unwesentlich bei. Ich erkläre den Leuten etwa, daß ich ein eigenes Alphabet erfunden habe, mit dem man den Dialekt viel genauer als mit der gewöhnlichen Schrift aufschreiben könne. Und zum Beweis lese ich dann hier und da eine Seite herunter; man schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen vor Verwunderung darüber, daß ich Laute, wie etwa das engliche th, von denen man überzeugt ist, daß sie in der ganzen Welt sonst nirgends vorkommen, zu erfassen, schriftlich zu fixieren und auszusprechen imstande bin. Das wird dann im Dorfe herum erzählt, und bald bildet sich um den Fremden ein kleiner Nimbus; ein Professor sei da, heißt es, der alle Sprachen der Welt verstehe, und man ist geschmeichelt darüber, daß er nun dem Dialekt eines kleinen abgelegenen Alpendorfes die Ehre antut, ihn aufzuschreiben. Stolz erzählt eine Gevatterin der anderen, der Professor wisse von ihr, was die Bratpfanne, was der Suppenlöffel und was die Kehrichtschaufel heiße. Und die andere berichtet, er sei ein gar freundlicher und artiger, aber furchtbar neugieriger Herr; letzthin habe er sogar die Polenta eigenhändig umrühren wollen; sie sei dann fortgelaufen, und nun habe er im Schweiße seines Angesichts, den Fuß gegen den Herd gestemmt, rühren müssen, bis sie zurückgekommen sei. Hinten im Tal der Chiusella, etwa anderthalb Stunden von Traversella, begegnete uns einmal ein Arbeiter. Mein Begleiter, ein Lehrer aus der Gegend, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und wollte mich vorstellen. Der aber antwortete ihm in seinem schönsten Italienisch: „Ich kenne ihn wohl; l'è um professur che implora (esplorare, erforschen, schwebte ihm wohl vor) i dialett." Ich gebe mir auch Mühe, die Wißbegierde der Leute zu befriedigen, die da besonders entwickelt ist, wo die Männer nicht periodisch aus-

wandern. Ich erzähle von meiner Heimat, von den schweizerischen Einrichtungen, von meinen persönlichen Verhältnissen (darauf richtet sich die Neugier ganz besonders) und suche den Leuten verständlich zu machen, welches eigentlich der Zweck meiner Studien ist. Für all das sind sie sehr dankbar und gern bereit, mir wieder ein paar Stunden zu sitzen und auf meine Fragen zu antworten.

So freundschaftlich kann man freilich nur da sich zu den Leuten stellen, wo wenig Verkehr ist; sobald man in industrielle Gegenden kommt, oder in solche, die von Fremden besucht werden, oder auch wenn man es mit ganz armen Leuten zu tun hat, wird das Verhältnis zwischen dem Dialektforscher und dem Einheimischen mehr ein geschäftsmäßiges. Bei dem Bergbewohner, der sich bei denkbar härtester Arbeit kümmerlich durchs Leben bringen muß, entwickelt sich, sobald er die Möglichkeit erkennt, auf leichte Art Geld zu erwerben, oft eine Begehrlichkeit, die man nicht allzustreng beurteilen darf. Sie kommt übrigens im Piemont, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht in häßlicher Weise zum Ausdruck. Man hält gern an der Form der Gastfreundschaft fest. Derselbe Mann, der fast gierig die Gelegenheit ergreift, einem für fünf Franken den Weg über einen Paß zu zeigen, kann aufrichtig zornig werden, wenn man ein Becken Milch und ein Stück Polenta bezahlen will, die er einem angeboten hat.

Wenn die Sprachforschung im Terrain ein bißchen Menschenkenntnis, etwas Takt und Anpassungsfähigkeit und viel Geduld und Ausdauer verlangt, so lohnt sich doch dem Forscher die Mühe reichlich. Weit intimer als der Reisende, an dessen Augen die Landschaften wie Theaterdekorationen und die Bewohner wie Statisten vorüberziehen, kommt er mit der Kultur eines Landes und speziell des Landvolkes in Berührung. Wenn er tagelang im Stübchen sitzt, wo Familienglieder und Nachbarn ein- und ausgehen, beobachtet er gar manche kleine Züge, die sich ihm zu einem ganz anderen Gesamtbilde zusammenfügen, als es der Italienfahrer mit heimnimmt, der den „berühmten Kunststätten" nachzieht. Aber auch der wissenschaftliche Gewinn ist ein weit reicherer, als sich der Stubenphilologe träumt. Mit dem intimen Alltagsleben eröffnet sich die intime Alltagssprache dem Forscher; es verraten sich die verborgenen Kräfte, die, leise ansetzend und weit wirkend, die Sprache umgestalten; Wort und Sache verschmelzen zu einer nicht bloß theoretischen Einheit; an jedem Laut hängen die Erinnerungen wie die Tautropfen an den Feldblumen. Und wenn auch später die Wörter auseinandergerissen, zusammengestellt und in Reihen geordnet werden, der Erdgeruch geht ihnen nicht mehr verloren.

IV. Angrogna.

Wie lieblich auch das Tal des Pellice mit seinen von Nußbäumen und Kastanien umschatteten Dörfern und Dörfchen sein mag, wie golden die Wände der Bauernhäuser von den zum Trocknen aufgehängten Maiskolben leuchten, wie lustig aus dem reichen Grün der Gärten die weißen Landhäuser winken, und wie gemütlich man schlendern mag in den Gassen des alten, heimeligen Waldenserstädtchens La Tour (Torre Pellice), mich litt es da drunten nicht lange. Zu viel hatte ich erzählen hören von dem Bergkessel

droben im nahen Angrognatal, wo so oft die verfolgten Waldenser dem Ansturm katholischer Heere getrotzt haben.

An einem Oktobermorgen stieg ich zwischen den Mauern der Gärten und Rebberge hinan in der Richtung nach San Lorenzo, nach der Kirche, die, an ein großes, klosterähnliches Gebäude angelehnt, so stolz den Eingang zum Tal beherrscht, und die mir wie ein Wahrzeichen tapferen Ketzerglaubens vorkam. Bald hatte ich einen Punkt erreicht, der mir einen Ausblick gewährte auf die alten Schieferdächer von La Tour und die mit Ziegeln gedeckten Fabrikgebäude, von denen das Städtchen umlagert ist. Weiterhin zogen die weißen, schlanken Kirchtürme von Luserna die Blicke auf sich, wo, dem Angrognatal gegenüber, ein südliches Seitental sich in die waldigen Berge hineinzieht, die in frischbeschneiten Kuppen gipfeln.

Ich war eben daran, einige Aufzeichnungen zu machen, wie sie die Verbindung von Sprachstudien und Sachstudien fordert, als ein großer, schwarzbärtiger Mann zögernden Schrittes an mir vorüberging, indem er mich neugierig betrachtete. Ich merkte dem Manne an, daß er gern ein Gespräch angeknüpft hätte. Da ich Gelegenheiten, mich von Einheimischen über die Verhältnisse des Landes orientieren zu lassen, stets gern benütze, stand ich auf, grüßte und erfuhr bald, daß der Wanderer der Lehrer von San Lorenzo sei. Das Angrognatal, erzählte er mir, zerfällt in einen unteren und einen oberen Teil, zwischen denen ein kleines Flüßchen, gleich oberhalb von San Lorenzo, die Grenze bildet. Die Bewohner des oberen und des unteren Teiles des Tales unterscheiden sich in Charakter und Sprache. Der alte Waldenserdialekt ist unten stärker als oben mit Piemontesisch vermischt. Die Bevölkerung, etwa 2400 Seelen, ist zu zwei Dritteln waldensisch, zu einem Drittel katholisch. Besonders in Pra du Tour, zu oberst im Tal, machen die Katholiken Fortschritte, indem dort den Bauern katholische Findelkinder in Pflege gegeben werden, die später im Lande bleiben und sich verheiraten. Katholiken und Waldenser vertragen sich recht gut; man verkehrt miteinander, hilft sich aus, wenn's nötig ist; wenn ein Katholik stirbt, nehmen die Waldenser am Begräbnis teil und umgekehrt. Die alten Gegensätze haben sich also, wenn sie auch da und dort noch unter der Asche glimmen mögen, zum guten Teil ausgeglichen. Mich interessierte besonders, daß trotzdem kleine sprachliche Unterschiede zwischen den Angehörigen beider Religionen vorhanden sind, die hauptsächlich daher rühren, daß der Waldenserpfarrer Französisch spricht, während die katholischen Priester nur Piemontesisch verstehen. Es soll sogar einen Weiler geben, der sich sprachlich deutlich von der Umgebung abhebt, weil er von den Nachkommen einer katholischen Kolonistenfamilie bewohnt wird, die am Ende des 17. Jahrhunderts, als die vertriebenen Waldenser in die Heimat zurückkehrten, im Tale blieb. Während der Lehrer so erzählte, waren wir bei der Kirche angelangt, die mir die trotzige Sinnesart der Waldenser zu verkörpern schien. Ich erfuhr, daß sie den Katholiken gehöre; die beiden Waldenserkirchlein halten sich bescheiden im Hintergrund. Das Zentrum der Gemeinde Angrogna besteht aus ein paar halb städtisch gebauten Privathäusern, dem Pfarrhaus, dem Gemeindehaus, dem Wirtshaus und der Post, die sich um einen kleinen Platz gruppieren, in dessen

Mitte ein Brunnen steht. Von hier an führt der Weg lange Zeit fast eben dahin, teilweise von mächtigen Kastanien und Nußbäumen beschattet. Rechts ziehen sich Felder und Wiesen empor, da und dort eine Baumgruppe und ein paar graue Häuser, die sich schwer, wie auf ein paar Pratzen, auf die viereckigen, weißgetünchten Pilaster stützen, in die die braunen Holzlauben hineingebaut sind. Auch hier, wie im Germanascatal, ein zwangloses Durcheinander von eben eingebrachten Feldfrüchten und altem Gerümpel. Je weiter man talaufwärts kommt, desto ärmlicher werden die Häuser, desto kleiner die treppenartig ansteigenden Felder, desto besser wird jedes Fetzchen bebaubares Land ausgenützt, und wenn es mitten in den Felsen läge und auf drei Seiten mit Mauern gestützt werden müßte. Links vom Wege ziehen sich steile Matten zum Fluß hinunter, und jenseits des dunkelgrünen Talgrundes erhebt sich der Vandalin, dessen runde Kuppe Torre Pellice beherrscht. Seine östlichen Abhänge sind steil und waldig, und doch hat da und dort noch ein Weiler Platz gefunden; wie mit der Pflasterkelle hingeworfen, Schwalbennestern ähnlich, kleben die Häuschen in schwindliger Höhe.

Es ist wenig Verkehr auf dem Sträßchen, das nach und nach schlechter wird: ein Maultier mit vollgestopften Körben rechts und links, ein paar Holzhauer und zwei Mütterlein in der alten, schlichten Waldensertracht. Das Frauenkleid, gewöhnlich aus einem unauffälligen, grauweißen Stoffe hergestellt, trägt hier noch den altprovenzalischen Namen coto (altfranzösisch cote). Die lange Schürze der meisten piemontesischen Trachten fehlt nicht; die Schultern bedeckt ein Halstuch; ein weißes Häubchen, auf das viel Sorgfalt verwendet wird, vervollständigt die Kleidung. Alte Frauen tragen auch noch die Strümpfe aus selbstgestrickter Schafwolle, wie sie früher üblich waren; schwarz gefärbt ist nur der untere, sichtbare Teil des Strumpfes; für den oberen Teil wird aus Sparsamkeitsgründen ungefärbte Wolle verwendet.

Nach dem Dörfchen Serre senkt sich der Weg nach und nach zum Talgrund; die Talseiten nähern sich und bilden endlich jenen felsigen Engpaß, durch den der Fluß sich nur mühsam hindurchzwängt, den Engpaß, den De Amicis in der etwas theatralisch aufgeputzten Beschreibung seines Ausfluges ins Angrognatal (in den „Porte d' Italia") als die waldensischen Thermopylen bezeichnet hat. Oberhalb des Engpasses liegt der Kessel von Pra du Tour, das berühmte Bollwerk der verfolgten Waldenser. Er sah heute wirklich wie eine gewaltige Festung aus; schwer und düster hingen die dicken Herbstnebel an seinen Seitenwänden und lasteten wie ein bleiernes Dach auf den paar Hütten und den paar Feldern. Doppelt hart und elend schien mir die Arbeit der Bauern und ihrer Weiber, die den schweren Karst in den steinigen Acker schlugen und sich zur Erde beugten, die paar Kartoffeln aufzuheben, die das widerspenstige Erdreich hervorgebracht. Am Wege steht eine einfache katholische Kirche mit angebautem Pfarrhaus, weiter oben auf einem Felsen eine häßliche Waldenserkapelle, die mit ihrer roten Backsteinarchitektur so gar nicht in die Landschaft paßt.

Um den Mann zu finden, den ich suchte, mußte ich zurückkehren nach dem Ausgang der Schlucht. Da liegt am Flusse ein kleines Mühlchen, daneben ein ebenso winziges Wirtshäuschen, das man an einem als Standarte auf-

gepflanzten, einst wohl buntbedruckten Taschentuch erkennt. Es hat sich in eine Terrainfalte hineingelegt, um vor der Unbill der Witterung sicher zu sein. Man tritt zuerst in einen kleinen Spezereiladen, durchschreitet ein Schlafzimmerchen und gelangt dann ins Wirtsstübchen, das zugleich als Wohnstube und Küche dient. In der Ecke steht der Kochherd und ein Geschirrgestell, in der Mitte der Stube zwei Tische mit Bänken rechts und links. An einer Wand ein Schrank und eine Kommode, mit allerlei Photographien und künstlichen Blumensträußen überstellt, darüber ein Bild des italienischen Königspaares. Zwei kleine Fensterchen erhellen notdürftig die Stube; will man besser sehen, so macht man die Türe auf. Da der Hausherr nicht zu Hause ist, erkläre ich der Wirtin, daß Herr Vinay, der Professor am Waldenserkollegium von Torre Pellice, mich herschicke und daß ich mir von ihrem Manne über den Dialekt von Pra du Tour Auskunft geben lassen möchte. Da nicht Aussicht vorhanden war, daß der Mann bald heimkehren würde, bat ich die Frau, mir Rede und Antwort zu stehen. Nach einigem Zögern setzte sie sich mit ihrem Strickzeug mir gegenüber, und das Verhör begann. Die Antworten schienen mir so zuverlässig, daß ich es fast bedauerte, als der Mann eintrat. Der machte mit seinem gewaltigen, schwarzen Schnurrbart und den lebhaften Augen einen recht strammen Eindruck. Die Ledertasche um die Schulter gehängt, die Pelzmütze in die Stirn gedrückt, kam er von einem Brückenbau weiter unten im Tal. Er gehörte zu der nicht gerade seltenen Sorte von Bergbewohnern, die sich in der Stadt etwas freiere Anschauungen angeeignet haben und in denen trotz einer unschuldigen Prahlhanserei doch recht viel ursprüngliche Tüchtigkeit steckt. Er hatte sich als Schulabwart des Waldenserkollegiums ein kleines Sümmchen zusammengespart, damit war er in seinen Heimatort zurückgekehrt und hatte sich ein Häuschen gekauft. Jetzt fühlte er sich da oben als Kulturträger. Er begann auch gleich von der Gemeindepolitik zu sprechen und ereiferte sich über die Bauern, die nichts von der projektierten Wegverbesserung wissen wollten, weil sie die Steuern fürchteten. Später hörte ich, wie er ein paar wetterharten Bauern, die zum Mahlen und Backen gekommen waren und jetzt hinter einem halben Liter saßen, erklärte, sie seien alle Esel, wobei er beschwichtigend hinzufügte, er meine, weil sie lieber alles auf dem Buckel trügen, als einen fahrbaren Weg herstellen hälfen. In der Tat, während der untere Teil des Angrognatales einen recht fortschrittlichen Eindruck macht, bewegt sich hier oben das wirtschaftliche Leben noch in den altertümlichsten Formen. Statt die Alpweiden für Viehzucht und Milchwirtschaft auszunutzen und den Getreidebau der Ebene zu überlassen, ackert man mühsam mit der Hacke die steilen Felder und sät den Roggen selber an. Das gedroschene Getreide wird auf die denkbar einfachste Art gereinigt: die Frauen, denen diese Arbeit zukommt, stellen sich auf ein Dach, eine Mauer oder einen Stein, schütten die Körner langsam aus der Wanne und überlassen es dem Winde, Staub und Ährenreste fortzutragen. Will der Bauer Brot backen, so kommt er mit der notwendigen Menge Korn zur Mühle. Der Müller oder die Müllerin setzt die Mühlsteine in Gang, und der Bauer wartet geduldig, bis sein Korn gemahlen ist. Der Müllerlohn (la moudüra) besteht aus Mehl und wird gleich

ausgemessen. Das Backen besorgt der Bauer selbst. Der öffentliche Backofen ist ins Wirtshäuschen eingebaut. Hier entsteht das harte, kuchenartige Roggenbrot, das zu schneiden es einer besonderen Vorrichtung bedarf. Ist es zu verwundern, wenn sich bei Leuten, die in dieser Weise noch von der Eigenproduktion abhängig sind, die in harter Arbeit dem kargen Boden ihren Unterhalt abringen müssen, bäuerliche Übersparsamkeit und Habsucht entwickelt? Man hatte mir schon in Torre Pellice gesagt, die Bewohner von Angrogna seien ebenso schlau und schlagfertig, wie aufs Geld erpicht. Ich sollte das gleich an einem amüsanten Beispiel erfahren. In meinen Fragebogen, die sich dem Denken des Bauers möglichst anpassen, kommt das Verbum „arbeiten" vor, darauf der Satz „ich würde gerne arbeiten" und endlich „wir würden mehr arbeiten, wenn wir besser bezahlt wären". Ich hatte den letzten Satz noch nicht ausgesprochen, da fügte der Wirt schon bei: „Travaglariu vuluntiye s fusu pöi pagá" (ich würde gern arbeiten, wenn ich nachher bezahlt würde), und dabei blinzelte er mich bedeutsam an. Am Abend kam die Müllerin herüber, die trotz der harten Arbeit und trotz ihrer sieben Kinder noch gar jugendlich, frisch und zart unterm Kopftuch hervorlugte und sich bald darein fand, daß auch sie als sprachliches Forschungsobjekt dienen mußte. Über die erbaulichen Geschichten, die der Wirt zwischen hinein erzählte, errötete sie ebensowenig wie ihre Freundin, die Wirtin. Da das Wirtshaus außer dem Ehebett kein Lager enthielt, war vorgesehen, daß ich die Nacht auf dem Heustock des Müllers verbringen sollte. Als ich aber bemerkte, daß dieser auf einer Seite vollständig offen war, graute mir doch vor den kalten Oktobernebeln. So ließ ich mich durch meinen Wirt hinauf ins Pfarrhaus geleiten und bat dort um Obdach. Man nahm mich freundlich auf, und ich schlief auf dem sauberen Laubsack ebenso ausgezeichnet wie auf der weichsten Pferdehaarmatratze.

V. Das Auswandererdorf.

„Lu bel e lu brüt," wo's schön ist und wo's häßlich ist, damit charakterisiert der Bergbewohner die Schattenseite und die Sonnenseite des Tales. Auf der Sonnenseite liegen die Äcker, da erblickt man auf vorspringenden Anhöhen die grauen Dörfchen mit den freundlich grüßenden Kirchtürmen und weiter oben die Weiden mit den Meiren („meira" bezeichnet die nur zeitweise bewohnte Alphütte); da hinauf führen die gepflasterten Wege, auf denen die klappernden „zoccoli" der Bäuerinnen widerhallen. Auf der Schattenseite beginnen, bald nachdem man die Talsohle verlassen hat, die mageren Schafweiden, da dehnen sich die Lärchenwälder, und über ihnen wuchert das Alpengestrüpp, Bergwacholder, Bergholunder und Zwergerlen. Da wachsen die Purpurpolster der Heidelbeeren; die Alpenrosen werfen satte Sepiaschatten, und die Steine bedecken sich mit schwefelgelben Flechten; schon im Oktober gefriert das herunterrieselnde Wasser zum winzigen Gletscherlein, und der erste Schnee bleibt im Gebüsche hängen. Hier stieg ich empor, als die aufgehende Sonne die gegenüberliegenden Kämme rötete und in den tief eingeschnittenen Schluchten noch dunkle Schatten lagen. Schwarz glänzten die feuchten Schieferdächer des Fleckens herauf, in dem ich ein paar angenehme und

ertragreiche Tage verlebt hatte. Sampeyre, der Bezirkshauptort des oberen Varaitatales, ist gewohnt, Fremde zu sehen; es beherbergt auch eine kleine Garnison von Alpenjägern; hier und da erblickt man die schmucke Uniform eines Offiziers. Sind die Hotels auch nicht ersten Ranges, so ist man doch recht gut aufgehoben und kann nach allen Seiten reizende Spaziergänge unternehmen. Mein Ziel war heute der Monte Nebin, der die Kette beherrscht, welche das Varaitatal vom Mairatal trennt. Nach den schlimmen Erfahrungen, die ich ein paar Tage vorher im oberen Potal mit einem Führer gemacht hatte, reiste ich wie gewöhnlich wieder allein; ich durfte es um so eher tun, als der Herbsttag sich mild und klar anließ. Stundenlang lag ich, nachdem ich die Höhe erreicht, oben auf den warmen Steinplatten und konnte mich nicht satt sehen. Im Südosten gehen die Alpen in die Apenninen über; Kette schiebt sich hinter Kette, in feinen blauen Schattierungen. Im Süden die Schneegipfel der Seealpen, ein weiter Wall von Firnen und Gletschern bis zum Monte Viso, dessen Contreforts wie Klippen aus grünlichem Schutt emporragen. Im Norden, stiller und feiner glänzend, über den nackten Hängen der kottischen Alpen das breite Schneemassiv des Gran Paradiso. Rechts in der Ferne die dunstige Ebene. Lange, zarte Wolkenstreifen, oben scharf abgeschnitten, und darüber noch einmal Berge, milde, silberne Linien, wie weiße Wölklein im Mondlicht.

Die Gemeinde Elva, zu der ich vom Monte Nebin abstieg, liegt zwischen 1600 und 1800 m Höhe, in zahlreiche Weiler aufgelöst, auf der Sonnenseite des Mairatales. Sie ist durch Bergketten von den Nachbargemeinden, ja selbst vom Haupttal getrennt. Direkt zur Maira führt nur ein schwindliger Fußweg, der stellenweise in die Felswände einer engen Schlucht gehauen ist. Die schöne Kirche mit dem spitzen Pyramidenturm liegt auf einem Felsvorsprung, zwischen zwei tief eingeschnittenen Tälern; um sie gruppiert sich der Weiler Serre mit dem Wirtshaus und den öffentlichen Gebäuden. Wendet man sich nach Süden, so schaut man in die Schlucht hinein, zu der sich die beiden Täler vereinigen, darüber verschneite zackige Berge. Links steigt langsam ein prächtiger Lärchenwald an, der Reichtum und der Stolz von Elva, rechts hängen zwischen parallelen Felsgräten, auf steile Wiesen hingepflastert, die entlegensten Weiler der Gemeinde; nach Norden blickt man in ein weites Halbrund von schönen Weiden — ein weltfernes, in sich geschlossenes Amphitheater.

Ich trete in die Küche des Wirtshauses. Der Wirt ist allein zu Hause, ein kleines, schmutziges Männchen. Während er mir ein paar Spiegeleier zubereitet, habe ich Zeit, mich umzusehen. Die Küche ist ein stattlicher Raum, mit Pfannen und Kesseln und Tiegeln reich ausgestattet. Der gewaltige Backtrog gegenüber dem Eingang erinnert mich an die Truhen, in denen die überraschten Liebhaber in den altfranzösischen Fabliaux verschwinden. Links neben dem Eingang das Kamin, davon getrennt durch einen massiven langen Küchentisch der Küchenschrank. Alles zeugt von alterworbenem, aber etwas heruntergekommenem Wohlstand. Wie ich näher zusehe, entdecke ich auf der Herdplatte einen schönen, schmiedeeisernen Feuerbock, dessen Ranken zum Auf-

hängen von Feuerzangen, Kellen und Pfannen dienen. Ein geschwärzter Fries mit hübschen Ornamenten faßt den Kaminmantel ein; der Wirt erklärt, das sei ein abgedankter Rahmen von einem alten Kirchenbild. In dem kleinen Weinkeller, der mit der Küche in Verbindung steht, hat man sogar ein ausgedientes, geschnitztes Betpult untergebracht, und ich erfahre, daß ein Onkel des Wirtes Pfarrer gewesen ist. Dem gleichen Manne gilt die marmorne Gedenkplatte mit der lateinischen Inschrift, die man in die Fassade des Hauses eingemauert hat. Ein Maler ist eben damit beschäftigt, einen farbigen Heiligen auf die getünchte Mauer zu malen.

Nach dem Imbiß suchte ich den Gemeindesekretär auf, der meinem Begehren nicht ohne Interesse gegenüberstand und dessen Sohn, der Posthalter, sich bereit erklärte, mir die gewünschte sprachliche Auskunft zu geben. Der Gemeindesekretär setzte mir mit jener Sicherheit, die Laien in sprachlichen Dingen eigen zu sein pflegt, auseinander, daß der Dialekt von Elva ein Gemisch aus Spanisch, Provenzalisch, Italienisch und Arabisch sei. Er blieb mir sogar den Beweis nicht schuldig. Leder heiße in Elva wie im Spanischen „cüer", und für Lärmmachen habe man früher „far ramadan" gesagt, was offensichtlich auf das Arabische hinweise.

Unterdessen war auch die Wirtin, eine gutmütige schieläugige Alte, mit ihrer mürrischen, ungeschlachten Tochter heimgekommen und machte mir das einzige Gastbett des Hauses zurecht, das freilich für eine ganze Familie Platz geboten hätte. Luxuriös sah's in der Kammer nicht aus; neben dem Bette standen ein paar Mehlsäcke; aber sauberes Bettzeug ist die Hauptsache, und auf solches kann man in den piemontesischen Alpen fast überall zählen.

Auf meinem Abendspaziergang war mir aufgefallen, daß im allgemeinen die Häuser in Elva besser gebaut und besser unterhalten waren, als man es in dieser Höhe erwartet. Die Leute, die ich unterwegs antraf, zeigten in ihrem Auftreten mehr Ungezwungenheit, als man sie sonst in abgelegenen Berggegenden findet. Im Gespräch mit dem Wirte und dem Posthalter sollte ich den Grund erfahren. Die Bewohner von Elva betreiben ein einträgliches Handwerk. Sie sind Haarhändler. Ende Oktober verlassen etwa zwei Drittel der Bevölkerung (in guten Jahren 800 bis 1200) und zwar Männer sowohl wie Frauen ihr heimatliches Alpendorf und ziehen hinaus in die piemontesische Ebene, nach der Lombardei und nach Venezien. Sie gehen von Haus zu Haus und kaufen armen Bäuerinnen ihr Haar ab, teils gegen bar, teils gegen allerlei Bedarfsartikel, besonders gegen Stoffe zu Kleidern und Schürzen. Zwei bis drei Haarhändler haben eine gemeinsame Niederlage, zu der sie je nach acht bis zehn Tagen zurückkehren. Diese Niederlagen werden von Grossisten, die ebenfalls aus Elva stammen, aufgekauft und die Haare von Saluzzo aus in alle Welt spediert. Anfang Juni, wenn der Schnee geschmolzen ist und die Alpweiden grünen, kehren die Bewohner von Elva in ihre einsamen Weiler zurück und besorgen die nötigsten Feldarbeiten, um mit Winteranfang von neuem zu verschwinden. Den Winter verbringen in Elva, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur Greise, Greisinnen und Kinder. Diese besorgen das Vieh, beschäftigen sich mit der Verarbeitung

der Haare oder vertreiben sich, wenn's stürmt und schneit, in den langen Tagen und langen Nächten die Zeit beim Kartenspiel. Sobald es kalt zu werden beginnt, vereinigen sich Mensch und Vieh im Stall, der gemauerten „vouta", da er der wärmste Raum ist. Daß der Stall als winterliches Wohn- und Schlafzimmer dient, ist mir auch anderswo erzählt worden. Hier kommen auch Gevatter und Gevatterinnen zum gemütlichen Plauderstündchen zusammen.

Daß Mann und Frau während des Winters auswärts auf Erwerb gehen, ist da und dort Brauch. In der Valle Grande di Stura zieht häufig sogar die ganze Familie aus und kehrt über Sommer nur zum Teil ins Bergdorf zurück. Die Bewohner dieses nicht weit von Turin gelegenen und wenigstens in seinem oberen Teil ungewöhnlich wohlhabenden Tales sind meist Salumieri (Wurstwaren- und Spezereihändler) in Turin und anderen piemontesischen Städten. Das Gewöhnliche aber ist, daß nur die Männer in die Fremde gehen. Wie das Handwerk in demselben Tale oder doch wenigstens in demselben Dorfe stets dasselbe vom Vater auf den Sohn vererbte ist, so bleiben auch die Zielpunkte der Auswanderung fast immer dieselben. Die Kaminfeger und Trödler von Noasca (Orcotal) gehen nach Frankreich; speziell nach Marseille verdingen sich die Bewohner des oberen Potales; internationaler sind die Gypser und Maler des oberen Sesiatales, die Eisenbahnarbeiter von Rueglio und Brosso (Chiusellatal), die Tunnelarbeiter von Antronapiana (bei Domodossola). Doch finden sich gerade bei Eisenbahnunternehmungen ganze Dörfer auch im Auslande zusammen. Aus Rueglio waren, wie man mir vor einigen Jahren erzählte, zugleich zirka achtzig Mann bei einem Eisenbahnbau in China beschäftigt. Dieses Zusammensein erleichtert natürlich den Aufenthalt in der Fremde. Die Dorfgenossen sprechen unter sich ihren Dialekt und bewahren sich so das Heimatgefühl. Die Erfolge des einen stacheln den anderen an, auf demselben Wege sein Glück zu suchen. So blühen Tatkraft und Unternehmungslust. In Rueglio lernte ich einen Medizinstudenten kennen, der, um sich das nötige Geld zum Weiterstudieren zu verdienen, die Eisenbahnarbeiter seines Dorfes in China aufgesucht und sich dort als Apotheker, Geometer und Wirt durchgeschlagen hatte. Die Auswanderung zeitigt, besonders da, wo sie nicht periodisch ist, wo also die Männer nicht regelmäßig einen Teil des Jahres in der Heimat verbringen, auch recht bedenkliche Früchte. Es kommt vor, daß die Männer, wenn sie zurückkehren, den Winter über herumlungern, von der Barbierstube zur Osteria und von der Osteria zur Barbierstube bummeln. Das sauer verdiente Geld wird vertrunken, während die Frauen zu Lasttieren herabgesunken sind und, in der harten Arbeit an der Scholle vorzeitig gealtert, dem Manne nicht mehr genügen, der sich in der Fremde entwickelt hat und nun seine geistige Superiorität mißbraucht. Auch die Anhänglichkeit an die heimatliche Erde, die beim Italiener ebenso leicht zur flammenden Begeisterung aufloht, wie zur zynischen Gleichgültigkeit sich abstumpft, leidet gelegentlich unter diesen Zuständen. Wo aber, wie in Elva, der Boden die Bewohner nicht nährt, da ist freilich die Auswanderung ein Segen für das Land und macht auch dem Zurückgebliebenen das Leben erträglich.

VI. In der Ebene.

Welcher Italienfahrer kennt sie nicht, die von Pappeln und Erlen und Weiden eingefaßten, von Reihen regelmäßig angepflanzter Maulbeerbäume durchzogenen, langgestreckten Äcker der Poebene! Während der Eisenbahnzug unentwegt vorwärtsstrebt, nähert sich Baumlinie um Baumlinie, verkürzt sich und entschwindet unserem Blick, als ob, Schwadron um Schwadron, die Reiterei eines endlosen Heeres an uns vorüberritte. Dann und wann durchquert eine lange, gerade Pappelallee mit Wassergräben rechts und links die Eisenbahnlinie; ein zweirädriger Ochsenkarren mit aufwärtsgestellter Deichsel steht am Schlagbaum, in der Ferne verschwindet ein einsamer Reiter. Selten erblickt man eine große Meierei mit golden leuchtenden Maiswänden und hochaufgetürmten Heu- und Getreidehaufen. Man hat das Gefühl, in einen endlosen Raum hineinzufahren, und doch bleibt der Horizont stets ein engbeschränkter. Man glaubt ein einsames Gebiet zu durchqueren und weiß doch, daß die Poebene eines der am intensivsten bewirtschafteten Gebiete Europas ist.

Nachdem ich, von einem meiner Schüler begleitet, in den Seealpen noch einige interessante Dialektaufnahmen gemacht hatte, beschloß ich, meine Reise mit einem Abstecher in die Ebene zu schließen, die mir bis jetzt noch fremd geblieben war. Es war an einem Sonntag Abend, als wir die schmutzige Allee hinausstapften, die von Saluzzo nach Savigliano führt. Rechts und links dehnten sich abwechselnd Äcker und Wiesen. Da und dort stand, wie man ihn am Samstag Abend verlassen, ein schwerer Eisenpflug. Hin und wieder schaute man in den Hof eines viereckigen Gebäudekomplexes, der von Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden gebildet wurde. Wo ein paar Häuser standen, drängten sich die Bäume näher aneinander und entzogen, was dahinter stand, neugierigen Blicken. Die Nacht brach an, als wir vor dem einzigen anständigen Wirtshaus von Lagnasco standen. Es ging in der Wirtsstube und draußen unter der entblätterten Reblaube recht lebhaft zu. Die Bauern des ausschließlich Landwirtschaft treibenden Dorfes, in dem sich ein Gebäudeviereck ans andere reihte, tranken und spielten und diskutierten laut durcheinander. Es waren fast ausschließlich groß und schön gewachsene Leute, ein ganz anderer Menschenschlag als die Bewohner der Berge. Der Wirt und die Wirtin hatten wenig Zeit für uns übrig. Als wir nach Betten fragten, machten sie bedenkliche Gesichter. Es sei nur ein Fremdenbett da, doch hätten wir beide Platz drin. Wie sich herausstellte, verhielt es sich wirklich so; wir fanden ein Riesenbett, ähnlich wie ich es in Elba gesehen hatte. Der Raum im ersten Stock, in den man uns geführt hatte, glich einem alten Rittersaal. Er nahm die ganze Breite des Hauses ein. Die hohe Decke ruhte auf schweren Holzbalken; der Boden war mit Ziegelplatten belegt. Das Zimmer diente wohl zugleich als Versammlungslokal und in außerordentlichen Fällen als Wirtsstube; darauf deuteten ein paar schwere, lange Tische, deren einer denn auch bald trotz des Abwehrens der Wirtin von ein paar Bauern mit Beschlag belegt wurde, die sich ein Extraabendessen leisten wollten. Zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie sich offensichtlich Mühe gaben, etwas weniger,

als sie's gewohnt waren, auf den Boden zu spucken, und daß sie bald wieder das Feld räumten.

Ein Abendspaziergang führte mich auf den Hauptplatz des Dorfes, wo sich die Bevölkerung um ein erleuchtetes Viereck gesammelt hatte. Zuvorderst, von Fackeln hell beschienen, die Kinder, im Halbdunkel Männer und Frauen. Ich erkannte trotz der farbigen Trikots ein paar mürrische Wanderer wieder, denen wir auf der Straße nach Lagnasco begegnet waren. Einige Gauklersprünge und sehr viele einfältige Witze eröffneten die Vorstellung. Die Hauptsache aber waren die Lampen und Vasen und Gläser und die Utensilien aller Art, die nachher im verschönernden Fackelschein auf einem ausgebreiteten Teppich aufgestellt und verlost wurden.

Mit meinen Sprachstudien hatte ich wenig Erfolg; zwar versprach mir der Gemeindeammann seine Hilfe, ließ mich dann aber elendiglich im Stich. Einen anderen Gewährsmann zu finden, gelang mir in der kurzen Zeit, die ich noch zur Verfügung hatte, nicht. Ich machte die Erfahrung, daß man hier noch weit weniger als in den Alpendörfern gewohnt war, Fremde zu sehen. So mußte ich mich darauf beschränken, die Backsteinornamente des Palazzo Tapparelli zu bewundern, in die Höfe der großen Meiereien einzutreten, mich hier nach den wirtschaftlichen Bedingungen, nach Form und Verwendung der Ackerbaugeräte zu erkundigen und einige Photographien zu machen.

Auf einem von Bäumen eingefaßten Wiesenviereck draußen vor dem Dorfe traf ich einen jungen Mann, der eine Herde der gelblichweißen, starknochigen Kühe des Tieflandes hütete. Hemdsärmelig, die gestrickte Jacke nachlässig über den Arm gelegt, mit einer langen Rute bewaffnet, hielt er die Kühe auf einem kleinen Raum zusammen. Mit lauten Rufen wehrte er ihnen, wenn sie das ihnen zugewiesene Weideland überschritten, oder er hetzte den Hund auf sie, der neben ihm saß und auf seine Befehle wartete. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das ich hier möglichst getreu wiedergebe, weil es mir bezeichnend scheint für die Weltverlorenheit, in der der Bauer der Ebene lebt. Zugleich mag es als Erläuterung zu dem Kapitel über die Sprachforschung im Gelände dienen. Das Gespräch begann, wie sich's geziemte, mit dem Wetter. Dann fragte mich der Hirt: „Sie sind wohl Fremder?"

J.: Gewiß, ich komme aus der Schweiz.

H.: Aus der Schweiz? Die Schweiz gehört nicht zu Italien, nicht wahr?

J.: Nein, die Schweiz ist ein Land für sich.

H.: Dann habt Ihr also einen eigenen König?

J.: Nein, die Schweiz ist eine Republik.

H.: Accidenti! (Alle Wetter!) Eine Republik? Also gehört sie zu Frankreich; Frankreich ist eine Republik.

Ich wiederhole, daß die Schweiz ein selbständiger Staat sei und eine eigene Regierung habe; es gelingt mir aber nicht recht, den Hirten davon zu überzeugen. Er hat nur von der französischen Republik gehört; Republik ist wohl für ihn eine Art Eigenname; wenn die Schweiz eine Republik ist, dann muß sie notwendigerweise zu Frankreich gehören. — Da ich auszufragen,

nicht ausgefragt zu werden wünsche, gebe ich dem Gespräch eine andere Wendung, indem ich auf die Kühe zu sprechen komme.

J.: Wie viel Kühe habt Ihr da?

H.: So ungefähr 54 oder 55, ich zähle sie nie.

J.: Wie oft wird hier das Gras geschnitten?

H.: Dreimal. Was dann noch wächst, wird von den Kühen geweidet.

J.: Wie sagt man für den ersten Schnitt?

H.: Maggengo.

Der Hirt glaubt, ich wünsche den italienischen Ausdruck zu kennen. Es gilt, ihm verständlich zu machen, daß ich das Wort des Dorfdialektes erfahren möchte.

J.: Wie es italienisch heißt, weiß ich schon; ich möchte aber wissen, wie man in Lagnasco sagt.

Der junge Mann macht große, verwunderte Augen. Er denkt sich wohl, bei dem Fremden sei im Kopf nicht alles richtig. Ich muß also weiter ausholen und erklären, daß ich nach dem Piemont gekommen sei, um Sprachstudien zu machen, daß ich schon in vielen Dörfern mir habe Dialektwörter sagen lassen, und daß ich nun einiges über die Mundart von Lagnasco erfahren möchte.

Die fast ängstliche Spannung des Hirten hat sich nun gelöst, und mit laut lachender Verwunderung hört er mir zu, als ich meine Frage nach der Benennung des ersten Grasschnittes wiederhole.

H.: Italienisch sagt man „maggengo", piemontesisch „mienk".

J.: Schön; und den zweiten Schnitt, wie nennt Ihr den?

H.: Ricetta (der provinzial-italienische Ausdruck).

J.: Schon gut. Aber wenn Ihr hier in Lagnasco mit Euren Kameraden sprecht, sagt Ihr doch wohl nicht so.

H. (wieder laut auflachend): Nein, dann sage ich resia. Das ist piemontesisch, italienisch heißt's aber ricetta.

J.: Gewiß, aber nur das Piemontesische interessiert mich.

Während ich mir einige Wörter sagen lasse, haben die Kühe die Gelegenheit benützt und sich von dem angewiesenen Weideplatz entfernt. Der Hirt läßt mich stehen und weist sie mit laut hallenden Rufen zur Ordnung. Wie er zurückkommt, da leuchtet die Neugier schon von weitem aus seinen hellfrohen Kinderaugen.

H.: Aber sagen Sie einmal, warum wollen Sie denn unseren Dialekt kennen lernen? Sie wollen wohl ein lustiges Buch darüber schreiben, so etwas zum Lachen?

J. (für derartige Fragen halte ich immer eine recht verständliche Antwort bereit): Das gerade nicht; aber woher die Wörter kommen, will ich studieren. Auch versteht man die alten Schriften viel besser, wenn man die Dialekte kennt. Denn in denen findet man oft alte Wörter.

H. (mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens): Christo! Ist das möglich!

J.: Jetzt erzählt mir aber, wie man bei Euch den Käse macht.

Der Kuhhirt, der die erste Scheu überwunden und verstanden hat, was ich wünsche, gibt mir gute, sachliche und sprachliche Auskunft; aber bei der ersten

Gelegenheit wird der Befragte wieder zum Frager. Er will wissen, wie diese und jene landwirtschaftlichen Ausdrücke in meiner Heimat lauten, und schüttet sich aus vor Lachen, indem er sie nachzusprechen versucht. Dann fragt er plötzlich.

H.: Also versteht Ihr alle Sprachen der Welt?

J.: Na, gerade alle nicht; aber doch einige.

H.: Wenn Ihr also nach Frankreich kommt, könnt Ihr mit den Leuten in ihrer Sprache sprechen, und in Deutschland auch?

J.: Das allerdings.

H.: Wenn aber unsereiner in die Schweiz käme, dann würde er gar nichts verstehen vom Schweizer Piemontesischen? (Er meint mit dem Schweizer Piemontesischen den Schweizer Dialekt; ich habe ihm erklärt, daß auch wir Schweizer einen Dialekt sprechen.)

J.: Er müßte es eben auch lernen.

Der Hirt muß von neuem den Kühen nachlaufen. Er ruft die ungezogensten beim Namen und schimpft sie mit gutmütiger Grobheit aus. Aber schon brennt ihm eine neue Frage auf der Zunge.

H.: Ihr habt wohl eine große Besoldung, daß Ihr so in der Welt herumreisen könnt?

J.: Nun, so glänzend steht's damit nicht.

H.: Gewiß etwa 4000 Franken?

J.: Ja, so da herum.

H. (herzlich auflachend): Da könnt Ihr Eure Soldi in der Schweiz nicht alle brauchen und reist deshalb nach Italien.

Unterdessen ist der Vater des Burschen, ein ebenso sympathischer und ebenso naiv fröhlicher Mensch wie der Sohn, gekommen. Schon von weitem ruft dieser ihm zu:

H.: Du, denk mal, das ist ein Professor, der 4000 Franken im Jahr verdient und der in der ganzen Welt herumreist, um alle Sprachen zu studieren. Jetzt will er das Piemontesische von Lagnasco kennen lernen. Ich habe ihm schon alles gesagt: la fea (das Schaf), l vilät (das Kalb), l turät (das Stierkalb), la bürera (das Butterfaß) — alles weiß er schon. — Das freudig verwunderte Staunen des Sohnes wiederholt sich am Vater; die beiden verabschieden mich als gute Freunde und laden mich ein, am nächsten Morgen auf ihren Hof zu kommen und der Käsebereitung zuzusehen. —

Wieder liegt die breite Landstraße vor mir. Rechts und links die braunen Äcker. Die Pflüge werden von breitstirnigen Ochsen gezogen. Langsam legt sich ein Streifen schwerer Erde auf den anderen. Ein blaßblauer Himmel löst sich aus den Nebeln der Ebene. Die roten Türme von Saluzzo steigen auf und hinter ihnen frisch verschneite Bergkämme. Mir ist, als ob ich aus einem stillen, verlorenen Lande käme: nach der Einsamkeit der Berge die Einsamkeit der Ebene; wie viel schlummernde Kräfte da und dort; wie viel gesundes, unverbildetes Volkstum! Das ist der Nährboden, aus dem das junge Italien hervorgewachsen ist. Den Söhnen Piemonts hat es seine Wiedergeburt zu verdanken, und ihnen wendet es sich heute noch hoffend zu, wenn es gilt, Gefühl und Wort zur Tat zu machen.

Montaigne[1].

Von

Charlotte Lady Blennerhaſſett.

Der Stadt Bordeaux iſt es zu danken, wenn dem Michel Equem, Herrn zu Montaigne, 320 Jahre nach ſeinem Tode das Denkmal errichtet wurde, das ihm von allen am liebſten geweſen wäre.

Es beſteht in der photographiſchen Wiedergabe des einzig vollſtändigen Exemplars der „Essais", das in den Beſitz des Munizipiums überging. Die „Essais", zuerſt 1580, dann mit geringen Abänderungen 1582 wieder zu Bordeaux und 1587 zweimal zu Paris herausgegeben, bereicherte ihr Verfaſſer 1588 durch das umfangreiche Buch III, veränderte die Einteilung des Werkes und ergänzte das Ganze durch mehr oder weniger wichtige Zuſätze. Die Fahnenabzüge dieſes zweiten Textes hat Montaigne während ſeiner letzten Lebensjahre dazu benützt, um ſowohl zwiſchen den Zeilen wie auf dem Rand derſelben ihn noch einmal einer Umwandlung oder Präziſierung der Gedanken, vor allem einer Verbeſſerung und Verjüngung der Orthographie und des Stils durch zahlreiche, ſorgfältig und eigenhändig von ihm eingeſchriebene Noten zu unterziehen. Neben der ſeinigen iſt im dichten Wald dieſer Korrekturen und Zuſätze noch eine andere Schrift erkenntlich. Es iſt die ſeiner Adoptivtochter, des gelehrten Fräuleins v. Gournay, die denſelben Abzug für die Drucklegung von 1588 und den Verleger L'Angelier benützte und richtig ſtellte.

Das iſt das Exemplaire de Bordeaux, von ſeinem früheren Aufbewahrungsort auch Exemplaire des Feuillans genannt, einer Kloſterbibliothek, deren Mönche es im 18. Jahrhundert nicht ohne Schädigung der Randgloſſen binden ließen. Montaigne erlebte ſeine Veröffentlichung nicht mehr. Mit pietätvoller Hingebung beſorgte ſie drei Jahre nach ſeinem Tode (1595) das Fräulein v. Gournay, nach einer von der Witwe und zwei Freunden des Verfaſſers veranlaßten Kopie[2]. So erſchien bei dem Buch-

[1] Essais de Montaigne. Reproduction en phototypie de l'exemplaire avec notes manuscrites marginales appartenant à la ville de Bordeaux publiée avec une introduction par M. Fortunat Strowski, professeur à la Sorbonne. Trois vol. in 4°, comprenant plus de 1000 planches en phototypie. Librairie Hachette et Co., boulevard Saint-Germain 79, Paris 1912.

[2] Paul Stapfer, La famille et les amis de Montaigne, gibt den beſten Aufſchluß über Fräulein v. Gournay.

drucker Sonnius in Paris die erste authentische Ausgabe der „Essais", dieselbe, die in fünf Bänden von Courbet und Royer bei Lemerre wieder abgedruckt wurde. Irrtümer hatten sich bei der schwierigen Entzifferung trotz aller angewandten Mühe eingeschlichen; einige Stellen, die noch lebende Personen verletzen konnten, waren gestrichen, andere, wenn auch unerhebliche Korrekturen in Sprache und Stil vorgenommen worden. Das Wichtigste blieb, daß zwischen dem ursprünglichen Text und den hinzugefügten Änderungen nicht unterschieden werden konnte[1]). Überdies enthielt weder die Ausgabe von 1595 noch irgendeine der folgenden die nur leicht durchstrichenen und daher immer noch leserlichen, wiederholt veränderten oder ganz unterdrückten Stellen, die den Gedankengang von Montaigne enthüllen. Äußere Zeichen, unter anderen verschiedene Tinten und Veränderungen in der Handschrift, ermöglichen sogar eine chronologische Bestimmung der Zusätze und Streichungen. Der Herausgeber, Professor der Sorbonne Fortunat Strowski, dessen Einleitung wir diese Angaben entnommen haben, schließt mit den Worten: „Das Exemplar von Bordeaux ist von höchster Wichtigkeit. Es enthält die von Montaigne druckfertig gestellten „Essais". Sie sind die Offenbarungen seines nimmermüden Geistes, der Geheimnisse seiner Kunst und seines Stils, es sind endlich die ergreifendsten Zeugnisse seines Genius"[2]).

Die Aufgabe, an vergleichenden Beispielen nachzuprüfen, in welcher Art und Weise die Umwandlungen des Textes auf Form und Inhalt derselben gewirkt haben, bleibt Fachgelehrten überlassen. Jedenfalls ist festgestellt, daß der Verfasser mit peinlichster Sorgfalt bestrebt war, seiner Sprache die höchstmögliche Vollendung zu geben, und in dieser Absicht beständig sich selbst korrigierte. Den Gedankengang hat er verschärft, nicht etwa abgetönt oder gemildert. Die berühmtesten seiner Aussprüche sind meist in der ursprünglichen Fassung stehen geblieben, in der sie mit lapidarer Kürze so mächtig wirken.

Obwohl im 18. Jahrhundert in den Archiven des Schlosses von Montaigne sein Reisehandbuch von 1580—81 entdeckt wurde, ist er der Verfasser eines einzigen Buches geblieben. Die „Essais" haben Bacon so stark beeinflußt, daß man ihn, der schon der nächsten Generation angehört, in gewissem Sinne einen Schüler von Montaigne genannt hat. Ein Jahr nach dem Erscheinen der Ausgabe von 1595 übersetzte sie John Florio, der Sohn von nach England geflüchteten italienischen Protestanten, ins Englische. Die Folio-Ausgabe des Shakespeare, im Besitz des Britischen Museums, vom selben Jahr 1603, in dem Florios Übersetzung erschien, trägt das Autogramm Shakespeares. Übereinstimmung zwischen Stellen seiner Dichtung und Aussprüchen der „Essais" hat die Forschung überzeugend nachgewiesen.

In diesem Geleit hat Montaignes Triumphzug durch die Weltliteratur begonnen. Die Meinungsverschiedenheiten über Sinn und Tragweite seiner

[1]) Die vortreffliche kleine Ausgabe von Motheau und Jouaust in der „Bibliothèque classique" von Flammarion hat diesem Mangel abgeholfen.

[2]) Pierre Villey, Les sources et l'évolution des Essais de Montaigne, 3 vol., ist das grundlegende Werk, das dem Strowskis zur Seite geht. S. Victor Giraud, Maîtres d'autrefois et d'aujourd'hui, p. 1—3.

Philosophie sind so alt wie diese. Bereits 1595 mußte Fräulein v. Gournay ihn gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, er habe zu viel von sich gesprochen. Aus der Tatsache, daß im Gegensatz zu Ronsard z. B., dessen Gedichte in vierzig Jahren fünfzehn Ausgaben erhielten, im selben Zeitabschnitt die „Essais" nur deren drei oder vier erzielten, zieht Brunetière den Schluß, Montaigne habe sich in Frankreich mit einem Achtungserfolg begnügen müssen. Dieser umfaßte jedenfalls die bewundernde Anerkennung der besten seiner Zeitgenossen, wie Charron, de Thou, Pasquier. Aber erst im 17. Jahrhundert wurde Montaigne in Frankreich populär, viel gelesen und auch viel angegriffen. Die Tage, da Fräulein v. Gournay, ohne Widerspruch zu erregen, von ihm als von „einem starken Pfeiler des Glaubens der Einfältigen" hatte sprechen können, waren vorüber. Ein derartiges Lob genügte dem Zeitalter nicht mehr. Aber auch Montaigne war das Ergebnis seiner Zeit und wird durch sie erklärt.

Michel Equem de Montaigne, 1533 geboren, war der Sohn eines reichen, geachteten, vortrefflichen Bürgers und Handelsherrn und einer Mutter jüdischen Ursprungs. Er wuchs unter teils katholischen, teils protestantischen Geschwistern zur Zeit, wo halb Frankreich calvinisch geworden war, in direkter Berührung mit Kaufleuten und Seefahrern auf, die ihm von den Wundern der kaum fünfzig Jahre früher entdeckten Neuen Welt erzählten. Die alten Begriffe von Wilden, von barbarischen Zuständen auf der einen, von allgemein geltenden Sitten, Gebräuchen und Gesetzen auf der andern Seite fielen angesichts dieser Schilderung von Naturvölkern, die schon dem jungen Montaigne die Frage aufgedrängt haben mochten, ob denn Sitten, Zivilisation und Lebensformen der alten Welt sie berechtigten, sich allein gültiger Überlegenheit zu rühmen? Im Kapitel über die Kannibalen sollte er sie bekanntlich dahin beantworten, daß der Naturzustand, „den unsere Erfindungen erstickt haben", der bessere und angemessenere sei. Im Collège de Guienne umfing ihn die Kultur des Humanismus. Er wurde ein unersättlicher Leser, nicht nur der Klassiker, sondern auch der drei modernen lateinischen Literaturen. Gegen seine Neigung zur Rechtspflege bestimmt, bereits 1557 Rat des Parlamentes von Bordeaux, 1561 bei Ausbruch der Religionskriege an den Hof gesandt und von Katharina von Medicis wie später von Heinrich III. begünstigt, lebte er im Feldlager, in Paris und auf Zügen durch Frankreich das epikureische Dasein der Edelleute der Zeit. „Einen Alcibiades" nannte ihn sein stoischer Jugendfreund La Boëtie, den er liebte, „parce que c'était lui, parce que c'était moi" und den er bereits 1562 durch den Tod verlor. Aus Anlage der Natur, nicht aus eigenem Verdienst, so erzählt er selbst, sei er in diesen Jahren, wo Liebeshändel und Genuß ihn fesselten, nicht in rohes Laster geglitten. Er heiratete 1565, wurde 1568 nach dem Tode des Vaters Familienhaupt und Besitzer des Schlosses Montaigne und zog sich 1570 dorthin zurück. An Gut und Leben mit den Seinen bedroht, als Coligny das Perigord verheerte, gewährte er den Flüchtlingen aller Parteien Schutz und bewährte kaltblütige Ruhe in der Gefahr. Das Staatswohl, die Überlieferungen, der Abscheu vor den Greueln, die religiöser Fanatismus heraufbeschwor und für die er die Hugenotten verantwortlich machte, drängten Montaigne schon aus rein

politischen Gründen auf die katholische Seite. Nach der Bartholomäusnacht überwog das Mitleid mit den Opfern. In den „Essais“ und im Ausspruch, „Après tout, c'est mettre ses conjectures à bien haut prix que d'en faire cuire un homme tout vif“ [1]), ist der Protest gegen Verfolgung und Mord um des Glaubens willen enthalten. Aber es lag nicht im Wesen des Mannes, sich für eine Sache zu entflammen und die aus den Fugen gegangene Welt einrichten zu wollen. Nach einer Periode stoischer Weltbetrachtung kehrte er zur skeptischen Wertung der Dinge zurück, die ihm weder Ruhe noch Lebensgenuß störte. Es blieb die Toleranz, der Haß des milde, auch spöttisch und heiter veranlagten Philosophen gegen Härte und Grausamkeit jeder Art. Der König seiner Wahl wäre von Anbeginn der Bearner Heinrich gewesen, den er wiederholt und gastlich auf seinem Schloß empfing. Ehren und Würden nahm er nach wie vor aus den Händen der Valois.

Frühzeitig von einem für unheilbar gehaltenen schmerzlichen Steinleiden gequält, suchte er Linderung in den Bädern, unter andern in Lucca. Es war der nächste Anlaß zur zweijährigen Reise, die er 1580—81 durch Süddeutschland, die Schweiz, Tirol und Italien unternahm. Alle Kinder, mit Ausnahme einer Tochter, waren ihm gestorben. Für diese Tochter verlobte er sich nach Loretto und kam bis Rom, mit vornehmem Gefolge, voll Aufmerksamkeit und Teilnahme für das Ausland, seine Sitten und Gebräuche, unter allen Franzosen der einzige Kosmopolit. Charakteristischer Weise hörte die Gattin von ihm, die Freuden des Zusammenlebens übertreffe der Genuß, sich nach langer Trennung wiederzufinden. Er schwelgt in der Gegenwart, erzählt, was er erlebte, sah, aß und trank, und gibt alle Einzelheiten über seinen Gesundheitszustand. Über die Vergangenheit des alten Rom, über Politik und Staatsangelegenheiten fällt kaum ein Wort in diesem Tagebuch. Der Befehl des Königs zwang zur Rückkehr. Montaigne war zum Bürgermeister von Bordeaux an Stelle eines französischen Marschalls ernannt und waltete vier Jahre lang seines Amtes mit Umsicht und Geschick, die durch eine Wiederwahl anerkannt wurden. Das Ende war nicht heroisch zu nennen. Zur Wahl des Nachfolgers in die von der Pest verheerte Stadt zurückberufen, betrat er sie nicht, „da sie für Leute, die aus guter Luft kommen, besonders gefährlich sei“.

Noch 1588 unternahm er eine gefahrvolle Reise durch Frankreich und kam, an den politischen Wirren beteiligt, zu kurzer Haft in die Bastille. Er erlebte 1588 die Ermordung seines politischen Gegners, des Herzogs von Guise, dann die Heinrichs III. und stand zur Sache Heinrichs von Navarra. Der Greuel der Bürgerkriege müde, kehrte er auf sein inzwischen geplündertes Schloß zurück, verschloß sich in seine Bibliothek und widmete die letzten Jahre bis zu seinem 1592 eingetretenen Tod der Betrachtung und der Vollendung seines Werkes.

Er hatte 1569 und auf Bitte seines vortrefflichen Vaters mit der Übersetzung der „Natürlichen Theologie“ des spanischen Gottesgelehrten Raimund von Sabunde begonnen.

[1]) Édition de 1588, p. 489 und III, XI, 1595.

Dessen Verteidigung der Wahrheit des Christentums gegen die Atheisten nach menschlichen und natürlichen Gründen hielt Montaigne so völlig im Bann, daß er die „Apologie" des Buches schrieb. Er lobte die Absicht und schloß sich mit allem Nachdruck der Verteidigung des Glaubens an. Dann aber verwarf er ihr grundlegendes Argument, die Verherrlichung des Menschen, „der nicht einmal Herr seiner selbst, aller Unbill der Dinge ausgesetzt, ein elendes, hinfälliges Geschöpf, den lächerlichen Anspruch erhebe, Herr und Monarch des Universums zu sein, von dem er auch nicht den geringsten Teil kenne, geschweige ihn zu beherrschen vermöge". In dieser, die Methode des alten Theologen in Ernst und Spott zerpflückenden Form ist diese sonderbare „Apologie" den „Essais" einverleibt worden.

Nahezu fünfundzwanzig Jahre mit ihnen beschäftigt, hat ihr Autor mit zunehmenden Jahren den Charakter derselben geschärft und dahin festgelegt, daß die menschliche Vernunft unfähig sei, das Übersinnliche zu erforschen. Mittelpunkt, auch der Weltanschauung von Montaigne, ist der Mensch, aber nicht im verklärten, sondern im unbarmherzig scharfen Licht der Wirklichkeit. Dieser Mensch ist Montaigne selbst, sein eigenes Ich, nicht in einem gegebenen Moment oder in einer jener Krisen, wie ein heiliger Augustinus sie durchlebte und wie Montaignes klarer, kalter Verstand sie niemals erfuhr, sondern im Spiegel eines ganzen Lebens. Er wird nie müde, sich zu enthüllen, seine Seele bloßzulegen und am Ende von sich zu rühmen: „Ich tat, was ich wollte, jedermann erkennt mich in meinem Buch und mein Buch in mir". „Mon livre, c'est moi" [1]). Das ist die Originalität des mit Zitaten, Anekdoten, Reminiszenzen und Plagiaten beschwerten Werkes, das durch unaufhörliche Selbstbetrachtung zu einer Lebensphilosophie gelangt, die, von antiker Weisheit durchtränkt, zum Kultus der Natur zurückkehrt und dem Menschen das Recht auf vollen Daseinsgenuß zuspricht. Diese profane Weisheit, die dem sonst so kühlen Beobachter dithyrambisches Lob entreißt [2]), wird dem Vergnügen Mäßigung lehren und den Leidenschaften das vom Glück geforderte Halt zurufen. Die moralischen Schranken fallen. Das Hergebrachte — la coutume —, auf ungezählte, meist dem Altertum entlehnte Beispiele gestützt, entscheidet über Recht und Sitte: „Das große, glorreiche Meisterwerk des Menschen ist es, zweckmäßig zu leben. Es ist fast wie göttliche Vollkommenheit, das Dasein rechtschaffen zu genießen. . . Die schönsten Existenzen dünken mir diejenigen zu sein, die nach allgemeinem Vorbild, ohne Außergewöhnliches und ohne Extravaganz sich regeln" [3]).

Worauf das Kapitel: „Philosophieren heißt sterben lernen", mit den Worten anhebt: „Wahrlich, entweder spottet die Vernunft oder sie bezweckt unsere Befriedigung, und es ist das Ziel ihrer Arbeit, uns gut und nach Neigung leben zu lassen, so wie die heilige Schrift es besagt. . . . Denn selbst in der Tugend ist Wollust unser letzter Zweck."

Der Lebenskünstler, der so sprach, hinterließ das „Andenken eines gütigen,

[1]) Essais, Livre III, V. Édition de 1588.
[2]) Essais, Livre I, XXV. Édition de 1595.
[3]) Essais, Schlußkapitel, Livre III, V.

wohlmeinenden, gerechten Mannes, der die Vorschriften seiner Kirche auch auf dem Sterbebett befolgt, sein Leiden heiter geduldet, den Tod nicht gefürchtet, und trotz zynischer Äußerungen über die Seinen und über Welt und Menschen im allgemeinen von allen, die ihn kannten, geliebt und geachtet worden war. „Frankreich ist durch das Erlöschen dieses unvergleichlichen, lebendigen Lichtes der Kenntnisse, der Beredsamkeit, der Weisheit und Erfahrung in allen weltlichen Angelegenheiten verfinstert," schrieb, zwei Jahre nach Montaignes Tod, sein Freund Florimond de Roemond. Er preist seine mutige, fast stoische Philosophie, seine Standhaftigkeit in allen Stürmen des Lebens, die Anmut seines von allen Grazien geschmückten Verkehrs, die untrügliche Sicherheit seines Urteils, um mit den Worten zu schließen, mit seinem Heimgang sei die Tugend verwaist geblieben.

Erst das Urteil der Nachwelt über den Verfasser der „Essais" bewegt sich in Widersprüchen, die auch die moderne Kritik nicht gelöst hat. Dem nachreformatorischen Zeitalter hatte sich der Begriff der Religion zur politischen Leidenschaft verzerrt. Seit Morus und Erasmus bis zu La Boëtie und Montaigne, seinem Schüler und Kopisten Charron und dem geistlichen Stoiker Du Vair, die schon am Ausgang des Humanismus standen, hatten die edelsten Geister Zuflucht bei antiker Weisheit gesucht und gefunden. Erst mit Anbruch des 17. Jahrhunderts und vornehmlich in Frankreich vollzog sich, mit Männern wie Franz von Sales, Berulle, Vincenz von Paula, Saint-Cyran, die innere Läuterung und Klärung des religiösen Gefühls und Bewußtseins innerhalb des Katholizismus, die dem klassischen Zeitalter die Richtung gab.

Der zukünftige Bischof von Genf war ein junger, noch von Kontroversen mit Calvinern beanspruchter Priester, als er Montaigne 1595 las. Die profane Weisheit der „Essais" schreckte ihn nicht. Auch Franz von Sales war ein Gemäßigter, ein Prediger der Moral, der es nicht verschmähte, die christliche Ethik durch profane Beispiele zu erhellen. Dann aber gingen die Wege der beiden Denker auseinander. Auch Franz von Sales wendet sich dem Studium des Menschen zu, auch er ist ein Befreier der Seelen. Nicht Genuß und Schmerz, nicht die Ratschläge der Vernunft, sondern das Bedürfnis und die Liebe zum Guten und folglich zum Schönen ist die Vollendung der Persönlichkeit. Die höchste Befriedigung dieser Liebe ist die Liebe zu Gott[1]), denn „er ist der Gott des menschlichen Herzens".

Montaigne, den Franz von Sales nie geschmäht hat, war damit überwunden, die christliche Moral, die ein Vinzenz von Paula durch heroische Taten ins Praktische umsetzte, trat wieder in ihr Recht. Berulle, der Stifter der gelehrten Kongregation der Oratorianer, dachte wie sein Freund, der Bischof von Genf, wenn er schrieb, daß „jede Seele einem großen Königreich gleiche, das zu seiner Erhaltung seiner eigenen Gesetze und Lehren bedürfe". Und wieder: „Weder Handlungen, noch Gedanken oder Worte ehren Gott und heiligen den Menschen, sondern einzig die Stimmung eines gotterfüllten Herzens."

[1]) Saint François de Sales, „Traité sur l'amour de Dieu".

Franz von Sales ist das Bindeglied zwischen dieser Gruppe überzeugter Christen und dem geistlichen Haupt des Klosters von Port-Royal, Du Vergier de Hauranne, Abt von Saint-Cyran. Auf die Augustinische Theologie gestützt, erhob Saint-Cyran die Forderungen eines intransigenten, unerbittlich strengen Christentums. Alle natürlichen Stützen des Glaubens fielen. Die vom Genfer Bischof in so lieblichen Bildern herangezogene Natur wurde der Feind. Nur Franz von Sales selbst, den Port-Royal wie einen Heiligen verehrte, entging der Verurteilung, denn die reine Gottesliebe — la Charité devenue l'âme même de l'âme — ist der höchste Ausdruck der Lehre von Port-Royal, wie es der Inhalt der seinen war. Mit der Verfolgung des Klosters, das zum Mittelpunkt der katholischen Reform geworden, trat der Verteidiger auf den Plan. Blaise Pascal, der größte Denker der Zeit, einer der größten aller Zeiten, wandte sich von siegreicher Polemik ab und entwarf die mächtigste, obwohl nicht zur Vollendung gelangte Apologie des Christentums. Pascal hat Montaigne eifrig gelesen und geistig mit ihm gerungen. Der Antagonismus ihrer Weltanschauung und Veranlagung schloß Bewunderung nicht aus. Er nennt ihn einmal „den unvergleichlichen Meister der Kunst des Verhandelns — l'art de conférer". Pascal, der nie von sich spricht, gelangt auf einem Umweg zur Anerkennung dessen, was ihnen gemein ist: „Epiktet, Montaigne, Salomon de Tultie (d. h. Pascal selbst, der sich des Pseudonyms bedient) haben die angemessenste, aneignungsfähigste Art zu schreiben, diejenige, die am treuesten im Gedächtnis haften bleibt, weil sie in Gedanken spricht, die aus der täglichen Umgangssprache geboren werden . . ." „Montaigne gegen die Wunder, Montaigne für die Wunder," heißt es weiterhin. Pascal dachte an jene Stelle der Essais: „Es ist Wahnwitz, das Wahre und Falsche nach dem Maßstab unseres beschränkten Urteils messen zu wollen." Und an jene andere: „Was mir vor allem die Gewissen in diesen Tagen religiöser Wirren zu stören scheint, ist die Unterscheidung, die Katholiken in Sachen ihres Glaubens machen . . . Entweder muß man sich unserer kirchlichen Polizei ganz unterwerfen oder sich ganz von ihr lossagen; nicht an uns ist es, das Maß unseres Gehorsams zu bestimmen."

Nicht anders dachte Pascal. Dann aber folgt die Kritik „der Konfusion von Montaigne, der sich des Mangels der Methode wohl bewußt, ihn dadurch verbirgt, daß er von einem Gegenstand zum anderen springt und seine Haltung zu wahren sucht. Welch törichtes Verlangen treibt ihn dazu, sich zu schildern, und zwar nicht einmal im Vorübergehen und im Widerspruch zu seiner besseren Einsicht, wie das aller Welt geschieht, sondern infolge seiner Grundsätze und nach einem ganz bestimmten Plan. Denn es ist ein gewöhnliches Übel, dummes Zeug aus Zufall und Schwachheit des Verstandes zu reden, aber es nach bestimmten Regeln zu tun, das ist unausstehlich."

Worauf Pascal Beispiele der Leichtgläubigkeit und Ignoranz aus den „Essais" zitiert: „Die Fehler Montaignes sind groß. Laszive Ausdrücke taugen nichts, trotz Fräulein von Gournay . . . Er lehrt Gleichgültigkeit gegen das ewige Heil, ohne Furcht und ohne Reue. Da sein Buch nicht in der Absicht geschrieben ist, zur Frömmigkeit anzuregen, war er dazu nicht

verpflichtet; es bleibt jedoch die Pflicht, (die Menschen) nicht davon abzuwenden. Seine etwas freien und wollüstigen Anschauungen in bezug auf gewisse Vorkommnisse im Leben mögen Entschuldigungen finden, nicht aber seine ganz heidnischen Betrachtungen über den Tod, denn es heißt jeder Frömmigkeit entsagen, wenn man nicht wenigstens christlich sterben will; er aber denkt in seinem Buch nur daran, weichlich und feige zu sterben."

„Nicht in Montaigne, sondern in mir selbst erkenne ich mich ... Das Gute, das sich bei ihm findet, erwirbt sich nur schwer. Das Schlimme, ich rede von den Sitten, ließe sich leicht verbessern, hätte man ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er zu viele Geschichten erzählt, zu viel von sich redet" [1]). Wer sich, wie Pascal, zu Port-Royal bekannte, der vermied es, das Wort „Ich" auch nur auszusprechen: „Le moi est haïssable." —

Der gelehrte Herausgeber der klassischen Ausgabe der „Pensées" eignet sich den Ausspruch Stapfers an, die „Essais" seien Pascals profane Bibel gewesen [2]). Montaigne versinnlicht ihm den Begriff der Menschheit, er lehrt ihn die Jahrhunderte, die Völker, die Reiche dieser Welt, die Systeme kennen. Pascal ist ebenso unzertrennlich von Montaigne wie dieser von Plutarch.

Der Skeptizismus der „Essais" ist es nicht, der einen Pascal erschreckt. Ihre Zweifel bestätigen vielmehr, mit welcher Vorsicht und Gewissenhaftigkeit es sich ziemt, nach Gerechtigkeit und Wahrheit zu streben. Nicht diese profane Weisheit, sondern das Christentum von Montaigne verletzt den konsequenten Christen Pascal. Er sieht darin weder ein Schaustück noch einen Vorwand, er verurteilt es, weil es oberflächlich ist. Es packt den Menschen nicht, es hat sein Herz nicht bekehrt. Der Begriff der Gnade, das Geheimnis des Übels und der Erlösung sind übergangen. Die Reue, das Gefühl des menschlichen Elends, die innere Erneuerung sind Dinge, die Montaigne nicht gekannt hat. Pascal bekennt sich zur Religion des Kreuzes, zu Jesus Christus, dem Erlöser. Die Wege scheiden sich zwischen dem Philosophen der epikureischen Daseinsfreude und dem christlichen Büßer, der die Seelen vor das Entweder-Oder, vor die furchtbare Wahl stellt, entweder so zu leben, als ob es keine Ewigkeit gäbe, oder das Kreuz auf sich zu nehmen und nach dem Gesetz des Glaubens sich innerlich von der Welt loszulösen und schon hinieden zur Seligkeit der Gottesliebe zu gelangen, die in den Worten seiner Vision ausklingt: „Freude, Freude, Tränen der Freude. Gänzliche, trostreiche Versöhnung!"

Mit Pascal hat das 17. Jahrhundert sein Urteil über Montaigne abgegeben. Es war selbstverständlich, daß das 18. Jahrhundert ihn anders verstand. Wie einen Bundesgenossen hat es ihn umworben. Bayle berief sich auf ihn und betrachtet sich als Erben und Vollender der kritischen Methode, der nur für wahr gilt, was sie selbst erprobt hat. J. J. Rousseau begrüßte in ihm den Vorläufer, der zur Natur zurücklenkt, und überbot den Egoisten in der Selbstverherrlichung der „Confessions". Im Jahr 1776 erschien

[1]) Blaise Pascal, Pensées. Édition S. Brunschwigg, 1904.
[2]) Stapfer, Montaigne. Collection des grands écrivains français.

anonym und zu London eine neue Ausgabe der „Pensées". Ihr Autor war Condorcet, der, unter dem Patronat von Voltaire, sich solche Freiheiten mit dem Text erlaubte, daß dieser zu einer „Wahl von Gedanken Pascals" herabsank, dessen Lob mit der Einschränkung verkündet wird, er sei der Philosophie ganz fremd geblieben und habe sich der Vergangenheit zugewendet, deren Vorurteile er teile und deren Überlieferungen er verteidige. Montaignes geschieht keine Erwähnung. Montesquieu dagegen hielt mit seiner Anerkennung für Montaigne nicht zurück. Von den Fenstern seines heimatlichen Schlosses konnte er nach dem seines engeren Landsmannes hinüberblicken, der ihm auch geistig nahestand. „Bei den meisten Autoren finde ich den Mann, der schreibt, bei Montaigne den Mann, der denkt," so spricht der Verfasser des „Geistes der Gesetze".

In der Kritik des 19. Jahrhunderts über Montaigne gebührt der Ehrenplatz ihrem Fürsten, Sainte-Beuve. Ganze Kapitel der Geschichte von Port-Royal beschäftigen sich mit ihm. Er nennt ihn den Führer derjenigen, die den Nachdruck nicht auf innere sittliche Größe legen. Er ist heiter, das Wort enjoué soll er erfunden haben; (es wird jedoch vom unfehlbaren Littré auf Amyots Plutarch, das Lieblingsbuch Montaignes, zurückgeführt.) Mit Ausnahme einiger häßlicher Flecken ist er im allgemeinen stets hell, klar, anziehend. Kardinal Du Perron nannte die „Essais" das Brevier der anständigen Leute, die er auf jeder Seite widerspiegle. Sein Stil offenbart sein Genie, aber er ist ganz individuell und entzieht sich der Nachahmung. Die Einsamkeit hat ihn eher geschärft als gemildert. Dieser Stil ist ein beständiges Reden in Bildern, das Werkzeug seines Zaubers. „Die Unregelmäßigkeiten des Plans und der Gedanken, die Lizenzen und Familiaritäten, die Kleinlichkeiten, alles das belebt und verschönert sich auf seine Weise. Der Stil ist das goldene Zepter, das im letzten Grunde das Königreich dieser Welt regiert" [1]).

Sainte-Beuve, man weiß es, durchkämpfte während der jahrelangen Beschäftigung mit Port-Royal einen schweren inneren Konflikt, der schließlich so endete, wie er unter den gegebenen Umständen enden mußte, und ihn im epikureischen Agnostizismus seiner letzten Jahre stranden ließ. Das Endresultat wurde, wie gesagt, nicht plötzlich erreicht. Keine seelische, aber eine große intellektuelle Sympathie verband den Künstler Sainte-Beuve mit seinem Werk. Er hatte in die Schönheit von Seelen sich versenkt, die lieber starben, als der Wahrheit, so wie sie sie erkannten, untreu zu werden, und die das Problem des Glaubens durch Heiligkeit lösten. Er konnte nicht anders, als das Drama, das sich vor ihm abspielte, staunend bewundern. Zugleich aber steigerte sich das Bedürfnis, die Grundlagen zu erschüttern, auf denen dieser Glaube sich aufbaute. Dieser Tendenz entsprang seine Wertung Montaignes. Er spricht von der Komödie, die dieser in der „Apologie des Raimund von Sabunde" aufgeführt habe und die nur solche täuschen könne, die getäuscht sein wollen! Denn alle Angriffe von Montaigne gegen die menschliche Ver-

[1]) A. Sainte-Beuve, Port-Royal. Vol. II, p. 391, 397. I, p. 53, 62. II, p. 443.

nunft und ihre Unfähigkeit, zu sicheren Schlüssen zu gelangen, bezwecken vielmehr die Demütigung des Menschen als den Ruin des Transzendenten im Herzen des Menschen: „Nur scheinbar ist das Bild lachend und heiter. In seinem ganzen Buch spielt Montaigne die Rolle des bösen Dämons, des teuflischen Zauberers, der, uns bei der Hand fassend und mit tausend verlockenden Reden in das Labyrinth der Meinungen einführend, bei jedem Schritt, bei jedem Versuch, uns wiederzufinden, sagt: ‚All das ist nur Irrtum oder Zweifel, rechnet nicht darauf, seht nicht zu, ob ihr den Weg zur Rückkehr nicht doch wiederfinden könntet, das einzig Sichere ist diese Lampe hier, werft das Übrige weg: die geweihte Lampe genügt.‘ Und wenn ihr euch müde gegangen seid und in den tausend Irrwegen erschöpft habt, dann plötzlich bläst er oder löscht mit den Fingern und man hört nichts mehr als ein kleines Lachen.“ Dann kommt die Reihe an den Größeren, an Pascal. „Ich war immer der Meinung, daß die Form, unter welcher der Dämon des Unglaubens Pascal am meisten versucht hat, die von Montaigne gewesen ist, Geist, Sprache, Ironie, Kühnheit, lauter Dinge, die ihm behagen.“ Ja, aber Montaigne hat von Religion gesprochen und sich zur katholischen Religion bekannt? Gewiß, erwidert Sainte-Beuve[1]), aber „indem er der Religion einen getrennten Platz anwies, indem er sie so hoch stellte und so besonders verehren wollte, hat er ihr alle Berührungspunkte mit den Menschen abgeschnitten; er hat sich verraten, man hat Angst bekommen“.

Dieser Auffassung hat sich unter anderen einer der feinsten Kenner, Guillaume Guizot, Sohn des Staatsmannes, angeschlossen[2]): „Das Christentum Montaignes! Die bloße Vereinigung dieser zwei Worte stellt vor die Wahl zwischen einem Betrug und einer Blasphemie ... Im moralischen System Montaignes endet man damit, sich selbst zu gehorchen, oder vielmehr, man hört auch damit auf, denn schließlich schreibt man sich gar nichts mehr vor ... Montaigne ist der Genius des Paganismus.“ Brunetière bestreitet die Aufrichtigkeit des Verfassers der „Essais“, betont die Abwesenheit eines Planes, bezweifelt jedoch den Ernst eines Skeptizismus, der auch für ihn nur das Mittel gewesen sei, die Ideen, an die er nicht glaubte, zugunsten der Ideen zu zerstören, an die er glaubte: „Er glaubt nicht leichthin; das ist alles, und das ist genug.“ Aber er gab dem Zeitalter das persönliche Buch, auf das es wartete. Darauf beruht sein Erfolg, der gewaltigste des 16. Jahrhunderts, derjenige, der zuerst im Ausland das Prestige wieder auferweckte, das Frankreich im Mittelalter ausübte[3]). „Durch ihn, durch die langsame, allmähliche Ansteckung der „Essais“ ist der methodische, systematische Zweifel in die moderne Welt eingedrungen, durchaus nicht, wie man es in den Schulen zu lehren pflegt, durch Vermittlung der „Rede über die Methode“[4]), so lautet das letzte Wort des strengen Brunetière.

---

[1]) Sainte-Beuve, Port-Royal. Vol. II, p. 440—441, 386, 426, 440.

[2]) Guillaume Guizot, Montaigne. Études et fragments, 1899.

[3]) F. Brunetière, Histoire de la Littérature française classique. Vol. I, 3. — Montaigne, p. 575, 599—600, 605, 622 ff. — Études critiques, Vol. VIII. — Une nouvelle édition de Montaigne, p. 18, 21.

[4]) René Descartes, Discours de la Méthode.

Alle diese Wertungen der „Essais" und ihres Schöpfers sind nicht unangefochten geblieben.

Strowski, der Herausgeber der klassischen Ausgabe, die diese Studie veranlaßt hat, sieht in der „Apologie des Raimund von Sabunde" nichts geringeres als den Ausdruck einer wahrhaft aufrichtigen und religiösen Seele[1]). Montaigne, sagt er, war ein vortrefflicher Katholik, aus politischen Gründen ohne Zweifel, aber aus Gründen, die seiner Gläubigkeit einen festen Rückhalt gaben. Er spricht mit Entsetzen vom greulichen Atheismus, der die Folge der Kontroversen sein wird; er haßt die Reformierten; er verachtet die Katholischen, die es nur aus Gewohnheit und Routine sind und gar nicht wissen, was es heißt, zu glauben. Weil seine Moral epikuräisch war, liegt kein Anlaß vor, an seinen Überzeugungen zu rütteln. Montaigne, allerdings zur Zeit, da er sich dem Stoizismus zuwandte, hatte wenig Glauben. Die Greuel der Bartholomäusnacht trugen dazu bei, ihn zu erschüttern. Er fand schnell seine Kaltblütigkeit und mit ihr die Anhänglichkeit an die traditionelle Religion wieder, er war religiös, ohne im strengen und eigentlichen Sinne Christ zu sein, oder vielmehr, sein Christentum beruhte auf einer eigentümlichen Metaphysik: „Montaigne war ein umsichtiger und toleranter Konservativer, vor allem war er ein guter, rechtlicher Mensch"[2]).

Strowski redet vom christlichen Standpunkt aus. Stapfer, ein anderer Biograph Montaignes[3]), ist ein unverdächtiger Agnostiker. Sein Widerspruch zur Auffassung von Sainte-Beuve ist jedoch ungleich schärfer: „Bei wiederholter Lektüre ist mir die Aufrichtigkeit (ich sage nicht Tiefe oder ernste Ergriffenheit), aber die ehrliche, offene, loyale Aufrichtigkeit der christlichen Schlußfolgerung Montaignes mehr und mehr zweifellos geworden. Das Gelächter, das Sainte-Beuve in der Apologie vernimmt, vermag ich durchaus nicht in derselben zu hören . . . Durch künstliche Anpassung an die großen antichristlichen Polemisten des 18. Jahrhunderts hat Sainte-Beuve in den zahlreichen von Montaigne der Religion gespendeten Huldigungen Unehrerbietigkeiten und Spöttereien gesehen oder zu sehen geglaubt. Nicht nur ist keine einzige da, sondern er achtet die geoffenbarte Wahrheit in der Seele, er huldigt im Herzen dem Glauben seiner Väter, vor allem seines Vaters, wie Faguet so richtig sagt, und jeder unparteiische Geist muß seine völlige Ehrlichkeit durchfühlen . . . Sein Leben war das eines lauen Christen; sein sehr oberflächlicher, aber ganz bestimmter Glaube war weder eine Bejahung des Gewissens noch eine Ausströmung des Herzens und der Seele, sondern ein einfacher Akt des Gehorsams seines Verstandes gegen das Wort Gottes und der Kirche, weil Unwissenheit und Unterwerfung gut, der Stolz des Wissens gefährlich sind, und in der totalen Unsicherheit aller menschlichen Meinungen und Lehren es tolle Kühnheit wäre, die einzig rettende Wahrheit zu verneinen und diese Chance gegen sich zu wenden"[4]).

[1]) Fortunat Strowski, Saint François de Sales, p. 16 et note, p. 40—41.

[2]) Fortunat Strowski, Montaigne (Les grands Philosophes) 1906, p. 110—114, 214, 344, 345.

[3]) P. Stapfer, Montaigne. Collection des grands écrivains français.

[4]) P. Stapfer, La famille et les amis de Montaigne. 1907. p. 348—49, 350—51.

Der Kreis schließt sich. Mit Stapfer sind wir zurückgelangt zum Fräulein von Gournay, zum Ausspruch, ein starker Pfeiler des Glaubens der Einfältigen sei ihr väterlicher Freund gewesen. Es gibt eine Bibliographie von Montaigne, wie es eine solche von Bacon oder Shakespeare gibt[1]). Wir aber müssen uns bescheiden und nur kurz auf die Stimmen zweier Ausländer hören, die, obwohl allbekannt, das hier skizzierte Bild vervollständigen. „Ich weiß nur einen Schriftsteller", sagt Nietzsche, „den ich in betreff der Ehrlichkeit Schopenhauer gleich, ja noch höher stelle: das ist Montaigne. Daß ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust, auf unserer Erde zu leben, vermehrt worden. Mir wenigstens geht es seit dem Bekanntwerden mit dieser feinsten und kräftigsten Seele so, daß ich sagen muß, was er von Plutarch sagt: Kaum habe ich einen Blick auf ihn geworfen, so ist mir ein Bein oder ein Flügel gewachsen."

Der Amerikaner Emerson hat „Montaigne oder den Skeptiker" unter seine typischen Männer gestellt, „diesen Fürsten der Egoisten", wie er ihn nennt, „den aufrichtigsten und ehrlichsten aller Schriftsteller". Aber seine Zustimmung ist eine beschränkte, denn der Skeptizismus ist nur eine Phase, wenn auch eine berechtigte Phase des Denkens. „Die endliche Lösung, an der er scheitert, gibt das moralische Gefühl . . . Ich spiele mit der Vielheit der Tatsachen und nehme die oberflächlichen Ansichten an, die wir Skeptizismus nennen, aber ich weiß, daß sie mir demnächst in der Ordnung erscheinen werden, die den Skeptizismus unmöglich macht."

Im Motto von Montaigne „Que sçais-je?" ist einbegriffen „Und was weißt du?" Jeder geistigen Individualität, die an ihn herantritt, erscheint er im Licht der eigenen Weltanschauung. Ebensoviele Kritiker, ebensoviele Refraktoren, die das Bild verändert zurückwerfen und es dennoch um Züge bereichern, aus denen es zu sichten gilt, wenn Ähnlichkeit erreicht werden soll. Das Endergebnis bleibt günstig. Die grenzenlose Wißbegier des Philosophen verdient Bewunderung, über die Prosa, die Montaigne schrieb, herrscht Einstimmigkeit des Lobes. Seiner zynischen Menschenverachtung bot sich das Zeitalter der Valois, sie wird durch dasselbe entschuldbar und verständlich. Der letzte Schluß seiner Weisheit gilt der Toleranz und hinterläßt den Eindruck geistiger Überlegenheit und gewinnender Güte. „Ich liebe Montaigne, und fühle mich mit ihm in guter Gesellschaft," schrieb die anziehendste, begabteste und lebendigste Frau des 17. Jahrhunderts, ein Weltkind, wie er selbst, und doch tiefen Ernstes fähig, wenn sie sich den Ewigkeitswerten zuwandte. Heroisch waren sie beide nicht. Doch von diesem Gesichtspunkt aus dürften nur sehr wenige Menschen berechtigt sein, mit Michel Equem, Herrn von Montaigne, dem Verfasser eines Buchs, das in der Weltliteratur seine Stelle hat, ins Gericht zu gehen.

[1]) P. Villey, Bibliographie de Montaigne (en préparation).

1813.

Von

Gustaf Dickhuth.

VII.

Während Schwarzenberg den ganzen September hindurch Hunderte von Menschen in den Pässen des Erzgebirges totschießen ließ, ohne damit irgend etwas zu leisten, tat der Kronprinz von Schweden in derselben Zeit alles, um das verächtliche Wort Napoleons wahrzumachen: Il ne fera que piaffer.

An dem Gefecht von Großbeeren war auf französischer Seite ernstlich nur das Korps Reynier beteiligt gewesen, und auch das hatte keine erheblichen Verluste gehabt. Oudinot brauchte dem untätigen Kronprinzen gegenüber das Spiel nicht verloren zu geben. Aber er hatte kein Vertrauen zu sich selbst und zur Truppe. So ging er denn nach Wittenberg zurück, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Napoleon selbst gekommen wäre.

Aber statt des Kaisers kam der Marschall Ney und übernahm am 3. September an Stelle Oudinots den Oberbefehl.

Michel Ney, Marschall von Frankreich, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, war der Sohn eines armen Handwerkers in Saarlouis. Seine Eltern waren gute Deutsche, und der junge Ney verstand nicht ein Wort Französisch, als er achtzehnjährig als Gemeiner in ein französisches Husaren-Regiment in Metz eintrat. Bei Ausbruch der Revolution wurde er Wachtmeister, 1796 Brigadekommandeur, 1799 Divisionskommandeur. Seine wirklich heldenhafte Verachtung jeder Gefahr machte ihn zum Liebling der Armee; die gloire von Frankreich war gleichsam in ihm verkörpert.

Napoleon wußte, was dieser Mann in der Schlacht wert war. Wo es darauf ankam, eine lange zurückgehaltene Truppe fortzureißen zum entscheidenden Stoß, da war Ney an seinem Platze. Da zeigte er einen sicheren Blick für die taktische Krisis, verlor auch in den gefährlichsten Momenten seine eiserne Ruhe nicht. Kühn bis zur Verwegenheit, ist er der Typus des Schlachtengenerals der Napoleonischen Zeit.

Unvergleichlich war seine Haltung auf dem Rückzuge von Moskau. Als in dem grenzenlosen Elend jedes Gefühl für den Nächsten erloschen war, als jeder nur noch in tierischem Selbsterhaltungstrieb an sich selber dachte, da hat Michel Ney Tag für Tag freiwillig die Arrieregarde geführt und bis zuletzt bis nach Preußen hinein täglich gefochten, damit die Kameraden, die keine

Waffen mehr hatten, sich retten konnten. Damals hat er sich den stolzen Namen verdient „le plus brave des braves".

Indessen mit all diesen glänzenden Soldateneigenschaften war Ney kein Feldherr. Es fehlte ihm an operativem Scharfblick und an militärischer Bildung. Marmont sagt von ihm:

„Niemals wurden seine Handlungen durch Erwägungen geleitet. Sie waren stets die Folge seines augenblicklichen Empfindens und gleichsam eine Wirkung des jedesmaligen Zustandes seines Blutes. Er konnte sich ebenso gut mit 50000 vor 30000 zurückziehen als 50000 mit 20000 angreifen."

Napoleon wußte ganz genau, daß Ney kein Heerführer war. Aber gegen Bernadotte und gegen die preußischen und schwedischen Landwehren und Milizen war er ihm gut genug. Gegen so minderwertige Führung und gegen solche improvisierte Truppen brauchte es nach seiner Meinung nur einen Mann voll Mut und Selbstvertrauen. Das war Ney, und Napoleon war gewiß, daß er jeden Widerstand durch rücksichtsloses Draufgehen über den Haufen rennen würde. Der Haß verführte den Kaiser zur Unterschätzung seines Gegners.

Unbegreiflicherweise ließ Napoleon dem Marschall Oudinot das Kommando des XII. Armeekorps, so daß der bisherige Oberkommandierende nun unter den neuen Oberfeldherrn trat. Durch diese Anordnung wurde der Wechsel in der Führung der Armee für Oudinot eine wirkliche Demütigung, und das Gefühl der erlittenen bitteren Kränkung, die begreifliche Abneigung gegen den ihm aufgezwungenen Vorgesetzten haben im Verlauf der Schlacht von Dennewitz eine verhängnisvolle Rolle gespielt.

Wir wissen, daß Napoleon eigentlich selbst gegen Berlin gehen wollte. Zwar hielt er Großbeeren für ein nur unerhebliches Gefecht; aber der moralische Eindruck in ganz Deutschland und auch auf die eigene Truppe war doch ziemlich stark gewesen.

Am 4. September war Napoleon mit den Garden auf dem Marsch von Dresden nach Hoyerswerda. Ney sollte an diesem Tage von Wittenberg herüber marschieren nach der östlicheren Straße auf Berlin und am 6. September Baruth erreichen. Napoleon ließ ihm sagen, daß er am selben Tage ein Korps in Luckau haben würde zur Verbindung mit Ney. Der gemeinsame Angriff auf Berlin würde voraussichtlich am 9. oder 10. September stattfinden. Diese Weisungen mußten dem Marschall Ney bei einiger Überlegung zeigen, daß er von Napoleon am 6. September gar nichts zu erwarten hatte. Die Garden in Hoyerswerda nutzten ihm nichts, sie waren 13 Meilen entfernt. Aber auch das bei Luckau in Aussicht gestellte Korps stand viel zu weit, um tätig eingreifen zu können. Wenn Ney am 6. September mit Überlegenheit angegriffen wurde, so konnte ihm Napoleon nicht helfen.

Der Kaiser ging bei seiner Weisung offenbar von einer irrigen Vorstellung aus; er glaubte wohl den Kronprinzen ganz nahe bei Berlin. Bernadotte stand aber nördlich von Wittenberg in unmittelbarer Fühlung mit den französischen Vorposten. Der Marsch nach Baruth bedeutete also für Ney einen Flankenmarsch von 9 Meilen angesichts der gesamten Nordarmee.

Ney aber mußte nach seiner Kenntnis der feindlichen Aufstellung den erhaltenen Befehl den tatsächlichen Verhältnissen anpassen. Statt dessen führte er ihn wörtlich aus. Er war nicht einmal einsichtig genug, um die Gefahr seiner Lage zu erkennen, die um so größer war, als er nur 58000 Mann hatte gegen 73000 der Nordarmee.

Am 4. September meldet Ney dem Kaiser:

„Die Armee wird sich morgen um 10 Uhr in Marsch setzen, um bis Dennewitz zu rücken. Dort werde ich in der Lage sein, mich nach Luckau heranzuziehen, oder den Marsch nach Berlin fortzusetzen, je nach den Nachrichten, die ich erhalten werde."

Während Ney solche Anordnungen traf, stand der Kronprinz ihm dicht gegenüber. Er hätte nicht Stand gehalten, wenn Napoleon gegen ihn aufgetreten wäre. Vor Oudinot hatte er sich nicht gefürchtet, und Bülows frischer Entschluß, die Tapferkeit der Preußen und ein günstiges Geschick hatten ihm bei Großbeeren trotz seiner Untätigkeit den Sieg gegeben. Zu verfolgen getraute er sich nicht; er folgte dem weichenden Oudinot sehr langsam. Denn er setzte voraus, daß Napoleon sofort herbeieilen würde, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Diese Absicht hat ja der Kaiser in der Tat gehabt.

Noch ängstlicher wurde der Kronprinz, als die Kunde kam, daß die Hauptarmee geschlagen und nach Böhmen zurückgeworfen sei, daß aber Napoleon sich in Dresden befinde und Vorbereitungen zu einer neuen Operation treffe.

Von Schwarzenberg hatte der Kronprinz seit der Dresdener Schlacht keine direkte Nachricht; er wußte auch nichts von Blüchers Sieg an der Katzbach. So stellte er sich denn nördlich von Wittenberg auf, mit dem Rücken gegen Berlin, entschlossen, einem etwaigen Angriff Napoleons auszuweichen.

Das war nun gar nicht nach dem Sinne Bülows. Dieser vermutete, daß der Kronprinz absichtlich in seiner Passivität verharre, um nicht durch die Nähe des Feindes wider Willen in eine Schlacht verwickelt zu werden, die er unbedingt vermeiden wolle. Boyen schreibt dazu:

„Die fortdauernde Untätigkeit des Kronprinzen erhielt Bülow in einer immerwährenden Aufregung, die er bei der Lebhaftigkeit und Offenheit seines Charakters oft ungemessen aussprach. Ich mußte täglich ins Hauptquartier, um dort bei dem Kronprinzen oder Adlerkreutz (Chef des Generalstabes der Nordarmee) ein rascheres Verfahren in Anregung zu bringen."

Bülow wollte Oudinot nochmals angreifen und über die Elbe werfen. Die Niederlage der Hauptarmee konnte nach seiner Auffassung für die Nordarmee nur ein Ansporn sein, durch verdoppelte Tätigkeit auf dem eigenen Kriegsschauplatz einen Ausgleich herzustellen, durch einen entschiedenen Erfolg Schwarzenberg und Blücher zu entlasten.

Der Kronprinz lehnte das natürlich ab. Er wies vor allem darauf hin, daß Oudinot, selbst wenn er geschlagen wäre, den Rückzug in die Festung Wittenberg offen habe; daß also die voraussichtlich großen Verluste in gar keinem Verhältnis stehen würden zu dem möglichen Erfolge.

Zudem: wenn die Nordarmee über die Elbe ginge, dann sei für den Feind der Weg nach Berlin auf dem rechten Ufer frei. Oder aber, wenn Napoleon auf dem linken Ufer bliebe, dann könnte die Nordarmee zwischen Oudinot und Napoleon in schwierigste Lage kommen.

Der Kronprinz erklärte schließlich, er würde nur mit Blücher vereint über die Elbe gehen, und auch das nur, wenn der Feind vorher das rechte Ufer geräumt hätte. Vorderhand wollte er sich damit begnügen, den Feind durch Detachements zu beunruhigen.

Die Nordarmee stand im Halbkreis nördlich von Wittenberg, die Schweden auf dem westlichen Abschnitt, die Russen in der Mitte, die Preußen nach Osten zu.

Da Ney am 5. September nach Osten abmarschierte, so mußte er auf die Preußen treffen, und zwar auf deren äußersten Flügel. Dort stand bei Zahna die Avantgarde Tauentziens unter dem General Dobschütz: 6 Bataillone, 8 Eskadrons und 11 Geschütze.

Der Kronprinz von Schweden wollte den Trachenberger Operationsplan im kleinen nachahmen. Er hatte also angeordnet, daß jedes einzelne Korps einem feindlichen Angriff ausweichen solle; die anderen Korps sollten sich dann gegen Flanke und Rücken des Gegners wenden.

Dem General Dobschütz war diese Weisung bekannt. Da er aber wußte, daß das Gros der Tauentzienschen Truppen nahe hinter ihm bei Seyda stand, so wollte er auch vor Übermacht nicht ohne weiteres zurückgehen, sondern erst versuchen, ob er dem Feind noch einigen Schaden zufügen könne.

Wie es natürlich ist, wurde seine schwache Truppe sehr bald überflügelt; der Rückzug wurde verlustreich, und die Avantgarde verlor in den moorigen Wiesen viele Gefangene.

Der Zufall wollte es, daß der General Tauentzien nicht bei seinen Truppen war. Er war zu einer Besprechung zum Kronprinzen geritten und hatte seinem Chef des Generalstabes, dem Major Rottenburg, die Weisung hinterlassen, den General Dobschütz im Bedarfsfalle zu unterstützen.

Als Rottenburg das Gefecht hörte, ritt er zu Dobschütz vor, orientierte sich über die Lage und ließ das Gros zur Aufnahme vorrücken. Gros und Avantgarde vereint nahmen eine Stellung bei Zahnsdorf: 15 Bataillone, 21 Eskadrons und 31 Geschütze, mit etwa 11500 Mann, dazu 1 Kosaken-Regiment. Gegen diese Stellung entwickelte sich das Korps Oudinot und warf nach kurzem Gefecht die Preußen zurück.

Der Rückzug wurde sehr schwierig wegen der vielen ungangbaren Wiesen, über die nur schmale Dämme führten. Die Artillerie der Franzosen wirkte furchtbar. Die Landwehrbataillone lösten sich auf. Die Führer waren nicht mehr Herren der Truppe.

Vergebens versuchte die preußische Artillerie nochmals Stellung zu nehmen. Die abprotzenden Batterien brachen in dem feindlichen Geschützfeuer zusammen. Die frisch ausgehobenen Pferde waren an den Schuß nicht gewöhnt, und die ungeübten Trainfahrer verloren die Herrschaft über die wildgewordenen Tiere. Die Geschütze fuhren ineinander und in die zurückeilende Infanterie; die

Kanoniere liefen davon; den Befehlen wurde nicht mehr gehorcht. Nur mit größter Mühe gelang es, die Artillerie schließlich doch noch in Sicherheit zu bringen; ein Geschütz ging verloren. Das Reserveregiment deckte den Abzug. Hätte der Feind schärfer nachgedrängt, so wäre eine Katastrophe unausbleiblich gewesen. Die Preußen wurden nicht weiter verfolgt und rückten um 10 Uhr abends in ein Biwak südlich Jüterbog.

Die Erschöpfung war so groß, daß es nicht gelang, das Lager ordnungsmäßig einzurichten. Nicht einmal die Bataillone konnten gesammelt werden. Von Aussetzen der Vorposten war keine Rede. Jeder warf sich todmüde auf den Boden, wo er gerade Platz fand. Die notdürftigste Sicherung blieb den Kosaken überlassen.

Es ist hier mit der Landwehr dieselbe Sache wie zu Beginn der Schlacht an der Katzbach und bei Hagelsberg. Sie ist voll guten Willens, aber man kann sich nicht unbedingt auf sie verlassen. Die Ausbildung für das Schützengefecht ist nicht gründlich genug. Daher die geringe Widerstandskraft bei unerwarteten Ereignissen. Die innere Ordnung geht erstaunlich schnell verloren, und in kritischen Momenten bricht geradezu eine Panik aus. Bezeichnend ist auch, daß nach dem Einrücken ins Biwak die physischen und moralischen Kräfte völlig versagen, obgleich die Anstrengungen des Tages nicht übergroß waren. Eine kräftige, lang anhaltende Verfolgung durch die Franzosen hätte nach aller Wahrscheinlichkeit zur Vernichtung des Korps Tauentzien geführt.

Aber die Franzosen verfolgten überhaupt nicht. Es ist nicht recht erklärlich, welche Vorstellung sie eigentlich vom Feinde hatten. Jedenfalls begnügten sie sich damit, ihr heutiges Marschziel zu erreichen.

Die Preußen hatten 3000 Mann verloren, hauptsächlich Versprengte, die Franzosen nur 300.

Spät abends erst, als alles vorüber war, kehrte Tauentzien aus dem Armee-Hauptquartier des Kronprinzen zurück.

Bülow, dessen Truppen am nächsten standen, um Tauentzien zu unterstützen, hatte den Marsch französischer Truppen auf Zahna beobachtet, hielt aber diese Bewegung für eine Demonstration, um den Abmarsch Neys nach Torgau zu verschleiern.

Der Kronprinz war anderer Meinung. Adlerkreutz schrieb an Bülow: „Der Prinz ersieht aus Ihrem Rapport, daß Sie vermuten, der Feind ziehe sich nach Torgau. Er glaubt aber, daß der Feind die Absicht hat, Ihre Stellung anzugreifen, und ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß die schwedische Armee den Befehl erhalten hat, sich bereit zu halten, um morgen in aller Frühe zum Beistand Ihrer Armee aufzubrechen und sich an die russische Armee anzuschließen. Der Prinz ersucht Sie, diesen Brief sogleich an den General Tauentzien weiter zu schicken und ihn zu bitten, sich nicht von Ihnen zu entfernen, um mit Erfolg den Feind bekämpfen und die Ankunft der schwedischen und russischen Armee erwarten zu können."

Bülow ließ sein Korps antreten und marschierte in der Nacht auf Jüterbog zu, um im Bedarfsfalle zur Unterstützung Tauentziens bereit zu

sein. Den Rest der Nacht verbrachte er ganz in der Nähe der französischen Biwaks, so daß zur Sicherheit die Mannschaft in voller Gefechtsbereitschaft bleiben mußte und kein Feuer angezündet werden durfte.

Um 7 Uhr früh schrieb Bülow an Tauentzien:

„Sollte der Feind gegen Jüterbog vordringen und Euer Exellenz angreifen, so werde ich ihm natürlich mit allem, was ich bei mir habe, auf den Hals fallen."

Deutlich war bei den Bülowschen Vorposten bald darauf zu erkennen, daß die Franzosen in der Tat auf Jüterbog marschierten. Bülow trat ebenfalls an und begleitete den Marsch des Feindes auf einer etwa 5 Kilometer weiter nördlich liegenden Straße. Die durch den Nachtmarsch schon ermüdeten Truppen hatten schwer zu leiden unter der Hitze und einem unerträglichen Staub. Doch waren sie in guter Stimmung, und die Nachricht von Blüchers Sieg an der Katzbach, die während des Marsches bekannt wurde, erregte lauten Jubel.

Auf Bülows Meldung von seinem Marsch nach Jüterbog ließ der Kronprinz die Schweden und Russen antreten und folgte den Preußen, allerdings mit einem Abstand von mehreren Stunden.

Inzwischen war Tauentzien sich etwas ängstlich vorgekommen so allein bei Jüterbog. Er war nach Westen aufgebrochen, um sich näher an Bülow heranzuziehen. Als er aber nördlich an Dennewitz vorbeizog, trat bereits der Feind aus dem Dorf heraus und zwang ihn Front zu machen.

Ney wußte am Abend des 5. September nach dem Gefecht von Zahnsdorf nicht, wo Tauentzien geblieben war. Auch von der Nähe Bülows hatte er keine Ahnung. So war er denn ohne jede Kenntnis des Gegners, als er sich am 6. September anschickte, den Befehl Napoleons weiter auszuführen. Er ordnete an:

„Die ganze Armee verfolgt die Richtung auf Luckau, dem Kaiser entgegen."

Wenn er das tun wollte, dann mußte er in rein östlicher Richtung weitermarschieren und hätte dann nach aller Wahrscheinlichkeit Luckau erreicht, ohne mit dem Feind zusammenzutreffen. Statt dessen gab er den einzelnen Korps besondere Marschziele, die nicht nach Luckau zu führten, sondern in nordöstlicher Richtung auf Jüterbog zu.

Da man sich nicht wohl vorstellen kann, daß ein so kriegserfahrener General, wie Ney war, schlechthin Unsinn befiehlt, so bleibt nur die Annahme, daß er über die Lage der von ihm bezeichneten Ortschaften im Irrtum gewesen ist. Wahrscheinlich hatte er keine Spezialkarte der Gegend zur Hand.

Tatsächlich hatten seine Anordnungen zur Folge, daß die französischen Korps einzeln, mit großen Abständen, zwischen 10 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags auf den Feind trafen.

Zuerst trat das Korps Bertrand aus Dennewitz heraus und stieß auf die Truppen Tauentziens, die eine Viertelmeile weiter nördlich von rechts nach links vorbeimarschierten.

Die vorderste Division Fontanelli war um 11 Uhr entwickelt und ging

zum Angriff vor. Tauentzien hatte inzwischen Halt und Front gemacht und machte einen Gegenangriff.

Nach etwa einer Stunde war Tauentzien geworfen, seine Artillerie größtenteils außer Gefecht gesetzt.

Tauentzien wußte, daß Bülow von Westen her im Anmarsch war und sehr bald Hilfe bringen mußte. Um bis dahin die Franzosen aufzuhalten, setzte er seine Kavallerie ein.

Es waren nur $4^1/_2$ Linienschwadronen, dazu 4 Landwehrschwadronen. Aber frisch und forsch ritten sie an, sprengten 2 Bataillone auseinander, überritten ein Jäger-Regiment und nahmen eine Batterie. Zwei Schwadronen Jäger und ein polnisches Ulanen-Regiment, die der Artillerie zu Hilfe eilten, wurden ebenfalls geworfen.

Damit waren aber auch die Kräfte dieser 8 Schwadronen völlig erschöpft; sie verschwanden auf mehrere Stunden vom Schlachtfelde. Der Zweck ihrer Attacken war jedoch erreicht. Bülow war heran, und das Korps Bertrand war so lange festgehalten.

Bülow stieß mit der Division Thümen gegen den linken Flügel Bertrands, die Division Morand, vor und warf sie mit großen Verlusten zurück. Besonders die Württemberger fochten mit zäher Ausdauer. Ein Bataillon des 2. Regiments wurde gänzlich vernichtet; die beiden Fahnen fielen den Preußen in die Hände. Der blutige Sand von Dennewitz hat sich in die Erinnerung der Schwaben tief eingeprägt. Noch im Jahre 1870 konnte man im Volke erzählen hören von den braven württembergischen Regimentern, die dort ihren Untergang gefunden.

Bertrand setzte nun das Letzte ein, was er noch hatte. Es war nicht viel: 2 Bataillone und 4 reitende Geschütze.

Der Oberst Stockmayer berichtet: „Es schien, als wollte Bertrand mit diesem einzigen Trupp, der ihm noch verfügbar war, das Äußerste wagen, oder aber in Verzweiflung selbst den Tod suchen. Die Folgen blieben nicht aus. Die feindliche große Batterie richtete auf einmal ihr Feuer auf das heranrückende Trüppchen, das einzige, was noch Widerstand leistete. Die reitende Batterie, wurde noch ehe sie auffahren konnte, zur Hälfte demontiert, und in meinen beiden Bataillonskolonnen wütete der Tod. Auf diese Art war von weiterem Vordringen keine Rede mehr, und als die reitende Batterie in der Karriere zurückeilte, gab ich den Befehl, im Sprunge Dennewitz wieder zu erreichen. Hinter dem Dorfe sammelte ich meine Bataillone, brachte sie wieder in Ordnung und trat meinen weiteren Rückzug an."

So war das Korps Bertrand geschlagen, als um 2 Uhr nachmittags der Anfang des Korps Reynier am Südausgang von Dennewitz erschien.

Dieses Korps mußte sich gegen weitere Kräfte Bülows sofort nach Westen entwickeln und konnte nur die Brigade Jarry von der Division Durutte nördlich durch Dennewitz schicken, zur unmittelbaren Unterstützung Bertrands.

Die sächsische Division Mellenthin entriß den preußischen Brigaden Krafft und Hessen-Homburg Göhlsdorf. Zu weiterem Vorgehen aber glaubte

Reynier das Eingreifen des Korps Oudinot abwarten zu sollen, dessen Anfang um 3 Uhr etwa eine halbe Meile hinter Göhlsdorf eintraf.

Auch von der Nordarmee war die Brigade Borstell in Anmarsch; hinter ihr der Kronprinz von Schweden. Bülow setzte infolgedessen seine letzte Reserve ein: 6 Bataillone und eine Batterie. Nach langem, heftigem Kampf in der Dorfstraße und in den Gärten wurde den Sachsen das Dorf entrissen. Borstell, der in diesem Augenblick eintraf, stellte sich südlich von Göhlsdorf auf, rechts neben die Brigade Krafft.

Nun waren aber auch die vordersten Regimenter von Oudinot heran. Reynier ritt ihnen selbst entgegen, führte sie gegen Göhlsdorf, und im Verein mit den Sachsen wurde das Dorf abermals genommen.

Die Preußen wichen zurück. Die Lage, die vor kurzem noch so günstig für sie gewesen war, wurde nun mit einemmal sehr kritisch. Ihre Infanterie war durch den erbitterten Kampf in Göhlsdorf sehr gelichtet; ihre Artillerie war nicht imstande, gegen das Geschützfeuer zweier feindlicher Korps aufzukommen. Das Korps Oudinot, das eben frisch auf dem linken Flügel Reyniers angekommen war, brauchte nur anzutreten und rechts zu schwenken, um die preußische Front aufzurollen. Denn die Russen und Schweden waren noch zu weit entfernt, um rettend eingreifen zu können.

Da, im entscheidenden Augenblick, trat eine geradezu wunderbare Wendung der Dinge ein.

Der Marschall Ney befand sich persönlich ganz auf dem rechten Flügel, wo das Korps Bertrand geworfen war. Er wollte die gesammelten Reste dieses Korps nochmals angreifen lassen, und zwar mit Unterstützung des Korps Oudinot, das er im Marsch auf Dennewitz glaubte. Er konnte von seinem Standpunkt nicht sehen, daß Oudinot seine Truppen bereits links neben Reynier entwickelt und teilweise schon eingesetzt hatte. Ein stürmischer Wind jagte den leichten Sand dieser Gegend in so hohen, dichten Wolken über die Erde, daß man zeitweise nur eine kurze Strecke weit sehen konnte.

Ney glaubte, daß er auf seinem rechten Flügel noch die Entscheidung herbeiführen könne. Er sah nicht, daß die Verhältnisse durch das Eingreifen Borstells sich geändert hatten und daß die Entscheidung jetzt auf dem linken Flügel lag. Er glaubte immer noch, daß es sich nur darum handle, den Weg nach Jüterbog freizumachen, und ahnte nicht, daß ein gefährlicher Angriff seinen Marsch in den Rücken gefaßt hatte.

So schickte er denn an Oudinot den verhängnisvollen Befehl, dem Korps Bertrand auf dem rechten Flügel zu Hilfe zu kommen.

Reynier befand sich persönlich bei Oudinot, als dieser Befehl eintraf. Wurde er ausgeführt, so kam das Korps Reynier in die gefährlichste Lage, denn nur mit Oudinots Hilfe war es gelungen, Göhlsdorf wieder zu nehmen; nur mit seiner Hilfe konnte das Dorf dauernd behauptet werden. Reynier bat Oudinot, auf dem linken Flügel zu bleiben, oder ihm wenigstens eine Division seines Korps zu lassen.

Oudinot lehnte ab, obgleich er genau erkannte, daß Neys Befehl von einer ganz irrtümlichen Vorstellung ausging. Tief verletzt durch seine Ab-

setzung vom Oberkommando und durch das taktlose Auftreten Neys war er fest entschlossen, jeden Befehl wörtlich auszuführen, ohne die geringste Abweichung. Das XII. Korps marschierte also tatsächlich rechts ab, hinter der sächsischen Division Reyniers entlang. Bülow, der diese Bewegung bemerkte, befahl sofort den Angriff. Nach wütendem Kampf wurde Göhlsdorf von den Preußen genommen. Die Franzosen ließen 156 Offiziere und 1500 Mann in den Dorfgärten liegen.

Zur selben Zeit räumten die Reste des Korps Bertrand auf dem rechten Flügel ihre letzten Stellungen und gingen in wirrem Durcheinander durch Dennewitz zurück.

Bei Göhlsdorf hemmte zunächst die französische und sächsische Artillerie das weitere Vordringen der Preußen.

Da brachte Adlerkreutz die ersten schwedischen und russischen Schwadronen und Batterien auf das Schlachtfeld, und nun war kein Halten mehr. Die französische Artillerie fuhr ab. Die gesamte preußische Infanterie brach vor zur Verfolgung des Korps Reynier.

Inzwischen war das Korps Oudinot immer noch hinter der Front Reyniers im Marsch nach dem rechten Flügel. Durch den Strom der von zwei Seiten, von Göhlsdorf und von Dennewitz, zurückflutenden Truppen wurde auch dieses Korps, das mit seinen Hauptteilen noch gar nicht gefochten hatte, in den Rückzug mit fortgerissen und verfiel rasch der Auflösung.

Oudinot gab sich alle Mühe, der Flucht zu steuern. Er befahl der Division Pacthod, eine Aufnahmestellung zu nehmen. Aber das war schon nicht mehr möglich. Teile der fliehenden Kavallerie und die hinter der Front der drei Korps angehäuften Fuhrwerke stürzten sich auf die in der Entwicklung begriffenen Abteilungen, durchbrachen sie, warfen mehrere Geschütze um und rissen alles mit sich fort in regelloser Flucht.

Auch Reynier suchte vergebens einen geordneten Rückzug zu wahren. Die bayerische Division war noch einigermaßen in Haltung. Aber auch die ging verloren, als die Kavalleriedivisionen Fournier und Defrance, die den Rückzug decken sollten, durch das Granatfeuer außer Fassung gerieten, in die eigene Infanterie hineinjagten und überall Schrecken und Verwirrung verbreiteten. Alles löste sich auf. So weit man sehen konnte, keine geschlossenen Truppenteile mehr, sondern ein wildes Durcheinander von einzelnen Infanteristen, Reitern, Geschützen, Fuhrwerken — alles gehüllt in eine dichte, undurchdringliche Staubwolke.

„Jegliche Ordnung hatte aufgehört. Niemand gehorchte mehr einem Befehl. Die Infanterie lief in völliger Auflösung nach dem schützenden Walde. Die Kavallerie suchte Schutz bei der Infanterie und drängte sich in ihre Reihen. Die Trainsoldaten strängten die Pferde ab und ließen Geschütze und Wagen stehen. Inmitten dieser allgemeinen Auflösung ragten wie Inseln im Meer einige wenige geschlossene Bataillone hervor, vorwiegend Sachsen, Württemberger, Bayern, Polen. Bei ihnen suchten die französischen Generale Schutz, unter ihnen Ney selbst und Bertrand. Aber auch ihr Zusammenhalt ging verloren, als der Wald erreicht war und die Nacht einbrach, obwohl

die Dunkelheit und die Erschöpfung der Verfolgung ein Ende machten. Kein Truppenteil der geschlagenen Armee hat es vermocht, über Nacht einen taktischen Verband aufrecht zu erhalten." (Friederich, Der Herbstfeldzug 1813.)

Die nur kurze Verfolgung wurde hauptsächlich von der Kavallerie und der Artillerie geführt. Die preußische Infanterie war selbst zu sehr erschöpft und auch zu sehr in Unordnung.

Eine einheitliche Leitung der Verfolgung fehlte ganz. Staub und Wind und allgemeine Verwirrung machten jede Übersicht unmöglich. Die Kavallerie-Regimenter gingen auf eigene Faust vor, stürzten sich auf alle geschlossenen Abteilungen, die noch zu erkennen waren, zersprengten sie und hieben sie zusammen. Dabei wurden ganze Truppenteile vernichtet und zahlreiche Geschütze genommen.

Die Mehrzahl der Preußen lagerte schließlich in der Nähe des Schlachtfeldes. Die Leute waren schon am 5. September marschiert, hatten dann eine ruhelose Nacht gehabt und waren am 6. wieder marschiert; dann kam der stundenlange schwere Kampf in ungewöhnlicher Hitze und erstickendem Staub. Und nun, am Ende dieses Tages, hatten die Truppen nichts zu essen, und auf der weiten Ebene fand sich auch nicht ein Tropfen Wasser. Die Nacht war fürchterlich, ganz besonders für die vielen Verwundeten.

Die Schweden und Russen kamen um $^1/_2$6 Uhr abends bei Dennewitz an und bezogen Biwak in der Nähe des Ortes.

Ney befahl um 6 Uhr den Rückzug nach Luckau, also nach Osten. Bei dem Zustand, in dem sich die Armee befand, ist es begreiflich, daß dieser Befehl nicht durchdrang. Reynier und Oudinot, die im Getümmel sich zufällig trafen, verabredeten, alles nach Torgau zu weisen, also nach Süden. So kam es, daß, abgesehen von den zahllosen Versprengten, die geschlagene Armee in zwei große Gruppen auseinanderlief. Nach Dahme, in Richtung Luckau, ging die Mehrheit des Korps Bertrand, der Kavallerie-Division Lorge und die bayerische Division. Nach Torgau gingen die Korps von Reynier und Oudinot. Sie ließen unterwegs viele Geschütze, Wagen und Nachzügler liegen, die den Kosaken in die Hände fielen. Viele Leute warfen ihre Waffen weg. Die Divisionen Durutte und Fontanelli waren vollständig zersprengt.

Als Ney am anderen Tag erkannte, daß ihm nur ein Teil der Truppen gefolgt war, wandte er sich ebenfalls nach Torgau. Das Korps Bertrand hatte noch zwei Arrieregarden-Gefechte zu bestehen, die ihm allein an Gefangenen 3000 Mann kosteten und ihm auch den letzten moralischen Halt raubten.

Man sieht aus diesen kurzen Angaben, was zu erreichen gewesen wäre, wenn der Kronprinz planmäßig und energisch verfolgt hätte. Daß dies nicht geschah, hatte die üblichen Gründe. Für die taktische Entscheidung war der letzte Mann eingesetzt worden; nun war nicht gleich eine frische Truppe zur Hand, die die Verfolgung hätte übernehmen können. Die Russen und Schweden kamen zu spät. Und die Preußen waren zu erschöpft, auch in ihren Verbänden zu sehr durcheinander gekommen.

Die Sache hatte aber auch noch eine andere Bewandtnis. Der Kronprinz befahl um 11 Uhr abends: „Morgen, am 7. September, um 4 Uhr

früh brechen alle Kosaken, alle Kavallerie und alle leichte Infanterie auf, um dem Feinde zu folgen. Die Korpskommandeure bestimmen die Generale, die verfolgen sollen. Punkt 10 Uhr hält sich die ganze Armee marschbereit."

Unterdessen war natürlich der Feind über alle Berge. Die späte Stunde fällt sofort auf. Das hängt so zusammen: Der Generalstabschef Neys, Oberst Le Clouet, war in der Schlacht gefangen worden, und man hatte bei ihm den Befehl gefunden: Die Armee marschiert nach Luckau, dem Kaiser entgegen. Das war vollständig genug, um den Kronprinzen sofort zum Halten zu bringen. Er befahl also, daß erst die Truppen geordnet, die Munition ergänzt, die Trophäen in Sicherheit gebracht werden sollten. Und die waren nicht gering: 13500 Gefangene, 53 Geschütze, 412 Fahrzeuge und 4 Fahnen. Der Gesamtverlust der Franzosen betrug etwa 22000 Mann, der der Preußen 10510.

Dementsprechend war der Einfluß der Schlacht auf den inneren Halt, die Manneszucht, den Geist der Neyschen Truppen geradezu vernichtend. Vier Tage nach der Schlacht berichtet der württembergische General Franquemont: „Die Retraite am 6. artete in eine schändliche Flucht aus. Es scheint mir, die französischen Soldaten und Offiziere sind des Krieges überdrüssig. Die Soldaten kann bloß die Gegenwart des Kaisers beleben."

Der Kommandeur der bayerischen Division berichtet: „Ich werde so lange wie möglich die Form einer Division beizubehalten suchen; jedoch bedarf es nur einer geringen Erschütterung mehr, und dieser schwache Körper löst sich ganz auf. Die Stimmung der französischen Armee wird immer ungünstiger. Die Sorglosigkeit, mit der sich der Gesunde und der Kranke behandelt sieht, vergleicht der gemeine Mann mit dem schwelgerischen Prunk, dem Wohlleben und der Ungenügsamkeit seiner Oberen und fühlt sich im höchsten Grade unglücklich und mißmutig. Der Landmann, dem man alles raubt, sehr oft seine Wohnung verheert und den Flammen preisgibt, fördert aus Verzweiflung die Unternehmungen des menschlicheren Feindes. So viel scheint mir gewiß, daß wir nichts Großes mehr werden ausführen können und unfähig zu irgend einer offensiven Operation sein möchten."

Oudinot schreibt am Tage nach der Schlacht an Berthier: „Niemand weiß bis jetzt, der Infanterie Herr zu werden. Kann ich morgen Besseres erreichen, so werde ich davon für den Fürsten von der Moskwa (Ney) und das IV. Korps (Bertrand) Gebrauch machen."

Ney am selben Tage an den Gouverneur von Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee. Sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich selbst aufgelöst. Nehmen Sie, Herr Kommandant, danach Ihre Maßregeln."

Dem Kaiser meldet der Marschall: „Ich bin gänzlich geschlagen, und noch weiß ich nicht, ob meine Armee sich wieder gesammelt hat. Ihre Flanke ist entblößt; seien Sie deshalb auf Ihrer Hut. Ich glaube, daß es Zeit ist, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen."

Vier Tage nach der Schlacht schreibt Ney an Berthier:

„Es ist meine Pflicht, Euer Hoheit zu erklären, daß man unmöglich das IV., VII. und XII. Korps bei ihrer Verfassung zweckmäßig verwenden kann.

Diese Korps sind zwar durch den Befehl zu einem Ganzen verbunden, aber nicht tatsächlich. Jeder kommandierende General tut das, was er für seine eigene Sicherheit für zweckmäßig hält. Die Sache ist so weit gekommen, daß es mir schwer wird, einen Rapport zu erhalten. Der Geist der Generale und überhaupt der Offiziere ist erstaunlich erschüttert. Sie befehligen ist nur halb befehligen und ich wollte statt dessen lieber gemeiner Grenadier sein. Ich bitte Sie, vom Kaiser zu erwirken, daß ich entweder allein kommandierender General bin und nur Divisions-Kommandeure für die Flügel habe, oder daß Seine Majestät mich aus dieser Hölle erlösen möge. Ich denke, ich habe nicht nötig, meine Hingebung zu versichern. Ich bin bereit, meinen letzten Blutstropfen zu vergießen, aber ich wünsche, daß es zu Nutzen geschehe. Unter den jetzigen Umständen kann nur die Gegenwart des Kaisers den Einklang herstellen, weil der Einzelwille sich vor seinem Genius beugt und die kleinlichen Eitelkeiten vor der Majestät des Thrones verschwinden. Euer Hoheit müssen davon unterrichtet werden, daß alle fremden Truppenteile den schlechtesten Geist zeigen und daß es zweifelhaft ist, ob die fremde Kavallerie, die ich bei mir habe, nicht mehr schadet als nutzt. So ist der Geist der sächsischen Armee, und es ist nicht zweifelhaft, daß diese Truppen — namentlich die Kavallerie — bei der ersten Gelegenheit die Waffen gegen uns kehren werden. Wenn die Regierung dieses Landes, wie ich glaube, nicht die Grundsätze der Armee teilt, so ist es zu wünschen, daß sie auf der Stelle Maßregeln ergreife, um die aufgeregten Gemüter zu beruhigen."

Das war die Tonart, die dem Kaiser paßte. Das nächste Bulletin sprach es unverhohlen aus, daß die Schlacht bei Dennewitz bereits gewonnen war und nur durch die feige Flucht der Sachsen verloren wurde. Die Gemeinheit und Niedertracht dieser Behauptung ist um so empörender, als die Sachsen nicht nur bei Göhlsdorf mit heldenmütiger Tapferkeit gefochten haben, sondern auch auf dem Rückzug noch lange gute Ordnung zu bewahren suchten, als die französischen Truppenteile sich schon längst aufgelöst hatten.

Es ist das alte bewährte Rezept, nach dem schon der Prinz Rohan Soubise verfuhr, als er nach der Schlacht bei Roßbach ganz naiv nach Paris schrieb: „Unsere erste Aufgabe muß jetzt sein, alle Schuld auf die Reichsarmee zu schieben."

Der General Reynier, dem die Sachsen unmittelbar unterstellt waren, dachte vornehm genug, um gegen die Behauptungen des Bulletins dienstlich zu protestieren. Eine Abschrift des Protestes schickte er dem kommandierenden sächsischen General.

Natürlich hat sein Widerspruch gar nichts genutzt. Die Franzosen sind heute noch fest davon überzeugt, daß nur die schlechte Haltung der Sachsen ihnen bei Dennewitz den sicheren Sieg entrissen hat.

Man kann sich die Erbitterung der Sachsen vorstellen. Gerade diese schmähliche Behandlung erweckte erst den Geist, der dann später wirklich zu ihrem Übertritt geführt hat.

Die Schuld an der Niederlage lag ganz wo anders. Zunächst an der Disposition Neys. Er hat sich offenbar vorgestellt, daß er auf seinem Marsch

mit dem Feinde gar nicht zusammentreffen würde. Unerklärlich bleibt dabei, daß die Nähe der Nordarmee nicht bemerkt wurde, besonders des Korps Bülow, das in der Nacht vom 5. zum 6. September nur eine halbe Meile von Bertrand entfernt lag und dann am hellen lichten Tage in derselben Entfernung auf Jüterbog marschierte.

Als nun die Division Fontanelli bei Dennewitz ganz unerwartet auf den Feind stieß und das Feuer eröffnete, da begann sie eine Entscheidungsschlacht, auf die die Armee nach ihrer Gruppierung in keiner Weise vorbereitet war. Ney hat das zuerst auch ganz richtig erkannt. Der württembergische Oberst Stockmayer berichtet:

„Die Schlacht dauerte schon ein paar Stunden, und noch immer konnten wir die Kolonnen des VII. und XII. Korps nicht erkennen. Endlich kam der Marschall Ney für seine Person an. Als er an mir vorbeiritt, rief er mir zu: Mais, mon Dieu, colonel, quelle cochonnerie fait ce Bertrand! Es fielen sehr harte Ausdrücke gegen das Generalkommando, und Ney schloß damit, wie sehr er es tadeln müsse, daß man sich in solch ungleiches Gefecht eingelassen habe, ohne daß unsere ganze Stärke disponibel gewesen."

Es wäre wohl möglich gewesen, das Gefecht abzubrechen. Anfangs hätte der Erfolg Bertrands gegen Tauentzien diese Operation erleichtert und später das Auftreten der beiden frischen Korps. Der Verlauf des Gefechtes mußte die Wahrscheinlichkeit nahe legen, daß er die ganze Nordarmee auf seiner Flanke hatte. Aber wie das so in seiner Natur lag — die Freude am Kampf nahm ihn ganz gefangen, beschäftigte ihn persönlich dort, wo er gerade war, und nahm ihm jeden Überblick. Nur so ist der unglückliche Befehl an Oudinot zu erklären.

Daß Oudinot diesen Befehl wörtlich ausführte, obgleich er sehen mußte, daß er auf ganz irrtümlichen Vorstellungen Neys beruhte, obgleich er wußte, daß mit dem Abmarsch seines Korps die Schlacht rettungslos verloren war, das grenzt an Hochverrat. Nur dem Gefühl des blinden Hasses und der Rache folgend, ließ Oudinot schadenfroh der verhängnisvollen Anordnung ihren Lauf, ohne der Pflicht gegen seinen Kaiser zu gedenken.

Auf der anderen Seite ist bei den Preußen die Führung und die Haltung der Truppe über jedes Lob erhaben. Verständnisvoll arbeiten die Generale zusammen, in festem Vertrauen auf die gegenseitige kameradschaftliche Hilfe. Bei Dennewitz hat auch zum erstenmal die Landwehr sich gleichwertig mit der Linie gezeigt. Das ist ganz natürlich. Die körperlich und seelisch Minderwertigen werden im Lauf der Zeit abgestoßen. Es bleiben nur die Brauchbarsten zurück, und diese erhalten durch den Krieg die Schulung, die ihnen im Frieden nicht ausreichend gegeben werden konnte. So wird allmählich aus der Miliz eine Truppe. Wer aber glauben sollte, daß er gleich bei Beginn eines Krieges derartige Formationen erfolgreich verwenden könne, der würde eine Enttäuschung erleben.

Durch die Fehler Neys und Oudinots und durch die heroische Tapferkeit der preußischen Truppen wurde die Schlacht entschieden, ehe der Kronprinz mit den Schweden und den Russen auf dem Kampfplatz erschien.

In preußischen Darstellungen der Schlacht ist dem Kronprinzen vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß er Bülow im Stich gelassen habe, und zwar absichtlich. Umgekehrt wird von schwedischer Seite behauptet, daß nur Adlerkreutz mit seinen Schwadronen und Batterien das schwankende Gefecht zugunsten der Verbündeten entschieden habe. Beides ist nicht richtig.

Der Sieg gehört zweifellos den Preußen. Aber sie wären nicht mehr imstande gewesen, ihren Erfolg auszunutzen. Daß der feindliche Rückzug sich in wilde Flucht verwandelte, das ist allerdings das Verdienst von Adlerkreutz.

Das Zuspätkommen des Kronprinzen erklärt sich ganz natürlich aus Zeit und Raum. Auf Bülows Meldung war er angetreten und war um 2 Uhr nachmittags in der Nähe des Schlachtfeldes angekommen, nachdem er einen Marsch von zwei Meilen in drei Stunden zurückgelegt hatte. Die Leute hatten von Hitze, Staub und Durst schwer zu leiden, und so erklärt es sich, daß Zeit mit Wassertrinken verloren ging. Dann marschierte der Kronprinz umständlich auf, nach seiner Art der Kriegführung, und rückte in entwickelter Schlachtordnung noch 10 Kilometer bis Dennewitz vor. Darüber wurde es dann eben halb sechs.

Bülow war anders verfahren. Er war nicht aufmarschiert, hatte auch keine Zeit mit Wassertrinken verloren, sondern hatte seine halb verdursteten Truppen brigadeweise ins Gefecht geworfen, wie sie gerade ankamen. Aber Bernadotte war eben nicht Bülow, und der Vorwurf der bösen Absicht läßt sich ihm mindestens nicht nachweisen.

Bülow schlug nach der Schlacht dem Kronprinzen vor: nur den General Tauentzien auf dem rechten Elbufer zu lassen, zur Beobachtung von Wittenberg und Torgau; mit allem anderen bei Dessau auf das linke Ufer zu gehen, Ney von neuem zur Schlacht zu zwingen und ihn bis über die Straße Leipzig-Dresden zurückzuwerfen. Dann sei eine Verpflegung der Franzosen überhaupt nicht mehr möglich.

Der Kronprinz konnte sich nicht entschließen. Eben war die Nachricht gekommen, daß Napoleon aus Schlesien wieder nach Dresden zurückgekehrt sei, und erfüllte ihn mit großen Besorgnissen.

Bülow begab sich nun persönlich zum Kronprinzen und bat ihn, er möchte ihm doch wenigstens erlauben, mit den Preußen allein über die Elbe zu gehen. Der Kronprinz wiederholte seinen alten Spruch, daß er nur mit der ganzen Armee übergehen würde, und zwar nur, wenn der Feind das rechte Ufer völlig geräumt habe. Dann fügte er noch die neue Bedingung hinzu: er müsse einen festen Punkt in Händen haben, um sofort auf das rechte Ufer zurückkehren zu können, falls Napoleon von Dresden auf Berlin marschiere. Dieser feste Punkt konnte nach Lage der Dinge nur Wittenberg sein. In der Tat wurde Bülow am 13. September beauftragt, Wittenberg zu belagern. Mit leisem Hohn fügt der Kronprinz dem Befehl die Bemerkung hinzu: „General von Bülow wird selbst einsehen, daß Berlin niemals sicher sein kann, so lange der Brückenkopf von Torgau und die Festung Wittenberg in der Gewalt des Kaisers Napoleon sind."

Bülow hatte das Gefühl, daß er wegen seines ewigen Dreinredens vor

Wittenberg „an die Kette gelegt werden" sollte. Während nun Napoleon seinen dritten Vorstoß gegen die schlesische Armee machte und dann Anstalten traf, das rechte Elbufer zu räumen, ging Bülow sehr widerwillig an die ihm aufgetragene Belagerung.

Am 23. September schreibt er an Adlerkreutz: „Ich werde jetzt den erhaltenen Befehlen gemäß die Trancheen eröffnen. Aber ich muß offenherzig gestehen, daß ich die Regeln nicht kenne, nach welchen die Belagerung eines Platzes, der nicht völlig eingeschlossen ist, sondern freie Kommunikation mit feindlichen Korps hat, gerechtfertigt werden kann."

An den Kronprinzen persönlich aber schreibt Bülow: „Sicheren Nachrichten zufolge befindet sich das Korps des Marschalls Ney, 28000 Mann stark, auf einen kurzen Tagemarsch von Wittenberg entfernt. Unter diesen Umständen, welche den Gesichtspunkt, unter dem Wittenberg bisher angesehen werden konnte, völlig ändern, wird die Festung zu einem Brückenkopf, der von einem ganzen Armeekorps unterstützt ist, während ich ihm gegenüber zersplittert und ohne die nötige Artillerieausrüstung stehe, um eine Belagerung vorzunehmen. Ich halte es für meine Pflicht, Euer Königliche Hoheit von diesen veränderten Verhältnissen in Kenntnis zu setzen und ehrerbietigst Ihre ferneren schriftlichen Befehle zu erbitten, damit ich eine Rechtfertigung vor meinem Souverän in Händen habe über das, was ich bei einer gegen früher völlig veränderten Sachlage ausführen soll."

Dieser Brief schlug dem Faß den Boden aus. Der Kronprinz, der längst davon überzeugt war, daß der bisher geringe Erfolg der Belagerung nur dem bösen Willen Bülows zuzuschreiben sei, verklagte den General beim König Friedrich Wilhelm: „Seine Königliche Hoheit sieht die Einheitlichkeit im Armee-Oberkommando für so notwendig an, daß er nicht umhin kann, Euer Majestät eine Klage über den Generalleutnant von Bülow vorzulegen. Neben anderen Beschwerden ist der Prinz namentlich über den passiven Widerstand unzufrieden gewesen, welchen nach seiner Annahme der General den Befehlen, die Laufgräben vor Wittenberg auszuheben und Batterien aufzuwerfen, entgegengestellt hat. Die Verzögerung hat augenscheinlich eine kostbare Zeit verloren gehen lassen, so daß der Prinz nun den General vor dem Platze stehen lassen und sich zur Zeit der Dienste eines tüchtigen Korps berauben muß. Seine Königliche Hoheit erhebt gegen den General auch den Vorwurf des Ungehorsams und der Neigung, seinen eigenen Gedanken mehr als den erteilten Befehlen nachzugehen. Gleichwohl ist es nicht seine Absicht, die Versetzung des Generals zu fordern oder auch nur zu wünschen, sondern er beschränkt sich auf den dringenden Wunsch, daß Euer Majestät ihn geneigtest anweisen möchten, genau und ohne Einwand die Befehle seines Oberkommandierenden zu befolgen."

Die Klagen des Kronprinzen waren nicht ganz unberechtigt. Bülow hatte sich fast täglich schriftlich oder mündlich an ihn gewendet, um ihm unerbetene Ratschläge zu erteilen. Darauf hatte er sich nicht beschränkt, sondern Ermahnungen und Belehrungen hinzugefügt. Er hatte sich nicht gescheut, dem Oberkommandierenden direkte und indirekte Vorwürfe zu machen und

seine Handlungen einer schonungslosen Kritik zu unterziehen, in der er die Kriegskenntnisse des Kronprinzen in sehr respektlosen Zweifel zog und dadurch geradezu dessen Autorität in der Armee gefährdete.

Es ist begreiflich, daß dieses Benehmen Bülows dem Kronprinzen schließlich lästig wurde. Dazu war Bernadotte stolz auf seine Vergangenheit, auf seine Kriegstaten und auf seine jetzige Stellung als Thronfolger in Schweden und empfand das Auftreten des preußischen Generals als Nichtachtung.

König Friedrich Wilhelm war in schwieriger Lage. Er kannte Bülow gut genug, um zu wissen, was es mit den Klagen des Kronprinzen auf sich haben mochte. Auf der anderen Seite wußte er aber auch, daß alles, was die Nordarmee bisher geleistet hatte, nur durch den „Ungehorsam" der Preußen erreicht worden war.

Der König suchte den Kronprinzen zu beruhigen. Er entschuldigte Bülow mit seinem Feuereifer, der doch nicht persönliche Ziele verfolge, sondern nur die Sache im Auge habe. An seinen General aber schrieb der König: „Der Kronprinz von Schweden, so sehr er Ihrer Tapferkeit und Ihren militärischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat sich darüber beklagt, daß Sie, mit seinem Kommando unzufrieden, den Anordnungen desselben nicht diejenige willige Folge leisten, welche er nach den Verhältnissen, in denen Sie zu ihm stehen, zu erwarten berechtigt sei. Da höhere politische Rücksichten des Kaisers von Rußland Majestät und mich bewogen haben, dem Prinzen den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee zu übertragen, so werden Sie selbst einsehen, daß ihm der Gehorsam ohne den größten Nachteil nicht verweigert werden darf. Ich vertraue daher zu Ihrem Patriotismus und zu Ihrem Eifer für mich und die Sache des Vaterlandes, daß Sie dem Prinzen hierin keinen neuen Anlaß zur Beschwerde geben, in Ihren Äußerungen über ihn und sein Benehmen vorsichtig sein und die so notwendige gute Harmonie zu erhalten streben werden."

Zu diesem Schreiben ist zu bemerken, daß „höhere politische Rücksichten" nicht dazu führen dürfen, ein wichtiges Kommando in ungeeignete Hände zu legen. Die Berufung des Kronprinzen an die Spitze der Nordarmee war ein Mißgriff.

Der Appell des Königs an Bülows Loyalität hatte die gewollte Wirkung. Es mag dem General sehr schwer geworden sein, sein eigenartiges Temperament zu zügeln; aber man hat nie wieder etwas gehört von Differenzen mit dem Kronprinzen.

Inzwischen war die Schlesische Armee rechts abmarschiert und näherte sich dem beabsichtigten Übergangspunkt an der Elstermündung. Ihr Uferwechsel stand unmittelbar bevor. Also erhielt am 3. Oktober Bülow Befehl, Thümen vor Wittenberg stehen zu lassen und mit drei Divisionen westlich von Wittenberg über die Elbe zu gehen.

Es ist noch nachzuholen, was die leichten Truppen der Nordarmee in dieser Zeit unternommen haben.

Schon im September waren einzelne Detachements auf das linke Ufer geworfen worden. Am 18. September erreichte der Oberstleutnant von der

Marwitz Genthin mit vier schwachen Eskadrons kurmärkischer Landwehr. Es gelang mit diesen geringen Kräften, die vorgeschobenen Posten der Garnison Magdeburg in die Festung zurückzuwerfen und die Verbindung zwischen Magdeburg, Minden und Hamburg zu unterbrechen.

Dieser Erfolg zeigte deutlich, wie minderwertig die französischen Besatzungstruppen waren, und ermutigte Marwitz, einen Überfall auf Braunschweig zu versuchen. Er traf es günstig. Als er am 25. September um 9 Uhr vormittags vor der Stadt erschien, war der größte Teil der Garnison auf dem Marsch über Wolfenbüttel nach Kassel. Der Überfall gelang glänzend; 4 Offiziere, 111 Mann wurden gefangen.

Der Leutnant Graf Finckenstein jagte der abmarschierten Besatzung nach, erreichte sie jenseits Wolfenbüttel, attackierte die Kolonne mit nur 50 Landwehrreitern, zersprengte sie total und nahm 20 Offiziere und 174 Mann gefangen. Noch großartiger war der Erfolg Tschernitschews. Dieser hatte einen Zug nach Kassel unternommen mit 6 Eskadrons, 5 Kosakenregimentern und 4 Geschützen, zusammen 2465 Mann. Kassel hatte eine Besatzung von 3000 Mann Infanterie, 900 Reitern und 16 Geschützen. Die Stadt war in der größten Aufregung. Am Abend des 26. September war die Nachricht gekommen von dem Überfall auf Braunschweig; am 28. früh erfuhr man den Anmarsch Tschernitschews. Die Stärke des Detachements wurde durch das Gerücht maßlos übertrieben. Der König Jerome verließ seine Residenz in eiliger Flucht. 2 Bataillone, 8 Schwadronen und 8 Geschütze nahm er zu seiner persönlichen Sicherheit mit sich.

Die Bewohner der Stadt machten mit den anrückenden Russen gemeinsame Sache, und so blieb der schwachen französischen Garnison nichts übrig, als nach kurzem Gefecht abzuziehen.

Am 1. Oktober hielt Tschernitschew seinen Einzug in Kassel. Er erklärte das Königreich Westfalen für aufgelöst und nahm alles an sich, was er von feindlichem Besitz auftreiben konnte: Geld, Waffen, Bekleidung, Ausrüstung. Tausend Einwohner traten als Freiwillige bei ihm ein.

Natürlich dauerte Tschernitschews Herrschaft in Kassel nicht lange. Vor den anrückenden, viel stärkeren Kräften des Feindes mußte er die Stadt schon am 4. Oktober räumen. Am 7. Oktober rückte die französische Garnison ein, und am 16. erschien der König Jerome wieder in seiner getreuen Residenz.

Aber der kühne Zug Tschernitschews hatte doch gezeigt, auf wie schwachen Füßen bereits die französische Herrschaft in Deutschland stand. Die Tage des Königreichs Westfalen waren gezählt.

VIII.

Die Schlesische Armee hatte am 1. September ihre Verfolgung nach der Schlacht an der Katzbach zunächst beendet. Nach unerhörten Anstrengungen und Entbehrungen hielten die Gros einen Ruhetag am Queis, während die Avantgarde in der Richtung auf Görlitz vorgeschoben war.

Am 2. September erhielt Blücher den Befehl Schwarzenbergs, zur Hauptarmee nach Böhmen abzurücken. Dieser Befehl war diktiert durch die

trostlose Lage der Verbündeten am Abend des 29. August. Tatsächlich ist ja durch den Sieg von Culm dann ein völliger Umschwung der Verhältnisse eingetreten. Das konnte aber Blücher noch nicht wissen, als er Schwarzenbergs dringenden Hilferuf erhielt. Er hat mit seiner Weigerung, diesem Ruf zu folgen, eine schwere Verantwortung auf sich genommen. Selbstverständlich nicht aus persönlichen Gründen, nicht aus eifersüchtiger Eitelkeit. Derartige Anwandlungen waren ihm völlig fremd. Ihn leiteten nur sachliche Gründe. Er sah mit klarem Blick die unseligen Folgen, die es haben mußte, wenn er dem Befehl gehorchte. Die lebendige Kraft des Schlesischen Heeres wurde lahm gelegt, wenn es aufging in der großen Masse der Hauptarmee. Selbständig konnte Blücher viel mehr nützen als unter dem vielköpfigen Stabe Schwarzenbergs. Zu diesen Erwägungen kam bei dem greisen Feldherrn der feste Glaube an die seiner Armee gestellte Aufgabe und die unerschütterliche Überzeugung, daß er und seine Leute dieser Aufgabe gewachsen seien. Die vor der Geschichte allein geltende Rechtfertigung für sein Verhalten hat Blücher gefunden in seinen Erfolgen.

Das Oberkommando der Schlesischen Armee verfolgte dauernd denselben Gedanken, der schon die Operationen vor der Schlacht an der Katzbach geleitet hatte: den isolierten Macdonald zurückdrängen bis an und über die Elbe, vor dem mit Übermacht zu Hilfe eilenden Kaiser ausweichen.

Während Macdonald zwischen Bautzen und Hochkirch Stellung genommen hatte, erschien Napoleon bereits am 4. September zum zweiten Male. Die Schlesische Armee paßte gut auf. Es kam nur zu einem Zusammenstoß mit der Avantgarde. Das Gros ging rechtzeitig auf Görlitz zurück.

Schon am folgenden Tage führte Napoleon seine Garden wieder nach Bautzen, und am 6. September traf er in Dresden ein.

Es ist begreiflich, daß diese Verschiebung von der Schlesischen Armee nicht so schnell bemerkt werden konnte, da sie durch die Truppen Macdonalds verschleiert wurde. Blücher ging noch am 6. September weiter zurück, bis er die Meldung erhielt, daß der Feind Halt gemacht habe.

Am 7. September wurde endlich festgestellt, daß der Kaiser mit den Garden die Boberarmee wieder verlassen hatte, und sofort befahl Blücher für den 8. September den Angriff.

Aber schlechte Wege erschwerten die Entwicklung der Armee, die der Feind zudem von der Landskrone aus einsehen konnte, und so gelang es Macdonald, dem Stoß auszuweichen.

Blücher folgte, bis Macdonald am 13. September von neuem Front machte und das Gefecht annahm. Sofort wurde bei der Schlesischen Armee die Möglichkeit erwogen, daß diese veränderte Haltung des Feindes durch die Ankunft Napoleons veranlaßt sei. Die Armee machte also Halt, um das Ergebnis der Erkundungen abzuwarten.

Am 15. September abends meldete Sacken, daß seit dem 14. September Marmont mit 50 000 Mann nördlich Dresden bei Großenhain stehe; Napoleon mit den Garden sei in Dresden.

Blücher nahm die Verbindung mit Tauentzien auf, der den äußersten

linken Flügel der Nordarmee bildete, und blieb im übrigen zunächst bei Bautzen stehen. Ein Angriff auf die sehr starke Stellung Macdonalds bot wenig Aussicht auf Erfolg. Selbst wenn er gelang, wurde die Boberarmee sofort von Dresden her aufgenommen. Ein Übergang über die Elbe aber ließ sich nicht einleiten, so lange Marmont bei Großenhain stand. Blücher beschloß zu warten, bis die Polnische Armee Benningsens in der Lausitz eingetroffen sei, und dann weiter unterhalb, zwischen Torgau und Wittenberg, den Strom zu überschreiten.

Die so entstehende mehrtägige Ruhepause war der Landwehr dringend nötig nach den Anstrengungen der letzten Tage.

In der Nacht vom 4. zum 5. September waren auf dem Marsch einige Bataillone gänzlich auseinander gelaufen. Blücher hatte die Brigaden zum Bericht aufgefordert. General Steinmetz meldet:

„Es war nicht möglich auf einem Nachtmarsch die Truppen zusammenzuhalten, die durch unregelmäßige Verpflegung geschwächt, durch mehrmalige Aufstellungen in der Nacht und durch Hunger ganz erschöpft, außerdem an den Füßen leidend und in bezug auf Bekleidung über alle Begriffe schlecht ausgerüstet sind. Die höheren Offiziere geben sich alle Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten, vermögen aber nichts zu erreichen, weil die Schwächlichkeit, Jugend und Unerfahrenheit der Landwehrleute und der Mangel an tüchtigen Subalternoffizieren ihnen entgegensteht. Ich kann mich daher auf keine Art dafür verbürgen, daß künftig keine Nachzügler sein werden, weil ich auch schon durch Strafen, und selbst sehr harte Strafen, dem Übel vorzubeugen bemüht gewesen bin. Die Kommandeure der Bataillone sind mit strengen Verweisen bestraft; mehrere Offiziere haben Arrest gehabt, und bei weitem der größere Teil der Landwehrleute ist in die zweite Klasse versetzt, mit Hunger und Stockschlägen bestraft worden, und es bleibt jetzt weiter nichts übrig als totschießen."

Man sieht, wie furchtbar die übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen auf die wenig ausgebildete Truppe gewirkt haben. Man darf deswegen nicht schlecht denken von der Landwehr, die bald darauf bei Wartenburg Wunder der Tapferkeit getan hat, aber man darf sich über solche Truppen auch keine Illusionen machen.

Müffling berichtet: „Der augenblickliche Stillstand in unseren Operationen war durchaus nötig, wenn wir nicht in den kläglichsten Zustand geraten sollten. Ein Schuhtransport hat uns endlich erreicht, und viertausend Paar Schuhe für die Brigade sind ausgegeben worden. Man sah schon Bataillone, in denen die Hälfte der Leute barfuß ging. Mit den Lebensmitteln ist es bis jetzt noch gegangen, allein bald wird alles aufgezehrt sein, da die Unordnungen durch die Kosaken unbeschreiblich sind. Nicht genug, daß sie überall verwüsten, was sie nicht mitnehmen können, so nehmen sie alle Pferde, alles Zugvieh weg, so daß keine Transporte möglich sind. Durch die Beraubungen auf öffentlicher Landstraße, denen jeder ausgesetzt ist, der sich nicht wehrt, ist es so weit gekommen, daß aus Schlesien keine Zufuhr mehr nachkommt. Deputierte mehrerer Städte, die aus dem Innern von Schlesien gekommen, um

der Armee Geschenke an Lebensmitteln nachzubringen, verloren alles; es wurden ihnen die Stiefel ausgezogen, und sie mußten barfuß nach Hause gehen. Die strengste Bestrafung der Marodeurs durch Vollstreckung der kriegsgerichtlichen Sprüche wäre das einzige Mittel, die Disziplin und unsere Subsistenz zu sichern. Wenn wir eine Zeitlang stillstehen, so ist es möglich, nach und nach durchzukommen und die Ordnung wieder herzustellen; allein keineswegs, wenn wir in Bewegung geblieben wären. Die Kosaken waren schon meist alle hinter der Armee. Mit ihnen zog ein Teil der Landwehr umher, und unsere besten Kavallerieregimenter hatten bereits eine Menge Marodeurs, die plünderten und stahlen. Diese Unordnung hat mir viel Sorge gemacht und macht sie mir noch, denn wenn wir uns 10 Meilen weit ohne Halt bewegen, so wird es wieder eben so arg sein, als es war."

Aus diesen Aufzeichnungen des Oberquartiermeisters geht hervor, daß selbst Blücher mit seiner Energie sich nicht getraute, das Kriegsrecht in Anwendung zu bringen gegen das Gesindel, das der Armee des „hohen Alliierten" angehörte. Und die Kosaken machten Schule. Am Schluß der Ruhetage, nachdem die Marodeurs durch mobile Kolonnen so viel als möglich aufgegriffen waren, fehlten immer noch über 2000 Landwehrleute, über die die Rapporte keine Auskunft geben konnten.

Das war nicht die einzige Sorge des Hauptquartiers. Das Verhältnis Blüchers zu Yorck und Langeron war nach der Schlacht an der Katzbach nicht besser geworden. Den General Yorck ließ Blücher noch gelten als tapferen Mann, so unbequem er ihm war; von Langeron aber hielt er gar nichts. Am 10. September bat er den König, seine Abberufung beim Zaren zu erwirken, „da nicht böser Wille die Ursache ist, warum Graf Langeron so handelt, sondern weil er augenblicklich den Kopf verliert und kein militärisches Urteil hat".

Ein Lichtpunkt in diesem Bilde ist die harmonische Zusammensetzung des Stabes. Gneisenau schreibt:

„In unserem Hauptquartier herrscht weder Spaltung noch Intrigue. Wir sind immer eins über das, was geschehen muß, und führen mit Eifer das Befohlene aus. Das ist die schöne Seite unserer Stellung."

Den kurzen Ruhetagen wurde ein Ende bereitet durch den dritten Vorstoß Napoleons gegen die Schlesische Armee. Nach unbedeutenden Gefechten gingen aber die Franzosen wieder zurück, und am 25. September meldete der Avantgardenführer Katzeler, daß der Feind abziehe nach der Elbe. Es sehe so aus, als wolle er das rechte Ufer räumen. Zugleich kam die Nachricht, daß Bennigsen mit der Polnischen Armee in Böhmen angelangt sei.

Jetzt war der Moment gekommen, durch einen Rechtsabmarsch sich der engeren Berührung mit dem Feinde zu entziehen und weiter stromabwärts die Elbe zu überschreiten.

Gneisenau, der keine Zeit verlieren wollte, hatte erst die Absicht, zwischen Dresden und Torgau überzugehen; doch wurde dies bald als unausführbar erkannt, so lange der Feind so stark bei Dresden stand.

Der Major Rühle wurde entsandt, um eine geeignete Übergangsstelle

weiter unterhalb zu suchen. Da er auf seinem Wege voraussichtlich mit dem linken Flügel der Nordarmee zusammentreffen mußte, so erhielt er nebenher den Auftrag, die Generale Tauentzien und Bülow zu fragen, ob sie bereit seien, auch ohne Erlaubnis des Kronprinzen mit der Schlesischen Armee über die Elbe zu gehen, falls die Nordarmee den Übergang nicht wagen sollte.

Diese Anfrage wirft ein grelles Licht auf das Verhältnis der Verbündeten untereinander.

Am 26. September gab Blücher den Befehl zum Abmarsch stromabwärts. Die Absicht war so geheimgehalten worden, daß die eigene Truppe völlig überrascht war. Man hielt die Bewegung vielfach für sehr gefährlich, und mehrere preußische und russische Generale begaben sich zum Oberkommando, um Vorstellungen zu machen.

Blücher wies sie barsch ab: „Kriegsrat halte ich nicht." Er hatte erkannt, daß nur durch eine entscheidende Tat dieser schleppenden Kriegführung ein Ende gemacht werden konnte. Indem er den Kriegsschauplatz vom rechten auf das linke Elbufer verlegte, tat er den ersten Schritt, um Flanke und Rücken der feindlichen Kräfte nicht mehr zu bedrohen, sondern anzugreifen. Damit gab er den Anstoß, die gewaltige Überlegenheit der Verbündeten endlich zu einem entscheidenden Schlage zu vereinigen. Er wußte ganz genau, daß Schwarzenberg und der Kronprinz mit fortgerissen werden mußten, wenn etwas geschehen sollte, und er fühlte, daß ihm vom Schicksal diese Aufgabe gestellt war. Über die Gefahren des Unternehmens täuschte er sich nicht; er sah auch ganz deutlich die Schwierigkeiten, die sich für seine rückwärtigen Verbindungen ergeben mußten; aber sie schienen ihm nicht groß genug, um ihn das aufgeben zu lassen, was er einmal als richtig erkannt hatte.

An der Katzbach hatte sich Blücher als Führer in der Schlacht bewährt; hier leitet er eine operative Bewegung ein, die seine Befähigung zum Feldherrn in glänzendstem Lichte zeigt. Mit richtigem Blick erkennt und beurteilt er den großen Zusammenhang der Verhältnisse, mit unerschütterlicher Festigkeit ergreift er seinen kühnen Entschluß und nimmt die ungeheure Verantwortung auf sich mit der großartigen Gleichgültigkeit, die er für alles hat, was seine persönlichen Verhältnisse betrifft.

Am 27. September wurde gemeldet, daß die Franzosen Großenhain geräumt hatten. Zugleich kam ein Schreiben von Tauentzien:

„Soeben bringt mir der Major von Rühle die angenehme Nachricht, daß Euer Exzellenz sich dieser Gegend nähern und ich endlich das so lange sehnlichst gewünschte Glück haben werde, mich mit Ihrer Armee in Verbindung setzen zu können. Der große Feldherr auf unserem rechten Flügel (Bernadotte) operiert auf eine Weise, daß es Gottes Wille sein muß, daß die Sachen noch so stehen."

Blücher beabsichtigte, südlich von Torgau bei Mühlburg überzugehen. Dazu mußte aber erst die nicht fern gelegene Meißener Brücke zerstört werden, die sich in den Händen der Franzosen befand. Sacken wurde mit dieser Aufgabe betraut; er sollte zugleich den weiteren Rechtsabmarsch und den späteren Übergang sichern. Er hatte am 30. September ein Gefecht mit

Teilen des französischen Korps Souham, das auf dem linken Ufer bei Meißen stand.

Der Major Rühle kehrte von seiner Erkundung zurück. Er hielt eine Brückenstelle weiter nördlich, zwischen Torgau und Wittenberg, nahe der Elstermündung, gegenüber von Wartenburg, für ausgezeichnet und hatte bereits veranlaßt, daß durch die dort stehenden Truppen der Nordarmee der Brückenschlag vorbereitet wurde. Seinen geheimen Auftrag an Tauentzien und Bülow hatte er ausgerichtet, und beide hatten sich bereit erklärt, im Notfall ohne den Kronprinzen mit Blücher über die Elbe zu gehen, hatten aber doch den Major Rühle gebeten, einen Versuch zu machen, ob er nicht den Kronprinzen bewegen könnte, gleichzeitig mit der Schlesischen Armee das Ufer zu wechseln. Hierzu hatte nun Rühle keinen Auftrag. Er unterzog sich aber dieser Mission mit bemerkenswertem Geschick.

Der Kronprinz erklärte — was Rühle kaum zu hoffen gewagt hatte —, er wolle mit Blücher gemeinsam handeln. Die Monarchen hätten ihm zwar vor Beginn des Krieges versprochen, daß alle in seiner Nähe befindlichen Korps unter seinen Befehl treten sollten, aber er wolle darauf keinen Anspruch machen und hoffe, er und Blücher würden als gute Kameraden nebeneinander operieren. Er fragte den Major Rühle, mit wieviel Truppen Blücher übergehen wolle, und als Rühle antwortete „mit der ganzen Armee", da erklärte er, die Nordarmee würde diese Bewegung mitmachen. Den Übergang Blüchers an der Elstermündung halte er für günstig, er wolle ihn erleichtern durch Demonstrationen westlich Wittenberg, bei Roßlau und Aken und in drei bis vier Tagen selbst übergehen. Rühle war unbefangen genug, den Kronprinzen zu bitten, er möchte ihm das schriftlich geben, und der Kronprinz tat es wirklich.

So lagen denn die Dinge für die Schlesische Armee ganz unerwartet günstig. Es wurde beschlossen, nicht bei Mühlberg überzugehen, sondern bei Wartenburg. Sacken blieb noch vor Meißen stehen und erreichte tatsächlich, daß ihm gegenüber das ganze Korps Souham vereinigt und an dieser Stelle gefesselt wurde.

Bei Wartenburg war Feind gemeldet, der sich zu verstärken schien. Aber merkwürdigerweise störte der Feind den Brückenschlag nicht. Stärke und Aufstellung der Franzosen waren unbekannt. Das Gelände auf dem linken Ufer ließ sich nicht beurteilen. Die wenigen vorhandenen Karten waren zur Orientierung in taktischer Beziehung ganz unzureichend. Aus der Beschreibung der umwohnenden Bauern konnte man sich kein Bild davon machen. Man sah nur dichtes Gebüsch, das keinen Überblick gestattete. So kam es, daß die Schlesische Armee das jenseitige Ufer betrat, ohne jede Kenntnis der örtlichen Schwierigkeiten, und dort unvermutet in einen Kampf verwickelt wurde, der an Heftigkeit alle bisherigen weit hinter sich ließ.

Bei Wartenburg stand das Korps Bertrand, das Ney von Wittenberg aus dorthin detachiert hatte.

Die Elbe macht an der Elstermündung einen weit nach Norden ausspringenden Bogen, der einen Übergang vom rechten auf das linke Ufer sehr

erleichtert. Die Artillerie wirkt vom äußeren Bogen her konzentrisch gegen etwaige Störungsversuche des Feindes; dazu wird das linke Ufer von dem rechten überhöht, und der Bogen ist auch groß genug, um den übergegangenen Truppen ausreichenden Raum zur Entwicklung zu gewähren. So war in der Tat ein Brückenschlag kaum zu hindern.

Dagegen war das Gelände auf dem linken Ufer so schwierig, daß ein weiteres Vordringen auf fast unüberwindliche Hindernisse stieß. Das Dorf Wartenburg lag inmitten einer natürlichen Festung. Im Halbkreis um die Ostfront des Dorfes herum zog sich der sogenannte Landdamm. Zwischen diesem Damm und der Elbe war eine Sumpfniederung, durchzogen von zahllosen toten Flußarmen, Lachen, Tümpeln und Gräben. Die dazwischen liegenden trockenen Stellen waren bewachsen mit dichtem Buschwerk und Gestrüpp. Weder eine Straße noch eine Brücke führte durch dieses Gelände. Unmittelbar vor dem Damm lag ein besonders breiter und tiefer Graben, der Streng. In den Streng mündete bei Wartenburg der Moyen-Hainicht-Graben, der sich in südöstlicher Richtung nach der Elbe hinzog, aber mit ihr nicht in direkter Verbindung stand. Zwischen dem Grabenende und dem Fluß war ein schmaler Durchgang. Südlich des Moyen-Hainicht-Grabens lag eine Pflaumenplantage und hinter dieser das Dorf Bleddin. Eine Übersicht hatte man nirgends; selbst die Kirchtürme von Wartenburg und Bleddin waren nur von wenigen Stellen aus sichtbar.

Wartenburg war also wie eine Festung durch Wall und Graben gesichert und beherrschte ein durch zahlreiche Hindernisse fast ungangbares Vorgelände. Die Schwierigkeit für die Schlesische Armee lag demnach nicht in dem eigentlichen Übergang, sondern in dem Festsetzen auf dem linken Ufer; denn dazu mußte der Gegner aus einer beinahe unangreifbaren Stellung vertrieben werden.

Bertrand kannte die Schwierigkeiten des Geländes ganz genau. Er hatte es eingehend erkundet und hielt es für undurchschreitbar. Am 23. September berichtete er dem Kaiser über seine Stellung:

„Das IV. Korps genügt, um sie zu bewachen und dem Feinde die Lust zu nehmen, hier überzugehen."

Diesen Feind hielt Bertrand für ein Detachement der Nordarmee, das den Zweck hätte, den wirklichen Übergang bei Roßlau zu maskieren. Er ahnte nicht, daß ihm die ganze Schlesische Armee gegenüberstand.

Das IV. Korps hatte bei Dennewitz erhebliche Verluste gehabt und zählte mit 29 Bataillonen, 9 Eskadrons und 32 Geschützen nur noch 13 bis 14000 Mann.

In der Stellung waren diese Truppen folgendermaßen verteilt:

Die Division Morand hatte mit 11 Bataillonen den Elbdamm östlich Wartenburg besetzt; die Division Franquemont stand mit 4 Bataillonen bei Bleddin; die Division Fontanelli mit 14 Bataillonen hinter Wartenburg in Reserve. Also 25 Bataillone waren bestimmt zur Verteidigung der überaus starken, fast unangreifbaren Front; nur 4 Bataillone schützten die einzige Stelle, wo ein vergleichsweise leichterer Durchgang war, der über Bleddin in die rechte Flanke des IV. Korps führte.

Der General Franquemont fühlte ganz richtig die Schwäche dieser Disposition und wurde bei Bertrand vorstellig. Er erhielt die Antwort: „Ich werde schon dafür sorgen, daß sich der Feind nicht an Wartenburg vorbei auf Bleddin werfen kann."

Der 3. Oktober war ein Sonntag, der nebelig und naßkalt anbrach.

Das Korps Yorck erreichte mit Tagesanbruch die Brückenstelle. Der Kommandeur der vordersten Brigade, Prinz Karl von Mecklenburg, erhielt Befehl, mit 3 Bataillonen und 6 Geschützen überzugehen und sich in Besitz von Wartenburg zu setzen. Erst wenn dies geschehen, sollte das Gros folgen.

Um 7 Uhr früh trat der Prinz an und warf die französischen Vorposten zurück. Beim weiteren Vordringen kamen die Preußen alsbald in sumpfiges, von vielen Wasserlachen durchschnittenes Gelände, durch das sie sich in einzelnen Trupps mühsam durcharbeiteten, während dichtes Gestrüpp jede Übersicht verhinderte.

Der Prinz sah sehr bald, daß er mit seinen 3 Bataillonen nicht weit kommen würde, und bat um Verstärkung. Yorck schickte noch 3 Bataillone, die die Bewegung weiter vor trugen. Als sie aber den Rand des Waldes erreichten, standen sie vor einer deckungslosen moorigen Ebene, die sich 1500 Schritt breit bis an den Damm vor Wartenburg hinzog. Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt, und es war deutlich erkennbar, daß ein Versuch zum weiteren Vordringen an dieser Stelle scheitern mußte.

Der Prinz versuchte also das Moor links zu umgehen. Er ließ die Hälfte seiner Bataillone am Waldrand vor Wartenburg stehen; mit der anderen Hälfte und den 6 Geschützen arbeitete er sich nach links hin durch das Gestrüpp. Das wurde immer dichter und ungangbarer. Erst ließ man die Geschütze zurück, und als die Infanterie den Moyen-Hainicht-Graben erreichte, da mußte auch sie das Unternehmen als hoffnungslos aufgeben.

Bauern, die als ortskundig vom rechten Ufer mitgenommen waren, versicherten, daß man Wartenburg nur auf dem Umwege über Bleddin erreichen könne.

Nun wendete sich der Prinz am Nordrand des Moyen-Hainicht-Grabens nach dem schmalen Durchgang zwischen dem Ende dieses Grabens und der Elbe. Dieser Durchgang war besetzt von wenigen württembergischen Schützen, die sich vor dem Angriff der Preußen nach Bleddin zurückzogen.

Der Prinz sah nun auch in der Richtung auf Bleddin eine freie, deckungslose Ebene vor sich. Das Dorf schien stark besetzt, und ein Angriff mit so schwachen Kräften war nach seiner Ansicht wenig aussichtsvoll. Er versuchte nun also, auf dem Südufer des großen Grabens sich nach Wartenburg durchzuarbeiten, obgleich die Bauern versicherten, daß die Sache aussichtslos sei. Tatsächlich mußte sich Prinz Karl nach kurzer Zeit von der Unmöglichkeit weiteren Vordringens überzeugen. Er kehrte also nach dem Durchgang zwischen Graben und Elbe zurück und blieb hier Bleddin gegenüber vorläufig stehen unter Meldung der Lage an Yorck.

Unterdessen hatten die 4 Bataillone, die Prinz Karl am Waldrand vor der Front von Wartenburg zurückgelassen hatte, einen schweren Stand gehabt.

Yorck, der ihre Bedrängnis erkannte, schickte die Brigade Steinmetz dorthin. Aber auch diese Brigade erlitt empfindliche Verluste, ohne doch recht nützen zu können, da der Feind hinter dem großen Damm völlig gedeckt war und ein Angriff über das Moor gar nicht in Frage kam.

Yorck entschloß sich also auf die Meldung des Prinzen zur Umgehung über Bleddin. Um während dieser Umgehung den Feind in der Front festzuhalten, war es dringend erwünscht, Artillerie ins Gefecht einzusetzen. Das war aber auf dem linken Elbufer ausgeschlossen; es konnte nur vom rechten Ufer aus — also von weit her — versucht werden.

Alle noch auf dem rechten Ufer stehenden Truppen Yorcks wurden nun auf das linke Ufer herübergezogen, wobei sie an dem General Blücher vorüber marschierten. Aber eingesetzt wurden diese Truppen zunächst noch nicht. Die Brigade Horn wurde am Moyen-Hainicht-Graben aufgestellt, die Brigade Hünerbein als Reserve noch weiter rückwärts an der Elbbrücke.

Inzwischen war der Versuch, den Feind mit Artillerie niederzukämpfen, gescheitert. Die Entfernung vom rechten Ufer war zu groß.

Ohne jede Unterstützung durch die Schwesterwaffe erlitt die Brigade Steinmetz vor der Front von Wartenburg am Waldrand geradezu unglaubliche Verluste. Das 1. Bataillon des 2. ostpreußischen Infanterie-Regiments zählte nur noch 60 Mann.

Der Prinz Karl hatte unterdessen seine Geschütze nachbringen lassen und ging nun — es war etwa 1 Uhr Nachmittag geworden — gegen Bleddin vor.

Der General Franquemont bat Bertrand nochmals und dringend um Unterstützung, erhielt aber die Antwort: „Es sind keine Truppen zur Verstärkung der württembergischen Division vorhanden. Gegen die in der Mitte der Stellung vorrückenden Preußen (Brigade Horn) wird die Division Fontanelli vorgehen."

Franquemont wurde um 2 Uhr aus Bleddin geworfen und suchte sich an den rechten Flügel der Division Morand nach Wartenburg heranzuziehen. Zur Deckung seiner Flanke war die Kavalleriebrigade Beaumont bestimmt. Sie war sehr schwach. Mit 4 Eskadrons westfälischer und 2 Eskadrons hessischer Chevauxlegers zählte sie kaum 400 Pferde. Gegen diese wendete sich die Kavallerie des Prinzen Karl, sobald sie festen Boden unter sich und Entwicklungsraum vor sich hatte. Es waren 3 Eskadrons preußische Leibhusaren und 4 Eskadrons mecklenburgische Husaren.

Die Rheinbündler wurden geworfen und größtenteils niedergehauen; 200 wurden gefangen. Die 4. Eskadron der 2. Leibhusaren nahm 5 Geschütze und 4 Munitionswagen. Ein weiterer Angriff auf die württembergische Infanterie wurde zwar abgewiesen, hatte aber doch zur Folge, daß Franquemont die Vereinigung mit Morand aufgab und nur noch an die eigene Rettung dachte. Seine ganze Division bestand noch aus 900 Infanteristen und 200 Reitern. Seine Geschütze hatte er samt und sonders verloren.

Während dieser Vorgänge war hinter dem Korps Yorck auch das Korps Langeron über die Elbe gegangen. Ein weiteres Zurückhalten der Brigade Horn am Moyen-Hainicht-Graben schien nun nicht mehr nötig. Sie

wurde links neben der Brigade Steinmetz eingesetzt, um die feindliche Front festzuhalten und dadurch die Umgehung des Prinzen Karl wirksam zu machen.

Blücher hatte das Gefecht bei der Brigade Steinmetz verfolgt. Er hatte gesehen, wie die Verluste dort von Minute zu Minute sich steigerten. Und das Schlimmste war, daß diese entsetzlichen Verluste keinen Nutzen brachten. Ein Vorgehen war ebenso unmöglich wie ein Zurückgehen. Es gab nur eins: ausharren, bis an anderer Stelle die Entscheidung gefallen war.

Blücher schickte dem Prinzen Karl den Befehl, Wartenburg um jeden Preis im Rücken zu nehmen, da alle Angriffe in der Front vergeblich seien.

Der Prinz hatte nur noch 6 Bataillone, dazu etwa 700 Reiter und 9 Geschütze. Aber tatenfroh, wie er war, machte er sich sofort daran, den Befehl auszuführen.

Während er sich von Süden her gegen Wartenburg entwickelte, hatte sich links neben der Brigade Steinmetz die Brigade Horn gegen die Ostfront des Dorfes entwickelt und ging durch eine Obstplantage gegen den Sau-Anger vor. Dies war ein Teil des Moorgeländes, der wie ein vorgeschobenes Festungswerk auf allen Seiten von Dämmen umschlossen war.

Die Preußen machten das anscheinend Unmögliche möglich. Durch Bruch und Moor, durch Sumpf und Gestrüpp, durch Gräben und Lachen drangen sie vor — bis sie dicht vor dem Damm von einem breiten und tiefen morastigen Graben aufgehalten wurden und in dem mörderischen Feuer des Feindes zum Halten gezwungen waren.

Yorck war gewöhnt, im Gefecht von der Truppe das Äußerste zu verlangen; aber ein weiteres Vordringen der Brigade Horn hielt er für undenkbar. Er befahl die Brigade Hünerbein zur Unterstützung.

Da trat Horn zum General Yorck heran. Er sagte ihm, daß ein auch nur kurzes Standhalten in diesem Feuer seine Truppe vernichten müsse, und bat um die Erlaubnis, frisch drauf gehen zu dürfen, ohne die Unterstützung abzuwarten. Der eiserne Yorck zögerte, zu diesem unerhörten Unternehmen seine Zustimmung zu geben. Aber Horn ließ nicht nach. Er erzwang sich die Einwilligung, dann setzte er sich an die Spitze seiner Brigade und führte sie zum Sturm.

Was selbst Yorck nicht für möglich gehalten hatte, das gelang. Ohne einen Schuß zu tun, stürzten sich die Preußen in den morastigen Graben, arbeiteten sich heraus, erstiegen den Wall und warfen alles vor sich nieder. Voran das 2. Bataillon des Leib-Regiments. Das Landwehr-Bataillon Reichenbach und das 1. Bataillon des Leib-Regiments folgten zunächst. Um 1/2 4 Uhr war Morand vollständig geworfen, Wartenburg genommen. Die Division Fontanelli, die aus der Reserve vorgezogen werden sollte, wurde in die Flucht Morands mit hineingerissen, und alles löste sich auf in wilder Flucht. So war also doch, wider alles Erwarten, die Entscheidung durch einen frontalen Sturm herbeigeführt worden. Die Umgehung des Prinzen Karl hat mitgewirkt, aber doch nicht ausschlaggebend. Dafür waren seine Kräfte zu schwach.

Das Korps Yorck lagerte in der Nacht bei Wartenburg, daneben das

Korps Langeron. Sacken erreichte die Brückenstelle erst um Mitternacht und blieb auf dem rechten Ufer. Eine Verfolgung des Feindes verbot sich durch die totale Erschöpfung der Truppe.

Die Preußen hatten 67 Offiziere verloren und 1548 Mann. Die Verluste des Feindes waren viel geringer; doch hatte er 1000 Gefangene und 11 Geschütze eingebüßt.

Noch am Abend teilte Blücher dem Kronprinzen von Schweden seinen Erfolg mit. Der Kronprinz antwortete: „Ich bin glücklich, Sie zum Nachbarn zu haben. Ich sende Ihnen einen Offizier meines Generalstabes, damit Sie mich wissen lassen, wo Sie sich befinden, damit ich meine Dispositionen danach treffen kann."

In der Nacht meldete Bülow, daß der Kronprinz zum Übergang über die Elbe entschlossen sei. Damit trat der Feldzug in einen neuen Abschnitt. Blüchers Elbübergang ist die entscheidendste, folgenreichste Tat dieses ganzen Krieges. Bedauerlich bleibt, daß der Erfolg mit so großen Opfern erkauft wurde. Sie konnten vermieden werden.

Die Wahl der Brückenstelle war nicht glücklich. So vorteilhaft die Gestaltung der Ufer war in bezug auf die Technik des Brückenschlages, so ungeeignet war das jenseitige Ufer für Entfaltung und Gefecht der Truppen. Die ungenügende Erkundung fällt dem Major Rühle zur Last, aber auch dem Armee-Oberkommando.

Alle Tapferkeit der Truppen hätte nichts genutzt, wenn nicht Bertrand durch seine Fehler die Niederlage selbst herbeigeführt hätte. Seine Hauptkräfte gehörten nach Bleddin. Wenn er an dieser Stelle stark war, dann konnte es den Preußen nicht gelingen, ihre Übermacht zu entwickeln. Aber die Preußen haben die falsche Disposition Bertrands nicht einmal voll ausgenutzt. Die Brigade Horn wurde zu lange zurück gehalten; die Brigade Hünerbein war noch zuletzt in Reserve, obgleich das Korps Langeron schon zur Verwendung bereit stand. So kam die enorme Überlegenheit der Schlesischen Armee überhaupt nicht zur Geltung. Den schwersten Kampf haben 12000 Preußen gegen 14000 Rheinbündler und Franzosen geführt.

Die Landwehr hat bei Wartenburg ebenso großartig gefochten wie bei Dennewitz. Sie hatte alle Untauglichen mit der Zeit abgestoßen, und was geblieben war, war gut.

Yorck, der mit Lob geizig war, sagte: „Nun hat auch die Schlesische Landwehr mit allen Ehren das große Examen bestanden."

Als aber am andern Morgen das 2. Bataillon des Leib-Regiments vorbeimarschierte, da nahm der eisenharte alte Mann die Feldmütze ab und hielt barhäuptig im eiskalten Regen, bis der letzte Mann des Bataillons vorüber war.

(Ein fünfter Artikel folgt.)

Jugendbriefe von Karoline v. Humboldt.

Mitgeteilt
von
Albert Leitzmann.

Immer größer und eindringlicher hat sich im Laufe der letzten Jahre das Bild Karoline v. Humboldts den vielen dankbaren Lesern ihres Briefwechsels mit ihrem Gatten Wilhelm als einer der allerbedeutendsten Frauen unserer klassischen Literaturperiode enthüllt, und mit jedem neuen Bande der nun dem Ende zueilenden gehaltvollen Publikation werden die Linien dieses Bildes deutlicher und schärfer, die Farben frischer und gesättigter. Sie, von der man vor zwanzig Jahren außerhalb der engeren literarhistorischen Fachkreise kaum etwas wußte, ja vielleicht kaum den Namen kannte, zählt heute unter die bekanntesten und beliebtesten Gestalten deutscher Weiblichkeit, die unsere neuere Geistesgeschichte aufzuweisen hat. Auch eine eigene Biographie hat man ihr ganz kürzlich gewidmet: es war ein verständlicher Wunsch von Hans v. Zobeltitz, ihr in seiner auf die weiteste Wirkung angelegten Sammlung „Frauenleben" einen Platz anzuweisen, wenn man auch keineswegs behaupten kann, daß die biographische Aufgabe, ihr dies Denkmal zu setzen, bei dem Verfasser des Bändchens (Alfred Wien) in die passendsten Hände gekommen ist. Seine stark phrasenreiche Darstellung, die nur durch viel zu reichliche Auszüge aus dem Briefwechsel Karolinens mit ihrem Gatten auf den üblichen Umfang der Sammlung gebracht werden konnte und auch im einzelnen nicht frei von schlimmen Verstößen im Gebiete der Tatsachen geblieben ist, wird leider einer kommenden besseren Arbeit, die wir erhoffen dürfen und die nicht ausbleiben kann, für einige Zeit den Markt verderben. Weniger wäre hier entschieden mehr gewesen, und es will mir überhaupt scheinen, als ob der Essay, nicht eine größere, am chronologischen Faden aufgereihte Lebensdarstellung, die geeignete Form wäre, Karolinens Wesen schildernd zu erfassen. Dem, der diesen Essay einst zu schreiben unternimmt[1]), werden die Urkunden, die ich im folgenden mitteile, nicht unwillkommen sein als Stimmungsbilder aus Karolinens tief und stark bewegtem Seelenleben, als sprechende Beweise dafür, wie sich in ihr wogende Leidenschaft und unwiderstehliche Anmut stets aufs wunderbarste miteinander verschlingen.

[1]) In Albrecht Stauffers Einleitung zu Karolinens Briefen an Rennenkampff (Berlin 1904) vermag ich bei aller Schätzung, die ich für seine ernsten Bemühungen um das Rätsel dieser Frauenseele habe, doch mein Ideal nicht erfüllt zu sehen, ganz abgesehen davon, daß sie noch vor dem Erscheinen des Briefwechsels mit Humboldt geschrieben ist.

I.

Karolinens Kindheit und erste Jugend bis an die Schwelle des dritten Jahrzehnts liegen für uns fast völlig im Dunkel. Sie selber hat später einmal mit schaudernder Erinnerung von ihrer unterdrückten und lichtlosen Jugend gesprochen: uns fehlt die Möglichkeit, uns von dem, was diese traurigen Wolken in das Dasein des jungen Mädchens hineinbrachte, wie von den Personen und Tendenzen, die für eine solche Entwicklung maßgebend waren, ein irgendwie klares Bild zu machen. Eine verheißungsvollere Wendung in ihrem inneren Leben trat erst ein, als gegen Ende der siebziger Jahre, als sie etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt war, der junge Zacharias Becker, der später so bekannte volkstümliche Moralpädagog, in das Dacheröden'sche Haus kam. Zunächst als Hauslehrer für ihren Bruder Ernst eingeführt, gewann er bald auch auf Karolinens Erziehung maßgebenden Einfluß. Sie hing an ihm mit schwärmerischer Dankbarkeit und gesteht in Briefen an Humboldt, ihm das höchste Glück ihres Daseins, ihr Herz zu verdanken, ja ihm alles schuldig zu sein, was sie überhaupt sei. An ihre Freundin Lotte v. Lengefeld schreibt sie im März 1789: „O Lotte, wenn wir einmal selige Stunden des Zusammenseins genießen, will ich dir erzählen, mit welcher Sorgfalt er meine Jugend leitete, wie er auf die Fühlbarkeit meines Herzens und meine Freude an der Natur die ganze Hoffnung meiner Erziehung setzte und sie benutzte, um mir eine andere Richtung zu geben; denn ich war wirklich ein sehr verdorbenes kleines Geschöpf, als Becker in unser Haus kam." Becker hat seine in Gotha 1791—92 erschienenen „Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen" mit einem Abschnitt „Geschichte meiner moralischen Grundsätze" eingeleitet. Dort führt er als den Kern seiner Überzeugungen während seiner Erfurter Hauslehrerzeit folgende Sätze an: „Die Glückseligkeit und der Zweck des Menschen bestehe in der möglichst ausgebildeten Empfindung; derjenige sei der Vollkommenste, der alles Fühlbare im höchsten Grade empfinde, und der Glücklichste sei, dessen Schicksal ihm alle mögliche Freuden und Leiden der Menschheit im höchsten Maße zuteil werden lasse." Diese Sätze Beckers decken sich fast völlig mit den Ideen Humboldts vom Leben und seiner eigentlichen Bestimmung: es kann daher nicht auffallen, daß ihm, wenn er solche Anschauungen bei Karoline lebendig fand, ihr Wesen auf wunderbarste Weise zu einer engeren Verbindung mit ihm gleichsam vorherbestimmt erscheinen mußte. Becker verdankte Karoline wahrscheinlich auch ihr leidenschaftliches Hängen an einer Hoffnung jenseits des Grabes, die in ihren Brautbriefen so häufig erwähnt wird und die unter anderem auch der Gegenstand ihrer allerersten Unterredung mit Humboldt war: sie allein, führt Becker im Verfolg der oben zitierten Stelle aus, kann uns vor dem Verzweifeln schützen, wenn wir sehen, daß wir jenes Glück im Leben nicht erreichen. Im Jahre 1782 verließ Becker das Dacheröden'sche Haus, da er als Lehrer an das Philanthropin in Dessau berufen war. Diese Stellung war jedoch nicht von langer Dauer, und schon im folgenden Jahre ließ er sich in Gotha nieder, wo er sich nun mit allen Kräften der volksaufklärenden Schriftstellerei widmete und seine „Deutsche Zeitung für die

Jugend und ihre Freunde" begründete, die später in die „Nationalzeitung der Deutschen" umgewandelt wurde. Mit dem Hause Dacheröden blieb eine briefliche Verbindung bestehen, wie aus folgendem Briefe Karolinens an Becker hervorgeht.

[Erfurt] den 31. Jenner 87.

Madame Dessault sagt mir, daß sie Ihnen heut schreibe, mein theuerster Freund, und ich eile ihr einige Zeilen zu geben, um sie ihrem Brief beizulegen. Sie haben mir durch den Ihrigen viel Freude gemacht, die ich Ihnen herzlich verdanke. Die Versicherung Ihrer fortdauernden Freundschaft, Ihres Glücks wird mir ewig theuer sein, eine so innige Freundschaftsverbindung wie die unsrige kann nie aufhören und wird es meinerseits gewiß nie. Die Erinnerung alles dessen, was ich Ihnen schuldig bin, müßte in meiner Seele verlöschen, und wie ist dieses möglich? — Ich freue mich, mein Lieber, über den Gesichtspunkt, über den Sie itzt das Leben ansehen, weil ich glaube, daß Sie dadurch glücklich und *ruhig* sind — weil ich glaube, daß es der einzige ist, in dem man *viel* würken kann. Und dies ist Zweck unsrer Bestimmung hienieden. Vielleicht — ich tröste mich wenigstens mit Ihrem Beispiel — vielleicht kommt auch einst dieser Zeitpunkt bei mir. Gott gebe es. — Ich habe viel gelitten, ich habe die augenblicklichen Freuden der Liebe und ihre namenlosen, jahrelang währenden Leiden gefühlt und sie haben mich an den Rand des Grabes gebracht. Die Hand des Allmächtigen hat mich gehalten und ich bin dem Leben zurückgekehrt — ich habe mit Zittern gesehen, daß ich noch nicht vor dem Throne des Höchsten erscheinen kann, — daß dies nicht der Zweck meines Daseins war, die Kräfte meiner Seele in einer unglücklichen Leidenschaft zu verprassen. — Aber ach, mein Theurer, lassen Sie mich das Geständnis in Ihren freundschaftlichen Busen ausschütten und mischen Sie eine Thräne des Mitleids in die meinen — ich fühle, diese schönsten Kräfte, die mich sonst so oft über mich selbst und das Irdische emporgehoben, sind dahin — jene Innigkeit meiner Empfindungen, jene Wärme meines Herzens, die mich auch Ihnen theuer gemacht hat, ist verloschen: — ich bin ruhig, kalt und gleichgültig gegen so manches worden, was mich sonst so lebhaft interessierte — ich weiß, ich fühle, daß ich mich nun nicht mehr so hoch heben werde, wie ich es sonst gekonnt hätte, wenn ich nicht so unaussprechlich gelitten. Meiner theuren Karoline in Rudolstadt sanfter Zuspruch ist zwar Erquickung des Himmels für mich, aber ich fürchte, sie schmeichelt sich und mir, wenn sie Bilder einer heitereren Zukunft vor meine Seele bringt. —

Sie verbinden sich nun bald — möchten Sie so glücklich sein, wie ich es wünsche — dies ist mein ganzer Glückwunsch, niemand wird Ihnen einen herzlicheren sagen. Ihre Braut ist gut, tugendhaft, hat keine Anlage zu heftiger Leidenschaft und erhöhter Phantasie — lassen Sie sich das lieb sein. Unter tausend Menschen gibt es vielleicht nicht einen, dem alles dieses dauerndes Glück gegeben. Danken Sie Gott, mein Lieber, daß Sie dem stürmischen Meer tobender Leidenschaften entgangen und ruhig sind, beten Sie für die, deren Kahn noch auf diesem ungetreuen Meere schwebt, daß er nicht, von der Welle zerschlagen, an Klippen geworfen werde. —

Grüßen Sie Ihre Schwestern herzlich von mir. Denken Sie meiner mit Güte und Freundschaft. Gott segne Sie mit Frieden und Ruhe, mit der Freude immer mehr schöne Früchte Ihres thätigen Lebens zu sehen, und lasse Sie jedes Glück der Tugend genießen, dessen Sie so werth sind. Ihre unveränderliche

Karoline D.

Wir wissen nicht, wem die unglückliche, schmerzvolle Leidenschaft gegolten hat, deren letzte krampfhafte Zuckungen aus diesen ernsten Zeilen vernehmbar werden, die von schmerzlicher Enttäuschung reden und die Braut des Adressaten glücklich preisen wegen ihrer ruhigeren Naturanlage und ihrer größeren Un-

bekanntschaft mit den verderblichen Lockungen einer reizbaren Phantasie. Der Briefwechsel mit der „teuren Karoline in Rudolstadt", Schillers späterer Schwägerin Karoline von Beulwitz, ist leider auf Grund testamentarischer Bestimmung der letzteren nach ihrem Tode vernichtet worden: er würde sicher sonst uns Genaueres verraten haben. So besitzen wir nur einen Brief der Rudolstädter Karoline an Becker vom August 1786, den Fielitz als Anhang des ersten Bandes der Briefsammlung „Schiller und Lotte" mitgeteilt hat, in dem derselben, damals schon Monate zurückliegenden Seelenkatastrophe gedacht wird, ohne daß man freilich irgendwelche tatsächliche Angaben daraus gewinnen könnte. Der tiefe Ernst, mit dem auch dort Karoline, die endlich geistig zu genesen anfängt, in ein paar zitierten Sätzen eines Briefes von diesem traurigen Erlebnis redet, bestätigt den Eindruck, den man aus dem obigen Briefe empfängt, daß es sich nicht etwa um eine im Schmerz des Augenblicks übertriebene tragische Stimmung, sondern wirklich um ein ernstes Schicksal gehandelt hat, das die Jugendfröhlichkeit des Mädchens auf lange hinaus verdüsterte. Um zu begreifen, wie es kam, daß Karoline leichter vielleicht als andere Mädchen und Frauen in schwierige Situationen dem männlichen Geschlecht gegenüber geraten konnte, halte man sich immer das Urteil gegenwärtig, das Schiller über sie gefällt hat: „Man kann sich in ihr irren. Ohne euch, als ein bloßer fremder Bekannter, hätte ich vielleicht auch falsch von ihr geurteilt. Ihre unschuldigsten Empfindungen haben einen unvorsichtigen Ausdruck, und wieviel Gerechtigkeit und Bescheidenheit gehört für einen Mann dazu, nicht diejenige Auslegung davon zu machen, die seiner Eigenliebe schmeichelt!"

Becker stand damals unmittelbar vor seiner Eheschließung: wenige Wochen später heiratete er seine Braut, die Tochter eines Pfarrers Döbling aus Elleben im Schwarzburgischen. Von seinen drei Söhnen setzte einer die publizistische und geschäftliche Tätigkeit des Vaters fort, während die beiden anderen als Beamte im Post- und Versicherungsdienst wirksam gewesen sind. Von den drei Töchtern wurde eine in zweiter Ehe die Gattin des Buchhändlers Friedrich Perthes, eine andere heiratete den Astronomen Encke, der vor seiner Berufung an die Berliner Sternwarte als Mitarbeiter und Nachfolger Lindenaus die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha geleitet hat; die dritte kam als Gattin eines Kaufmanns nach Wien. — Madame Dessault, die im Eingang genannt wird, ist die aus Karolinens Brautbriefen bekannte französische Erzieherin im Hause Dacheröden, der Gegenstand zahlreicher scherzender Bemerkungen von seiten der Brautleute.

II.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Karoline v. Dacheröden und den Schwestern Lengefeld, vor allem der älteren der beiden Schwestern, Karoline von Beulwitz, begannen wohl nicht vor dem Sommer des Jahres 1785. Wenigstens ist der einzige Brief der Rudolstädter Karoline an die Erfurter, der jenem allgemeinen Autodafé durch einen Zufall entgangen ist, aus dem November dieses Jahres, und man kann aus verschiedenen darin vorkommenden

Wendungen entnehmen, daß die Beziehungen noch jungen Datums und die nähere Freundschaft erst im Entstehen begriffen war. So schreibt Karoline z. B. hier: „Daß ich hoffen darf, Ihnen etwas sein zu können, beste Seele, wie freut mich das!" Der Umstand, daß die eine der beiden Frauen nicht glücklich verheiratet war, die andere bald nach dieser ersten brieflichen Berührung eine schmerzliche Enttäuschung auf dem Gebiete der Liebe durchzumachen hatte, wird wesentlich dazu beigetragen haben, die Freundschaft zwischen beiden zu der Innigkeit zu erwärmen, die wir in den folgenden Jahren sich entwickeln und durch ein langes Leben hindurch unvermindert weiterbestehen sehen. Beide Freundinnen werden dann auch im Jahre 1788 gemeinsam durch die Freunde Karl Laroche und Humboldt in jenen sentimentalen Veredlungsbund aufgenommen, zu dem noch die Berliner Jüdinnen Henriette Herz und Brendel (später Dorothea) Veit gehörten und der dann ziemlich rasch der Vergessenheit anheimfiel, als habe er mit der Vereinigung des Humboldtschen Paares, die er vorbereitete und erleichterte, seinen eigentlichen Zweck erfüllt. Mehr als diese sechs Mitglieder hat der Bund niemals besessen, obwohl das mehrfach, auch in neuerer Zeit, im Widerspruch mit den ganz klaren Angaben der echten Quellen behauptet worden ist, und auch diese Sechszahl zerfiel bald: Humboldt trat mit den beiden Karolinen rasch zu einer Sondergruppe zusammen, die sich mehr und mehr in deutlichem, scharfem Gegensatz zu den Berliner Frauen fühlte, Laroche heiratete außerhalb des Bundes, und auch Dorothea, die spätere Gattin Friedrich Schlegels, trat in neue Kreise ein; so hatte Henriette Herz, die einsam zurückblieb, das Nachsehen.

Der liebenswürdige Laroche, der selbst zuerst gehofft hatte, Karoline v. Dacheröden Hand für sich zu erringen, trat dann willig zurück, als es sich immer deutlicher zeigte, daß sie Humboldt bevorzugte, eine Entwicklung, an deren Beschleunigung und Klärung sich Karoline v. Beulwitz wohl nicht mit Unrecht ein gewisses Verdienst zuschrieb, die ja auch in ähnlicher Weise als geschickte Diplomatin die Vermittlerin zwischen ihrer Schwester und Schiller gespielt hat. Aus den Monaten, die dieser Lösung der Herzensschwierigkeiten vorhergingen, haben wir einen Brief Laroches an Karoline v. Beulwitz, worin er von einem Besuche bei Karoline v. Dacheröden in Burgörner berichtet, nachdem er von dort wieder in seinen damaligen Wohnort Schönebeck bei Magdeburg zurückgekehrt war; Humboldt befand sich damals fern, auf der Reise von Paris nach Mainz. Der Brief lautet:

Schoenebeck, den 1. Sept. 89.

Gestern Abend um 10 Uhr schied ich von unsrer Lina — Die menschliche Seele muß zu großen Begebenheiten bestimmt sein — da sie solche Trennungen überstehen kann, nicht in ihnen Vernichtung findet! weiter sag' ich Dir nichts über meine Gefühle.

Lina gab mir diesen beikommenden Brief für Dich — den ich nur mit diesen wenigen Worten begleite, weil der Abgang der Post mich treibt.

Über ihre Gesundheit spricht sie selbst Dir weitläufiger darin — zu Deiner weiteren Beruhigung kann ich Dir sagen, daß ihre Seele wirklich viele Ruhe genießt. Sie war zwar heute Mittag, da ich allein mit ihr in dem bekannten Fenster stand, tiefer gerührt, als ich sie seit einiger Zeit nicht gesehen. Sie sprach vom Tod — sagte, daß sie ungern sterbe — um unserthalben — daß wir auch

nach ihrem Tod suchen müßten zusammen zu leben, so wie es jetzo unser Wunsch — es waren Thränen in ihr Auge getreten — ich hörte sie über alles dieß ruhig an und sprach ihr wieder, eben so ruhig und besonnen ich immer vermogte — über diese Gegenstände — dann aber lenkte ich aus — und sprach von der Zuversicht meines Herzens, daß wir noch länger und zusammen leben würden; manches, was ich hier aus vollem warmen Herzen sprach — machte sie die erstere Materie vergessen und wir sprachen in dem gewöhnlichen Ton über das Glück unserer künftigen Verhältnisse — sie ging nun, um Meckel zu schreiben — den Abend führte sie mich unter dem Vorwand, mir meine Bücher zurück zu geben, in ihre Stube — hier lagen wir lange eins in des andern Armen — aber Lina — war ruhig — und ich war es, soviel ich immer über mich gewinnen konnte — ich glaube nicht, daß Lina etwas von meinem Schmerz bemerkt hat — denn sie war den übrigen Abend nicht allein ruhig, sondern recht munter — wir haben bis zum Augenblick, da ich weg ging, gescherzt — ja gescherzt hab' ich — und — Gott im Himmel! mein Herz war tausendfältig zerrissen.

Ich hoffe, was ich Dir über den letzten mit Lina verbrachten Tag hier sage, ist Dir beruhigend — und die vorigen (10 Tage bin ich bei ihr gewesen) waren alle, was die Stimmung der Seele betrifft, weit besser.

Du wirst wohl fühlen, daß ich Dir noch sehr viel zu sagen habe, theuere, geliebte Karoline. Bald schreibe ich Dir wieder lange und viel — trage dann gern meine Schwächen — in dem Gefühl, daß Du wohlthätig auf mich wirkest — und hebe mich Dir, Euch nach, damit Ihr einstens von mir erhalten mögt, was Ihr zu fordern berechtigt seid.

Grüße unsere Lotte — lebe wohl, himmlische Karoline — bald mehr von Deinem Karl.

Das Schreiben gibt einen guten Einblick in die Art des Verkehrs zwischen den Verbündeten, der dem Verstande ebenso wie dem Gefühl seine Rechte gewahrt wissen wollte. Zur Erklärung ist nur zu bemerken, daß Meckel, an den Karoline zu schreiben hatte, ein Hallischer Professor der Medizin war, den Vater Dacheröden bei der Nachbarschaft von Halle und Burgörner häufig wegen der Gesundheit seiner Tochter zur Konsultation berief oder bei Ausflügen nach Halle dort aufsuchte. Schiller nennt ihn in einem Briefe an die Schwestern Lengefeld einen ungestümen und freien Menschen, gegen den Karoline ihre Dankbarkeit seiner Ansicht nach übertreibe und zu nachgiebig sei; an einer anderen Stelle wirft er ihm platte Indiskretion vor und bemerkt ärgerlich, daß ein paar Ohrfeigen die allein richtige Antwort auf sein Betragen sein würden. Die Vorgänge, die diese erregte Beurteilung fanden und über die Näheres nicht bekannt ist, fallen in den November 1789.

III.

Mit der Zeit bildeten sich dann auch zwischen Karoline und Lotte v. Lengefeld intimere Beziehungen heraus, wenn auch zunächst nicht von gleicher Innigkeit. Während Lotte zunächst von Karoline und ebenso auch von Humboldt stark unterschätzt wurde, die ja auch das Verhältnis Schillers zu den beiden Schwestern ganz mit den Augen der älteren Schwester ansahen, lernten sie sie doch allmählich tiefer kennen und vorurteilsfreier schätzen, während umgekehrt Karoline v. Beulwitz gegenüber skeptische Stimmungen mit den Jahren immer häufiger auftraten, ohne daß doch das warme Gefühl für die Freundin der Jugend jemals nachgelassen hätte. Neben der geistreicheren, redegewandteren, temperamentvolleren Schwester verstand sich die stillere, einfachere, in ihren

Empfindungen stetigere erst allmählich ihren Platz zu erringen, nachdem sie Schillers treusorgende Gattin geworden war. Bruchstücke aus Karolinens Briefen an Lotte, besonders aus ihren Ehejahren, hat Urlichs in seinem großen Urkundenwerke „Charlotte von Schiller" mitgeteilt. Die folgenden beiden Schreiben aus dem Jahre 1790 geben ein fesselndes Bild dieser Mädchenfreundschaft, voll Humor und Ausgelassenheit, aber auch voll wahrer und tiefer Empfindung.

[Burgörner] den 16 ten Julius 1790.

Ach, meine Lotte, ich läugne es Dir nicht, ich habe alle Kräfte meines Wesens zusammennehmen müssen, um still, um gefaßt und ruhig bei den Nachrichten zu bleiben, die Eure letzten Briefe enthielten. Wenn man sich einem Glück sehr nahe glaubt, wenn die sehnende Seele vorahndend es schon genießt und es entschlüpft in dem Augenblick, in dem man es zu fassen glaubt, so schmerzt es doppelt. So ist es mir gegangen bei Euren letzten Briefen. Ich hoffte so gewiß den Tag darin bestimmt zu finden, an dem ich Euch und Dalberg wiedersehen würde, und nun — Ach, Liebe, es ist ein großer Trost, daß ich mein Herz, so schmerzlich es sich in mir bewegt, aussprechen darf gegen Dich; wo es so voll ist wie bei mir, ist das Schweigen so ängstlich und drückend. Ich kann, ich mag nicht gegen Karolinen reden. Wie könnte ich mir selbst gefallen, wenn ich ihr einen stillen Moment, einen Tropfen des Lebensmutes nehme, den sie jetzt so sehr bedarf — o meine gute Lotte, es ist mir so ein großer Trost, daß Du mit ihr gehst — es ist mein einziger. Schreibe mir alles umständlich — die erste Entrevue, wie sich Ursus nimmt, wie Du Karolinen bei dem allen empfindest. Ich fühle in ihren Briefen, daß sie mich schonen will, daß sie mir eine Hoffnung, eine Ruhe und Sicherheit zu geben strebt, die sie selbst nicht hat. Ach, sie hat Unrecht es zu tun. Meine Seele ist so in die ihre verwebt, daß, wenn ich mich nicht mit ihr freuen kann, es mein schönstes, einziges Glück ist mit ihr zu leiden. Aber sag ihr das nicht, liebste Lotte. Vielleicht freut es sie zu denken, daß ich nicht diese Ahndungen über sie habe. Laß ihr das, wenns so ist. Ich fühle auch, daß Karoline in der Tat viel ruhige, kalte Entschließung, viel Mut und Gefühl dessen, was sie sich selbst schuldig ist, in der Seele hat und ihren Verhältnissen einen gewissen erhabenen Sinn entgegenträgt, der sie über manches Drückende hinwegheben wird; aber scheucht das alles die Sorgen der Liebe, die Sorgen eines Herzens, das sein innerstes, heiligstes Leben mit in ihr lebt? O meine sanfte gute Lotte, da Du selbst so zart fühlest, da Dein Schiller Deinen leisesten Empfindungen, allen Bewegungen Deiner Seele so fein und schön begegnet, da wirst Du doppelt fühlen, was unserer Karoline abgeht, was allein schon Ursus' Dasein stört — laß mich schweigen von so manchem andren. — Wenn ich den Gefühlen eines weiblichen Herzens nachhänge und denn empfinde, was Männer wie Schiller, wie Wilhelm uns geben, was sie aus uns machen können, und denn an sie denke — ach Lotte, kann ich dann alle Ideen, die mir kommen, als Hirngespinste einer kranken Phantasie zurückweisen? Ich weiß, ihr Herz, ihre Liebe ruht selig unter uns — aber ich weiß auch durch meine Lage, vielleicht mehr noch als Du, wie äußere unangenehme Verhältnisse, fremdere Wesen uns hindern in den schönen Gestalten unsres Geistes zu leben, uns ewig herausreißen aus unsrer blühenden Schöpfung in ihre Wüste, und wie wir unter ihnen verlieren an regem quellenden Leben, an Reichtum und Fülle des Geistes. Und nun, Lotte, die Forderungen eines Menschen, der so wenig Delikatesse hat, wie Ursus. Forderungen an ein Gefühl, das das freiste in dem ganzen Reich der Empfindung ist — o Liebe, das ist nicht wenig. — Die ersten Tage mit Ursus werden noch die erträglichsten sein durch die Zerstreuung der äußeren Gegenstände, die in der Abwesenheit neu geworden sind, durch die Hoffnung, Karolinen nach seinem Sinn zu ihren Pflichten zurückzuführen, aber dann — o möchte ich mich trügen, meine Geliebte, aber man trügt sich selten in Menschen wie Ursus. Sie

gehn zu sehr den gewöhnlichen Schlendrian, als daß man sie nicht berechnen könnte. Ich halte es übrigens für sehr gut, wenn Karoline Mama einiges Licht giebt und ihr so viel sagt, als zu ihrem Frieden dient; es ist mit Ursus nicht daran zu gedenken, daß man Mama das Unangenehme ersparen könnte, und so wird es ihr leidlicher sein, wenn sie Karolinen sich ihr vertrauen sieht. Du wirst in deiner neuen Lage, bei deinem Dasein Ursus etwas mehr die Stange bieten können. Über gemeine Menschen haben äußere Verhältnisse Einfluß.

Ich mag Dir nicht sagen, was ich über den nächsten Winter denke. Mein Herz ist noch zu gepreßt, als daß es sich einer rosigten Hoffnung erschließen sollte. Die Entfernung des Goldschatzes kann leicht auf länger als 2 Monate dauren. Der Kurfürst sucht lange eine Gelegenheit ihm wieder näher zu kommen. Des Alten Eitelkeit leidet dadurch, daß man in der Welt sagt, er könne sich nicht mit dem vertragen, den ein jeder liebt, der ihn sieht. Er fühlt, daß man ihm die Schuld allein giebt. O möchte doch der Himmel ihn zu sich nehmen — ich könnte mich eher über des Goldschatzes Abwesenheit trösten, wenn ich ihn in einer freien Existenz wüßte. Sein Leben wird segensvoll sein für so viele.

Was macht Deine Gesundheit, Liebste? Schreib mirs ja gleich, wenn Dein Kränkeln *etwas anders* vermuten ließe. Ich muß ja alles wissen. Ich möchte im Grunde, daß es etwas anders wäre. Ich kann mir doch nur eine weibliche Existenz recht schön in mütterlichen Gefühlen denken. Unsre 9 Söhne — wie diese einzig schöne Familie keinen Reiz für dich hat, kann ich nicht begreifen.

Ich lege Dir meine Tochter zu Füßen. Sie ist jetzt sehr garstig, sie haart sich und da sieht sie abscheulich aus, aber bald wird ihre Verwandlung vollendet sein und sie wird in doppelter Schönheit hervorgehen. Gieb doch von den Kindern der Infantin Clara Eugenia nicht alle dem Flußgotte des Manzanares. In meine künftige Wirtschaft muß ich einen Abkömmling von ihr haben. Wenn der Neffe nur Ursus nicht in sein Haus ließe und bisse ihn weg.

Karl kommt alle Sonnabend zu mir und bleibt den Sonntag immer bei mir. Es ist ein wahrer Trost. Morgen kommt auch sein jüngster Bruder. Wilhelm erwarte ich im Anfang August, doch das wirst Du aus seinen Briefen gesehen haben. Ach, Liebe, eine selige Zeit wird es sein — kaum daß ich sie erwarten kann. —

Vor einem Jahre waren wir nun in Lauchstedt, wie schöner ist Dein Leben seitdem geworden und wie entwickelt hat sich mein Schicksal. Nun nur noch Karoline — o ewiger Verstand über uns, mögest du das lösen!

Für Karoline v. Beulwitz standen in jenen Tagen sorgenvolle Zeiten bevor. Ihr Gatte, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, der im engeren Kreise der Freundinnen wegen seines rauh und derb erscheinenden Wesens den wenig schmeichelhaften Spitznamen Ursus führte, wurde damals von der fünfvierteljährigen Bildungsreise in Rudolstadt zurückerwartet, auf der er die Prinzen Ludwig Friedrich und Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt begleitet hatte, und auf die von Karoline so angenehm empfundene Trennung sollte nun wieder eine Epoche des Zusammenlebens folgen, wovor sie sich fürchtete. Erst mehrere Jahre später wurden die Gatten geschieden, gegen den ausdrücklichen Willen von Frau v. Lengefeld. Das Verhältnis der beiden Gatten charakterisiert Schiller in einem Briefe an Körner vom September 1789 so: „Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen, dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an Delikatesse und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist." Um der Schwester das Wiedersehen mit Beulwitz zu erleichtern, ging auch Lotte, die

seit fünf Monaten Schillers Frau war, hinüber nach Rudolstadt und berichtete ihrem Manne, daß es ihr oft bange werde in dem Trio. Da indessen der Ursus weicher und nachgiebiger war, als man erwartet hatte, so verliefen sich die stürmischen Wellen fürs erste wieder. Ein besonderer Trost mochte es für die so nahe interessierten Freunde sein, daß Karolinens impulsive Natur weit schneller, als man annehmen konnte, von Schiller, dessen Glück an der Seite ihrer Schwester sie mit neidloser Freude sah, dem sie selbst Lotten gegenüber vor einem Jahre in Lauchstedt den Mund geöffnet hatte, ablenkte zu Dalberg, dem von dem ganzen Freundeskreise schwärmerisch verehrten „Goldschatz", ein Wechsel der Empfindung, der denen nicht ganz überraschend sein konnte, die ihre Wandelbarkeit im Gefühlsleben und ihre phantastische Weise, mehr in der Hoffnung als in der Gegenwart und Vergangenheit zu leben, so genau kannten. In einem ungedruckten Briefe an Karoline v. Humboldt vom 2. Dezember 1791 tut sie die charakteristische Äußerung, die wohl mehr als eine vorübergehende Stimmung ist: „Ich bin immer am verliebtesten, wenn ich einen Ausdruck von Kraft wahrnehme, im Denken, im Entschließen, im Handeln; in einen Endymion hätte ich mich nie verlieben können, in kein leidendes Wesen. Das sinnliche Bild Christus war mir immer so fatal als Kind, weil er gekreuzigt wurde." — Zwischen Dalberg und dem Kurfürsten von Mainz bestanden seit längerer Zeit persönliche Spannungen: eine Reise des ersteren an den Berliner und Dresdener Hof im Herbst 1788 hatte dem Kurfürsten zu allerhand Mißtrauen gegen seinen Koadjutor Veranlassung gegeben, und er ließ nach Dalbergs Rückkehr diesen in inneren und äußeren Staatsangelegenheiten möglichst unbeachtet, wie denn überhaupt starke Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden bestanden und auch ihre Verkehrskreise sich sehr heterogen zusammensetzten. Durch den oben erwähnten Aufenthalt Dalbergs in Mainz, der sich vom September bis in den November 1790 hinzog, änderte sich in diesen Dingen nichts Wesentliches, und Dalberg zog sich so bald als möglich wieder auf seinen Erfurter Statthalterposten zurück. — Die „Infantin Klara Eugenia", genannt nach der Tochter Philipps II. in Schillers Don Carlos, und der „Neffe" waren Hunde des Schillerschen und Lengefeldschen Hauses. Auch Humboldts hatten Freude an Hunden und besaßen in den ersten Ehejahren Abkömmlinge der berühmten Windspiele Friedrichs des Großen aus Sanssouci. — Karl Laroches jüngster Bruder Franz, der ein Jahr darauf im Alter von 23 Jahren plötzlich starb, „ein gutes, leichtes Wesen von sicheren Umgangsformen", wie Karoline ihn ihrem Verlobten charakterisiert, war damals Forstbeamter in Ilsenburg im Harz.

Der folgende Brief führt sehr drastisch in den Rudolstädter Verkehrskreis der Familie Lengefeld ein. Von den Spitznamen sind Ursus und der Goldschatz schon vorgekommen; Lili ist Karoline v. Beulwitz, der spanische Molch der Sohn des Geheimrats v. Ketelhodt, Friedrich Wilhelm, der auch Lotten einst angeschwärmt hatte, Kammerjunker und Regierungsassessor, Frau Circe endlich Frau Generalin v. Knorr, die Frau des Kommandanten von Erfurt. Karoline war auf ein paar Tage nach Rudolstadt gefahren zum Besuch der Freundin.

[Erfurt,] Mittwoch Nachmittag. [3. November 1790.]

Ich war den Sonntag krank, meine liebe Lolo, sonst hättest Du schon mit der letzten Post einen Brief von mir empfangen mit der Relation der Rudolstädter Reise. Ach, was waren es ein paar schöne, unbeschreibliche Tage; nicht minder weh, aber minder verworren ist meine Seele, seit ich sie aussprach an Lilis Busen. — Wie lebte Dein Andenken unter uns, Du liebes trautes Wesen. In Deinem kleinen Zimmerchen sprach mich alles so freundlich an, alles trug Spuren Deiner Gegenwart. Die Aussicht ist gar lieblich — könnte ich nur den Winter da zubringen! Lili und mir würde besser werden. — Wie wir ankamen empfing uns der Ursus und Lili an der Tür. Oben fanden wir den Onkel, den alten Ketelhodt und den spanischen Molch. Ich mußte gleich mit dem Geheimenrat eine Partie Schach spielen und es war mir lieb, daß ich sie gewann, weil er so vorlaut war. Sie war so gütig, so zuvorkommend und liebreich, daß ich auch auftaute. Im ganzen hat mir Mama sehr gut gefallen. Ich fand sie noch über meine Erwartung jung und wohl aussehend und mein alter Plan mit einem Liebesverhältnis zwischen ihr und Papa kam mir wieder im Sinn. In der Tat weiß ich mir doch nichts lustigeres, als wenn Lili und ich die Korrespondenz führten. Aber es scheint nicht zu fangen. Mama hat Lilin gesagt, Papa gefiele ihr nicht besonders, und Papa findet die chère mère zwar recht leidlich, aber einen tiefen Eindruck hat sie nicht auf sein Herz gemacht. Einen desto tieferen habe ich auf den spanischen Molch gemacht, gleich den ersten Abend wurd' er so zärtlich, daß ich wohl merkte, die Funken glimmten wieder unter der Asche auf, und nachher war er so assidu und nahm alle Gelegenheiten wahr bei mir zu sitzen u. dergl. Zum Trost brachten wir ihm das Mouton d'or in Vorschlag, Lili und ich, mais cela ne voulait pas prendre. In der Ketelhodtschen Familie ist mir die Karoline die liebste, sie scheint viel natürlichen Verstand zu haben und ist nicht geziert wie der schöne spanische Molch. Am Donnerstag Mittag aßen wir bei Hofe und den Nachmittag war Konzert, in dem die Prinzessinnen sangen und der alte Fürst abscheulich auf der Violine kratzte. Mir hats überhaupt geschienen, als merkte mans der Kapelle an, daß der alte Fürst taub war. Aber die Prinzessinnen singen recht artig. Überhaupt haben mir die jungen Fürstlichkeiten nicht übel gefallen. Es sind gute Kinder, die dem Himmel danken, wenn sie ein neues Gesicht zu sehen bekommen. Nach dem Konzert gingen wir in Mamas Stube und tranken Tee und spielten Sprichwörter und andre kleine Spiele. Der Erbprinz spricht mannichmal recht gut und schneidet prächtige Gesichter. Um 8 fuhren wir nach Hause. Lili hatte den alten Beulwitz und ihre Schwägerin Ulrike gebeten, die mir beide äußerst mißfallen haben. Die Hofdame ist mir noch lieber wie die Ulrike. Der Onkel war die Zeit über gar freundlich, aber so recht konnte er sein Wesen nicht treiben, denn wir stiegen gar spät auf und in den Betten nahmen wir keine Visiten an. Besonders den Freitag wars hübsch. Ich legte mich zu Lili ins Bette und wie uns endlich die Sinnern ans Aufstehen erinnerte, wars $^1/_2$2 Uhr. Wir aßen zu Hause en famille, Lili, der Onkel, Ursus und ich. Beim Dessert kam schon wieder der spanische Molch und den Abend mußten wir in des Molchs Familie zubringen. Die alte Mama ist mir die unerträglichste. Ihr strahlendes Gesicht scheucht mich zurück. Lili wurde vor Tisch krank, sie hatte sich verkältet und den Magen mit einer Schinkenpastete verdorben und mußte sich bei Ketelhodts einigemal übergeben. Nun hättest Du sehen sollen. Einige von den Herrens gratulirten ihr zu der guten Vorbedeutung und bei Tische wurde endlich gar dem Ursus Hänsgen im Keller mit einem Glase Wein zugebracht. Des Ursus Gesicht — nein, Du hast keinen Begriff davon. Ich meinte, ich müßte mich totlachen. Aber im ganzen ists mir doch, als hätte die Reise den Ursus ein wenig entanimalisirt. Lili mußte sich wegtragen lassen und die chère mère behauptete, ich müßte dableiben, Ketelhodts würdens mir nie verzeihen — aber wie ich nun so allein war unter den Menschen, wurde mir doch ganz unheimlich. Im äußeren Betragen werd' ich entsetzlich höflich,

wenns so der Fall ist. — Ich verließ Lili doch leidlich den Sonnabend früh – Dank der ewigen Güte, es blieb mir eine lichte Hoffnung, sie bald wiederzusehen, in der Seele. Und nun, liebe Lolo, ist der Goldschatz hier: vorgestern Morgen kam er. Gestern früh kam er zu mir, der liebe, liebe Goldschatz. Er ist doch wohlauf und ist wie immer freundlich und liebreich und geistvoll in allem, was er sagt und tut. Auf der Assemblée hatt' ich gestern Abend ein paar schöne Augenblicke mit ihm. Nur daß Frau Circé einem immer nachspionirt. Er hat Schiller geschrieben, wie er mir sagte, und freut sich sehr der Aussicht, ihn und Dich in den Weihnachtsferien auf länger hier zu sehen. O, auch mein ganzes Herz hängt an der Aussicht. Wenn nur dieser Monat erst vorbei wäre, man wird den Goldschatz nicht recht genießen, so lange der Mainzer Troß da ist. Man erwartet die Gräfin heute mit ihrem Mann (der die fallende Sucht hat), ihrer ältesten Tochter und einem Grafen Kesselstedt. Sie logieren alle beim Goldschatz. Ich bin im Grund doch begierig, wie die Stadion sein wird.

Sprich doch nicht mehr vom point saillant. Es ist so ungrazios und paßt sich nur in des Ursus Ansicht der Dinge. Bei uns heißt es jetzt Schönheitsideen. Was Schiller davon zu Billen gesagt hat, erzähl' ich Dir, aber ich schreibe es nicht. Vielleicht treibt Dich die Neugierde um einen Tag früher her und denn hab' ich schon viel gewonnen. Über das Sujet der Kinder bin ich nicht Deiner Meinung. Ich wünsche sie mir außerordentlich, besonders Söhne. Aber ich nehme auch die Mädgen, wenns nicht anders ist. Eine Frauenexistenz ist doch schön, wenn sie einem andren gehört, und zu dem vollen, reinen, höchsten Glück des Mannes gehört doch ein Weib. Sehr süß könnt' es mir doch sein, wenn mein Kind ein Dasein schöner machte. Erziehen werd' ich eigentlich meine Kinder nicht. Das sollen sie selbst und Dankbarkeit und kindliche Liebe dafür zu fordern, daß sie da sind, war mir immer eine lächerliche Idee.

Nun Adieu, liebes Wesen. Ich muß noch an Bill schreiben. Gestern bekam ich sein Portrait. O, wie ich nun mit dem Bilde lebe! — Die Phantasie lehnt sich doch so gern an den Sinn. Adieu. Schreib bald. Mich verlangt nach einem Laut von Dir. Schiller umarm' ich wie Dich, meine Lolo.

IV.

Der letzte Brief führt uns in einen anderen Kreis. Als Humboldts seit dem Sommer 1795 zum erstenmal für längere Zeit in Berlin und Tegel sich niederließen, bildeten sich engere Beziehungen zu Rahel Levin und durch sie auch zu der gräflich Finckensteinschen Familie, deren Güter Ziebingen und Madlitz in der Nähe von Frankfurt an der Oder Schauplätze liberalster Gastfreiheit für die Freunde des Hauses waren. Tieck hat jahrelang zu verschiedenen Malen in Ziebingen gastliche Aufnahme gefunden, ebenso Humboldts und Tiecks Freund Burgsdorff. In der Einleitung zu seiner Novelle „Die Sommerreise" preist Tieck das Finckensteinsche Haus in den höchsten Tönen: Wer dort eine Weile gelebt habe, könne sich rühmen, die echte Humanität und Urbanität, das Leben in seiner schönsten Erscheinung kennen gelernt zu haben; die Hausfrau sei die Freundlichkeit selbst, die drei schönen Töchter, Henriette, Tiecks vertraute Freundin, Karoline und Varnime, begeisternd in der Verschiedenheit ihrer Temperamente und Anlagen, musikalisch aufs höchste ausgebildet; der Vater bewirtschafte, nachdem er sich aus der Beamtenlaufbahn zurückgezogen, seine Güter, habe mit malerischem Sinne für Natur in Madlitz einen der schönsten Gärten angelegt und übersetze in seinen Mußestunden griechische und lateinische Idyllendichter.

Der Sohn des Hauses, Graf Karl von Finckenstein, ein schöner, feiner und liebenswürdiger Edelmann, später preußischer Gesandter in Wien und Dresden, war Rahels erste Liebe: aber die Familie des jungen Mannes war energisch gegen diese Verbindung, dadurch wurde sein Gefühl allmählich unsicher, und er legte die Entscheidung seines Schicksals in Rahels Hand, die, sobald sie sein Schwanken erkannt hatte, augenblicklich von ihm zurücktrat und ihn aufforderte, sich als durchaus unverpflichtet zu betrachten und die zarte Angelegenheit allein mit sich ins reine zu bringen, worauf er dann, von seiner Familie maßgebend beeinflußt, in eine Trennung von ihr willigte. Lange vor dieser Herzenskatastrophe ist der folgende Brief Karolinens an den Grafen geschrieben: sie war mit ihrem Gatten in Madlitz zu Besuch und der Adressat auf einige Tage nach Berlin gereist:

[Madlitz,] Den 20 ten Mai [1796].

Wir gewöhnen uns nicht an Ihre Abwesenheit, theurer, lieber Karl, und haben Sie vor allem gestern vermißt, wo wir einen rechten frohen Tag zusammen in Frankfurt hatten. Wir fuhren um halb 6 Uhr von hier aus, Ihre 3 Schwestern mit mir, Humboldt mit Ihrem Vater und Ihren beiden Brüdern. Wir sind unendlich herumgelaufen, so daß wir heut noch ganz müde davon sind. Die Aussicht auf dem Weinberge halte ich für die schönste, wir stiegen dann auch noch hinunter in das Thal, das dahinter liegt, und gingen an dem Rande der Oder, so weit es möglich war. Der Anblick einer schönern und größern Natur, als ich seit lange sah, hat mir unendlich wohl gethan. Ich fühlte die Stille über mich kommen, die vielleicht einzig nur von ihr kommt; ich fühlte den schönen daurenden Muth des Lebens in mir wachsen, der nur aus dem Bewußtsein eigner Kraft entsteht. Es war einige Tage nicht gut und ruhig in meinem Herzen, das Anschauen, die Theilnahme an allen Leiden, die ich hier sah, störten den schwer errungenen Frieden des meinigen — nun ist es wieder ruhig, ich fühle meine bessere Natur und die Klarheit, die mir nothwendig ist, um zu leben, wieder siegend in mir, ich wünsche nichts mehr als aus der Fülle meiner Seele und aus der Fülle der Liebe, die mein Wesen ist, einem andren Geschöpf zu geben. — Caroline war diese Tage doch leidlich — ach, Sie wissen es ja, Karl, daß keiner vermag für einen andren etwas zu thun, daß sie selbst allein den Weg machen muß, auf dem ihr Herz den verlornen Frieden wiederfindet, daß es sich durcharbeiten muß durch jede schmerzliche Verworrenheit, durch jede Dumpfheit des Sinnes bis zur schönsten Klarheit. Ich weiß, wie wenig man für sie thun, aber mit wie viel man ihr drückend werden kann, und nur darum hätte ich so innig gewünscht, Ihre Eltern hätten sie mir mitgegeben. Von Burgsdorff habe ich nichts mehr gehört, aber ich weiß, daß er erst gestern von Frankfurt nach Ziebingen geritten ist. Ich kann ihn hier nicht mehr sehen, denn es bleibt bei meiner Abreise Sonntag früh. Kommen Sie um 6 Uhr Abends zu mir, lieber Karl. Ich denke, Sie finden mich dann ganz gewiß.

Adieu, mein Bester. Alles übrige mündlich. Grüßen Sie die Kleine herzlich von mir. Ich sehe sie auch noch Sonntag.

Bei diesem Ausflug nach Frankfurt an der Oder, wo Humboldt sein erstes akademisches Semester zugebracht hatte, wird er sicherlich seiner Gattin das Haus in der Regierungsstraße gezeigt haben, in dem er damals gewohnt hatte und das noch unverändert neben dem Geburtshause Heinrich v. Kleists steht. Auch durch den obigen Brief Karolinens klingen nebeneinander banges Leiden und mutvolles Aufraffen wie durch so manche andere. Es war ihr wie wenigen gegeben, immer wieder die Klarheit zu erringen, die ihr notwendig war, um zu leben.

Die Berliner Theater.

Juni 1913.

Große Versprechungen hatten uns ein fröhliches Geleit in die Spielzeit von 1912 und 1913 gegeben. Nicht nur dem Theater im Freien — „Nachmittage saßen wir, junges Volk, im Kühlen" — auch der Verbindung von Zirkus und Bühne standen keine erheblichen Hindernisse im Wege; eine neue Entwicklung der theatralischen Kunst und Technik bereitete sich vor, das antike Drama, die mittelalterlichen Mysterien würden sich zu überraschenden Wirkungen verschmelzen. Es braucht für den Verständigen nicht betont zu werden, daß dies alles ein phantastischer Traum geblieben. Was die Freilichtbühne betrifft, in einem romantischen Waldwinkel, so hängt sie so unbedingt von dem Wetter ab, von Windlosigkeit und warmem Sonnenschein, daß eben nur unerschrockene Gemüter und schnupfenfreie Menschen sich die „Hussiten vor Bernau", den Wendenfürsten Jazko bei Pichelswerder und das Festspiel, das die Erhebung des Volkes 1813 in Potsdam in einem patriotischen Stück von Axel Delmar feiert, anzusehen wagen. Mit der Kunst haben diese Unterhaltungen nichts zu tun, es sind Zerstreuungen noch mehr für die vielen Hundert der Mitwirkenden, die sich an dem Mummenschanz erfreuen, als für das Publikum. Das Theater der Fünftausend ist in unseren Himmelsstrichen nicht so leicht herzustellen, als es sich die Schwärmer dachten. Wo beständig „ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht", wie in Griechenland und Sizilien, ist die Sache bedeutend einfacher, um so mehr, da die Landschaft in ihren Linien wie in ihren Farben dem Wunsche und dem Bedürfnisse der Kunst entgegenkommt. Wir, in Berlin oder München, können immer nur unter dem Gewölbe, unter einem künstlichen Firmament Komödie spielen. Und wie die Natur, fehlen uns die Schauspiele der Antike. Der Kothurn, die Maske und die statuarische Haltung der Schauspieler sind uns fremd. Den Agamemnon des Äschylos, den Ödipus des Sophokles kann uns Reinhardt nur dadurch zugänglich und verständlich machen, daß er sie von Hofmannsthal aus der antiken Starrheit in die moderne Nervosität umdichten läßt. Mit den anderen Dichtungsstoffen der antiken Dramatik, mit ihren Helden Herakles, Ajas und Philoktet, hat die moderne Empfindung keine tiefere Berührung, und auch aus unserer eigenen Kunst empfängt die Zirkusbühne nur einen spärlichen Zufluß. Wohl gibt es in Shakespeares, Schillers und Goethes Dramen vortrefflich dafür geeignete Szenen: Wallensteins Lager, das Festmahl in den „Piccolominis", der Einmarsch der Pappenheimer in den Saal, die Volksszenen im „Egmont", der Bauernaufstand im „Götz von Berlichingen", das Forum in „Julius Cäsar", die Galeere des Pompejus in „Antonius und Kleopatra" würden sich dem Rahmen des Zirkus vortrefflich einfügen, gerade wie man sich für die Aufführung der Lustspiele „Ein Sommernachtstraum", „Der Sturm", „Wie es euch gefällt" nichts Schöneres vorzustellen vermag, als eine Freilichtbühne mit einer kleinen Zutat von Stormscher Romantik zugerichtet. Im allgemeinen aber verlangt das moderne Schauspiel ein kleines, in sich geschlossenes Theater, ein intimes, auf die Nähe berechnetes Spiel der Künstler. Darin sind sich Schillers und Goethes, Shakespeares, Calderons und Molieres Technik gleich. Der rasche Wechsel in Miene und Gebärde, in Stellung und Gruppierung, die lebhafte Bewegung sind

die Bedingungen der modernen Schauspielkunst. Uns dünkt schon der pathetische Vortrag der französischen Tragöden oft unerträglich, wie unnatürlich würden uns bald Maske und Kothurn erscheinen, die doch auf der Zirkusbühne unvermeidlich sind.

Diese akademischen Erörterungen sind über Erwarten schnell von einer praktischen Frage abgelöst worden, welche die gesamte Theaterwelt in Aufruhr versetzt hat. Die Kinotheater haben der alten Bühne eine Lebensgefahr bereitet. Sie drohen ihr die Dichter und die Darsteller zu entführen. Ein Schauspiel für die Kinobühne ist ausschließlich auf die Handlung und die Pantomime begründet, da ihr das Wort versagt ist. In kürzester Frist folgt sich Tat auf Tat, jede muß für sich selbst sprechen, aus der vorangegangenen sich mit Notwendigkeit ergeben und die nächste vorbereiten. Dem Darsteller steht allein das Mienen- und Gebärdenspiel zur Verfügung, seinen Charakter, seine Absichten, den Umschlag seiner Stimmungen auszudrücken. Man braucht nur an die Monologe Hamlets und Jagos in Shakespeares Dramen zu erinnern, um den Unterschied zwischen der Kino- und der alten Schauspielbühne zu kennzeichnen. Der alten Bühne bleibt darum die Dichtung und die Menschendarstellung vorbehalten, dem Kino gehört die Wiedergabe der unmittelbaren Wirklichkeit und Aktualität. In so umfassender und packender Weise, daß es die Polizei für nötig befunden hat, ihr Grenzen zu ziehen: sie hat die Vorführung von Mord- nnd Todschlagszenen im Film verboten. Mit Eroberungsblicken betrachten Schauspieler und Dichter das neue Gebiet, das sich ihnen öffnet, scheinbar mit unbegrenzten Möglichkeiten, sowohl des Darstellbaren wie des Gewinnes. Ein erfolgreicher Film ist vielleicht noch einträglicher als eine siegreiche Operette. Paul Lindau war wieder einmal durch einen glücklichen Zufall der erste auf dem Plan. Sein Schauspiel „Der Andere", aus dem Jahre 1893, welches das Doppelleben eines Menschen schildert — während des Tages ist er ein berühmter Sachwalter, am Abend zieht er den halbzerrissenen Rock des Strolches an und treibt sich in den Verbrecherkneipen umher — ist gleichsam eine Frühgeburt des Films: eine dramatische Handlung, Verwicklung und Lösung ohne Worte. Andere werden ihm auf der Bahn, die soviel verspricht, folgen: Gerhard Hauptmann und Hermann Sudermann sollen von den Filmfabriken zur Mitarbeit aufgefordert worden sein. Daß der Film einer künstlerischen Ausbildung fähig ist, kann nicht bezweifelt werden, aber freilich ist die Gefahr, daß er sich gerade durch die Leichtigkeit der Arbeit im Sumpf der Roheit, Alltäglichkeit und Niedrigkeit verliert, größer als bei der Schöpfung eines wirklichen Schauspiels, dem das Wort eine feste Schranke setzt. Dichter und Darsteller werden im Film zu der gemeinen Deutlichkeit der Dinge gewaltsam hingetrieben, je brutaler die Handlung ist, desto leichter wird sie von der Menge verstanden, je unedler die Gebärde ist, desto mehr wird sie bejubelt werden. Diese Übelstände erscheinen unvermeidlich und die weitere Entwicklung des Filmspiels wird davon abhängen, ob man sie einschränken kann oder dem Absturz, hilflos gegenüber der Macht der Dinge, zusehen muß.

Man denkt unwillkürlich, daß diese Erweiterung des dramatischen Horizontes durch die Freilichtbühne, den Zirkus und das Kino der literarischen Bewegung und Produktion Anstoß und Anregung zu vielfachen Schöpfungen, wenigstens zu Bühnenversuchen gegeben haben müsse, und sieht sich um so verdrießlicher durch die Tatsachen enttäuscht. Das Repertoire der Berliner Theater ist seit Jahren zu einer gewissen Unfruchtbarkeit und Einseitigkeit verurteilt: halb, weil den Direktoren der Wagemut für das Neue fehlt, halb, weil sie die Literatur im Stich läßt. Und wenn früher noch ein und ein anderes Stück, Wildenbruchs „Rabensteinerin", Hardts „Tantris der Narr", Schönherrs „Glaube und Heimat", Sudermanns „Strandkinder", eine längere Zeit die Teilnahme weckten und festhielten, so ist diesmal ein solcher Ersatz von literarischer Bedeutung ausgeblieben. Denn die Bilderreihe von Josef Lauff: „Der große König", welche das königliche Schauspielhaus seit einer Reihe von Wochen fast allabendlich aufführt, erhebt darauf keinen Anspruch, sie will nur dem Patriotismus, der Schaulust und der

Unterhaltung genügen. Rheinsberg, Hohenfriedberg, Sanssouci ziehen an uns vorüber, begleitet von einigen Musikstücken des Königs, der in trefflicher Maske von Karl Clewing dargestellt wird. In ähnlicher Weise war uns am Geburtstag des Kaisers, am Montag, den 27. Januar, Korfu gezeigt worden. „Kerkyra" betitelte sich Lauffs Festspiel. Das erste Bild zeigte uns die Insel im Altertum, den Kampf zwischen Korfu und Korinth, das zweite in ihrer Gegenwart, hübsche Dekorationen und malerische Volkstänze, schwungvolle Verse, von der Musik Josef Schlars zierlich umsponnen. Die eigentlichen literarischen Gaben des Schauspielhauses: Oskar Blumenthals Lustspiel in drei Akten, „Ein Waffengang", zum erstenmal am Sonnabend, den 5. Oktober 1912, aufgeführt — „Der Austausch-Leutnant", Schwank in drei Akten von Richard Wilde, und C. G. von Negelein, aufgeführt am 31. Dezember 1912, und „Wieselchen", Lustspiel in drei Akten von Leo Lenz, aufgeführt am Sonnabend, den 25. Januar 1913, gefielen in ihrer Harmlosigkeit dem Publikum, ohne eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Dies gelang erst dem wunderlichen Zwittergeschöpf von Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauß „Ariadne auf Naxos". Die Oper ist an Molières Komödie „Der bürgerliche Edelmann" aus dem Jahre 1670 geknüpft, die zuerst vor Ludwig XIV. und seinem Hofe im Oktober in Chambord und dann im November in Paris vor dem großen Publikum gespielt ward. In Molières Stück ist natürlich keine Spur von Ariadne und Bacchus zu finden, höchstens die musizierenden Frauen und die tanzenden Schneidergesellen erinnern daran, sein Herr Jourdain wird mit türkischen Späßen und Tänzen unterhalten, die dem Geschmack und dem Verständnis eines damaligen Parisers auch ungleich mehr entsprechen als die griechische Ariadne. Aber an solche Umdichtungen ist man ja bei Hofmannsthal gewöhnt.

Auch die anderen Theater sind mit ihren Darbietungen hinter der Erwartung des Publikums zurückgeblieben. Das Lessing-Theater freilich ist entschuldigt durch den unerwarteten Tod seines langjährigen Leiters Otto Brahm am Donnerstag, den 28. November 1912. Otto Brahm war, obgleich er erst im siebenundfünfzigsten Jahre stand, ein schwer leidender Mann und trug sich längst mit Rückzugsgedanken. Seit 1889 war er der Organisator, Kopf und Seele des Naturalismus gewesen, zuerst bei der Freien Bühne und dann nacheinander 1893 im Deutschen Theater, 1903 im Lessing-Theater. Er hat die Bühne für Ibsen und Gerhart Hauptmann erobert und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit behauptet. Auch als die Kraft der Dichter nachließ und der Geschmack des Publikums sich von ihnen abwandte. Er wußte ihnen durch Ausdauer eine kleine, aber sichere Gemeinde zu erhalten und durch seinen Trotz der öffentlichen Meinung zu imponieren. Selbstverständlich wäre der Erfolg ausgeblieben, wenn nicht die mustergültige Darstellung die Schwächen der Dichtung in den Schatten gedrängt hätte. Otto Brahm hatte seine Schauspieler und seine szenischen Einrichtungen zur vollkommenen Harmonie mit seinen beiden Dichtern gestimmt. Man konnte die Ärmlichkeit und Phantasielosigkeit dieser Vorführungen bemängeln und wurde doch von ihrer Geschlossenheit und Eigenart gefesselt. In ihrer Weise hatten sie Stil, Form und Farbe, Hedda Gabler sowohl wie Rose Bernd. Zuweilen glückte diesem durchaus nüchternen Verstande sogar der Ritt ins romantische Land, wie bei der Vorführung der Dramen „Die versunkene Glocke" und „Rosmersholm". Aber die Hauptsache blieb immer die willensstarke, zielbewußte Persönlichkeit des Direktors. Sie hielt die Fahne des Naturalismus aufrecht, bis sie der Hand des Sterbenden entsank. Noch die letzte, von unheilbarer Schwindsucht angekränkelte Dichtung Hauptmanns, „Gabriel Schillings Flucht", ein Drama in fünf Aufzügen, hat er am Freitag, den 25. Oktober 1912 im Lessing-Theater zur Aufführung gebracht. Dichter und Direktor trauten dem Schauspiel keine stärkere theatralische Wirkung zu und hatten es vorsorglich erst während des Sommers auf dem kleinen Goethe-Theater in Lauchstädt bei Merseburg, das man seit einigen

Jahren pietätvoll zu Darstellungen wieder eingerichtet hat, den Getreusten der Hauptmann-Gemeinde vorgeführt. Mit mäßigem Erfolge, der ihm dann auch bei dem Publikum des Lessing-Theaters zuteil geworden ist. „Gabriel Schillings Flucht" ist in der Dürftigkeit seiner Fabel und in der Schwächlichkeit seines Vortrages kein Stück, um den Beifall oder den Widerspruch der Zuschauer lebhafter herauszufordern. Jeder erträgt es mit einem gewissen Gleichmut, wie das Einerlei des Alltagsdaseins. Gabriel Schilling ist ein Künstler mit halbem Können, ein Landschaftsmaler, der vor seinen beiden Frauen, der angetrauten schlampigen Eveline und der schwindsüchtigen Russin Hanna Elias, seiner Geliebten, nach einer kleinen Insel der Ostsee, westlich von Rügen, Fischmeisters Ove, geflüchtet ist, halb auf die Einladung seines Freundes hin, des Bildhauers Professor Mäurers, der dort mit seiner Freundin, der Geigerin Lucie Heil, den Sommer verbringt, halb auf den Rat seines Arztes, des Dr. Rasmussen, der ihn aus der häuslichen Misere eine Weile befreien will. In der frischen Seeluft, neben dem munteren Freunde, der eine Fahrt nach Griechenland plant, atmet der gequälte Gabriel eine Weile auf, bis ihn sein Schicksal erreicht. Die beiden Weiber haben seinen Aufenthalt erfahren und reisen ihm nach. Erst trifft die Geliebte, dann die Gattin ein. Vor dem Gezänk der beiden Megären, die sich um ihn streiten, bleibt dem unseligen Schilling kein anderer Ausweg als der Sprung ins Meer. Die Schauspieler des Lessing-Theaters haben bis zum Ausgang der Spielzeit das ihnen von Brahm vorgeschriebene Repertoire innegehalten, erst die mit dem September 1913 einsetzende neue Spielzeit wird über die Zukunft der naturalistischen Bühne entscheiden.

Am Sonnabend, den 18. Januar, brachten sie ohne rechte Wirkung das Lustspiel in drei Akten von Hermann Bahr, „Das Prinzip" heraus: eine Schablonenkomödie von ermüdender Redseligkeit. Ein Phantast, von menschenfreundlichen Ideen und Schrullen erfüllt, Doktor Friedrich Esch, hat seine beiden Kinder, Hans, den Jungen, und Luz, die Tochter, nach dem Grundsatz der Freiheit und Selbstbestimmung erzogen: sie können tun und lassen, was ihnen gefällt. Daraufhin verlobt sich der Gymnasiast Hans auf einem ländlichen Tanzboden mit der Köchin Lene Kuk, und die mimosenhafte Luz entführt den Gärtner des Hauses, Peter. Zum Glück verlaufen beide Abenteuer ungefährlich, denn die Köchin hat längst ein festes Verhältnis mit dem Oberkellner des Wirtshauses in der kleinen Stadt, und der Gärtner Peter Irle ist ein halber Heiliger und gottseliger Wortschwall. Die Langeweile und die Unnatur der Fabel würden unerträglich sein, wenn nicht der grobianische Onkel Kreger, ein ehemaliger Weinhändler — „um die Menschen zu vergiften" —, der Bruder der Frau Esch, zum Besuch im Hause weilte und die optimistische Bettelsuppe durch seine Flegeleien würzte. Derber und natürlicher gab sich am Sonnabend, den 8. März, die Bauernkomödie in einem Akt „Tod und Leben" von Ludwig Ganghofer. In demselben Wirtshaussaal wird von zwei Gesellschaften eine Kindtaufe und ein Leichenschmaus gefeiert, und zum Schluß gehen der Witwer und die Kellnerin auf den Heuboden. Man war um zwanzig Jahre zurückversetzt, in die ersten Zeiten des Naturalismus, zum „Friedensfest" und „Vor Sonnenaufgang".

Das Deutsche Theater mit seinem Anhängsel, den Kammerspielen, hat neben seinen Neueinstudierungen klassischer Dramen eine bunte Reihe deutscher und ausländischer Stücke aufgeführt, ohne bei den einen wie bei den anderen einen wirklichen Treffer zu finden. Unter den Neueinrichtungen standen die Shakespeareschen Historien Heinrich IV. und Heinrich V. obenan. Seit Dingelstedt durch seine Aufführungen in Weimar 1864 Shakespeares Königsdramen zu neuem Leben erweckt hat, sind sie von der deutschen Bühne nicht wieder verschwunden. Auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses leben sie seit den siebziger Jahren in der Bearbeitung Oechelhäusers, in einer trefflichen und charakteristischen Ausstattung, die der historischen Wahrheit und dem Lokalkolorit annähernd nahekommt, jetzt

gewinnen sie sich durch Max Reinhardts originelle Einrichtung mit ihrem Stich in das Naturalistische das moderne Publikum. Von den Neuigkeiten seien Maeterlincks Märchenspiel „Der blaue Vogel", das am Montag, den 23. Dezember, zum ersten Male gespielt ward, und das Drama aus dem Nachlasse Tolstois „Der lebende Leichnam" hervorgehoben: sie bewiesen die Vielseitigkeit Reinhardts, die der Phantastik des Märchens ebenso gerecht zu werden wußte wie dem russischen Lokalkolorit. Zwei andere Gegensätze brachte er in den Aufführungen der Renaissancetragödie „Fiorenza" von Thomas Mann am Freitag, den 3. Januar, und der Komödie in Versen „Bürger Schippel" von Karl Sternheim zum wohlgelungenen Ausdruck. Sie gestatten eine genauere Betrachtung, da sie nicht ohne literarischen Wert sind; „Fiorenza" im akademischen, „Bürger Schippel" im naturalistischen Sinne. Stilvoller ist Theodor Manns „Fiorenza", ganz in Florentiner Renaissanceduft und Hauch getaucht. Die Sterbestunden Lorenzos dei Medici am Nachmittage des 8. April 1492 auf seiner Villa in Careggi bei Florenz geben den Stoff, der Gegensatz zwischen ihm und Savonarola den Inhalt ab. Florenz, um dessen Herrschaft beide streiten, wird in der schönen Frau Fiore symbolisiert, die halb als Sphinx, halb als Buhlerin erscheint. Es ist bekannt, welchen Einfluß die Bußpredigten und noch mehr die Prophezeiungen des Dominikaners Savonarola auf die sonst so festfreudige Bürgerschaft der Stadt ausübten, wie schwer sie die letzten Monate Lorenzos verdüsterten und die Macht der Medici langsam, aber sicher untergruben. Auch daß der Herrscher und der Mönch eine letzte Unterredung miteinander hatten, in der Savonarola vergeblich die Freiheit der Stadt verlangte. Denn so tief war die Tyrannis doch nicht durch die Reden des Mönchs erschüttert, wie er es sich einbildete. Ohne jeden Widerstand folgte Piero dei Medici seinem Vater. Erst als die Franzosen unter ihrem König Karl VIII. in Florenz einzogen, flüchteten die Medici aus der Stadt, und es begann Savonarolas Bußregiment. In Manns Schauspiel heben sich die beiden Hauptfiguren, Lorenzo und Savonarola, lebendig voneinander ab, Fiore die dritte bleibt schemenhaft, eben weil sie mehr ein Symbol als ein Weib ist. Von einer theatralischen Wirkung des Stückes kann nicht die Rede sein, es steckt zu sehr in der Schilderung des Zuständlichen, in Erzählungen und Schönredereien und wird an Frische und Natürlichkeit des Vortrags, an bewegter Handlung weit von den Szenen in der „Renaissance" des Grafen Gobineau übertroffen, die Savonarolas Schicksal behandeln.

Karl Sternheim, der Verfasser der Komödie „Bürger Schippel", ist ein merkwürdiger Heiliger, eine Mischung aus Romantik und Moderne. In dem Städtchen, wo Schippel bisher als Strolch und Nichtstuer unter der Verachtung der Philister gelitten, kommt er plötzlich zu Ehren wegen seines herrlichen Tenors. Denn dem städtischen Quartett, das sich zu einem Wettgesang rüstet, ist der Tenor gestorben und Schippel muß einspringen, wenn man nicht kläglich unterliegen will. Und zugleich hofft der Leiter des Quartetts bei dieser Gelegenheit seine Schwester, die sich mit dem jungen Fürsten des Ländchens durch ein nächtliches Stelldichein kompromittiert hat, anständig unter die Haube zu bringen. Davon weiß er nichts, daß diese Schwester längst die Dulcinea Schippels ist, das Ideal seiner Wünsche. Gut gespielt, hatte die Komödie Erfolg, trotz der öden Stellen, welche die dünne Handlung durch die Redseligkeit der zwischen Pathos und Alltäglichkeit hin und her schwankenden Figuren in die Länge ziehen.

Am glücklichsten hat das Kleine Theater, der bekannte Arnimsaal unter den Linden, mit Arthur Schnitzlers Komödie „Professor Bernhardi" die Spielzeit durchgeführt. Seit Donnerstag den 28. November ist sie ununterbrochen auf dem Repertoire. Der enge Theatersaal, der kaum fünfhundert Personen Raum bietet, kommt dem Erfolge zu Hilfe. Aber die Komödie hat nicht nur ihre theatralischen, sondern auch ihre literarischen Verdienste. Sie hat die Niederlage des auf eine ungleich tiefere Wirkung gerichteten Schauspiels „Das weite Land"

gut gemacht und Arthur Schnitzler wieder auf den Platz erhoben, den er sich mit seinem „Anatole" erobert. Er ist hier nicht so geistreich, nicht so prickelnder Champagner wie in diesen rasch hingeworfenen Szenen aus dem Leben eines modernen Nichtstuers, die Komödie von Professor Bernhardi ist ein wohl temperierter Bordeauxwein. Inhalt und Vortrag sind durchaus wienerisch, aber passen sich dem allgemeinen Verständnis trefflich an. Ein in Wien viel besprochener Vorgang liegt dem Stück zugrunde. Ein jüdischer Arzt hat einem katholischen Priester den Zugang zu einem schwerkranken Mädchen, dem er die Sterbesakramente bringen will, verweigert. Die Sterbende, die sich in der Hoffnung der Genesung wiegt, obgleich sie nur noch wenige Stunden zu leben hat, soll nach der Ansicht des Arztes nicht durch den Anblick des Priesters grausam enttäuscht werden, sie soll schön und unbewußt sterben. Die vortreffliche Durchführung, die feine Charakterisierung der verschiedenen Ärzte des Krankenhauses — sie erinnern an Rembrandts Bild im Haager Museum: Die „Anatomie des Professors Pietersz Tulp" — fesseln die Teilnahme des Lesers wie des Zuschauers so lebhaft, daß man das Fehlen des weiblichen Elements — es ist nur durch eine frömmlerische und ränkevolle Krankenschwester vertreten — in keiner Weise vermißt. Crimen amoris abest. Das Stück, das ganz in der Wirklichkeit und Unmittelbarkeit des Lebens wurzelt und von der Kunst nur einen leisen Anhauch hat, war der literarische und theatralische Treffer der Spielzeit. Bescheiden, aber nachhaltig.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Thodes Michelangelo.

Michelangelo und das Ende der Renaissance. Von Henry Thode. Drei Bände. Mit Abbildungen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902, 1903 und 1912.

„Nicht eine Biographie, so gewissenhaft alles biographische Material verarbeitet und kritisch gesichtet worden ist, ward in diesem Werke zu geben beabsichtigt; die Aufgabe war, den weiten und tiefen Zusammenhang zu erfassen, in welchem das Genie mit der gesamten Kultur seines Volkes, auf deren Wesen gerade seine Erscheinung das hellste Licht wirft, steht. Als Grundproblem ergab sich demnach die Frage nach dem Verhältnis des Genies zur Kultur seiner und der vorangegangenen Zeit."

In diesen Worten, die als Schlußbetrachtung des einschließlich der „kritischen Untersuchungen" nunmehr fünfbändigen Werkes — als sechster Band folgt demnächst noch ein kritisches Verzeichnis — stehen, liegt ein Programm. Es ist das Programm einer Anschauung, die, über das Zünftlerische hinausdrängend, in der Aufgabe der Kunstwissenschaft etwas anderes sieht als das Feststellen von Daten und Einflüssen, auch etwas anderes als die hergebrachte ästhetische Glossierung von Einzelwerken, die überhaupt Wissenschaft nicht als Selbstzweck erkennt, sondern als Mittel zur Gewinnung großer Überblicke über das Mysterium Menschheit. Über dem Lesen des Werkes vergeistigt sich uns die Persönlichkeit Michelangelos zur künstlerischen Persönlichkeit an sich. Es ist die Geschichte des Genies, die wir lesen. Die Tragödie des Genies . . .

Ähnlich wie wir vor großen Kunstwerken, etwa Lionardos Mona Lisa oder Verrocchios Colleoni, ein Sichlösen der Porträtähnlichkeit in einem allgemein Typischen wahrnehmen, so äußert sich in diesem „Michelangelo" ein derartiges Entweichen in ein allgemein menschliches Problem. Kein Entfliehen des persönlich Charakteristischen vor einem abstrakten Ideal, sondern ein Hineinwachsen einer bestimmt umrissenen Gestalt in einen Typus.

Aber dieser Typus, der in seinen größten Momenten den Namen jedes großen Menschen tragen könnte, trägt die Larve des Renaissancemeisters. Es ist Michelangelo und mit ihm in schemenhaftem Gefolge seine Zeit, was greifbar vor uns tritt. Das Leitthema des Thodeschen Kolossalwerkes zeigt sich demnach als ein kunstphilosophisches. Das „Michelangelo-Problem" wird in einer die ganze Renaissancekultur umfassenden und die innere religiöse Entwicklung der Zeit charakterisierenden Weise gefaßt und gelöst.

Worin besteht dieses Problem? Es läßt sich schwer in einigen Worten ausdrücken. Ein Heldenepos entrollt sich uns, und der Held wird zum Träger der Ideen seiner Zeit. Die Tragödie greift über das Einzelschicksal hinaus, erhebt sich zur Tragödie des Zeitalters.

Der erste Band behandelt „Das Genie und die Welt", das Wesen des Genies, die Konflikte, in die der geistig höher geartete Mensch naturgemäß mit

seiner Umgebung geraten muß, die tieferen Konflikte aber auch, in die er mit sich selbst gerät, die Stürme des Temperaments, „die nie endende Verstrickung in Leiden als Folge des übermäßigen Liebesverlangens eines unsäglich empfänglichen und leidenschaftlichen Gefühles". Michelangelo war eine der großzügigsten Liebesnaturen, die je gelebt. Er selbst spricht es aus: „Von allen Menschen, die je geboren worden sind, ist keiner von der Natur so zur Liebe veranlagt worden wie ich." Er ist ein zärtlicher Sohn, ein besorgter Beschützer seiner Verwandten, Freunde und Schüler, endlich ein inbrünstig schwärmerisch Liebender allen denen gegenüber, die unter des Eros Gebot in sein Leben traten. Seine Liebeserlebnisse, uns durch die Zeugnisse seiner Dichtungen erhalten, stehen umlodert vom hellwehenden Feuerschein seiner bis zur Entrückung entfachten Phantasie. Nirgends eigentlich eine persönliche Neigung. Der jeweilige Gegenstand der von Platons Phaidros diktierten Gefühle gibt gleichsam nur den Antrieb zum Aufflug in das hohe Reich idealer Liebe, einer Liebe, die wechselweise von den Wonnen schwärmerischer Schönheitsbegeisterung und den Leiden eines ungestillten Zärtlichkeitsbedürfnisses erfüllt und bewegt wird. Oft lassen uns die Gedichte im Ungewissen, ob sie an Männer oder Frauen gerichtet sind. Erst in dem herrlichen Freundschaftsverhältnis mit Vittoria Colonna klingen innigere, persönlichere Töne an. Hier zum ersten Male findet der in all seinem stürmischen Verlangen einsam Gebliebene vertrauten Widerklang. Und dieser Klang löst sich in Religion. Die späte schöne Liebe schlägt die Flügel hoch,

Glückseliger Geist, der, Liebeskraft du spendend,
Mich todverfallnen Greis erhältst am Leben!

Ein Leben, das seinen Sinn fortan in der Mystik des christlichen Mysteriums sucht.

Wir sind bereits in des Gesamtwerkes zweitem Bande, der sich eingehend mit den Wandlungen beschäftigt, die Michelangelo in seinem Geistesleben durchkämpfte. Die Betrachtung des großen Konfliktes beginnt. Michelangelo ist der Sohn der florentinischen Quattrocentokultur, die ihren Mittelpunkt in der Person Lorenzos dei Medici, Michelangelos Gönner, hatte. Er wuchs in dem schöngeistigen Kreise auf, dessen Tendenzen in einer phantastischen Mischung der Antike Platons und dem Christentum Dantes bestanden, einem Kreise, in den plötzlich, wie das „Ça ira" der Revolution in die Rokokokultur, die düster flammenden Bußrufe Savonarolas hereindrangen. Dem Plastiker erschloß sich zunächst die antike Schönheit; aber in die Jugendeindrücke platonischer Diskussion und antiker Ausgrabungen mischten sich, durch Savonarola verursacht, jene tiefster Glaubenserschütterungen. Und diese werden nach Jahren wieder wach durch den Verkehr mit der von strenger Religiosität erfüllten Marchesa Colonna.

Der Konflikt ist das Zusammentreffen zweier Weltanschauungen: Antike und Christentum. Aus diesem Zusammentreffen erwuchs die eigenartige Kultur, erwuchs die einzigartige Kunst der Renaissance. Beide sind die Frucht des ungeheuersten Kampfes. Und dieser Kampf vollzieht sich nirgends wieder mit so erschreckender Deutlichkeit wie in den Werken Michelangelos.

In dem starken Doppelbande, der diesen Winter nach zehnjähriger Pause den beiden ersten Bänden folgte, schildert der Verfasser, gleichsam als Endergebnis der Betrachtungen über Michelangelos Persönlichkeit und die geistigen Kämpfe seiner Epoche, des Meisters Werke. In weit ausholenden großen Linien entfaltet sich uns die Entwicklung: die Grundbedingung des plastischen Stiles im antiken Mythos, im Gegensatz dazu die der Malerei günstigere christliche Mystik. Die Malerei bildet der Plastik gegenüber eine sekundäre Stufe. Sie wird die Kunst des Christentums, wie die Plastik die der Antike war. Mythik und Mystik lauten die Gegensätze. Die gesamte mittelalterliche Plastik — die Portalplastik des 13. Jahrhunderts — strebt daher nach der Gewinnung einer christlichen Mythologie: Tiersymbolik, alttestamentliche und heidnische Allegorien, Tugenden und Laster. Michelangelo, diese Tendenzen aufnehmend, wird der Schöpfer eines christlichen Mythos.

Mythischen Geist zeigt schon der unvollendete Matthäus in Florenz, zeigen die Madonnen, zeigt endlich in höchstem Maße die sixtinische Decke. Aber hier tritt auch am schärfsten der Konflikt zutage. Der christliche Mythos stellt andere Anforderungen als der heidnische. Die Propheten und Sibyllen erscheinen in ihrer gigantenhaften Urweltlichkeit ganz als Verkörperungen ungeheurer Willensemanationen; aber in ihren Augen verrät sich ein höherer Zustand des Geistigen: die sinnende und schauende Seele. Hier gab die Antike keine Lehre mehr. Hier mußte aber zugleich — auf dem Gebiete der Malerei nur konnte sich diese Erkenntnis vollziehen — der Plastiker sich sagen, daß der christliche Stoff, dessen mythische Motive alle im mystischen Erlebnis gipfeln, in der Plastik nicht erschöpfend darstellbar sei. Die Plastik kann nicht zu den Mitteln eines Grünewald oder Rembrandt greifen. Nun vollzog sich die Tragödie. Des Plastikers Wollen war über die Möglichkeiten, die der Stein bietet, hinausgewachsen. Die Gestalten der Medicigräber und die „Sklaven" sind die qualvollsten Bekenntnisse einer verzweifelt sich abringenden Künstlerseele. So wird der größte Meister der Renaissance zum Märtyrer seiner Kunst. Seine Kraft zerbricht an Aufgaben, deren Lösungen der Malerei, ja im letzten Sinne nur der Musik möglich sind, Lösungen, die einer anderen Zeit vorbehalten waren. Mit ihm aber, den Tommaso Cavalieri einst begeistert „die Personifikation der Kunst" genannt, stirbt die Renaissance.

Es ist hier auf begrenztem Raum nicht möglich, auf die Einzelheiten des gehaltvollen Werkes einzugehen. Nur auf dürftige Umrisse mußte sich die Skizzierung des Hauptinhaltes beschränken. Kurz kann nur auf die in etwa zwanzigjähriger Arbeit gesammelte Fülle von biographischem Material, auf die wertvollen Studien über Michelangelos Schöpfungen, die zu ganz neuen, für die Spezialforschung wichtigen Ergebnissen führten, endlich auf die schönen Übersetzungen der Gedichte des Meisters hingewiesen werden. Michelangelo hat eine Reihe bedeutender Biographen. Das neue Werk wird ihnen gegenüber immer seinen besonderen Rang und Wert wahren. Es bietet, von hohem Standpunkt aus in gleicher Weise das intimste Persönliche wie in größesten Zügen das Allgemeine und Ewige des Künstlers und seiner Epoche betrachtend, in vielem völlig neue Gesichtspunkte, denen gerade unsere Zeit besonderes Verständnis entgegenbringen dürfte. Es ist kein Buch über Michelangelo im landläufigen Sinne. Es ist der „Michelangelo", wie er wohl nie wieder geschrieben, aber von verstehenden Gemütern stets ergriffen nachempfunden werden wird.

Mela Escherich.

Davidsohns Florenz.

Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Dritter Band: Die letzten Kämpfe gegen die Reichsgewalt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1912.

Verhältnismäßig bald ist den beiden Teilen des zweiten Bandes der vorliegende dritte gefolgt, ein Beweis für die unermüdliche Arbeitskraft des glücklicherweise ganz seinem großen Stoff hingegebenen Verfassers. Über das Gesamtwerk, das längst ein Ehrentitel deutscher Wissenschaft genannt werden darf, über seine Anlage, seine besondere Art und über die begleitenden Bände der „Forschungen zur Geschichte von Florenz" (I—IV) habe ich im Juliheft von 1910 der „Deutschen Rundschau" eingehend berichtet. Im Juliheft des letzten Sommers (1912, Heft 10) hat der Verfasser selbst vorgreifend den vornehmsten Inhalt der ersten beiden Kapitel des dritten Bandes zu dem anziehenden Essay „Florenz zur Zeit Dantes" verarbeitet, eine Skizze, die zugleich den Beweis dafür liefert, daß es dem Verfasser nicht schwer gewesen wäre, statt einer fast kyklopisch aufgebauten, materialreichen Dar-

stellung ein leicht und elegant umranktes Gerüste zu bieten und damit wahrscheinlich den größeren Leserkreis mehr zu befriedigen. Um so mehr müssen wir es ihm Dank wissen, daß er die „Geschichte von Florenz" zunächst so aufgebaut hat, wie man ein Fundament in den Boden zu senken pflegt.

Im Mittelpunkt der begreiflicherweise mit jedem Bande spannender werdenden Darstellung steht zunächst die neuerdings so lebhaft umstrittene Figur Papst Bonifaz' VIII. und seine Beziehung einerseits zu dem Florentiner Familienzwist der Cerchi und Donati, wohinter die toskanische Territorialpolitik auftaucht, anderseits zu der deutschen und französischen Monarchie, den Persönlichkeiten Karls von Valois und Albrechts I. Die weiteren, Florenz nur von fern berührenden Händel Clemens' V. und Philipps des Schönen, den Prozeß gegen das Andenken Bonifaz' VIII. streift der Verfasser nur, während das Ende des Papstes, die Katastrophe von Anagni mit allerlei Details förderlich aufgehellt worden ist. (S. 251). Der Romzug Heinrichs VII. ist unter ausgiebiger Verwertung des jetzt in den Konstitutionen besser und bequemer zugänglichen ausgezeichneten Materials eingehend dargestellt und dabei neben zahllosen anderen Fragen auch diejenige der Datierung von Dantes Monarchie (S. 540) mit guter Begründung neu beantwortet worden. Davidsohn möchte so wenig den späten Ansatz Scheffer-Boichorsts (um 1320) wie den frühen Grauerts (1300/01) annehmen, setzt die Staatsschrift vielmehr in enge Beziehung zu den römischen Vorgängen vom Sommer 1313 und unterstreicht die Bedeutung des zweiten Buches, das „dem Nachweise gewidmet" sei, „das römische Volk habe die Kaiserwürde geschaffen, der Populus Romanus sei ihr Quell und Ursprung". Nicht mit Unrecht hebt der Verfasser auch hervor, daß zwar Dantes Verbannung von 1302 ein Makel der Florentiner bleibe, nicht aber die Versagung der Amnestie vom September 1311 gegenüber dem leidenschaftlichen Anhänger des kaiserlichen Gegners der Stadt. Nach der Periode Heinrichs VII. erscheint bald als beherrschende politische Persönlichkeit Castruccio Castracani, und sein Eindruck bleibt auch stärker als derjenige seines Gönners Ludwigs des Bayern, dessen Geschichte noch bis zum Ende des Gegenpapstes in die ersten dreißiger Jahre hineingeführt wird.

Sehr vieles war auch für diesen Band noch vorbereitet durch die Einzeluntersuchungen in den „Forschungen", wobei ich an Bauten, chronologische Details und wirtschaftliche Fragen denke. Außerordentlich viel Neues aber von solchen Dingen ist darüber hinaus noch durch diesen starken Band zerstreut, wie die Einzelheiten des kolossalen Mauerbaus, der sich fast durch die ganze Periode hinzieht, die lehrreichsten Details über zahlreiche Bankerotte, die im engsten Zusammenhang mit dem politischen Spiel stehen, stellenweise geradezu auf Zahlungsverbote, z. B. Bonifaz' VIII., zurückgehen; eine besonders merkwürdige Figur ist Niccolo dei Franzesi, der sich von 1308 an jahrelang gegen Ansprüche von Gläubigern und Kommunen schließlich erfolgreich in seinen Burgen verteidigt; ein ungeheurer Bankerott ist auch derjenige der Cerchi Bianchi, die seit 1310 durch mehr als ein Dezennium hindurch liquidieren. Ich erwähne in diesem Zusammenhang noch die Entstehung des „Monte Commune" (721) und die Luxussteuern (67), die ein Bild von Frauentracht und Schmuck geben, und könnte dem ungezählte Einzelheiten allgemeineren Interesses anschließen bis zu den Erörterungen über Johannes Parricida, der nach Davidsohn doch wohl nicht Augustiner gewesen ist, und bis zu der Episode von dem Ausbruch eines der von der Kommune beim Baptisterium gehaltenen Löwen aus seinem Zwinger. Allein diese Anzeige bezweckt nur, die Aufmerksamkeit der zahlreichen Freunde Florentiner Geschichte auf den erfreulichen Fortgang des Werkes zu lenken, wobei ich bemerken will, daß inzwischen auch die reich illustrierte italienische Übersetzung wenigstens des ersten Bandes abgeschlossen vorliegt (Firenze, Sansoni).

Brandi.

βλ. **Les Aspirations autonomistes en Europe.** Leçons faites à l'École des hautes études sociales. Paris, F. Alcan. 1913.

Die nach Selbständigkeit ringenden Nationalitäten, die Schmerzenskinder Europas: Elsaß-Lothringen, Polen, Finnland, Irland, Katalonien, Albanien, Mazedonien, die serbisch-kroatische Gruppe, die griechischen Inseln sind Gegenstand der in diesem Band vereinigten Vorlesungen von Autoritäten der Sozialwissenschaft. Er trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1913, was nicht hindert, daß mehrere der von den gelehrten Beobachtern behandelten Fragen bereits veraltet, weil sie in einer Weise gelöst sind, die noch vor sechs Monaten kein Mensch vermutete. „Die Integrität des osmanischen Reiches", „die Regelung der Balkankrise durch einen Kongreß", alles das klingt heute wie ein Märchen aus alten Zeiten: „vous avons changé tout celà", oder vielmehr es ist ohne uns entschieden worden. Infolge der Entscheidungen durch das Schwert sind Lösungen, die vom Katheder herab dekretiert werden, uns sehr verdächtig geworden; wir haben einsehen gelernt, was davon zu halten sei. Immerhin ist es nützlich und interessant, über die noch vorhandenen Probleme von Männern informiert zu werden, die, wie Lichtenberger bei Besprechung der Elsässer Zustände, eine lobenswerte Objektivität zeigen. Recht entmutigend ist dagegen die Aussicht, Gälisch erlernen zu müssen, um sich in die Psyche der Irländer versetzen zu können. Das ist viel verlangt! Die katalonischen Angelegenheiten sind von Marvaud einer sehr gerechten und den Verhältnissen entsprechenden Würdigung unterzogen. Für eine Trennung der „Coronilla" tritt er daher selbstverständlich nicht ein. Der Rat Vimards an die Polen, Rettung vor der deutschen Not bei Rußland zu suchen, ist weder durchführbar noch neu. Wogegen anzuerkennen ist, daß er die Polen an die Wohltaten erinnert, die sie dem Deutschen, „ihren besten Erziehern", schulden.

γ. **L'Alsace obstacle à l'expansion allemande.** Par Nerricow. Paris, F. Alcan. 1913.

Der kürzlich verstorbene Verfasser dieses Buches, das wir zu den psychologisch und international interessantesten rechnen dürfen, ist der Sohn eines Russen und einer Griechin gewesen; er sprach fast alle europäischen Sprachen und fühlte sich nicht als Zugehöriger einer einzelnen Nation, sondern als Europäer, und wollte den Interessen Europas dienen. Aber vorwiegend war in ihm offenbar doch der französische Einschlag seiner Bildung, und so kam er zu dem Gedanken: Bismarck hat 1871 den schweren Fehler begangen, in einer Zeit, welche Eroberungen nun einmal nicht mehr erträgt, Elsaß-Lothringen von Frankreich abzureißen, ohne seine Einwohner über ihr künftiges Schicksal abstimmen zu lassen. Dagegen bäumen sie sich heute noch auf, und auch Frankreich kann diese Vergewaltigung nicht innerlich annehmen. So kommt vom Frankfurter Frieden die Beständigkeit der Kriegsgefahr, die auf ganz Europa lastet, und die erdrückende Last der Rüstungen; für Deutschland insbesondere die Unmöglichkeit, sich frei zu entfalten und seine wachsende Volkskraft zur Erwerbung von guten Kolonien und zur Erlangung wirtschaftlicher Weltmacht zu verwerten. Es soll also die Reichslande, welche es doch niemals germanisieren wird, frei abstimmen lassen, wohin sie gehören wollen; diesem Volksspruch haben sich dann Frankreich und Deutschland endgültig zu unterwerfen, und das tausendjährige Reich kann sofort beginnen. Wogegen nun zu sagen ist, daß Bismarck 1871 die Reichslande unter anderen auch deshalb nahm, weil er überzeugt war, daß die Franzosen uns unsern Sieg doch nicht verzeihen, sondern auf Rache ausgehen würden, und daß es gelte, für diesen Fall eine gute militärische Grenze zu haben. Was die Abstimmungsfrage angeht, so würden die Franzosen doch nur dann sich zufrieden geben, wenn sie zu ihren Gunsten ausfiele, andernfalls aber über Fälschung der Abstimmung sich beschweren. Endlich mag man die Zustände im Reichslande recht unerfreulich finden — daß die eigentlichen Französlinge bei dem allgemeinen gleichen Wahlrecht 1911 völlig unterlegen sind, sollte auch Nerricow wissen; die Abstimmung von damals könnte ihm also genügen — wenn es ihm bloß um diese Abstimmung im Grundsatz zu tun wäre. Über unsere „wirtschaftliche Hemmung" zu sprechen, ist unnötig.

γ. **Lord Roberts' message to the nation.** London, John Murray. 1912.

Der greise Feldmarschall Roberts, der gefeierte Besieger der Afghanen und der Buren, ist die Seele der englischen National Service League, welche die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht auf ihr Banner geschrieben hat und rastlos für die Verwirklichung dieses Prinzips eintritt. Der Feldmarschall hat in diesem 54 S. starken Heft eine Reihe von Reden und Briefen vereinigt, in denen seine Grundgedanken authentisch niedergelegt sind. Roberts verwahrt sich dagegen, daß er die Absicht verfolge, mit dem durch die allgemeine Wehrpflicht zu schaffenden Heer irgendeinen anderen Staat anzugreifen oder gar den mittelalterlichen Blutdurst, das Entzücken am Krieg und anarchischer Plünderung wieder zu erwecken, was alles ihm seine radikalen Gegner in die Schuhe schieben. Roberts ist einzig von der Sorge bestimmt, daß England bei dem Haldaneschen Territorialheer, das durch Mangel an Mannszucht, an der erforderlichen Zahl, an Ausrüstung und an Energie charakterisiert werde, einem Angriff nicht Trotz bieten kann. Dieser Angriff aber, davon läßt er sich nicht abbringen, droht vor allem von Deutschland, das unausgesetzt vordringt, während England still steht; das in zehn Jahren aus

einer der schwächsten Seemächte zur zweitstärksten geworden ist, und das nur ans Schwert schlägt, wenn es seine Stunde gekommen glaubt. Unter diesen Umständen gibt es nach Roberts Überzeugung nur eine Bürgschaft für Frieden, nicht bloß gegenüber Deutschland, sondern auch gegenüber jeder anderen Macht: eine solche Kampfesfront zu Wasser und zu Land hinzustellen, daß keine Macht oder keine wahrscheinliche Vereinigung von Mächten einen Angriff wagen kann, ohne die Gewißheit der Niederlage. So wenig wir in Deutschland zugeben, daß Roberts' Besorgnis vor einem deutschen Angriff gegründet ist, so sehr werden wir den mannhaften Patriotismus achten, aus dem heraus er die Stimme des Predigers in der Wüste erhebt.

y. **Briefe von und an Friedrich v. Gentz.** Herausgegeben von Friedrich Carl Wittichen und Ernst Salzer. Dritter Band, erster Teil: 1803—1819. München, Oldenburg. 1913.

In Band CXLVII, S. 316 der „Rundschau" haben wir den zweiten Band dieses interessanten Briefwechsels besprochen. Der dritte Band enthält die Korrespondenz Gentz' mit Metternich, und zwar, da das Material für einen Teil zu groß, zunächst nur den ersten Teil, mit den Briefen von 1803—1819. Ein zweiter Teil soll den Abschluß bringen. Wir können nicht umhin, zu bedauern, daß Salzer nicht einfach den zweiten Teil des dritten Bandes als vierten Band bezeichnen will, was doch weit praktischer, einfacher und übersichtlicher gewesen wäre; aber dafür haben manche deutsche Gelehrte offenbar kein Organ. Die Wichtigkeit dieses Bandes springt in die Augen; im Verkehr mit seinem bewunderten Herrn und Meister gibt sich Gentz, wie er ist, ganz so geistvoll, ganz so entschieden, antirevolutionär, ganz so verbissen in den Haß gegen alle Jakobiner und Liberalen, ganz so österreichisch. Er wollte nach Napoleons Sturz Deutschland durch Österreich im Einvernehmen mit Rußland und England neu einrichten, unter Ausschluß jeder Verhandlung mit Preußen und Bayern, welche einfach das annehmen sollten, was die anderen beschließen würden; und zwar sollte Deutschland lediglich durch eine Anzahl von Bündnisverträgen von Staat zu Staat in sich zusammenhängen, nicht aber einen Staat bilden. Daß den Franzosen eine Verfassung zugesichert, ehe Ludwig XVIII. wieder eingesetzt wurde, erschien ihm als ein Zugeständnis an die Revolution, welches dartue, „daß wir nicht für uns gesiegt haben, sondern für unsere ärgsten Feinde" (S. 288, vom 11 April 1814), und Adam Müllers Ansicht, daß die Ermordung Kotzebues durch Karl Sand und der „Universitätsunfug" eigentlich aus der Reformation herrühre, und demnach nur durch die Zurücknahme der Reformation gründlich geholfen werden könne, erscheint ihm ganz richtig (S. 419, vom 23. April 1819). Doch hofft er, „daß einiges Gute geschehen könne, auch ohne daß man den Protestantismus in seiner Urquelle berühre", was, wie er sich offenbar nicht verbarg, immerhin seinen Haken hatte.

y. **1813—1815. Die deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung.** Mit Einführungen herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig, Voigtländer. 1913.

Die Jahrhunderterinnerungen haben natürlich auch literarisch gewirkt; eine Menge von Schriften hat das Licht der Welt erblickt, die alle darauf berechnet sind, dem jetzigen Geschlecht lebhaft vor Augen zu führen, was damals geschehen ist. So viel wir die Sache übersehen, ist viel Gutes darunter; zum Besten rechnen wir die oben genannte Schrift, welche den Zweck verfolgt, nicht selbst zu erzählen, sondern die Zeitgenossen von damals zum Wort kommen zu lassen: Clausewitz, Arndt, Kügelgen, Adam, Boyen, Seydlitz, Yorck, Steffens, Karl v. Raumer, Niebuhr und so viele andere. Das gibt in der Tat ein Nacherleben der großen Zeit von ungemeiner Kraft und Anschaulichkeit, und dem packenden Wort gesellt sich das gelungene Bild: in vorzüglichen Wiedergaben erhalten wir gleichzeitige Stiche von Napoleon, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, vom Kosakenhetman Platow, von Johann Gottlieb Fichte als Landsturmmann in der Zeichnung von Zimmermann usw.; auch zahlreiche Karikaturen und farbige Karten fehlen nicht.

r. **Vom Zuge der Menschheit.** Von Fritz Fidler. Erster Teil: Die logische Konstruktion des Hauptproblems der Metaphysik. 1. bis 25. Tausend. Hamburg, C. Erich Behrens. 1912.

In 25000 feuerrot gebundenen Exemplaren ist dem lesenden und nachdenkenden Publikum eine Demonstration des Daseins Gottes durch den Wunderbeweis geboten, Demonstration, die sich bei näherer Betrachtung als Wiederaufnahme eines seinerzeit von J. G. Fichte in seiner Jugendschrift „Kritik aller Offenbarung" entwickelten Gedankens ergibt. In dem vorliegenden ersten Bande beschränkt sich der Verfasser zunächst auf den Versuch einer „Überwindung des Kantschen toten Punktes", d. h. auf ein Hinüberspielen der Frage nach dem Dasein eines höchsten Wesens aus dem Gebiete sowohl der reinen als der praktischen Vernunft wie des der rohen Empirie. In einem zweiten Bande soll dann die Beantwortung jener Frage auf Grund geschehener oder zu geschehender Wunder unternommen werden. Wäre die Fidlersche Schrift nicht eine mit allen Mitteln der Reklame in die Welt gesetzte Erscheinung, so würden wir sie an dieser Stelle als eine Rückkehr zum dunkelsten Obskurantismus mit Stillschweigen übergangen haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albin. — L'Allemagne et la France en Europe (1885 à 1894). Par Pierre Albin. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Librairie Félix Alcan. 1913.

L'année musicale, publiée par M. M. Michel Brenet, J. Chantavoine, L. Laloy, L. de la Laurencie. Deuxième année — 1912. Paris, Félix Alcan. 1913.

Aus Natur und Geisteswelt: 101. Bändchen: Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Richard Schwemer. Zweite Auflage. — 102. Bändchen: Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Richard Schwemer. Zweite Auflage — 128. Bändchen: Moderne Rechtsprobleme. Von Josef Kohler. Zweite, durchgearbeitete Auflage. — 259. Bändchen: Die Gartenstadtbewegung. Von Hans Kampfmeyer. Zweite Auflage. Mit 27 Abbildungen. — 406. Bändchen: Die evangelische Mission. Geschichte, Arbeitsweise, heutiger Stand. Von S. Baudert, theol. Lehrer am Missionshaus der Brüdergemeinde in Niesky. — 412. Bändchen: Musikalische Kompositionsformen. I. Die elementaren Tonverbindungen als Grundlage der Harmonielehre. Von Siegfried G. Kallenberg. Leipzig, B. G. Teubner. 1913

Bauer. — Charakterköpfe aus Deutschlands großer Zeit. 16 Federzeichnungen von Karl Bauer. Leipzig, B. G. Teubner. O. J.

Bauer. — La culture morale au divers degrés de l'enseignement public. Par Arthur Bauer. Ouvrage couronné par l'Institut avec extraits du rapport de M. Gabriel Compayré. Paris, M. Giard et E. Brière. 1913.

Belezza. — Curiosità Dantesche. Di Paolo Belezza. Milano, Ulrico Hoepli. 1913.

Beth. — Die Entwicklung des Christentums zur Universal-Religion. Von Prof. D. Dr. Karl Beth. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Bezold. — Der Geist von 1813. Von Friedrich von Bezold. Bonn, Friedrich Cohen. 1913.

Bibliothèque française. — XVIIe siècle. Saint Vincent de Paul. Textes choisis et commentés par J. Calvet. — XVIIIe siècle. André Chenier. Textes choisis et commentés par Firmin Roz. Paris, Librairie Plon. 1913.

Biermer. — Die finanzielle Mobilmachung. Vorträge, gehalten von Geh. Hofrat Prof. Dr. Biermer-Gießen. Zweite, aus dem Nachlaß herausgegebene und vermehrte Auflage, von Prof. Dr. R. Liefmann bearbeitet. Gießen, Emil Roth. 1913.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. XV. Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1910. Mit dem Bildnis von G. R. Planck. Berlin, Georg Reimer. 1913.

Bolétin del ministerio de relaciones exteriores. Abril de 1913. República oriental del Uruguay. Montevideo, Gregorio V. Marino. 1913.

Brause, du Freiheitssang! Ein Gedenkbuch zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege. Herausgegeben von der Stadt Breslau. Schweidnitz, L. Heege. 1913.

Buber. — Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. Von Martin Buber. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Bund. — Kant als Philosoph des Katholizismns. Von Hugo Bund. Berlin, Carl Hause. 1913.

Burger. — Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Fritz Burger. Zweite und dritte Lieferung. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft M. Koch. O. J.

Chevreuse. — La duchesse de Chevreuse. Une vie d'aventures et d'intrigues sous Louis XIII. Par Louis Batiffol. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Clasicos Castellanos. — Arcipreste de Hita. Libro de buen amor. II. Edición y notas de Julio Cejador y Franca. Madrid, »La Lectura«. 1913.

Dauriac. — Meyerbeer. Par L. Dauriac. Les maîtres de la musique, publiés sous la direction de M. Jean Chantavoine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Deutsche Weltpolitik und kein Krieg! Von *_*. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1913.

Diercks. — Das moderne Portugal. Von Dr. Gustav Diercks. Mit elf Abbildungen. Berlin, Hermann Paetel. 1913.

Doehler. — Lyrische Ernte. Von Gottfried Doehler. Leipzig, F. A. Barthel. 1913.

Dostojewski. — Literarische Schriften. Von F. M. Dostojewski. Mit einer Einleitung von N. N. Strachoff. Übertragen von E. K. Rahsin. Zwölfter Band der zweiten Abteilung der Gesamtausgabe. München, R. Piper und Co. O. J.

L'Europe de demain. — Seule solution possible de la question d'Orient. Paris, H. Daragon. 1913.

Fester. — Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Herausgegeben von Richard Fester. Heft I und II. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Fester. — Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Von Richard Fester. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Finanzwirtschaftliche Zeitfragen. — Herausgegeben von Georg von Schanz und Julius Wolf. Heft 1: Reichs- und Landessteuern im Hinblick auf die Deckung der Wehrvorlagen. Von Senatspräsident Dr. G. Strutz. — Heft 2: Der Wehrbeitrag 1913. Von M. Erzberger. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1913.

Freye. — Gedichte. Von Karl Freye. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. 1913.

Gobineau. — Nouvelles asiatiques. Par Comte de Gobineau. Nouvelle édition précédée d'un avant-propos de T. Visan. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Graevenitz. — Geschichte des italienisch-türkischen Krieges. Von G. v. Graevenitz. Zweite Lieferung. Mit 7 Karten- und sonstigen Skizzen im Text und zwei Truppenübersichten als Anlagen. Berlin, R. Eisenschmidt. 1913.

Grudzinski. — Shaftesburys Einfluß auf Chr. M. Wieland. Mit einer Einleitung über den Einfluß Shaftesburys auf die deutsche Literatur bis 1760. Von Herbert Grudzinski. Stuttgart, J. B. Metzler. 1913.

Grünfeld. — Die japanische Auswanderung. Von Dr. Ernst Grünfeld. Tokyo 1913. Alleinverlag für Europa: Behrend und Co., Berlin.

Happel. — Der akademische Roman. Studentenleben im galanten Jahrhundert. Das Gute zur Lehre, das Böse aber zur Warnung der ehrliebenden Jugend in einer schönen Liebesgeschichte erzählt von E. G. Happel. Neu herausgegeben von Dr. R. Schacht. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Hebbel. — Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in drei Abteilungen von Friedrich Hebbel: Der gehörnte Siegfried. Siegfrieds Tod. Kriemhilds Rache. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Friedrich Kummer, einem Bildnis Hebbels und Zeichnungen von Ludwig Berwald. Band 47 und 48 der „Hausbücherei". Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1913.

Hergt. — Fürst Blücher. Eine Kaisergeburtstagsrede im Jubiläumsjahr 1913. Von Prof. Dr. Gustav Hergt. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1913.

Hermann. — Der Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von Georg Hermann. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Horta. — La verdadera cuna de Cristóbal Colón. Por el Dr. Constantino de Horta y Pardo. New York, John B. Jonathan Co. 1912.

Houssaye. — La patrie guerrière. Par Henry Houssaye. Publiée avec une introduction et des notes par Louis Sonolet. Paris, Perrin et Cie. 1913.

James. — L'idée de vérité. Par William James. Traduit de l'anglais par Mme L. Veil et Maxime David. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Jusserand. — Ronsard. Par J. J. Jusserand. Paris, Librairie Hachette. 1913.

Kauffmann. — Deutsche Altertumskunde. Von Friedrich Kauffmann. Erste Hälfte: Von der Urzeit bis zur Völkerwanderung. Mit 35 Tafeln. München, C. H. Beck 1913.

Kern. — Preußische Geschichte. Von Prof. Dr. Reinold Kern. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Knaus. — Ludwig Knaus. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das Haus „Zum großen Kefig".

Erzählung

von

Ruth Waldstetter.

(Fortsetzung.)

Der Umschwung von Wohltrauts Laune kam Gerhart zugute, der an diesem Tage, dem letzten des Schuljahres, sein Zeugnis nach Hause brachte. Es wies keine Verbesserung auf, und der junge Mann hätte kaum nötig gehabt, selber zu sagen, daß es mit ihm in der Schule nicht vorwärts ging; er hatte sich jedoch zu diesem Anlaß eine kleine Rede ausgedacht, in welcher er einmal vor den Eltern seine Pläne und ihre Begründung entwickeln wollte. Er sei kein Gelehrter, sagte er, das wüßten seine Eltern; er liebe das Technische und das Handwerkliche; er habe das Abiturium nur machen wollen, um das Polytechnikum besuchen zu können; nun sei es nichts mit seinem ersten Plan; er habe sich auf etwas anderes besinnen müssen, und er wisse jetzt, was er wolle, nämlich Kunsthandwerker, am liebsten Kunstschlosser möchte er werden, und in München müsse er es lernen.

„Warum gerade in München?" fragte Wohltraut, der im stillen einen Kostenüberschlag für die Lehrzeit seines Sohnes machte und ihn mit dem eines polytechnischen Studiums verglich.

Das künstlerische Handwerk werde nur in München oder Dresden ordentlich gelehrt, meinte Gerhart.

„Hör mal," sagte Wohltraut bedenklich, „das wollen wir uns noch in Ruhe überlegen. Daß es keinen Zweck hat, dich nach solchen Zeugnissen noch weiter aufs Gymnasium zu schicken, das leuchtet mir allerdings ein. Aber mit dem künstlerischen Handwerk und der handwerklichen Kunst ist es eine unsichere Sache. Ich habe kein großes Vertrauen dazu, das muß ich dir sagen. In diesen schlechten Zeiten heißt es aufs Praktische denken; dein Vater kann dir ein Lied davon singen." Und Herr Wohltraut nickte dem jungen Manne bedeutungsvoll zu, während Gerhart die entschiedene Miene zeigte, die er seit seinem Mißgeschick anzunehmen pflegte, wenn es sich um seine Angelegenheiten handelte.

„Ihr jungen Leute nehmt das alles recht leicht," fuhr Wohltraut fort; „ihr habt immer gehabt, was ihr braucht, eure Kleider, euer Essen und euer Vergnügen obendrein; ihr habt euch nicht besonnen, woher es kommt und

wer für euch arbeitet, und es fällt euch nicht ein, daß es einmal anders werden könnte. Aber die Zeiten sind schwer, sehr schwer, und wenn ich auch hoffe, mit Gottes Hilfe mein Geschäft halten zu können und darum manche Sorge, manches Risiko auf mich nehme, so möchte ich dich doch bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß sich die Verhältnisse leichtlich ändern könnten und du dann froh sein würdest, in einem Berufe zu stehen, der seinen Mann ernährt."

Gerhart wartete, ohne recht aufzumerken, den Schluß der Rede ab, die er in ähnlicher Form schon öfter gehört hatte. Immerhin vernahm er diesmal eine Besorgnis in den Worten seines Vaters, die ihn einen Augenblick auf den Gedanken brachte, es möchte wirklich Grund zu Befürchtungen vorhanden sein. Aber er wußte auf all das doch nur die eine Antwort, er habe keine Lust zu einem anderen Berufe.

Wohltraut, der einer entschlossenen Miene nicht widerstehen konnte, lenkte ein, er habe auch weiter nichts dagegen; bloß wollten sie sich die Sache noch überlegen; vor dem Herbst fingen die Studienkurse doch nicht an; es habe also noch Zeit.

„Das ist immer Papas Antwort," murrte Gerhart, als nach dieser Unterredung seine Mutter zu ihm ins Zimmer trat und sich auf das kleine Sofa setzte, das sie ihm zur Genesung geschenkt hatte, während er auf seinem Tisch saß und zu ihrem Schrecken mit einem Hammer Ball spielte.

„Ich weiß es wohl," sagte Elisabeth und legte die Hände im Schoß zusammen. „Ich habe oft unnütz geredet und gedrängt, Gerhart, wenn es euch anging!" Sie seufzte, und ihr blasses, bekümmertes Gesicht wurde noch trauriger.

„Es ist gar nichts mehr zu überlegen," fuhr Gerhart fort, indem er den Hammer wegschleuderte und vom Tisch rutschte; „ein zweites Mal biege ich nicht um."

„Und daß du das erste Mal zurück mußtest, das kannst du uns nicht verzeihen," brach Elisabeth plötzlich aus; und während ihr die Tränen aus den Augen stürzten, fuhr sie fort: „Und ich wäre doch viel lieber selber krank geworden! Und habe so viel an ihn heran geredet, es dürfe mit deinem Zimmer nicht so bleiben; ich konnte nicht mehr tun; ich glaubte, ich müsse ihm in allem folgen; es war vielleicht ein Irrtum — und nun zürnst du's mir!" Sie rang nach Atem und Ruhe, während Gerhart verblüfft und gequält nach ihr hinsah und nur sagen konnte: „Aber Mama! Aber Mama!"

Doch sie schluchzte: „Ich weiß es. Du gehst mir aus dem Wege; du erzählst mir nichts mehr; du hast mir gesagt: ‚quäle mich nicht', wenn ich nach deinem Ergehen fragte. Warum hat denn Gott nicht mich krank werden lassen statt deiner!"

Gerhart fand keine Reden und Widerlegungen. Es peinigte ihn, daß seine Mutter weinte. Er setzte sich neben sie und berührte ihren Arm. Sie bemühte sich, ruhig zu werden, und er sagte: „Es ist ja nicht so, Mama. Ich mochte bloß das viele Fragen nicht haben. Und du bist doch nicht schuld! Du warst ja immer viel zu ängstlich um mich. Und siehst du, ich habe mich

erkundigt: es steckte eine Krankheitsanlage in mir; das feuchte Wohnen war eben die Gelegenheit, die sie zum Ausbruch brachte."

Elisabeth wunderte sich über ihren Sohn. In aller Stille hatte er sich Wissen verschafft und sein Urteil gebildet. Und sie dachte daran, daß, wenn der Bescheid belastender ausgefallen wäre, er, ohne ein Wort zu sagen, seine Eltern gerichtet hätte. Aber seine ruhige Besonnenheit tat ihr wohl, und während sie sich unmerklich an ihn lehnte, flüsterte sie mit kurzem Atem: „Kann ich — kann ich nun wieder mit dir reden wie früher?"

Er nahm ihre Hand und küßte sie und schämte sich, daß seine Mutter so zu ihm sprach. Um andere Gedanken aufzubringen, sagte er: „Du solltest diesen Sommer aufs Land, Mama. Du siehst schon lange so müde aus."

„Hast du das gesehen?" forschte sie begierig.

„Du bist doch nicht krank?" fragte er zurück.

Sie deutete auf ihre linke Seite . . .

„Es ist bloß das. Und das habe ich schon lange."

„Aber du mußt dich in Behandlung geben, Mama!"

„Das nützt nichts. Ich soll nur ruhig sein."

Er sah sie besorgt und forschend an, mit einem Blick, der über seine Jahre war und den sie genoß wie eine Liebkosung.

Von dieser Unterredung an hatte sich Frau Wohltraut nicht mehr über die Kälte ihres Sohnes zu beklagen. Er ging zwar nach wie vor schweigsam seine eigenen Wege; aber er gab ihr nicht die kurzen Abfertigungen von früher, sondern zeigte eine ruhige Aufmerksamkeit für ihre Fragen und ließ sich ihre Fürsorge still gefallen. Und als er sie nicht mehr zurückwies, gewöhnte sie sich, mit den kleinen Anliegen zu ihm zu kommen, für die ihr Mann ohne Teilnahme war, und sie freute sich über ihres Sohnes kluge Bedachtsamkeit und fühlte, daß sie nun eine Stütze hatte.

Inzwischen war Eva an ihrem Bestimmungsort angelangt und sah sich zunächst mit verwunderten Augen in ihrer glänzenden Umgebung um.

Klingenstein stand auf freier Höhe über reichem, sonnigem Obstland. Die Villa war ein vornehmer und heiterer Bau in strengem Renaissancestil mit einer Säulenhalle im Mittelpunkt, von der die breite Marmortreppe ins erste Stockwerk führte. Die Gantersburger mit ihren stolzen Traditionen verstanden es, Stil zu halten, und wenn einmal einer von ihnen den Segen eines fruchtbaren Geistes mit in die Wiege kriegte, so hatte, was er schuf, Ansehen und Vernunft.

In der lichten, wohlräumigen Behausung ging nun Eva einher, beglückt durch die heitere Ausstrahlung des Kunstwerkes, in dem sie sich bewegte, und unwillkürlich bemüht, ihr eigenes Wesen der edlen Art ihrer Umgebung anzupassen. Man war gezwungen, auf diesen Marmortreppen, in diesen Säulengängen würdiger zu schreiten als sonst, und es war unmöglich, sich in einem abgetragenen Kleid in die stattlich breiten, spiegelnden Ledersessel der Wohnzimmer zu wagen. Eva ging in den schönen Räumen erst vorsichtig, scheu ihre Bewunderung verhehlend, umher; aber sie besaß aus der Vergangenheit des „Großen Kefigs" zu viel ererbtes Verständnis für die Schönformen der

Gegenstände des täglichen Gebrauches, um sich nicht bald mit Behagen in die prächtige Umgebung hineinzupassen.

Auch gab ihr Frau Roswolt ein Beispiel, wie man sich eines schönen Hintergrundes vorteilhaft zur Heraushebung der eigenen Person bediene, und wenn die große Frau in dem nachrauschenden Trauerkleid mit wiegendem Gang durch die Räume und über die Treppen schritt, oder wenn sie, in breitem Stuhle hingelehnt, an ihrer Stickerei arbeitete und die bunten Seidenfäden in allen Farben leuchtend von ihren Knien über das matte, weichfaltige Kleid hingen, so bestaunte sie Eva mit Bewunderung, obwohl nicht ohne leisen Widerwillen gegen das Bedachte der Darbietung.

Beim Sticken hörte es Frau Roswolt gern, wenn Eva im anstoßenden Zimmer musizierte, und für diese selber gab es keine frohere Tätigkeit, als in den säulengetragenen, hohen Raum hinauszusingen, wo am Marmor und am Mosaik des Bodens der Ton mächtig erklang und durchs Fenster der Duft der Rosenbeete hereinzog. Frau Roswolt sagte, daß ihr Eva die traurigen Stimmungen hinwegsinge, und die kamen oft; dann war die schöne Dame grämlich, beklagte sich über ihre Einsamkeit und über ihre Nerven, die sich von dem Chok nie würden erholen können, und fügte wohl auch eine Andeutung geheimen Erduldens bei, die Eva anfänglich nicht verstand.

Die Dienstboten, die weniger zurückhaltend waren, sorgten für ihre Aufklärung. Eine Haushälterin, deren ehrwürdiges Dienstalter ihr ein Ansehen bei den Mitangestellten sicherte, und die jeden Neuling in den Kreis ihrer bedeutungsvollen Gunst und Fürsorge zu ziehen wußte, hatte Eva bald ungebeten die Chronik des Hauses überliefert, von dem denkwürdigen Tage an, als die jungen Herrschaften ihr Verlobungsfest feierten, so glänzend, wie man es selbst im stattlichen Gantersburg nicht gewohnt war, und wo sich der mißliche Vorfall ereignete, daß eine gewisse Dame, die dem Bräutigam nahestand, aber an jenem Tage durchaus nicht zur Gesellschaft gehörte, sich im Ankleidezimmer unter den Pelzen der Geladenen die kostbarsten aneignete und von da an in Gantersburg nicht mehr gesehen wurde.

Eva nahm die neuen Eindrücke und Erfahrungen verwundert auf und bemühte sich, Menschen und Handlungen unter die zuverlässigen Begriffe von gut und böse sicher unterzubringen. Sie beeiferte sich noch immer mit ungewissem Erfolg an dieser Aufgabe, als eines Morgens ein Telegramm von Herrn Roswolt einlief, in dem er seine Ankunft für den Abend ansagte. Die Nachricht versetzte die Bewohner von Klingenstein in ängstliche Geschäftigkeit. Die Haushälterin fuhr in das nächste Städtchen, um selber Fisch und Geflügel einzukaufen; das Hausmädchen fegte Treppen und Gänge, als wäre es Samstag; der Stallbursche wusch den Wagen; der Gärtnerjunge harkte die Auffahrt, und sein Meister ward mit Korb und Leiter an den Spalieren gesehen, wo er Birnen und Pfirsiche in den Händen wog und die reifsten Früchte pflückte. Frau Roswolt aber füllte zwei hohe Kristallvasen mit Rosen für ihres Gatten Arbeitstisch.

Zum Tee erschien die Dame des Hauses in einem neuen Seidenkleid, unter dem es von Rüschen und Krausen rauschte. Als die Pferde an-

trappelten, wandelte Frau Roswolt langsam und schön in die Halle. Bald darauf klinkte die Tür hinter Eva, und ein großer Herr, der ihr scharf ins Gesicht sah, sagte mit einer leichten Handbewegung nach ihrem Sitz: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören. Sind Sie schon etwas eingelebt auf Klingenstein?"

Während ihrer Antwort hielt er den Blick immer fest auf sie gerichtet, und ohne ihn von ihr abzuwenden, fuhr er fort: „Haben Sie auch den Flügel in gutem Zustand vorgefunden? Ich gab Auftrag, daß man ihn neu befilzen lasse, ehe Sie kamen."

Eva wurde verlegen unter seinem Blick, und die richtigen Worte zum Lob des schönen Instruments und seiner günstigen Umgebung wollten sich nicht finden lassen. Sie sagte stammelnd: „O, er klingt! Alles klingt drüben der Marmor und der Mosaikboden!"

Roswolt lächelte. Die Kleine war ein wenig kindisch in ihrem verlegenen Entzücken; aber die Augen und das rassige Profil versprachen Entwicklung.

Beim Tee erzählte Roswolt von seiner Reise, was er mit der sicheren, oft ironischen Charakterisierungsart eines Weltmannes von vielseitiger Erfahrung tat. Er wandte sich meist zu Eva und fand in ihrem beweglichen Mienenspiel einen schmeichelhaften Spiegel seiner Gedanken. Das Mahl zog sich während der Unterhaltung in die Länge, und Eva hatte Zeit, das Bild des Schöpfers von Klingenstein in sich aufzunehmen. Auf einer schlanken, großen und straffen Gestalt saß ein stark ergrauter, etwas verwitterter Kopf mit scharf geprägten Zügen, der aufrecht und stolz getragen wurde. Auffallend waren die kleinen, gepflegten Hände, welche die Dinge von obenher angriffen, als fürchteten sie, sich zu beschmutzen.

Noch an diesem Abend fragte Herr Roswolt Eva, ob sie wohl geneigt wäre, ihn hören zu lassen, wie der Flügel jetzt klinge. Während sie spielte, stand er seitwärts an einer Säule, den Kopf zurückgelehnt. Als sie geendet hatte, sagte er näherkommend: „Ich kenne das Stück wohl. Was ist es doch?"

„Notturno von Liszt."

„Lucie — meine Tochter spielte es." Er verstummte, blieb aber stehen und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Sie war sehr musikalisch, sehr begabt. Ihr Bild, Fräulein Wohltraut, erinnerte mich an sie. Wir sind Ihnen dankbar, daß Sie das stille Haus beleben wollen."

Damit empfahl er sich, und Eva blieb in grüblerischer Stimmung zurück. Seit sie in Klingenstein lebte, befand sie sich in einer beständigen Verwunderung über die Menschen, ihre Würde und ihre Werke, am meisten aber über sich selber. Sie stand trotz dem Lehren- und Glaubensschatz ihrer Erziehung ganz unbegründet in der Welt, ohne Verständnis und ohne Urteil; sie bewunderte, wo sie vielleicht hätte verdammen sollen, sie strebte aus allem Vermögen danach, sich eine neue körperliche Würde zu geben, von der in den Geboten der Religion, die man sie zu Hause gelehrt hatte, nichts erwähnt war, und ihr Leben empfing neue Freude aus einem Reich der augenfälligen Schönheit, das man ihr nie als eine Hoffnung des Geistes bezeichnet hatte.

Und der Mann, der in dieser Welt als Gebieter aufgetaucht war, schien ihr bewundernswert, obgleich sie ihn hätte tadeln sollen. Erst durch ihn, der

mit jeder Gebärde zeigte, was für Spielern diese Szenerie bestimmt war, offenbarte sich der Sinn der edlen Umgebung ganz. Wenn seine hohe Gestalt ruhig durch den Park schritt, wenn er abends bei Tisch saß und sich der scharfgezeichnete Kopf im Licht des Kronleuchters vom dunklen Getäfel abhob, verkörperte sich in ihm der Geist seines Werkes. Niemals aber erschien seine Haltung vorbedacht, wie diejenige seiner Gattin.

Die beiden gingen ihre eigenen Wege. Nach Tisch zog sich Frau Roswolt meist mit müder Miene in ihr Zimmer zurück, und Eva blieb allein, um Herrn Roswolts Reden zuzuhören. Er sprach gern und gut, und wenn sie aufstehen wollte, so hatte er eine so befehlerische Art zu fragen: „Haben Sie noch etwas vor?", daß es unmöglich war, der Aufforderung seines Blickes nicht zu folgen und nicht dazubleiben. Eva erfuhr in diesen Wochen mehr von der Welt, von Reisen, Geschäften und Unternehmungen aller Art, als in ihren neunzehn Lebensjahren zuvor. Denn es hatte für den bejahrten Weltkundigen einen seltenen Reiz, die demütige Wißbegier anzufachen und zu sättigen, mit der die frische Jugend vor ihm der zweifelhaften Überlegenheit des Alters huldigte. Er litt und genoß gleichzeitig, wenn er in dieser geistigen Weise ihr Interesse fesselte. Und wenn ihm seine Haltung und sein Wissen Evas Bewunderung sicherten, so war es die verschwiegene Schwermut seiner Jahre, die ihm ihre Neigung gewann.

Es kamen Tage, an denen er nicht widerstehen konnte, ihr andeutungsweise und vorsichtig von dem zu sprechen, was er „die Welt hinter den Kulissen" nannte, und die Neugier, was für reine oder unreine Gedanken sich dann hinter dieser klugen, aber mädchenhaften Stirne bilden mochten, trieb ihn nach und nach zu kühneren Versuchen.

Während sich so der Strom der Übertragungen von einem zum andern mit Kraft lud, verdoppelte Eva ihre Aufmerksamkeiten für Frau Roswolt, die leidender und beunruhigter schien, wenn ihr Gatte zugegen war. Ihre Stimmungen wechselten sprunghaft, und sie hatte unfreundliche Tage, an denen sie Eva mit tausend kleinen Anliegen beauftragte, so daß diese den Unwillen über ihre dienstliche Stellung nicht verbergen konnte. Herr Roswolt aber zeigte an solchen Tagen eine kühle Knappheit gegen seine Frau, die Eva in Verlegenheit setzte.

Er reiste während der Sommermonate ab und zu, da er Bau und Einrichtung einer Fabrik überwachte, und so erfrischte sich der Verkehr stets an den reizvollen Ereignissen von Abschied und Wiedersehen.

Endlich, an einem schönen Spätsommertag, teilte Herr Roswolt Eva mit, daß er für längere Zeit abwesend sein und sie in Klingenstein wohl nicht mehr sehen würde.

Sie saß an ihrem Lieblingsplatz, einer einsamen Granitbank am Ende des Parkes, und suchte unter dem Eindruck der klaren Natur Richtung für ihre eigenen Gedanken und Empfindungen zu gewinnen, als sie Herr Roswolt mit seiner Nachricht überraschte. Er hatte sie mit der ihm eigenen würdigen Höflichkeit begrüßt und sich entschuldigt, daß er sie an dem stillen Platze störe.

„Ich wollte mich nur verabschieden," sagte er, „ich muß noch heute abend

nach einer Fabrik, wo Streik ausgebrochen ist und meine Anwesenheit vielleicht auf längere Zeit notwendig wird."

„Das ist eine unerfreuliche Reise!" meinte Eva; aber Roswolt sagte munter: „Vielleicht wird es nicht uninteressant, wie vor fünf Jahren bei dem Streik in Grünthal. Hab ich Ihnen das erzählt? Nein? Da fuhr ich mit meinem eigenen Wagen hin, und wie wir ins Dorf kamen, und all die schmutzigen Leute auf der Straße standen und riefen und zeterten und die Fäuste gegen uns schüttelten, da fing der gute Jean an sich zu fürchten und wollte mit den Pferden nicht weiter. Erst als ich selber die Zügel nahm, kriegte er wieder Mut; dann hat er sich auch brav gehalten. Aber sein gutes rotes Gesicht vergesse ich nie, als er mir bedeutete, er fahre nicht weiter, eher steige er ab! Ja, da hat ihn seine Kutscherehre im Stich gelassen!"

„Und wie wurde es dann? Was taten die Leute?" fragte Eva gespannt.

„Nun, glänzend war unsere Einfahrt eben nicht. Als die Menge zu dicht wurde und mir ein Stein in den Wagen flog, hielt ich an und sagte, es möchte ein Einziger reden und mir die Sache vortragen. Darauf versprach ich, mich beim Direktor zu verwenden, und zwar sofort, wenn mir der Weg freigegeben würde. Na, und in zwei, drei Tagen standen die Leute schon wieder in Arbeit. Die Hauptsache ist ja, daß man selber da ist. So ein Direktor hat im kritischen Moment nicht genug persönliches Ansehen. Diese heutige Sache hat mir auch der Direktor verpfuscht. Ich habe ihm schon lange nicht getraut; er ist ein gewissenhafter Angestellter, aber zum Leiter eines Ganzen nicht geeignet. Ich werde ihn an das Mutterwerk an zweite Stelle setzen müssen. — Aber ich kam nicht, um Sie mit Geschäften zu langweilen; ich wollte Ihnen danken, daß Sie uns Ihre Gesellschaft für diese Monate geschenkt haben. Wir werden Sie sehr, sehr entbehren. Wollen Sie denn Ihre Studien in Gantersburg weiter treiben?"

„Einstweilen, ja."

„Da wird Sie Ihr Familienkreis wieder in Anspruch nehmen, wie mich der meine, und man wird sich wenig sehen. Hätten Sie nicht Lust, auch einmal auf einem fremden Konservatorium zu studieren, etwa in Frankfurt oder in München?"

„Lust hätte ich schon, aber in Gantersburg kann ich zu Hause wohnen," sagte Eva.

Herr Roswolt verstand sie und antwortete: „Wenn Sie sich überwinden könnten — aber meine Bitte ist vielleicht zu groß — wenn Sie es über sich gewinnen könnten, uns diese Bedenken zu überlassen, mir!" Und da sie errötete, fuhr er schnell fort: „Sie würden mich glücklich machen, wenn ich etwas für Sie tun dürfte. Und da Sie," er lachte, „da Sie auf Gegenleistung dringen werden, so wie ich Sie kenne, schenken Sie mir hie und da einen Ferientag! Ich komme auf meinen Reisen öfters durch die süddeutschen Großstädte. Machen Sie mich dort glücklich, wie Sie mich hier gemacht haben!" Er stockte und fuhr dann leiser fort: „Ich habe ja in meinem Leben vieles genossen, alles, was man sich selber verschaffen kann, was nicht der Zufall geben muß; nur die Verbindung von Geist und — und Reiz ist mir

nie geschenkt worden. Aber, liebes Fräulein, Sie werden tun und lassen, was Sie wollen. Und wenn der alte Herr einmal angereist kommt, so schenken Sie ihm eine Tasse Tee ein und geben ihm Ihre kleine Hand und hören ihm seine Geschichten ab. Vielleicht weiß er Ihnen das und jenes zu sagen, was Sie sonst nicht erfahren dürften. Nun seien Sie nicht bös und erklären Sie sich einverstanden!" Er sah zu ihr auf: „Sagen Sie ja, und dann ist es in Ordnung."

Aber Eva zögerte.

„Ich sehe wahrhaftig, ich habe Sie erschreckt. Ich bin sonst kein zudringlicher Bittsteller, aber allerdings diesmal könnte ich es sein. Also werfen Sie die kleinlichen Bedenken weg und sagen Sie herzhaft ja!"

Sie saß stumm und hilflos vor ihm und schüttelte den Kopf.

„Seien Sie nicht hart!" bat er nun, und sie hörte eine so ernstliche Bitte aus seinem Ton, daß sie bekümmert antwortete: „Ich sage Ihnen so ungern nein, Ihnen am allerungernsten, aber —" sie seufzte.

Da stand er plötzlich auf, bot ihr die Hand und sagte trocken: „Bitte, bitte, machen Sie sich keine Bedenken. Also es wird nichts. Vielleicht sehen wir uns in Gantersburg einmal. Ich dachte, ich könnte vielleicht Ihnen und mir Freude machen, aber das müssen Sie alles besser wissen. Nun leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen noch gute Tage auf Klingenstein. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern und lassen Sie uns von sich hören."

Sie stammelte einen Dank und Abschied und wollte noch mehr sagen, aber er schritt schon aufrechten Ganges davon.

Als Eva an diesem Abend in ihrem Zimmer saß, heiß und traurig, und beschwert mit Ungewißheit, wurde ihr ein Telegramm gebracht. Es kam von Margrit und enthielt die Worte: „Mutter schwer krank. Komm sofort."

Evas Abreise geschah fast ohne ihr Zutun. Man packte ihr den Koffer, sie wurde zur Bahn gefahren und in den Zug geleitet, und um 11 Uhr abends fuhr sie in einer laut ratternden Gantersburger Droschke durch die menschenleere Hochgasse. Frau Roswolt aber hatte nicht versäumt, ihr das Versprechen abzunehmen, daß sie nächstes Jahr wiederkommen würde.

Inzwischen waren gute und schlechte Zeiten über ihr Heim gegangen. Sie hatten mit dem Kurse der „Sodas", wie der verkürzte Name der „Sociedad de minas de oro del America del sud" lautete, gewechselt. Es war erst eine allgemeine Erleichterung im „Großen Kefig" eingetreten, als Jakob Wohltrauts Miene wieder zuversichtlich, seine Rede selbstgewiß geworden war, während sich seine Züge in die alte Glätte aufrundeten. Frau Elisabeth schien auszuruhen in der erleichterten Lage, und ihr Gesicht nahm dann und wann wieder den kindlich-träumerischen Ausdruck an, den es in erinnerungsvollen Stunden trug, wenn sie an ihre Kindheit oder an ihre jungen Mutterfreuden dachte. Doch ihre Bewegungen blieben matt, und Margrit bemerkte eines Tages zu ihrem Vater, sie meine, eine Luftveränderung täte der Mutter not. Herr Wohltraut konnte sich zwar hievon nicht überzeugen, ließ sich aber doch dazu bestimmen, Frau Wohltraut für einige Wochen aufs Land zu bringen. Aber die Erholungsbedürftige schlief schlecht, wurde müde beim Gehen und kam fast ebenso matt nach Gantersburg zurück,

wie sie verreist war. Und Wohltraut sagte, die Idee zu diesem Aufenthalt sei ein hysterischer Mädcheneinfall von Margrit gewesen, und Mama wäre besser in der Bequemlichkeit ihres Hauses geblieben.

Er hatte in diesen Tagen wieder die alten Sorgenfalten auf der Stirn, er setzte an seinem Essen mehr als gewöhnlich aus, so daß Frau Wohltraut stets mit einem ängstlich beunruhigten Gesicht bei Tisch erschien und selber wenig anrührte, und es kam mehrmals vor, daß er der Abendandacht eine besondere Bitte um gnädige Führung beifügte, die niemand recht verstand und die allen ein bängliches Unbehagen zurückließ.

Es waren in der Tat in der Geschäftswelt Gerüchte laut geworden, die Wohltraut den Kopf heiß machen konnten. Da war erst, völlig unvorbereitet, ein ganz ungeheuerliches Märchen über die Sodas von böswilliger Seite aufgebracht worden, nämlich, es existierten überhaupt keine Minen in dem betreffenden Gebirge, und die Sodas sei ein Schwindelunternehmen, um Ansiedler und billige Arbeitskräfte nach Chile zu bringen. Die unglaubliche Erfindung wurde widerlegt und hatte nur eine große, aber bald wieder geglättete Schwankung im Kurs zur Folge. Aber das Gerücht tauchte von neuem auf, Untersuchungen wurden eingeleitet, Bestätigungen und Widerlegungen hielten die Beteiligten in Spannung, und eines Tages nach den widersprechendsten Berichten, welche die Bangen wieder Hoffnung schöpfen ließen, kam der Schlag. — Die Gründer der Sodas waren, soweit man ihrer habhaft werden konnte, verhaftet worden. Bob Türk fuhr übers Weltmeer — Frau Türk sagte unter Tränen, er fahre an die Stätte des Betruges, um zu retten, was noch zu retten sei; es stellte sich aber heraus, daß Herr Türk Chile in Nordamerika suchte und einstweilen vorzog, dort zu bleiben — und was verloren war, das blieb verloren.

Herr Wohltraut hatte den Rest der ratsherrlichen Hinterlassenschaft eingesetzt und stand nun da als ein Mann ohne Vermögen mit einem Geschäft, das mit Verlust arbeitete. Und er sah es kommen, daß das Haus unter der Last der Schulden zusammenbrechen würde; aber was blieb von Jakob Wohltraut übrig ohne die Firma seines Namens?

Der alte Herr war ein kraftverlassener Mann, als er an dem Unglückstag nach Hause kam. Er hatte alle Vorsicht und Würde gegen seine Frau vergessen und saß bei ihr und stammelte und weinte und klagte den lieben Gott an, der ihn im Stich gelassen hatte. Der Anblick schlug Frau Wohltraut mehr aufs Herz als die Sache selber. Sie wurde um einen Schatten bleicher, so daß die glänzenden Augen und die krankhaft geröteten Lippen noch stärker aus ihrer Blässe hervorleuchteten. Aber sie sagte, sie wollten geduldig tragen, was Gott ihnen auferlege, es habe gewiß auch seinen Zweck für sie, und das Geld sei ja nicht das erste und einzige im Leben.

Erst als sie des Nachts wach lag, während Wohltraut neben ihr tief im Schlaf atmete, kam es ihr, was denn nun mit den Kindern werden sollte? Konnte Eva das Studium fortführen, und wurde ihrem Gerhart, der sich sein Leben lang mit dem Merkmal ihrer eigenen Nachlässigkeit schleppen mußte, nun nochmals ein Hindernis in den Weg geworfen? Das

durfte nicht sein. Die Kinder sollten nicht leiden unter dem Mißgeschick der Eltern. Sie hatten ja noch das Haus, das alte Besitztum, in dem sie zur Welt gekommen und unter der Fürsorge stiller, ernster Menschen zärtlich behütet aufgewachsen war. Sie konnte das Heim geben für die Kinder. Sie wappnete sich mit Kraft, um den Kampf aufzunehmen gegen sich selber, gegen die Fessel fraulicher Unterwürfigkeit, die sie lange in schwergeübter Gewohnheit getragen hatte. Sie war matt geworden dabei, und es schien ihr häßlich, sich zur Wehr zu setzen gegen ihren Herrn; aber die Pflicht legte sich ihr auf, wie eine letzte Forderung; und willig, wie sie der Stimme Gottes in dem Rat ihres Vaters gefolgt war, wie sie liebend den Mann von fremder Art über sich geduldet und in dieser Unterwerfung ihre Frauenwürde gefunden hatte, so glaubte sie jetzt auch, diese Würde aufgeben zu können, um ihre Kinder zu schützen — wenn es nicht schon zu spät war! Sie hatte ja nicht gewußt, zu was sie ihr Geld hergab; es war nicht recht von ihrem Manne gewesen, so undeutlich mit ihr zu sein. Sie kam sich vor wie ein unberatenes Kind. Wenn sie nicht Gerhart gehabt hätte und die guten Mädchen! Sie freute sich, bis sie Evas frische Stimme wieder hören und ihre warmen, herzhaft fassenden Hände greifen würde. Aber dann erinnerte sie sich wieder, daß vielleicht über das wackere Kind eine Betrübnis kommen würde.

An diesem schwarzen Punkt schloß sich der Kreis ihrer Gedanken, und wieder einmal bemühte sich Elisabeth, zu lichteren Bildern durchzudringen, um die Pein zu verscheuchen, die sie an dem kranken Herzen spürte. Sie beruhigte sich endlich an ihrem alten Trost, indem sie ihre Seele vor dem freundlichen Schöpfer auftat, der sich mit ihr vereinen wollte, um gegen den bösen Unbekannten zu kämpfen, welcher diese wohlgeschaffene Welt mit soviel Trübsal entstellte. Und in der vertrauensvollen Hingabe ihrer Kümmernisse fand sie die Stille des Herzens und unmerklich den Schlaf.

Aber es ist nicht der erste Anprall des Unglücks, der willig duldende Menschen fällt. Der dauernde Kummer, die immer neu zu hebende Last, die durch Tage voller Kleinsorgen und gramvolle Nächte getragen werden muß, sind es, denen sie erliegen.

Frau Elisabeth fühlte, daß ihre Kraft zu Ende ging. — Sie sagte oft abends zu ihrem Manne, der getrosteren Herzens einschlief, wenn er seinen Jammer auf sie niedergelegt hatte: „Morgen wollen wir weiter sprechen, Jakob. Ich kann nicht mehr. Es macht mir so bange.“ Sie fürchtete sich vor den langen Nächten, in denen sie heiß und beklemmt in den Kissen saß und den Schlaf nicht finden konnte.

Eines Tages nach Tisch, bei Kaffee und Zigarre, sagte Wohltraut: „Nun laufen täglich die Angebote der Pariser Firmen ein; ich soll kaufen, den Frühjahrsposten bezahlen, und es ist kein Geld in der Kasse! Wenn Gott mir nicht einen Weg zeigt —“

Aber Elisabeth fiel ihm ins Wort: „Jakob, wenn wir das Geschäft verkauften, solange es Zeit ist, solange das Haus seinen Ruf hat —“

„Und ich?“ rief Wohltraut, „was tue ich? Dastehen und zusehen, wie Fremde meine Ware verschleißen? Das, was redlichen, soliden Bestand

gehabt hat, an die unehrliche Konkurrenz abgeben? Nein, nein, das kann nicht Gottes Wille sein, Elisabeth!"

Frau Wohltraut hatte die Schwäche, die Empfindungen der andern widerstandslos auf sich wirken zu lassen, und die Erregung ihres Mannes bewegte auch jetzt ihr Gemüt stärker, als sie ihn selber mitnahm.

Ihr Atem ging kurz und laut, und ihr Mund zitterte, als sie antwortete: „Ich weiß es nicht. Ich verstehe nichts davon. Ich weiß nicht, was du tun kannst. Wenn es nicht anders geht, so verkaufe das Haus; aber den Kindern mußt du einen Teil aus dem Erlös sichern; das verlange ich; es ist mein Haus." —

Sie hielt plötzlich inne und faßte sich an die Brust: Sie richtete sich im Stuhle auf und öffnete den Mund, um Atem zu finden. Herr Wohltraut eilte herzu, stützte sie, tat Fragen, die sie nicht beantwortete, und lief endlich ratlos an die Tür und schrie nach Margrit.

Eine Stunde lang lag Frau Wohltraut in Herzkrämpfen, während der Arzt sie mit Einspritzungen zu beruhigen suchte. Dann ließen die Leiden nach. Sie wurde in den Krankenstuhl gebettet, der noch aus ihres Vaters Zeiten da war, und ans offene Fenster gebracht.

Da saß sie nun am gleichen Sonnenfenster und mit der gleichen Krankheit wie einst der alte Ratsherr. Aber ihr zarter Körper hatte nicht den Widerstandswillen des seinen. Frau Wohltraut kämpfte nur wenige Wochen. Zeiten der Mattigkeit oder der Beklemmung wechselten mit ruhigen Stunden, in denen die Kranke dringend Anteil suchte an allem, was die Kinder erlebten, sprachen und verschwiegen. Diesen aber, die in banger Verwunderung vor dem ehrwürdigen Rätsel der Verwandlung bei ihr weilten, erschien jedes Schwinden und jedes Wiedererwachen des Bewußtseins als ein neuer Tod und ein neues Wiederaufleben. Sie schauten nun die beiden Gewalten im Kampf untrennbar vereint, und es war ihnen, als müßte von nun an das eigene Leben überschattet sein von der Ahnung der dunklen Brudermacht.

Eva kam in einem guten Augenblick und durfte sehen, wie sich das Gesicht der Mutter erhellte, als sie zu ihr hereinlief und ihre Hände faßte. Während die beiden dann allein beieinander weilten, hub die Kranke an, zwischen kleinen Atempausen sprechend: „Hör, Eva, ich wollte dir dies noch sagen: du mußt dich nicht sträuben, wenn Vater das Haus verkaufen will. Du mußt nicht denken, es hätte mich betrübt. Ich möchte, daß du deine Stunden nehmen kannst, bis du glaubst, du hast ausgelernt. Nicht wahr, Kind?"

„Ja, Mama," flüsterte Eva.

Elisabeth suchte ihre Hand. „Wenn Gerhart fort ist, so schreibst du ihm oft, nicht wahr? Oft. Auch wenn er dir nicht antwortet. Willst du?"

Eva nickte.

Frau Wohltraut lehnte sich zurück, und sie saßen eine Weile schweigend, während die Kranke mühsam atmete. Dann wurde sie unruhig und reckte ihre Hand gegen Eva. „Nimm ihn," flüsterte sie, und als die Tochter sie nicht verstand, ließ sie den alten Familienring, den sie immer trug, an der

Lehne des Stuhles klirren. Eva streifte ihn ihr sachte vom Finger und steckte ihn an. Elisabeth lächelte und nickte.

Die guten Augenblicke zwischen den Beklemmungen wurden selten. Margrit war Tag und Nacht um die Kranke und pflegte sie mit zarten und sicheren Händen. Hin und wieder redete Elisabeth in träumerischem Halbbewußtsein, am meisten, wenn Gerhart da war. Es schien, als riefe seine Nähe den flüchtigen Geist zurück, der sich schon über seine alte Form hinaus in ungewissen Bildern und Gestalten bewegte. Sie faßte gern seine Hände, die schmal und kräftig waren. „Der Ratsherr," sagte sie einst glücklich und deutete auf seine Rechte, „die Ratsherrenhand." Dann schaute sie mit frohem Blick über ihn hin auf ein unsichtbares Ziel.

Herr Wohltraut, der elend und gramvoll einherging, las jetzt am Abend seine Andacht im Krankenzimmer, und es bekümmerte ihn, daß Elisabeth derweilen meist in ihren träumerischen Halbschlummer verfiel.

An einem sonnigen Abend kam das Ende, plötzlich, in einem einzigen krampfhaften Ausatmen, so daß Margrit, die im Zimmer war, nur noch sah, wie ein gequälter Ausdruck körperlicher Pein in den Frieden des Todes erlosch.

Herr Wohltraut war fassungslos über den Verlust seiner Gattin. Seine Züge wurden schlaff, und sein wohlgepflegter Bart ergraute in diesen Wochen zwiefachen Kummers. Bald aber mußte der Schmerz um die Gefährtin zurücktreten vor der Geldsorge, die sich drohender gestaltete und Wohltrauts Gedanken ganz in Anspruch nahm. Er tat kurz nach dem Todesfall einen schweren Gang zu seinem Freund Jäger, um zu versuchen, durch ein Darlehen in Form einer Hypothek auf das Haus wenigstens die augenblickliche Lage zu retten.

Aber Jäger war ein besonnener Mann, und sein Rat ging dahin, zu liquidieren, solange es ohne Verlust geschehen konnte, und sich mit seinen Kräften und dem Ertrag des Verkaufs an ein großes Unternehmen anzuschließen. Wohltraut ging seufzend und tiefer gebeugt als zuvor nach Hause.

In jenen Tagen hatte Herr Wohltraut auch eine Unterredung mit seinem Sohn, der sich eines Abends mit jener still entschlossenen Miene vor ihn hinstellte, die dem Vater immer ein Gefühl des Unbehagens erweckte.

„Papa, hast du einen Augenblick Zeit?" sagte Gerhart. „Ich sollte heute oder spätestens morgen Bescheid über meine Reise wissen, die Kurse beginnen am 15."

„Das kommt ja Knall auf Fall! Heut ist der 10., wenn ich mich nicht irre. Du meldest dich in einem ungünstigen Moment." Wohltraut suchte unruhig nach Reden.

„Ich weiß," sagte Gerhart gedämpft, „es ist etwas spät; ich mochte nicht früher, nicht in jenen Tagen mit diesem geschäftlichen —" Er brach ab und sah unter gefalteten Brauen zu Boden. Oft plötzlich, durch irgendeine Beziehung und ehe man sich wehren konnte, war die Erinnerung da an das Unverschmerzliche.

Wohltraut seufzte laut: „Ich weiß auch bald nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Hast du dir denn einen Überschlag gemacht, wieviel das Studium kosten würde?"

„Einstweilen mit Stundengeld, Material und Aufenthalt 200—250 Mark im Monat," sagte Gerhart bündig.

„Also 2500 im Jahr, die Ferien abgezogen! — Mein Junge, ich kann dir nur sagen, das Geld ist nicht da, ich hab es nicht. Ich hab es beim besten Willen nicht!"

„Jede Lehrzeit kostet Geld," sagte Gerhart.

„Aber mit Unterschied. Wenn du hier im Hause bleibst und etwa in eine Kaufmannslehre trittst —"

„Das kann ich nicht."

„Kann ich nicht! Mein lieber Sohn, ein Mensch kann manches, was er erst nicht geglaubt hätte. Aber ich verlange das ja gar nicht. Lerne du meinetwegen dein Kunsthandwerk; aber lerne es hier."

„Das haben wir doch neulich schon abgetan," sagte Gerhart unmutig.

„Ja, dann kann ich dir nicht helfen," rief Wohltraut. „Dann kann ich dir nicht helfen."

„Aber Papa, so schlecht stehen wir doch nicht! Mit dem Geschäft, dem Haus — ich begreife dich nicht?"

„Das Geschäft! Das Geschäft ist augenblicklich in einer Notlage, es kämpft gegen neue Konkurrenz — du hast ja davon gehört — es bringt nichts ein, sondern hat mich noch große Summen gekostet in letzter Zeit."

„Dann ist ja das Haus noch da."

„Ja, das Haus deiner Mutter, in dem sie geboren und gestorben ist," sagte Wohltraut nachdrücklich.

Aber je mehr sein Vater verneinte, desto verbissener wurde Gerhart. Eine alte Bitterkeit quoll in ihm auf, und er bezwang sie nicht mehr, sondern sog die Kraft des Widerspruches aus ihr, jetzt, da die leidende Mutter nicht mehr Rücksicht heischend zwischen ihm und dem Vater stand.

„Was Mutter darüber dachte, das kann dir Eva sagen," erwiderte er. Und er wiederholte die Worte, die Elisabeth auf ihrem Sterbebett gesprochen hatte.

„Und wenn!" rief Wohltraut. „Und wenn! verkaufe ich heute mein Haus, so gibt mir morgen kein Mensch mehr Kredit. Glaubst du denn, ich hätte das nicht schon alles überdacht! Ich habe mehr getan, ich habe versucht, eine Hypothek auf das Haus zu nehmen, und sie ist mir verweigert worden — von einer Seite, von der ich es nicht erwartet hätte. Ja, so steht es, mein Sohn, nun mache daraus, was du kannst."

Gerhart schwieg, und sein Vater sagte in ruhigerem Ton: „Besinne dich, was du tun willst in Anbetracht der Umstände, und dann komme mir mit einem vernünftigen Plan, über den sich reden läßt."

Da rief Gerhart laut: „Ich glaube nicht, daß meine Pläne bisher unvernünftig gewesen sind. Und wenn es Unvernunft war, die mir den ersten zerschlagen und mich lahm und krüpplig gemacht hat für mein Leben, so war es nicht meine eigene."

Er hatte es keuchend vor Erregung herausgesagt und wandte sich jetzt um und lief hinaus.

Als er in seinem Zimmer saß, kam das Elend über ihn. Er lag auf seinem Bett und drückte die Fäuste in die Augen. Aber er war nicht der Mann, um lange ratlos zu sein. Als er eine Weile über sein Mißgeschick gebrütet und sich der Enttäuschung dahingegeben hatte, tauchte ein neuer Entschluß in ihm auf. Und noch am selben Abend entwickelte er in seinem Zimmer eine leise Geschäftigkeit mit Aufräumen, Zusammenordnen und in Kisten Verpacken dessen, was da stand und lag und hing. Zum Abendessen blieb er aus. Als er spät nach Hause kam, klopfte er an Evas Tür.

„Wo warst du auch so lange?" fragte sie erschrocken, als sie ihm öffnete.

„Ich verreise," sagte er mit erzwungener Munterkeit. Und er teilte ihr seinen Plan mit, am nächsten Tag ohne seines Vaters Wissen nach München zu fahren. Dort wollte er vorerst eine praktische Lehre durchmachen, in seiner Freizeit die Museen besuchen und, auf bessere Zeiten wartend, einstweilen von dem Inhalt seiner Sparbüchse leben, die ihm der Vater wohl nicht verweigern würde.

„Und so bald willst du fahren?" rief Eva, als er geendet hatte.

Er nickte. „Was soll ich mich hier noch mit Papa herumstreiten oder am Ende gar zurückgehalten werden? Ich sehe, bei Gott, keinen anderen Weg."

Das klang nicht eben freudig, und Eva sagte lebhaft, von einer plötzlichen Idee ergriffen: „Du, wenn Papa mir meine Stunden für diesen Winter bezahlen würde, so könnte ich dir dann etwas schicken, ein paar hundert Mark."

Er horchte auf.

„Von Roswolts."

Aber Gerhart schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Schlaf du auf deinen paar hundert. Ein Mann bringt sich eher durch. Gut Nacht denn!"

Er reiste mit dem Abendzug. Nach Sonnenuntergang wanderte er noch einmal durch die bekannten Straßen. Auch an der Ecke, wo Emmys Haus, das niedere, breite, mit den altmodischen grünen Läden, stand, ging er vorbei. Aber er dachte an die letztjährigen Erregungen nur noch mit trüber Verwunderung.

Als er auf den Domplatz kam und das ehrwürdige Bauwerk gleichmäßig schön in die Abendluft ragen sah, während die Vögel zwitschernd und blinkend um den Turm fuhren, wurde er seines Entschlusses fast gereuig. Aber er setzte sich vor, an diese Stätte zurückzukehren, wenn er einst mit freierem Mute und freudig im Anblick des edlen Gebäudes würde verweilen können.

Gerhart hatte bei der Abreise seinem Vater einen Brief hinterlassen, in dem er sich wegen seiner Raschheit von neulich entschuldigte, seinen Plan darlegte und um seine Sparkasse bat.

Der alte Wohltraut war über die Flucht seines Sohnes mehr bestürzt als entrüstet. Er war gebeugt gewesen, und dies beugte ihn noch tiefer. Er sah, wie seine Macht unter ihm zerbröckelte, ohne daß er es aufhalten konnte. Er ging als der alte, korrekte und wohlgepflegte Mann durch die Straßen, man konnte ihn fest und fromm wie einst in der Kirche sehen; aber Gott hatte ihn unter der Rute. Er nahm ihm seine Frau, auf die er so oft seine Last hatte legen dürfen; er ließ es zu, daß ihn Unverstand und Betrug um

seinen irdischen Besitz brachten, daß sein Geschäft, die Arbeit seines Lebens, durch unwürdige Konkurrenz ruiniert wurde; und er hatte ihm seine Ohnmacht gezeigt, als er den Sohn im Geiste neumodischer Überhebung sich von ihm wenden ließ. Es war eine harte Prüfung.

Und dabei lagen die Mittel, sich wieder Rückhalt zu geben, sich aus der schlimmsten Klemme herauszureißen, so nahe. Sie wurden ihm täglich angeboten, täglich häufte sich der Stoß der Aktienprospekte auf seinem Schreibtisch. Er sah sie durch, legte sie hin und sann darüber nach, was für Möglichkeiten ihm entgingen.

Unterdessen waltete in seinem Hause eine, auf deren Leben sich ein milder Sonnenschein gelegt hatte. Margrit, die sich als Kind und junges Mädchen ihrem Wachstum, ihrer Entwicklung, ihren Sorgen und Freuden pflanzenhaft still unterworfen hatte, fing jetzt an, unbesehen und sich selber erquicklich in Wünschen zu erblühen.

Sie hatte, seit sie erwachsen war, ihre Freude daran gefunden, sich an christlichen Werken zu betätigen. Es war ihr die liebste Erholung gewesen von den Pflichten des Haushalts, die sie mit ihrer Mutter teilte, und sie hatte dabei in aller Wohlgefallen gelebt, wie es ihrer Natur Bedürfnis war. Gerharts und Evas Widerstände und verschwiegenes Wesen konnte sie nie verstehen. Die Geheimnisse, welche die beiden vor der Welt und den Eltern zu haben schienen, verursachten ihr Unbehagen. Und sie wunderte und kränkte sich ein wenig, daß ihre Mutter, der sie täglich Beistand leistete, mehr Sorge und Anhänglichkeit für die beiden jüngeren, die trotzigen und verschwiegenen, zeigte, als für sie selber. Aber solche Gefühle streiften nur, ihr kaum bewußt, das Gemüt.

Als ihr nach dem Tode der Mutter die Last des Haushalts zufiel, konnte sie sie als eine kundige, junge Hausfrau tragen, die in den verschiedenen Obliegenheiten ebenso erfahren war, wie geübt in der aufopfernden Fürsorge, unter die sich alle einzelnen Geschäfte reihten. Das, was sie sich neben der häuslichen Arbeit als Liebhaberei gönnte, war der Besuch von christlichen und wohltätigen Vereinen, und je mehr sie sich dort beteiligte, um so mehr wuchs ihr Eifer, um so tiefer keimte in ihr eine stille Sehnsucht, sich ganz der Sache Gottes und der Nächstenliebe zu widmen. Sie hatte hin und wieder mit ihrer Mutter davon gesprochen; aber diese wies sie auf die nächstliegenden Pflichten, und sie fügte sich mit williger Einsicht in die vorgezeichnete Bahn.

Nach dem Tode der häuslichen Fürsorgerin empfand sie selber die Unmöglichkeit, sich vom Bande dieser Pflichten loszumachen, und sie lebte sich hinein als in eine ihr von Gott gewiesene Aufgabe. Da aber traf sie von außen die unerwartete Bestrahlung, die sich über Wünsche und Pflichten verklärend ergoß.

Sie war an einem Sonntagnachmittag zur Kirche gegangen, um verschiedene Missionare reden zu hören, die von ihren Stationen zurückgekehrt waren und die Teilnahme der Bevölkerung durch die Schilderung ihrer Bemühungen und Erfolge für das große Werk zu gewinnen hofften. Zwei ältere Männer sprachen zuerst mit fremdländischem Akzent und mit vielgebärdigem, um Ver-

ständnis ringendem Vortrag. Das angestrengte Lauschen auf die ungewohnten Betonungen ermüdete die Zuhörer, und Margrit schaute schon schläfrig unter schweren Augenlidern hervor, als sie einen Mann, der ihr wohlbekannt und doch ein neuer schien, die Kanzel betreten sah. Sie erkannte den kräftig geformten Kopf Christoph Holzers; aber die eckige Gestalt schien schmal und schlank in dem schwarzen Predigerrock. Und als er nun, sich zum Vortrag sammelnd, den Kopf nachdenklich beugte und einen Augenblick in der demütigen Haltung verharrte, da war es Margrit, als strahle um den jungen Nacken und den lockigen Kopf die wehmütige Verklärung jugendlicher Heiligkeit. Als er sich dann aufrichtete, den festen Blick auf die Versammlung heftete und mit sachlicher Rede seine Erfahrungen in Afrika beschrieb, da war es freilich wieder der einfache besonnene Bauernsprößling, den sie da hörte. Aber in ihrem Gedächtnis blieb das Bild des jungen Heiligen mit dem gebeugten Nacken, und von ihm aus schien fortan ein Licht auf ihren pflichtgeregelten Alltag.

Seine Erheiterung hielt vor, als wieder einmal die Sorgenwolke schwül über dem Hause hing, und Wohltrauts zerfurchte Stirn schwere Zeiten anzeigte.

Es hatte sich nämlich beim Herbsteinkauf erwiesen, daß der Kredit des Hauses im Sinken war. Zwei Firmen hatten ihre Lieferungen eingestellt bis auf Abzahlung der noch ausstehenden Beträge. Man hatte die Waren von anderen Geschäften beziehen müssen, die schlechter bedienten; die Kunden hatten es zu entgelten gehabt, und Beschwerden waren eingelaufen. Wohltraut sah nur noch Ärger, Gefahr, Demütigung und Sorge vor sich. Er fuhr des Nachts aus schreckhaften Träumen auf; am Tage vergrub er sich in sein Bureau, wo er jeden Ankömmling ängstlich nach seiner Botschaft ausspähte und die Erledigung unerfreulicher Post ihm die Stunden verärgerte. Es war ein Zustand, der nicht ertragen werden konnte; Herr Wohltraut sann auf Mittel, ihm ein Ende zu machen. Eine dringende Zahlungsforderung trieb ihn endlich zu dem Versuch, mit fremdem Kapital einen Schlag zu wagen. Er setzte sein Glück auf eines jener Spielpapiere, deren jeweilige Kurshöhe sich mit keinem stofflichen oder Leistungswert deckt.

Bange Tage vergingen mit schwankenden Kursen. Und dann sprang die erhoffte Konjunktur auf; Wohltraut erfaßte den Augenblick, verkaufte, gewann und trug einen Besitz nach Hause, der ihn glücklicher machte, als einst das ganze Vermögen des alten Ratsherrn mit seinem spärlich tragenden, sicheren Zinsgeschäft.

Aber Wohltrauts Gewinn war erst ein kleiner Brocken für seinen Schuldenschlund. Er mußte noch einmal wagen, mit höherem Einsatz, und noch einmal.

Es tat dem alten Mann in diesen sorgenvollen Zeiten wohl, daß er zu Hause ein freundliches, frohes Gesicht sah, und es kam vor, daß er Margrit auf die Schulter klopfte und sagte, sie sei eine brave, junge Hausfrau.

Es war eine alte Gepflogenheit der Familien Wohltraut und Jäger, sich gegenseitig am Geburtstag des Hausherrn zum Essen einzuladen. In diesen Tagen nun erging an die Wohltrauts wieder einmal Freund Ludwigs Auf-

forderung zum Geburtstagsmahl. Es hatte bei Jägers einen kleinen Verdruß gegeben, als die Einladung verschickt wurde; denn Emmy wollte als Tischnachbar für das eine Wohltraut-Mädchen ihren Freund Fred Türk bitten; Jäger aber hatte schon an seinen Schützling Christoph Holzer geschrieben, der auf ein halbes Jahr im Lande weilte.

Im „großen Kefig" war die Einladung so unzeitig wie möglich gekommen. Wohltraut lehnte an jenem Tage mit zusammengefallenen Schultern in seinem Stuhl und sagte, er könne nicht ausgehen, es sei ihm unmöglich, irgend jemand zu sehen. Der Grund war, daß ihm sein letztes, größtes Wagnis fehlgeschlagen und er statt einem Stück Geld eine Schuldforderung in die Hand bekommen hatte.

Aber die Töchter meinten, man dürfe nicht absagen und Onkel Jäger die Freude verderben, und Wohltraut entschloß sich unter Seufzen, mitzugehen und sich für diesen Abend zu einer guten Miene zu zwingen.

Als man bei Jägers ankam, zeigten Haus und Garten ein festliches Aussehen. Lampions leuchteten aus den Gebüschen, und farbige, kerzenerhellte Gläser warfen ihren bunten Schein auf die Kieswege. Über der Gartentür prangte, aus roten Glaslichtern hergestellt, eine große 58, die Zahl von Jägers vollendeten Lebensjahren.

Drin im Eßzimmer aber strahlte in Kristall- und Silberschimmer ein stattlich besetzter Tisch. Die vier Gläser von verschiedener Form bei jedem Gedeck bürgten für eine solide Weinfolge, während ein gewählter Nachtisch schwere Silberschalen füllte, die mit ihrer überreichen Verzierung von wildgemischten Schnörkel-, Muschel- und Buckelformen, wie man sie zur Zeit von Jägers Ehegründung bewundert hatte, der Tafel ein prunkhaftes Gepräge gaben. Mitten in dem Strahlen und Klirren des Metalls aber stand ein glanzloses, weißes Marzipanhaus, ein Musterwerk der Zuckerbäckerei, das der Lieferant der Familie Ludwig Jäger dem Hausherrn zu seinem fünfzigsten Geburtstag verehrt hatte, und das seither die jährliche Festtafel mit dem gleichen soliden weißen Mauerbau zierte, während die beweglichen Teile, Fensterladen, Balkone, Freitreppe und Gartenanlage, jedesmal von der Geburtstagsgesellschaft verzehrt und im folgenden Jahre durch neue leckere Baustücke ersetzt wurden.

Abseits von der Tafel stand der Geburtstagstisch, der von 58 Kerzen umfaßt war und allerlei Handarbeiten von Emmy, eine Schlummerrolle, gestrickte Fausthandschuhe und ein Paar dunkelgrüne Pantoffeln trug. Fred Türk hatte einen Aschbecher in Form eines Frosches mit aufgeschlitztem Bauch gestiftet. Von Gerhart lag eine Glückwunschkarte da, die sein Vater in der Stille las, während die anderen den Neuschmuck des Marzipanhauses bewunderten.

Wohltraut zeigte sich an diesem Abend so lebhaft, wie man ihn schon lange nicht mehr gesehen hatte. Er belobte seine Nachbarin Emmy in gereimten Reden über ihren Ausputz von Haus und Garten; er trank Salomon zu wie ein weinfroher Student und beteiligte sich beim Ziehen der Knallbonbons, bis er zwei Papierkronen für sich und Emmy gewonnen hatte, die er ihr über den blonden und sich über den grauen Kopf stülpte.

Salomon wollte ein gleiches mit Eva tun; aber sie wehrte sich und sagte, sie habe schon ihre natürliche Mütze. Er selbst trug eine papierene Tiara, mit deren vergoldeter Spitze er gesenkten Hauptes in die Arme der Mädchen stach.

Trotz dieser Vergnügungen kam es in der kleinen Gesellschaft zu keiner echten Fröhlichkeit, und Emmy teilte Margrit verstohlen mit, daß es zwischen Jäger und Salomon nicht gut stehe, da der Bruder in keiner Stelle aushalte. Jäger habe sein Geburtstagsgeschenk, ein Kistchen teurer Zigarren, zurückgewiesen, da er sie ja doch hätte selber bezahlen müssen.

Zwei Menschen gab es immerhin, die an diesem Abend zu ihrer stillen inneren Freude kamen. Margrit hatte mit frohem Schreck Christoph Holzer ankommen sehen. Er war sogleich auf sie zugetreten und hatte so selbstverständlich mit ihr zu plaudern angefangen, als wollte er ein vor kurzem unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfen. Sie aber stand beklommen vor ihrem jungen Heiligen, dessen zwangloses Auftreten sie erst beinahe enttäuschte. Als sie aber am Tischende neben ihm tafelte und ihn über die Ecke hin beobachtete, wie er ernst in der schwarzen Tracht, ruhig und gesammelt unter der lauten, schmausenden Gesellschaft und den Lichtblitzen des Silbers und Kristalles saß, da konnte sie ihn wieder auf den Thron der Heiligkeit erheben, wo sie ihn gerne sah. Sie merkte, daß er keinen Wein trank und wenig aß; und nachdem er wieder einen Gang hatte unberührt vorbeigehen lassen, sagte er entschuldigend: „Ich bin ein schlechter Esser, aber nicht aus Grundsatz," und als sie ihn fragend ansah: „Wen das Fieber einmal drangekriegt hat, den läßt es das Schlemmen büßen." Margrit blickte ihn von der Seite an; ja, er schien schmaler geworden und hatte einen Zug von Mattigkeit um den großen, festen Mund. Und seine Worte nahmen für sie eine ernste Bedeutung an, wie wenn er sich als Dulder, ja als Märtyrer für die große Sache bezeichnet hätte. Da ihr Mitleid erregt war, bezwang sie sich nicht mehr und ließ ihn ihre Zuneigung fühlen. Und er spürte wohl die warme, frauliche Anteilnahme, die sie ihm schenkte.

Es kam nach dem Essen eine trauliche Stunde, da sie sich im Garten ergingen und Holzer ihr von dem Missionarsberuf erzählte mit seiner starken, treibenden Hoffnung, aber auch mit seinen Nöten, Häßlichkeiten und Enttäuschungen; doch als er ihr eben die Schwarzen in ihrer dumpfen Roheit geschildert hatte, sagte sie nur: „Dort möchte man helfen; in unseren Vereinen hier weiß man ja oft nicht, ob man zuerst für die Armen oder für seine eigene Zerstreuung sorgt."

Er sah von der Seite über ihre schmale Gestalt und das zarte Profil und sagte: „Ich persönlich möchte keinem zur Missionsarbeit raten; aber wer gehen muß, der geht."

„Man meint vielleicht, man müsse; aber man kann nicht," seufzte Margrit.

„Für jeden kommt der Tag, an dem er seine Bestimmung erfüllt," sagte Holzer leise und lebhaft. „Können Sie das nicht glauben? Können Sie leben, ohne das zu glauben?"

„Ich kann es noch nicht sehen, für mich nicht," klagte Margrit kleinmütig. „Meine Aufgabe als älteste Tochter ist doch wohl bei Papa."

„Und Sie möchten gern an einem großen Werk mitarbeiten, ja?"

„Ich wünsche es mir schon lange und immer mehr."

Holzer schwieg, und während er ruhig vor sich auf den Boden sah, durchsann er eine rasche und erregte Gedankenfolge. Er wußte jetzt, daß sie freudig mit ihm gehen würde; aber er hatte keine Gewißheit, daß ihm seine Krankheit die Rückkehr erlaubte. Und ihre Kraft gehörte dem Werk, nicht ihm.

„Ich glaube, Ihr Herr Vater würde mit sich reden lassen," sagte er nur. „Wir müßten das einmal unter uns besprechen; wollen Sie?"

„O ja, Sie sind sehr gütig," sagte Margrit.

Es war so lind und schön, daß er für sie dachte! Sie hätte gerade herausweinen mögen.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, als unvermutet ein heller Lichtschein auf sie fiel, der vom Gartenhäuschen aus in den Schatten zündete. Er kam aus zwei ausgehöhlten Kürbisköpfen, aus denen eine lachende und eine weinende Fratze geschnitten war. Gerhart hatte sie einst zu Emmys Vergnügen ausgeschnitzt.

„Fetische," lachte Holzer. Aber Salomon, der die Lichter angesteckt hatte, rief vom Gartenhaus herüber: „Aha, jetzt hat man euch, ihr Dunkelgänger, Dunkelmänner, Dunkelmänner und Dunkelweibchen, haha Dunkelweibchen! Wo ist denn das andere Dunkelweib?" Und er machte sich in die Büsche, um Eva zu suchen. Er traf sie allein auf einer Bank sitzend und ließ sich geräuschvoll neben ihr nieder. „Du Eva," lachte er, „dich suchte ich eben. Laß uns doch mal unsere Mützen tauschen. Wo hast du denn deine natürliche, haha, deine natürliche Mütze?" Und er packte sie um die Schulter und griff nach ihrem schweren Haarknoten.

Aber sie schlug seine Hand zurück und rief erbost, während sie aufsprang: „Laß mich doch mal in Frieden, Salomon! Kann ich denn keinen Augenblick für mich allein sein? Glaubst du etwa, es mache mir Vergnügen, daß du immer hinter mir her bist?"

Als er aber mit hängenden Händen vor ihr stand, und sie seine verscholtene Miene sah, sagte sie ruhiger: „Du mußt mich bloß nicht immer plagen. Dann will ich auch gut mit dir sein."

Damit lief sie rasch atmend davon. An einer Wegbiegung traf sie auf Jäger, der sich zur Seite stellte und rief: „Na, na, wohin wie der Blitz?"

„Ach Onkel, in eurem großen Garten kriegt man beinah Angst des Nachts."

„Was, so ein Hase?" rief Jäger gutmütig. „Nun, so gehen wir ein Stück Wegs zusammen; ich wollte ohnehin ein Wort mit dir reden." Er räusperte sich. „Gerhart hat mir zum Geburtstag geschrieben."

„Ich weiß."

„Nun möchte ich ihm doch auf irgendeine Weise danken, nicht wahr? Aber der Junge schreibt ja nichts von sich, auch nicht seine Adresse. Und

dein Vater weiß nicht viel mehr als ich. Deshalb frage ich dich. Ihr habt euch immer gut verstanden."

Eva schwieg, und Jäger fuhr trocken fort: „Es macht sich nämlich, daß ich in den nächsten Wochen durch München fahre. Und wenn man wüßte, wie's mit Gerhart steht, so könnte man ihm vielleicht einen Schritt weiter helfen. — Dir wird er ja wohl schreiben, oder?"

„Ja," sagte Eva, „er schreibt mir. Ach Onkel, wenn du ihn sehen könntest!"

„Hat er denn eine Beschäftigung?"

„Das wohl. Er hat eine Lehrstelle bei einem Kunstschlosser gefunden; aber —"

„Die gebratenen Tauben werden ihm dabei nicht in den Mund fliegen," half Jäger weiter.

„Ich weiß nicht, wie er sich durchbringen kann," sagte Eva gedrückt.

„Na, da ist es am Ende kein Übel, wenn der alte Onkel einmal da unten vorbeikommt."

„Ach, ich bin so froh!" seufzte Eva auf. „Und er wird gewiß weiterkommen, wenn er einmal lernen kann, zu was er geschickt ist."

„Er war immer ein anstelliger Bursche und einer, der seine Sache durchführt," sagte Jäger mit Nachdruck. „Es könnte sich mancher etwas von seiner Beharrlichkeit wünschen."

Er schwieg und seufzte. Beim Hause trafen sie Wohltraut und Emmy, und Jäger schlug dem Gast vor, noch ein Glas und eine Zigarre mit ihm im Herrenzimmer zu kosten.

Als Wohltraut sich allein mit dem Freunde sah, gab er die Verstellung auf. Er ließ sich tief aufseufzend in das Ledersofa fallen und sagte: „Mein Gott, Jäger, ich wollte dir dein Geburtstagsfest nicht trüben; aber ich halte es nicht mehr aus. Bei mir ist alles verloren!"

Jäger, der eben einschenken wollte, stellte die Flasche hart aufstoßend hin und sah dem Freunde ins Gesicht.

„Ich habe nichts mehr als Schulden; ich kann die Firma nicht mehr halten," rief Wohltraut mit einem Schluchzen in der Stimme.

„So plötzlich?" fragte Jäger erschrocken. „Neulich hast du mir die Lage doch noch ganz anders geschildert. Hast du — hast du Unglück gehabt in Privatgeschäften?"

„Ich kann dir jetzt nicht alles sagen," seufzte Wohltraut und ließ die Hand, die das Taschentuch hielt, schwer auf sein Knie fallen. „Es kommt nun, was du mir rietest, die Liquidation. Und dann stehe ich auf der Straße — kann Arbeit suchen —".

Er rang nach Atem und bot mit den plötzlich verfallenen Zügen und den vornübergebeugten Schultern das Bild eines gebrochenen Mannes.

Jäger sah besorgt auf ihn und schob ihm ein Glas zu. „Komm, trink einen Tropfen. Es ist vom alten Berncastler. Aber das mußt du mir mal alles erklären!"

Und Wohltraut stellte nach und nach seine Leidensgeschichte dar, das

Konkurrenzelend, seine Versuche, auf kürzerem Wege Geld einzubringen, zu denen ihn der schwierige Stand der Geschäfte getrieben hatte, seine Hoffnung, daß Gott es dem Ehrlichen werde gelingen lassen, und endlich das stete und stückweise Zerbröckeln seines Vermögens und das Schwinden seiner Zuversicht. Er erzählte mehr von sich selber als von seinen Geschäften; aber Jäger hatte Erfahrung genug, um die Tatsachen herauszuhören und an ihren Platz zu bringen. Er konnte, als Wohltraut geendet hatte, mit gutem Glauben darlegen, daß es immer noch nicht das Schlimmste sei, wenn der Freund, nachdem er Haus und Handel losgeworden, als freier, unverschuldeter Mann dastehe und mit seiner Geschäftserfahrung noch auf einen guten Posten rechnen dürfe.

„Ich weiß nicht, wie ich es tragen werde!" seufzte Wohltraut; aber Jäger betrachtete es als ein gutes Zeichen, daß der Betroffene anfing, in kleinen Schlücken mit gespitztem Feinschmeckermunde seinen Wein zu schlürfen, und daß er sich beim zweiten Einschenken zu der Frage vergaß, was der vorzügliche Tropfen für ein Jahrgang sei.

Als die Familie Wohltraut sich auf den Heimweg begab, ging Jakob zwar stumm und in schweren Gedanken, aber doch mit gefestigterem Mut, als er gekommen war, der alten Behausung zu, die ihm in trüber Voraussicht schon nicht mehr zu eigen schien und sich ihm jetzt stolzer und besitzenswerter darstellte als selbst in seinen Jünglingsjahren, damals, als er noch mit begierigen Augen aus dem „kleinen Kefig" nach dem „großen" gesehen hatte. Noch nie war ihm das alte, graue Haus so eindrücklich als Sinnbild bürgerlichen Ansehens erschienen wie jetzt, während er auf das wappengeschmückte Portal zuschritt.

Unterdessen hatte Eva der Schwester Onkel Jägers gute Neuigkeit erzählt, worauf Margrit mit einem sanften Seufzer sagte, man müsse immer hoffen, daß für jeden der Tag komme, da er eine Arbeit nach seinem Herzen tun dürfe. Man sehe, die Hilfe erreiche einen oft von ganz unerwarteter Seite.

An einem regnerischen Morgen der nächsten Woche ging auf dem Steig des Ganterburger Bahnhofes Herr Ludwig Jäger mit langen Schritten auf und ab. Er hatte ein kariertes Plaidtuch über der Schulter hängen und einen großgriffigen grauen Schirm in der Hand. Seine bauchige Reisetasche mit den gelben Schließen lagerte breit am Boden an einen Stützpfeiler gelehnt, den Jäger nicht aus den Augen ließ. Eben als der Zug sichtbar wurde, kam vom Eingang her eine fliegende Gestalt dahergeschossen, mit wehendem Mantel und vom Gegenwind gebäumtem Hut. Es war Eva, die einen Brief vor sich hinhielt und rief: „Onkel, nimmst du ihn mit?" Und als sie Jäger erreicht hatte, sagte sie errötend: „Vielleicht, Onkel, gibst du ihn ihm gleich oder schickst ihn voraus; dann weiß er schon, daß er sich freuen darf. Er ist ja jetzt leicht ein bißchen knurrig und verkriecht sich gern, du weißt schon, seit er soviel Verdruß hatte."

„Gib du mir nur deine Empfehlung, Kind," sagte Jäger gutmütig und steckte den Brief in die Reisetasche. Als er ihn nahm, fühlte er, daß ein runder, harter Gegenstand darin war, und er sagte in herzlichem Ton, indem

er auf die bauchige Tasche klopfte: „Hier ist er gut aufgehoben, sieh. Und jetzt behüt dich Gott, Eva. Wir machen's schon recht mit Gerhart."

Ludwig Jäger war einer von den Reisenden, die sich aus ihrer Fahrt einen Genuß machen und frisch wie nach einem Bade an ihrem Bestimmungsort aussteigen. Als er in München ankam, hatte er ein solides Mittagessen im Magen, hatte seine Zeitung gelesen, die Nachmittagszigarre geraucht und die Bekanntschaft eines weltkundigen Mitreisenden gemacht, von dem er über französische Kolonialpolitik und die Erfolge der Kunstdüngerverwendung in Ungarn unterhalten worden war.

So befand er sich in bester Laune, als ihn eine Mietdroschke nach langer Fahrt einem dunklen Torweg auslieferte, durch den er vor ein rauchgeschwärztes Hinterhaus und über drei steile Treppen in die Behausung der Frau Kabisch, Gerharts Wirtin, gelangte. Die Wohnungstür stand offen, und ein Lichtschein drang aus einem hintern Raum, wo eine tiefe Frauenstimme und ein grelles Kindergellchen wechselsweise ertönten. Jäger ging der Helle nach und sah in einen Küchenraum von ungewöhnlicher Ausstattung. Neben dem kleinen Herd und dem Küchenschrank hatten ein Tisch mit zwei Bänken, eine Kommode mit einem zersprungenen Stehspiegel und ein zum Kinderbettchen hergerichteter Korb Platz gefunden. Vor dem Spiegel stand ein junges Mädchen, dem eine starke Frau mit bloßen Füßen und auf der Brust offener Bluse das Haar kämmte und strahnweise auf Papierröllchen wickelte. Als sie Schritte hinter sich hörte, wandte sie sich um und rief: „Geh, haben der Herr mich aber erschreckt! Der Herr sein wohl hier nicht am rechten Ort: Frau Kabisch."

„Ganz richtig," sagte Jäger und zog den Hut, „und hier wohnt ein Herr Gerhart Wohltraut, wenn ich recht beraten bin."

„Jo freilich wohnt der Herr Wohltraut hier. Und der Herr sein am End gar der Herr Papa? Dös hab i ja immer gsogt, eines Tages kommt der gnä Herr Papa, und dann gibts andere Zeiten firn jungen Herrn. Hob i net recht ghobt?"

Ludwig Jäger widersprach nicht und erkundigte sich, ob der junge Mann zu Hause sei. In einer halben Stunde würde er da sein, meinte Frau Kabisch, und Jäger erbat sich von der Hausfrau die Gunst, inzwischen in der Küche warten zu dürfen, was Frau Kabisch unter vielen Entschuldigungen wegen des engen Platzes und der in der Küche vorgenommenen Toilettebeschäftigung gewährte.

„Es is holt a teiers wohnen in der Stodt," sagte sie, „unsereins muß jeden Winkel ausnützen; no, und die Kleine, die geht holt morgen zur ersten Firmelung und Prozession, und wenn die andern alle Wickeln hobn, so kann mers dem Kind doch net einzig verwehren, net? Do hob i holt denkt, jetzt, zwischen kochen und aufwoschn, mochst schnell dem Kind seine Wickeln."

Bald aber ging Frau Kabischs ergiebige Rede auf das Thema über, das Jäger von ihr behandelt wünschte und von dem sie nicht so bald ein Ende fand.

„A foiner Herr is er halt, der Herr Wohltraut, dos hob i immer gsogt, zu moin Monn hob i's gsogt, a durchaus foiner Herr, wenn er jetzt auch nur

12 Mark für sein Zimmer bezahlt und a paar magere Pfennige, doß i grad so sog, für sein Essen. No jo, und wie er so grobe Arbeit gesucht hat — mich wunderts nit, doß den Herrn kein Meister einstellt, hob i zu moin Mann gsogt, mit dene foine Händ! Und halt auch das wehe Boin, net? Der Herr Wohltraut is holt aus sein Kreis heraus, hob i gsogt, es is koin Leben für so a foiner Herr. No, jetzt wirds anders, i seh's dem gnädigen Herrn Papa an, wenn i grad so sogn derf."

So plauderte Frau Kabisch, von Jäger durch Zwischenfragen ermuntert, bis Gerharts Schritt auf der Treppe ertönte, und bald der junge Mann im Türrahmen stand.

Pate Jäger sah einen Augenblick verwundert auf den blassen Menschen im Arbeitskittel, der sich da müde über die Schwelle schob. Als aber jener bei seinem Anblick stutzte, hielt er Evas Brief in die Höhe und sagte: „Hallo, Gerhart! Der Briefträger von zu Hause ist da!"

„Onkel! Du bist in München?" rief Gerhart; und wie er sprach und lachte, zeigte sich in den abgemagerten Zügen auch wieder die alte Knabenmiene.

„Leibhaftig," sagte Jäger. „Ihr jungen Durchbrenner setzt einen ja in seinen alten Tagen noch auf die Beine. Aber jetzt lies einmal erst deine Geschichten da, und nachher wollen wir alles erfahren. Vielleicht zeigst du mir dann eines eurer Bräuhäuser, wo man was Ordentliches zu trinken und zu essen kriegt."

„Gleich, Onkel; du erlaubst, daß ich mich schnell umziehe," sagte Gerhart, der das wunderliche Küchenbild mit dem behäbigen Gast in stillem Vergnügen musterte.

Auf der Schwelle stieß ihn die Kabisch freundschaftlich mit dem Ellbogen an und raunte: „Aber geltens, recht hob i ghobt?"

Nach einer halben Stunde standen die beiden auf der Straße, und Jäger, der es dem Jungen nun einmal behaglich machen wollte, verausgabte sich für einen Wagen nach dem Hofbräu. Als jeder bequem in seiner Ecke saß, sagte der alte Herr: „So, und nun hoff ich, wir finden dir heut abend einen Lebensmodus, der Frau Kabischs Küche entbehrlich macht."

Und wirklich wurden sie bei einem rechtschaffenen Mahl und Trunk darüber einig, daß Ludwig Jäger einstweilen die Fürsorge für den Patensohn übernehmen würde. Gerhart wollte zwar in seiner Lehre aushalten, um sich die Kenntnis des Handwerklichen zu erwerben. Aber er sollte unterdessen gutes Quartier und gute Kost haben und die Abendkurse der Kunstgewerbeschule besuchen.

Gerhart hatte zwar Zweifel gehabt und dem Paten nur zögernd den Kostenvoranschlag für seine Ausbildung gemacht. Aber Jäger schlug seine Besorgnisse nieder, indem er, Mann zu Mann, zu ihm sagte: „Sieh Gerhart, wer sein Leben lang gearbeitet hat, der wünscht sich, daß die Früchte auch einem Erben nach seinem Sinn zugute kämen. Meine beiden Kinder kriegen noch genug, mehr als ihnen gut ist, und zu welchem Loch sie's einmal hinauswerfen, das weiß der liebe Herrgott. Die Emmy ist ja ein gutes Kind, du hast sie auch immer gern gehabt, ich weiß. Nun, sie wird eben einmal ihr

Teil ihrem Liebsten anhängen; und wenn der alte Papa zu dieser Sache etwas zu sagen hat, so kann er froh sein. Aber ich möchte, solange ich verfüge, noch dort etwas hinwenden, wo ich meine, daß guter Boden ist, und wo es mich jedenfalls freut, zum Gedeihen zu verhelfen, soviel das ein Mensch kann."

Gerhart sah bei dieser Rede vor sich nieder und sagte, als Jäger geendet hatte: „Ich dank dir, Onkel," und damit war die Sache im reinen.

Jäger reiste schon am folgenden Tag weiter. Gerhart aber schrieb einen Brief an Eva, der diese veranlaßte, Onkel Jäger zu seiner Rückkehr einen mächtigen Herbstlaubstrauß in die Wohnung zu stellen.

Übrigens widerfuhr Eva in diesen Tagen noch anderes Glück, so daß sie Gerharts freudigen Brief mit einem gleichen beantworten konnte.

Sie hatte zum erstenmal an einem Konzertabend des Konservatoriums gesungen. Sie war mit Herzklopfen auf das Podium getreten, hatte in dem engen, dichtgefüllten Saal der Schule über das bedrängende Gewirr von Köpfen und Hüten hinweg ihre Arie, wie es ihr schien, beklommen und automatisch heruntergesungen mit all den Phrasierungen und nach allen Vorschriften, die ihre Lehrerin ihr mit blauen und roten Strichen und Bogen in ihr Arienalbum eingezeichnet hatte. Als sie endlich in dem beschämenden Bewußtsein ihrer offenkundigen Schülerhaftigkeit abtrat, setzte sie sich, müde vor Angst und Aufregung, ins Stimmzimmer und erwartete ihr Urteil.

Aber der Direktor trat munter auf sie zu und sagte: „Es war gut, musikalisch und stimmlich sehr befriedigend, durchaus befriedigend, noch unselbständig natürlich, und achten Sie auf Ihre Vokale, Ihre i, da klingt noch so ein zersprungenes Sturmglöckchen mit. Orgeltöne, Fräulein Wohltraut! Sie haben's ja! Aber machen Sie so weiter, wir wollen dann hören, wie's in einem Jahre klingt. — Da ist übrigens jemand, der Sie sprechen möchte."

Und in der Tür erschien mit einer stolz gemessenen Verbeugung Herr Roswolt. „Erlauben Sie mir nur, nach diesem fachmännischen Urteil, Ihnen meinen Dank als Laie auszusprechen," sagte er und reichte ihr die kühlen Fingerspitzen. „Wie geht es Ihnen? Gut, soviel ich sehe?"

Eva dankte, suchte errötend nach Worten und fragte endlich nach dem Befinden von Frau Roswolt.

„O, bei uns geht alles seinen gewöhnlichen Gang, ich danke," sagte Roswolt, „hie und da ein neues Pferd, ein Umbau oder ein Ankauf im Geschäft, das sind so unsere Erlebnisse."

Er verstummte, und Eva stand betreten vor ihm. „Aber es werden noch andere da sein, die Sie beglückwünschen wollen," schloß er rasch. „Leben Sie wohl! Sie besitzen ein großes Glück in Ihrer Kunst." Und mit einem zweiten flüchtigen Fingerdruck empfahl sich Herr Roswolt.

Am nächsten Morgen wurde bei Eva von ungenannter Hand ein Bukett auserlesener Rosen abgegeben.

(Schluß folgt.)

Christliche Elemente im Brahmanismus und Hinduismus.

Von
Richard Garbe.

Bei der Frage nach den Einflüssen, die das Christentum auf den Brahmanismus ausgeübt hat, kommt von den beiden großen Epen der Inder das Rāmāyaṇa nicht in Betracht; denn dieses ist sicher in vorchristlicher Zeit verfaßt und durch spätere Einschiebungen nicht über das 2. Jahrhundert n. Chr. hinaus erweitert worden; auch liegt die Heimat des Ramayana im Osten Indiens. Anders steht es mit dem Mahabharata, an dem mindestens ein Jahrtausend lang gedichtet worden ist. Das Mahābharata hat zwar seinen ungeheuren Umfang von ungefähr 100 000 Doppelversen in der Hauptsache allmählich in der Zeit vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. gewonnen; aber einzelne Stücke sind *vor* diesem Zeitraum entstanden, und Zusätze sind noch in der Zeit vom 4. bis 7. nachchristlichen Jahrhundert gemacht worden. Man muß also unzweifelhaft die historische Möglichkeit zugeben, daß christliche Elemente in unseren Mahabharata-Text eingedrungen sind.

Für die Zwecke dieses Aufsatzes ist aus dem Mahabharata von weitaus größter Bedeutung die berühmte Episode, die unter dem Namen der Bhagavadgītā bekannt ist: das Hohelied der Gottesliebe. Ich werde meine Untersuchung hier auf diese Episode beschränken; was man an christlichen Elementen in anderen Teilen des Mahabharata zu finden geglaubt hat, sind Einzelheiten, die sich zur Darstellung in dieser Zeitschrift nicht eignen. Ich habe sie deshalb an anderer Stelle[1]) behandelt, wo ich den Nachweis geliefert habe, daß nur in einem einzigen Fall — und zwar in dem anerkanntermaßen jüngsten Teile des Mahabharata — christlicher Einfluß mit genügender Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist.

I. Die Bhagavadgītā und die Lehre von der Gottesliebe.

Kein Werk der Sanskritliteratur ist in Indien und im Abendlande so bekannt und hochgeschätzt wie die Bhagavadgita (Mahabharata VI 830 ff.)

Abkürzungen: ERE = Encyclopaedia of Religion and Ethics, edited by James Hastings. — JRAS = Journal of the Royal Asiatic Society.

[1]) In dem „Archiv für Religionswissenschaft", Bd. XVI, Doppelheft 3 und 4.

„Der Gesang des Erhabenen", d. h. der feierliche Lehrvortrag Krischnas. Ursprünglich ein Lehrbuch der Bhāgavata-Sekte, hat die Bhagavadgītā mit der Zeit für das ganze brahmanische Indien eine solche Bedeutung gewonnen, daß sie für den gebildeten Inder zur Summe aller Weisheit geworden ist und von ihm im Verkehr mit Christen gegen das Neue Testament ausgespielt wird, dessen Grundlehren schon in der nach indischer Anschauung viel älteren Bhagavadgītā enthalten seien. Andererseits haben europäische Gelehrte in keinem anderen indischen Werke so häufig christlichen Einfluß zu finden geglaubt als in der Bhagavadgītā. Aus diesen Gründen darf ich mich nicht darauf beschränken, diejenigen Punkte herauszuheben und zu erörtern, die zu solchen Behauptungen Anlaß gegeben haben. Eine Darstellung der religionsgeschichtlichen Beziehungen zwischen dem Christentum und dem Brahmanismus erfordert eine zusammenhängende Inhaltsangabe der Bhagavadgītā [1]), wenn ich mich auch mit aller Bestimmtheit dahin aussprechen muß, daß die oft behauptete Abhängigkeit der indischen Dichtung vom Neuen Testament nur eine scheinbare ist.

Nach langjährigem Hader rücken die beiden nahe verwandten aber feindlichen Geschlechter der Kauravas und Pāṇḍavas mit ihren Bundesgenossen und Heeresmassen auf dem Kurufelde, in der Nähe des heutigen Delhi, gegeneinander zum Kampfe vor. Ein gewaltiges Getöse von Muscheln, Pauken, Trommeln und Trompeten erschallt, und schon beginnen die Pfeile aus beiden Heerlagern zu fliegen. Da erblickt Arjuna, der berühmte Bogenschütze der Pāṇḍavas, in dem feindlichen Heere seine nahen Verwandten, ist bei dem Gedanken, sie zu töten, erschüttert und läßt Bogen und Pfeile fallen, weil er lieber sterben als unter solchen Umständen kämpfen und siegen will. Aber Krischna, der ihm in menschlicher Gestalt als Wagenlenker auf dem Streitwagen zur Seite steht, ermahnt ihn, ohne Rücksicht auf die Folgen seine Pflicht zu tun, und überzeugt ihn von der Notwendigkeit, an dem Kampfe teilzunehmen.

Diese Ermahnungen und Belehrungen Krischnas vertiefen sich immer mehr und mehr und behandeln in schwungvoller Rede — an manchen Stellen mit seltener Schönheit und Erhabenheit der Gedanken und des Ausdrucks — die höchsten Fragen nach dem Wesen der Gottheit und nach dem Verhältnis des Menschen zu ihr. Auf dem Grunde der metaphysischen Spekulation baut sich hier eine großartige Sittenlehre auf. Allmählich merkt Arjuna, wer es ist, der zu ihm redet. Krischna offenbart sich ihm als den einigen Gott, als den Herrn aller Welten, der die Gestalt des Helden aus dem Yādavageschlecht angenommen hat, und zeigt sich dem Arjuna auf dessen Bitte im elften Gesange in seiner überirdischen, flammenden, die ganze Welt erfüllenden Gestalt.

Es ist längst erkannt worden, daß wir die Bhagavadgītā nicht in ihrem ursprünglichen Text besitzen, sondern in einer Form, die das Ergebnis

[1]) Es wird mir gestattet sein, dazu Auszüge aus der ausführlichen Einleitung zu meiner Übersetzung der Bhagavadgītā (Leipzig 1905) zu benutzen.

wesentlicher Umgestaltungen ist. Die Lehren, die Krischna in der Bhagavadgîtâ in den Mund gelegt sind, bieten ein merkwürdiges Gemisch von pantheistischen und monotheistischen Ideen, von philosophischem Denken und reinem, tiefreligiösem Gottesglauben.

Ein persönlicher Gott tritt in menschlicher Gestalt auf, trägt seine Lehren vor, fordert von dem Hörer neben Pflichterfüllung vor allen Dingen gläubige Liebe zu ihm und Ergebung, offenbart sich dann in besonderer Gnade in seiner göttlichen, aber immer noch menschenähnlichen Gestalt und verheißt dem Gläubigen als Lohn der Gottesliebe, daß dieser nach dem Tode zu ihm eingehen, in die Gemeinschaft Gottes gelangen werde. Und neben diesem so persönlich wie möglich gestalteten Gotte, der das ganze Gedicht beherrscht, steht manchmal als höchstes Prinzip das unpersönliche neutrale Brahman, das Absolute. Bald sagt Krischna von sich, daß er der einige, höchste Gott sei, der die Welt und alle Wesen geschaffen hat und das All regiert; bald verkündet er die pantheistische Lehre von dem Brahman und der Maya, der kosmischen Illusion, und stellt als höchstes Ziel des Menschen hin, daß er die Mâyâ überwinde und zum Brahman werde.

Diese beiden Lehren, die theistische und pantheistische, sind ineinander geschoben und folgen sich zuweilen ganz unvermittelt, zuweilen in loser Verknüpfung. Und es wird nicht etwa die eine als niedere, exoterische, die andere als höhere, esoterische Lehre hingestellt; es wird nicht etwa gelehrt, daß der Theismus vorbereitende Stufe zur Erkenntnis oder Symbol der Wahrheit und der Pantheismus die Wahrheit selbst sei; sondern die beiden Glaubensformen werden fast durchweg ganz so behandelt, als ob zwischen ihnen gar kein Unterschied bestehe, weder dem Werte noch dem Inhalt nach.

Man hat sich über die Widersprüche in der Bhagavadgîtâ mit der Erklärung hinwegsetzen wollen, daß hier kein bestimmtes System vorgetragen werde, sondern daß ein Dichter spreche, der die Gedanken nehme und forme, wie sie ihm zuströmen, ohne der Widersprüche zu achten, die sich im einzelnen ergeben.

Aber durch Berufung auf den poetischen Charakter läßt sich der große durch die Bhagavadgîtâ gehende Widerspruch nicht beseitigen; man kann ihn nur durch die Annahme aufheben, daß eine der beiden heterogenen Lehren, die Krischna in der Bhagavadgîtâ verkündet, eine spätere Zutat sein muß. Adolf Holtzmann hat deshalb die Ansicht vertreten, daß die Bhagavadgîtâ ursprünglich ein rein pantheistisches Gedicht gewesen sei und später durch Anhänger des Vischnu-Krischna umgearbeitet worden sei, wodurch sie ihre gegenwärtige Gestalt erhalten habe. Aber auch diese Ansicht ist falsch; die Sache verhält sich vielmehr gerade umgekehrt. Der ganze Charakter des Gedichts ist der Anlage und Ausführung nach so überwiegend theistisch, daß man annehmen muß: die Bhagavadgîtâ ist von Haus aus ein rein theistisches Gedicht gewesen und erst später in pantheistischem Sinne umgearbeitet worden, nachdem es den Brahmanen gelungen war, die Religionsgemeinschaft der Bhagavatas, der Krischnaverehrer, durch Identifizierung Krischnas mit ihrem Gott Vischnu, der bereits zum Allgott geworden war, für sich zu gewinnen.

In dem alten Gedicht spricht Krischna von sich — und Arjuna von Krischna — als von einem Individuum, einer Person, einer bewußten Gottheit; in den Zutaten der Bearbeitung tritt das neutrale Brahman als der höchste Begriff auf und wird gelegentlich mit Krischna gleichgesetzt. Kurz gesagt: in dem alten Gedicht wird der auf die Systeme des Sānkhya und Yoga philosophisch fundierte Krischnaismus verkündigt; in den Zutaten der Bearbeitung wird der Brahmaismus, der Vorläufer des Vedānta-Systems, vertreten. Man weiß ja längst, daß die Lehren des Sānkhya-Yoga im großen uud ganzen die Grundlage der philosophischen Betrachtungen der Bhagavadgītā sind und daß neben ihnen der Brahmaismus erheblich zurücktritt. Auf Grund dieser Überzeugung habe ich in meiner Übersetzung der Bhagavadgītā die ursprüngliche Form des Gedichts herauszuschälen gesucht und die Zutaten der brahmaistischen Überarbeitung ausgeschieden.

Meine hier vorgetragene Anschauung und mein auf ihr beruhender Versuch der Rekonstruktion der ursprünglichen Bhagavadgītā haben einigen Widerspruch, aber doch mehr Zustimmung gefunden, unter anderem bei so hervorragenden Forschern wie Sir George Grierson und Winternitz. Der letztgenannte Gelehrte sagt[1]: „Wenn wir das Gedicht mit Auslassung der von Garbe in seiner Übersetzung kleingedruckten Stellen lesen, so ergibt sich, daß dadurch keine Lücke entsteht, und daß sogar in vielen Stellen durch Weglassung der so bezeichneten Verse ein unterbrochener Zusammenhang wiederhergestellt wird. Es spricht auch durchaus für die Richtigkeit der Garbeschen Auffassung, daß unter den 170 von ihm ausgeschiedenen Versen höchstens etwa zehn oder zwölf genannt werden können, die irgendwelche poetische Schönheiten aufweisen." Ich selbst hatte diese ästhetische Erwägung nicht angestellt, überzeugte mich aber nachträglich davon, daß die von mir rekonstruierte Bhagavadgītā an poetischer Schönheit und Geschlossenheit den uns überlieferten Text weit übertrifft und als das Werk eines echten Dichters anerkannt werden muß.

Ich will nun zunächst die Lehren der echten ursprünglichen Bhagavadgītā, d. h. des mit Elementen des Sānkhya-Yoga unter mehrfachen Umdeutungen ausgestalteten Bhāgavata-Glaubens in möglichster Kürze darstellen. Es empfiehlt sich dabei nicht, dem Gedankengang der Bhagavadgītā zu folgen, der von einem zum anderen abirrt und namentlich in den praktischen Forderungen die verschiedenen anerkannten Standpunkte beständig miteinander vermengt.

Als Einleitung zu meiner Darstellung werde ich einige Worte über die Bedingungen vorausschicken müssen, unter denen die Verbrämung der Bhagavata-Religion mit den eben genannten Philosophemen vor sich gegangen ist[2]. Als man infolge der echt indischen Neigung, Religion und Philosophie zu verschmelzen, und insbesondere durch den starken spekulativen

[1] Geschichte der indischen Litteratur, I 373.

[2] Vgl. zu dem folgenden Grierson, Artikel Bhakti-marga, ERE II 541 a.

Zug der Kschatriya-Kaste angeregt, sich anschickte, dem Monotheismus der Bhagavata-Religion eine philosophische Basis zu geben, da wählte man dazu nicht den Pantheismus, der in den älteren Upanischaden zum Ausdruck gekommen war. Die Heimat dieses Pantheismus, der Lehre vom Brahman oder All-Einen, war das sogenannte Mittelland (Madhyadeśa, die Gegend um und nördlich von Delhi), das Stammland brahmanischer Kultur und Machtentfaltung. Der brahmanische Pantheismus paßte schlecht zu dem populären Monotheismus der Bhagavatas, und deshalb richteten diese ihren Blick auf die beiden philosophischen Systeme, die „in der freieren Atmosphäre des weniger brahmanisierten Auslandes" — um Griersons bequemen Ausdruck zu gebrauchen — entstanden waren, auf Sankhya und Yoga. Von diesen beiden erwies sich das reine, atheistische und der Ethik gleichgültig gegenüberstehende Sankhya für ihre Zwecke nicht ausreichend; denn dieses System konnten die Bhagavatas nur bei der Ausbildung der Lehre von der Materie und deren Verhältnis zum Geist gebrauchen. Da die Bhagavata-Religion den Glauben an Gott und einen ausgesprochen ethischen Charakter besaß, so kamen ihre Anhänger besser auf ihre Rechnung, wenn sie sich mehr an das Yoga-System hielten, das Gott anerkannte und ethische Tendenzen verfolgte. Das Yoga-System ist eine Tochter des Sankhya; es hat sämtliche Sankhya-Anschauungen von Bedeutung, mit Ausnahme der Gottesleugnung, übernommen und auf ihnen seine Lehre von der Konzentration des Denkens und den dadurch zu gewinnenden Kräften aufgebaut. Der persönliche Gott ist nur ganz lose und unvermittelt in das Yoga-System eingefügt, und die Vermutung ist nicht unberechtigt, daß diese Einfügung dem Bunde mit der Bhagavata-Religion zu Liebe vorgenommen worden ist; denn dadurch gewann das ursprünglich nur für die Fassungskraft von Gelehrten bestimmte System Einfluß auf weitere Kreise. Die Bhagavatas ihrerseits entnahmen dem Yoga-System mehrere Begriffe, vor allem den des Yoga oder der Konzentration des Denkens, den sie allmählich im Sinne der Gottergebung umbildeten und dem Begriffe der Gottesliebe annäherten.

Ich beginne meine Auseinandersetzung über die Lehre der Bhagavadgita mit dem systematischen Teil und gehe von der Person Gottes aus. Gott ist ein bewußtes, ewiges und allmächtiges Wesen, der „anfangslose große Herr der Welt" (X 3). Er ist nicht nur von der vergänglichen Welt verschieden, sondern auch von dem unvergänglichen Geist der Wesen (XV 17–19), also Geist in einer anderen und höheren Potenz als die Seelen aller Geschöpfe. Wenn es VII 4–6 heißt, daß Gott zwei Naturen besitze, eine höhere geistige, durch die die Welt erhalten wird, und eine niedere materielle, die aus allem besteht, was nach dem Sankhya zur Prakṛti oder Materie gehört, so ist das nicht so zu verstehen, als ob die Materie eine Hälfte von Gottes Wesen ausmache; vielmehr ist damit gemeint, daß die Materie sich nicht selbständig, ihren blinden Trieben folgend, sondern unter der Leitung Gottes entfaltet, mit anderen Worten: daß Gott in der Materie wirkt und durch sie handelt. Das wird durch andere Stellen der Bhagavadgitā außer Zweifel gestellt. Gott legt in die Materie den Keim zur Entfaltung (XIV 3, 4), ist also der

Vater aller Geschöpfe, während die Materie dem Mutterschoß vergleichbar ist (XIV 4). Gott leitet die Entstehung, Entwicklung und Auflösung des Universums (IX 7, 8, 10), und in diesem Sinne nennt er sich den Ursprung und das Ende der ganzen Welt (VII 6; X 8) und identifiziert sich mit dem Tode (XI 32). Alle Zustände der Wesen stammen von ihm (X 4, 5), er leitet ihr Geschick, d. h. vergilt ihnen nach ihren Taten und läßt so die Wesen im Kreislaufe des Lebens „herumwirbeln gleich Figuren auf einer Puppenbühne" (XVIII 61). Alles Handeln Gottes geschieht lediglich um der Welt willen, für ihn selbst gibt es keinen Wunsch, der zu erfüllen, kein Ziel, das zu erreichen wäre (III 22, 24). „Jedesmal, wenn das Recht im Abnehmen und das Unrecht im Zunehmen ist", erschafft Gott, der doch von Ewigkeit her und unvergänglich ist, sich selbst aufs neue, d. h. nimmt neue Erscheinungsformen an „zum Schutze der Guten und zur Vernichtung der Bösen, um das Recht zu befestigen" (IV 6—8). Weil das Handeln Gottes Sache der von ihm regierten Materie ist und niemals einem egoistischen Motive entspringt, so wird Gott durch sein Handeln nicht gebunden (IV 13, 14; IX 9); er kann also nie in das Weltdasein verstrickt werden. Die visionäre Schilderung Gottes in Gesang XI ist dramatischer Aufputz, der auf die Phantasie wirken soll, aber für die eigentliche Lehre der Bhagavadgītā von geringer Bedeutung ist.

Das Verhältnis Gottes zu der Menschenwelt ist nicht allein durch das starre Gesetz der Vergeltung bestimmt, sondern Gott liebt die Menschen, die ihn erkennen und ihm von ganzem Herzen ergeben sind (VII 17; XII 14—20; XVIII 64, 65, 69), und er erlöst denjenigen, der bei ihm allein seine Zuflucht nimmt, von allen Sünden (XVIII 66). Hier (und ebenso XVIII 56, 58, 62, 73) liegt also schon der Glaube an die göttliche Gnade (prasāda) vor, den wir in einigen jüngeren Upanischaden antreffen und der in der Folge in den indischen Sekten eine so hervorragende Rolle spielt.

Wenn auch Gott den Weltprozeß lenkt, so ist es doch, wie wir schon oben sahen, die Materie, die alle Werke tut (III 27; V 14; XIII 20, 29). Aus der Urmaterie entfaltet sich die Welt und geht wieder in sie zurück (VIII 18, 19); die Idee der Evolution und Reabsorption sowie die Vorstellung der Weltperioden ist dem Sānkhya-System entnommen. Überhaupt stimmen alle Anschauungen über die Materie in der Bhagavadgītā mit der Sānkhya-Lehre überein. Die drei Guṇas oder Konstituenten der Materie[1]) spielen hier dieselbe Rolle wie im Sānkhya-System: sie schlagen mit ihren Einflüssen den Geist in Fesseln (XIV 5 ff.), und die Folgen ihrer Wirksamkeit machen sich im Leben auf Schritt und Tritt bemerkbar, wie das sehr eingehend im Gesang XVII und XVIII ausgeführt wird. Auch die physiologischen Vorstellungen über die inneren Organe und die Sinne sind die des Sānkhya-Systems (III 40, 42; XIII 5). Alle diese Übereinstimmungen aber sind für

[1]) S. meine Sānkhya-Philosophie, 209—220 und sonst; Sānkhya und Yoga (Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, III Heft 4) 19, 20.

die Lehren der Bhagavadgita nicht von solcher Bedeutung wie die aus dem Sankhya übernommene Grundanschauung über das Wesen der Materie, von der in Gesang II die philosophische Betrachtung ausgeht. Zwar ist die Materie nicht etwa von Gott erschaffen, sondern besteht von Ewigkeit her, aber sie unterliegt unablässigem Wandel und Wechsel; alle ihre Produkte und Wirkungen sind vergänglich; ihre Einflüsse, namentlich Freude und Schmerz, kommen und gehen, verdienen also nicht, daß man sich durch sie bestimmen läßt (II 14).

Dieser Veränderlichkeit alles dessen, was die Materie hervorbringt, steht die Unveränderlichkeit des Geistes gegenüber. Wohl ist der Geist (die Seele, das Selbst) insofern der Materie gleich, als beide ewig und unzerstörbar sind; denn was ist, ist immer gewesen und wird immer sein, „dem Nichtseienden wird keine Existenz zuteil, dem Seienden keine Nichtexistenz" (II 16); aber darin besteht der große Gegensatz zwischen Materie und Geist, daß dieser niemals einer Veränderung fähig ist. In Wahrheit wohnt der Geist absolut untätig im Leibe, „weder handelnd noch handeln lassend" (V 13—15) und bleibt unberührt von allen Einflüssen und Werken der Materie. Das ist in edler Sprache im zweiten Gesang der Bhagavadgita ausgeführt. Wer da weiß, daß der Geist das wahre Ich ist, das die abgenutzten Körper verläßt und in neue eingeht, wie man alte Kleider ablegt und neue anzieht (II 22), daß der Geist weder verwundet noch vernichtet werden kann, der klagt nicht über Leid und Tod eines Menschen, d. h. nicht über Dinge, von denen nur der vergängliche Körper betroffen wird.

Alles das ist reine Sänkhya-Lehre; aber trotzdem ist die Auffassung des geistigen Prinzips in der Bhagavadgita eine wesentlich andere als im Sänkhya-System, keine ausschließlich philosophische, sondern eine überwiegend religiöse. Die Einzelseele hat nach der Bhagavadgita, die den Glauben der Bhagavatas verkündet, nicht von jeher eine Sonderexistenz geführt, sondern sie hat sich als ein Teil von der göttlichen Seele losgelöst (XV 7; vgl. auch XVI 18; XVII 6). Die Einzelseelen sind also göttlichen Ursprungs; sie sind mit der Materie in eine Verbindung getreten, die an ihnen selbst keine Wandlung hervorzubringen imstande ist, die aber Leben und Bewußtsein in die Welt gebracht hat. Die Aufgabe des Menschen ist, sich so zu verhalten, daß seine Seele wieder zu ihrem Ausgangspunkt, zu Gott, zurückkehren kann.

Damit kommen wir zu dem praktischen Teil der Lehren der Bhagavadgita. Hier stehen sich nun die beiden Heilswege gegenüber, von denen der eine in dem Rückzug aus dem weltlichen Leben und in dem Streben nach der Erkenntnis, der andere in pflichtgemäßem wunschlosem Handeln besteht. Obwohl der zweite Weg mehrfach (III 8; V 2; XVIII 7) als der bessere bezeichnet wird und nach dem ganzen Zusammenhang der Bhagavadgita als das eigentliche Sittlichkeitsideal der Dichtung zu betrachten ist, hat der Verfasser doch nicht gewagt, den Heilsweg der Weltentsagung und der abstrakten Erkenntnis zu verwerfen. Die Vorstellung, daß die Erlösung aus dem Kreislauf des Lebens durch Meditation in völliger Weltabgeschiedenheit zu gewinnen sei, war schon seit Jahrhunderten in den nachdenklichen Kreisen des indischen

Volkes so eingewurzelt, daß sie nicht mehr ernstlich bekämpft werden konnte. Es blieb nichts anderes übrig, als die beiden Wege nebeneinander gelten zu lassen und zu lehren, daß sowohl das rechte Handeln wie die Erkenntnis, die das Aufgeben der Werke, das Nichthandeln zur Voraussetzung hat, zur Erlösung führe. Dadurch, daß in der Bhagavadgītā bald der eine, bald der andere Standpunkt vertreten und gelegentlich geradezu das Ideal des Quietismus über das der Aktivität gestellt ist (VI 3), haben sich allerlei Inkonsequenzen und Unklarheiten ergeben, die bei entschiedener Ablehnung des quietistischen Standpunkts hätten vermieden werden können. Die beiden Standpunkte sind in der Bhagavadgītā einander angeähnlicht durch die Erklärung, daß das pflichtmäßige Werk, welches ohne jede Rücksicht auf den Erfolg und ohne jedes persönliche Interesse vollbracht wird, seine nachwirkende Kraft verliert, für den Täter also keine Fortdauer des Weltdaseins im Gefolge hat. Derartiges Handeln kommt mithin in dieser Hinsicht dem Nichthandeln des Erkenntnisweges gleich.

Die auf dem quietistischen Heilsweg zu erreichende Erkenntnis wird an mehreren Stellen (XIII 23; XIV 19) vollkommen im Sinne des Sānkhya-Systems beschrieben, als Unterscheidung von Geist und Materie; und als Erfolg dieser Unterscheidung wird (XIII 23) ohne Rücksicht auf das Verhalten des Erkennenden die Befreiung von der Notwendigkeit der Wiedergeburt in Aussicht gestellt. Das darf als eine vereinzelte Anerkennung des echten Sānkhya-Ideals betrachtet werden. Im allgemeinen ist nach der Auffassung der Bhagavadgītā die erlösende Erkenntnis nicht auf die Unterscheidung von Geist und Materie beschränkt, sondern diese Unterscheidung darf nur als eine Vorbedingung der Gotteserkenntnis betrachtet werden, die erst in Wahrheit den Menschen zum höchsten Heile führt.

Der andere Heilsweg, der als selbstlose Pflichterfüllung gedeutete Yoga, wird in den verschiedensten Wendungen auf Schritt und Tritt in der Bhagavadgītā gepredigt. Die Pflichterfüllung allein würde nicht zum Ziele führen, solange sie noch irgendwie von der Hoffnung auf den Erfolg begleitet ist. Man soll das Gebotene tun ohne Leidenschaft, in Ruhe und Gleichmut, von derselben Gesinnung gegen jedermann erfüllt, Angenehmes und Unangenehmes, Freude und Schmerz, Gelingen und Mißlingen für gleich erachtend, ohne jeden Wunsch und ohne irgendein persönliches Interesse. Wer in solcher Gemütsstimmung handelt, ohne sich um die vergänglichen Wirkungen der Materie zu kümmern (II 14), lediglich nach dem Gebote der Pflicht und nach göttlichem Vorbild (III 22), wer den Erfolg aller seiner Werke Gott überläßt, dessen Werke unterliegen nicht dem Gesetz der Vergeltung (IV 22, 23; IX 27, 28; XVIII 12, 17). Die Forderungen, die hier gestellt sind, bedingen die Verwerfung des vedischen Werkdienstes, die in der ursprünglichen Bhagavadgītā ohne jede Einschränkung ausgesprochen ist. Alle Zeremonien des brahmanischen Rituals dienen ja durchaus persönlichen Wünschen, stehen also in schroffem Gegensatz zu dem Sittlichkeitsideal der Bhagavadgītā. „Gieb alle heiligen Bräuche auf," heißt es deshalb XVIII 66, und II 42—45 wird mit offenem Hohn von den Verheißungen des Veda gesprochen, der nur auf

die materielle Welt Bezug nehme und nur vergänglichen Lohn in Aussicht stellen könne (vgl. auch IX 20, 21). Gleichgültigkeit gegen die Vorschriften des vedischen Rituals ist also ebenfalls eine Vorbedingung für die Erreichung des Heils (II 52, 53). Daß auch in dieser Forderung echte Sankhya-Yoga-Lehre vorliegt, ist jedem Kenner der indischen Systeme klar.

Welchen der zwei Heilswege nun aber auch der Mensch betreten möge, in beiden Fällen muß er ein in seiner Naturanlage liegendes Hindernis überwinden. Wenn III 33 gesagt ist, daß „die Wesen ihrer Natur folgen", und wenn XVI 1 ff. zwischen denjenigen Menschen unterschieden wird, die zu göttlichem Dasein, und denen, die zu dämonischem Dasein geboren sind, so ist diese Vorherbestimmung als eine Wirkung des früheren Verdienstes oder der früheren Schuld aufzufassen. Von einer eigentlichen Prädestination ist in der Bhagavadgîtâ keine Rede; vielmehr ist durchweg in ihr die Voraussetzung sittlicher Freiheit erkennbar. Es steht durchaus dem Menschen frei, ob er die Hindernisse, die auf dem Wege zur Erlösung liegen, bekämpfen will oder nicht, ob er niederen Zielen oder dem höchsten Ziele zustreben will. Auf dem Wege zu dem letzteren stellt sich der Erkenntnisübung das angeborene Nichtwissen entgegen (V 15), der Pflichtübung die ebenso angeborene Begierde, die der eigentliche Feind des Menschen ist (III 37, 43); aber auch Unglaube und Zweifelsucht sind verderblich (IV 40). Als ein Hilfsmittel zur erfolgreichen Bekämpfung dieser Hindernisse werden maßvolle Yogaübungen anempfohlen (V 27, 28; VI 10 ff.; VIII 10, 12 ff.). Auch wem die Versenkung nicht gelingt, dessen Yogaübungen sind trotzdem nicht vergeblich; denn solch ein Mann wird unter günstigen Bedingungen wiedergeboren und erreicht schließlich doch das höchste Ziel (II 40; VI 41 ff.).

Zu der wichtigsten Anforderung, welche die Bhagavadgîtâ an den erlösungsbedürftigen Menschen stellt, kommen wir jetzt zum Schluß. Wie bekannt, ist die Bhagavadgîtâ das Hohelied der Bhakti, der gläubigen und vertrauensvollen Gottesliebe. Sowohl auf dem Wege der Erkenntnis wie auf dem der selbstlosen Pflichterfüllung führt die Liebe zu Gott mit unbedingter Sicherheit zum Ziel. Von diesem Gedanken ist das ganze Gedicht erfüllt; um ihn zu verkünden, ist es verfaßt worden. Aus der Gottesliebe entspringt die Gotteserkenntnis (XVIII 55), und sie bewirkt ebenso, daß der Gläubige alle Werke auf Gott bezieht und ihm den Erfolg anheimstellt. Jedem ohne Unterschied der Geburt oder des früheren Verhaltens gewährt die Bhakti die Gewißheit der Erlösung: selbst Bösewichten, Frauen, Vaiśyas und Śûdras (IX 30—32). Aber nicht um eine vorübergehende Regung von Gottesliebe darf es sich handeln, sondern das ganze Wesen des Menschen muß von unwandelbarer Gottesliebe erfüllt sein. Wenn das der Fall ist, so sind auch die Gedanken des Menschen in der Todesstunde auf Gott gerichtet. Auf diesen Punkt wird in der Bhagavadgîtâ (VIII 5, 9, 10, 13) besonderes Gewicht gelegt, weil der Mensch in diejenige Daseinsform eingeht, an die er in der Todesstunde denkt (VIII 6).

Wie ist nun der Zustand der aus dem Weltdasein befreiten und zu Gott eingegangenen Seele zu verstehen? Als Bewußtlosigkeit, wie im Sankhya-

Yoga gelehrt wird? Erlischt die Individualität der Seele, die einstmals als ein Teil der göttlichen Seele sich von dieser getrennt hat, bei der Rückkehr zu ihrem Ursprung? Nein! Die Erlösung wird als ein glückseliger Zustand der in der Gegenwart Gottes individuell fortexistierenden Seele gedacht.

Das ist für alle Folgezeit eine Grund- und Hauptlehre der Bhāgavata-Religion geblieben. Gott hat alle Einzelseelen aus sich zu gesondertem bewußtem Dasein hervorgehen lassen; und seitdem existieren sie für alle Ewigkeit als individuelle bewußte Wesenheiten. Wenn sie die Erlösung aus dem Weltdasein gewonnen haben, so werden sie nicht zu Gott, aber gleich Gott und genießen zu seinen Füßen eine immerwährende Wonne, die lediglich darin besteht, daß sie ihm dienen[1]). Wie freilich eine Seele ohne Beziehung zur Materie nach den Voraussetzungen des Sānkhya-Yoga ein bewußtes Dasein führen kann, darüber gibt weder die Bhagavadgītā noch irgendein späteres Bhāgavata-Werk Auskunft. Offenbar handelt es sich hier um eine Anschauung, die aus den ältesten Zeiten der Bhāgavata-Religion stammt und von jeher eine Stütze dieses Glaubens gebildet hat; deshalb durfte sie bei seiner Verbrämung mit Elementen des Sānkhya-Yoga nicht von der entgegengesetzten Lehre der beiden Systeme verdrängt werden. Über die methodischen Schwierigkeiten, die sich dabei ergaben, half die gläubige Zuversicht hinweg. Im allgemeinen aber sind die religionsphilosophischen Lehren der ursprünglichen Bhagavadgītā, wie die eben gegebene Darstellung zeigt, von durchsichtiger Klarheit. Diese Klarheit ist durch die pantheistische Umarbeitung sehr beeinträchtigt. Die überlieferte Form des Gedichts, in der bald der persönliche Gott (Krischna), bald die unpersönliche Weltseele (das Brahman) als das höchste Prinzip auftritt und manchmal beide indentifiziert werden, in der als höchstes Ziel menschlichen Strebens bald das bewußte Fortleben in der Gegenwart Gottes, bald das Aufgehen in die Weltseele hingestellt wird, ist voll von inneren Widersprüchen.

Blicken wir zurück, so treten uns in der Bhagavadgītā folgende Übereinstimmungen mit christlichen Anschauungen entgegen:

1. der Glaube an die Liebe Gottes zu den Menschen und an seine daraus entspringende Gnade und Vergebung der Sünden,

2. die an den Menschen gestellte Forderung der gläubigen Gottesliebe[2]).

Aus diesen Übereinstimmungen haben sich allerlei Anklänge an die neutestamentliche Ausdrucksweise ergeben, die in begreiflicher Weise den Gedanken der Entlehnung nahe legten.

Am weitesten ist in der Verfolgung dieses Gedankens Lorinser gegangen[3]), der mit großer Entschiedenheit seine Überzeugung vertritt, „daß der Verfasser der Bhagavadgītā nicht nur die Schriften des Neuen Testaments gekannt und vielfach benutzt, sondern auch in sein System überhaupt christliche

[1]) Grierson, ERE II 544 a.

[2]) S. 190, 193.

[3]) In der Einleitung, den Anmerkungen und dem Anhang zu seiner metrischen Übersetzung der Bhagavadgītā, Breslau 1869.

Ideen und Anschauungen verwoben hat", „daß dieses vielbewunderte Denkmal altindischen Geistes, dieses schönste und erhabenste didaktische Gedicht, welches als eine der edelsten Blüten heidnischer Weltweisheit betrachtet werden kann, gerade seine reinsten und am meisten gepriesenen Lehren zum großen Teil christlichen Quellen verdankt" (S. V). Lorinser will sogar nachweisen können, aus welchen Schriften des Neuen Testaments mehr und aus welchen weniger „Sentenzen entlehnt sind", daß „die sämtlichen Briefe des heiligen Paulus mit Ausnahme der an die Thessalonicher und an Philemon benutzt worden sind" (S. 285) und dergleichen mehr.

Heute würde niemand mehr wagen, aus so ganz unbestimmten Ähnlichkeiten in Gedanken und Ausdruck derartig kühne Schlußfolgerungen zu ziehen. Auch Lorinser hätte sich gewiß von seiner Entdeckerfreude nicht so weit über das Ziel hinaus treiben lassen, wenn er mit den indischen Gedankenkreisen besser vertraut gewesen wäre. Selbst A. Weber, der doch stets geneigt war, an christliche Einflüsse auf Indien in weitem Umfang zu glauben, hat gemeint, daß Lorinser die Tragweite seiner Beweisführung viel zu hoch angeschlagen habe, und daß die Frage, ob für die Bhagavadgītā eine Bekanntschaft mit den Lehren des Christentums angenommen werden müsse, noch immer sub judice sei[1]).

Von fast allen anderen Indologen ist Lorinsers Beweisführung vollkommen abgelehnt worden, zuletzt von Winternitz[2]), nach dessen Meinung „von den mehr als hundert Parallelstellen aus den Evangelien, welche Lorinser zu Stellen der Bhagavadgita anführt, höchstens 25 von der Art sind, daß eine Entlehnung denkbar wäre". „In keinem einzigen Fall jedoch" — so fährt Winternitz fort — „ist die Ähnlichkeit eine solche, daß die Annahme einer Entlehnung wahrscheinlicher wäre als die einer zufälligen Übereinstimmung. Auch die Gottesliebe ist ja nicht auf das Christentum beschränkt. Ich erinnere nur an den Sufismus, in welchem sie keine geringere Rolle spielt, als bei den christlichen Mystikern."

Die beste Kritik aber an Lorinsers Theorie liefern die Zusammenstellungen von John M. Robertson[3]), der aus der vorchristlichen griechischen und römischen Literatur Stellen anführt, die eine viel größere Ähnlichkeit mit neutestamentlichen Gedanken aufweisen als die von Lorinser damit verglichenen Verse der Bhagavadgītā.

Dem Standpunkt Lorinsers hat sich von allen Indologen am meisten Hopkins genähert. Hopkins hat[4]) eine große Anzahl von Parallelen aus der Bhagavadgita und dem Neuen Testament zusammengestellt und dabei dem Umstande besondere Bedeutung zugeschrieben, daß sich der größte Teil von ihnen in dem Johannes-Evangelium findet. Daß auf dem engen Raum dieses Evangeliums so viele Parallelen, „zum Teil von überraschender

[1]) Indische Literaturgeschichte ² 367.

[2]) Geschichte der indischen Litteratur, I 370 Anm. 3.

[3]) Christianity and Mythology, London 1900, 285 bei van den Berg van Eysinga, Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen ² 21 Anm. 4.

[4]) India old and new, 148—159.

Ähnlichkeit", beieinander stehen, scheint Hopkins, in Anbetracht der Übereinstimmungen von mehr allgemeiner Natur in den anderen Evangelien, ein beinahe zwingender Beweis für die Abhängigkeit der Bhagavadgītā zu sein. Hopkins erklärt die in der Bhagavadgītā angeblich zu beobachtende Bevorzugung des vierten Evangeliums daraus, daß dieses — vielleicht nicht unbeeinflußt durch den Gnostizismus jener Zeit — wegen seines mystischen Tones besonders geeignet gewesen sei, die indischen Theologen zur Entlehnung solcher Ausdrücke und Gedanken zu veranlassen, die am besten zu der Auffassung Krischnas als eines Gottes der Liebe paßten[1]).

Es würde zu weit führen und auch nicht lohnen, die von Hopkins beigebrachten Parallelen im einzelnen zu besprechen. Alle diese Ähnlichkeiten erklären sich vollkommen befriedigend aus dem inneren Parallelismus der religiösen und religionsphilosophischen Grundanschauungen der Bhagavadgītā und des Johannes-Evangeliums; auch werden wir gleich sehen, daß das Alter der indischen Ideen die Annahme ihrer Entlehnung aus dem Christentum verbietet. Vorher will ich noch bemerken, daß P. Deussen in seiner Übersetzung der Bhagavadgītā nur bei folgenden drei Versen auf sinnverwandte Stellen des Neuen Testaments (im Evangelium Johannes und im Galaterbrief) verweist, ohne auch nur die Möglichkeit der Entlehnung in Betracht zu ziehen.

Bhag. 4. 4, 5 (Arjuna fragt, nachdem Krischna ihm mitgeteilt hat, daß er die unvergängliche Lehre von der Ergebung in der Vorzeit dem Vivasvat verkündet habe): Später ist deine Geburt, früher die Geburt Vivasvats; wie soll ich dies verstehen, daß du (die Lehre) zuerst verkündigt hast?

(Krischna antwortet): Zahlreich sind meine vergangenen Geburten . . . die kenne ich alle usw.

Bhag. 9. 29: Ich bin der Gleiche allen Wesen gegenüber; niemand ist mir verhaßt und niemand lieb. Die mir aber in Liebe anhängen, sind in mir, und in ihnen bin auch ich[2]).

Bhag. 9. 32: Selbst diejenigen, o Sohn der Pṛtha, welche von niedriger Geburt sind, Frauen, Vaiśyas und Śudras, gelangen ja, wenn sie zu mir ihre Zuflucht nehmen, zum höchsten Ziel.

Ev. Joh. 8. 57, 58: Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen?

Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ehe denn Abraham ward, bin Ich.

Ev. Joh. 14. 20: An demselbigen Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch.

Gal. 3. 28: Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.

[1]) India old and new, 155, 158.

[2]) Deussen hätte ebenso gut noch bei folgenden zwei Versen der Bhagavadgītā auf die Parallelstelle im Johannes-Evangelium verweisen können: 4. 35: „Nicht wieder wirst du so in Verwirrung geraten, o Pāṇḍava, wenn du die Erkenntnis gewonnen hast, durch die du die Wesen ohne Ausnahme (zuerst) in dir und dann in mir erblicken wirst"; und 6. 30: „Wer mich in allem erblickt und alles in mir erblickt, dem gehe ich nicht verloren, noch geht er mir verloren." Daß in diesen Versen der Bhagavadgītā die bekannte Grundanschauung des Brahmaismus zum Ausdruck kommt, ist klar. Merkwürdigerweise

Ich komme nun zu der Frage: wie steht es überhaupt mit der historischen Möglichkeit für die Annahme christlicher Einflüsse auf die Bhagavadgita? Der überlieferte Text gehört einer Periode in der Entwicklung des Mahabhārata an, die wir mit Hopkins[1]) in die Zeit zwischen 200 v. Chr. und 100–200 n. Chr. verlegen müssen. Ich hatte geglaubt, für diesen Text (das heißt für die Umarbeitung der Bhagavadgita in pantheistischem Sinne) das zweite nachchristliche und für die Abfassung des ursprünglichen Gedichts das zweite vorchristliche Jahrhundert ermittelt zu haben. Wenn meine eben angegebene Datierung der Umarbeitung richtig ist, so schließt sie die Annahme christlicher Einflüsse aus, weil das Christentum frühestens im Anfang des 3. Jahrhunderts in den Nordwesten Indiens eingedrungen ist. Eine erhebliche Verschiebung jener Datierung nach unten ist ausgeschlossen; immerhin aber verlegen einige Gelehrte wie Lassen, Weber und John Davies die Abfassung des überlieferten Textes der Bhagavadgita erst in das 3. Jahrhundert, und für diese Zeit ist zwar nicht die Wahrscheinlichkeit, aber doch eine entfernte Möglichkeit christlicher Beeinflussung zuzugeben. Da zudem manche (namentlich ausländische) Fachgenossen an den historischen Charakter der Thomaslegende glauben, soweit sie sich auf das indo-iranische Grenzland bezieht, und damit christlichen Einfluß schon vom 1. Jahrhundert an für möglich halten, so wird der Beweis für das vorchristliche Alter der Gottesliebe und des liebenden Gottes hier seine Stelle finden müssen.

Von gelehrten Indern ist behauptet worden, daß die Religion der Bhakti oder der gläubigen, vertrauensvollen Gottesliebe in Indien seit unvordenklichen Zeiten existiert habe. Die Behauptung ist in dieser Form sicher nicht richtig, schon deshalb nicht, weil eine Geisteskultur von solcher Höhe, wie sie zur Hervorbringung der Gottesliebe nötig ist, nirgends auf Erden in unvordenklichen Zeiten geherrscht hat; aber sie enthält doch ein Element der Wahrheit; denn die Bhakti ist nicht, wie Grierson einmal irrtümlich gesagt hat[2]), blitzartig und unvermittelt als etwas ganz Neues aufgetreten, wodurch die Erkenntnis (der vermeintlichen Wahrheit) aus ihrer die Religion beherrschenden Stellung gedrängt worden sei, sondern sie läßt sich in ihren Anfängen und ersten Regungen bis in die altvedische Zeit zurückverfolgen[3]). Wenn im Rigveda die Götter oftmals Vater, Bruder, Freund usw. genannt und unter allerlei Äußerungen kindlichen Zutrauens um Hilfe und Schutz angefleht werden, so haben die alten Liederdichter solche Worte doch aus demselben Gefühl heraus gebraucht, das sie mit den ihnen am nächsten stehenden Menschen verband. Dieses alte Gefühl der naiven Zuneigung zu den Göttern wurde, als monotheistische Tendenzen die Oberhand gewonnen hatten, allmählich zur hingebenden, inbrünstigen, vertrauensvollen, den ganzen

aber fehlen diese Parallelen zu Joh. 14. 20, die enger sind als alle anderen aus der Bhagavadgītā beigebrachten Übereinstimmungen mit dem Neuen Testament, in Lorinsers Verzeichnissen der angeblichen Entlehnungen.

[1]) S. die Einleitung zu meiner Übersetzung der Bhagavadgita, 58 ff.

[2]) JRAS 1907, 313 unten, aber nicht mehr ebendas. 1910, 172; ERE II 539 b unten

[3]) Max Müller, History of ancient Sanskrit Literature, 537 ff.

Menschen erfüllenden Gottesliebe veredelt und gesteigert. In der Sekte der Bhāgavatas, aus welcher der Krischnaismus erwuchs, wurde die Gottesliebe zuerst Gipfel und Mittelpunkt des religiösen Lebens; auch scheint sie bei den Bhāgavatas zuerst die Bezeichnung bhakti erhalten zu haben, die von derselben Wurzel abgeleitet ist wie Bhagavat und Bhāgavata.

Aus Pāṇinis Grammatik IV. 3. 95, 98 ergibt sich, daß zur Zeit ihrer Abfassung das Wort bhakti nicht nur in dem weltlichen Sinne „Liebe, Ergebenheit, Anhänglichkeit" gebräuchlich war, sondern daß es auch auf das Verhältnis der Menschen zu Gott verwendet wurde. Die Beziehung des Wortes auf Vāsudeva (das Patronymikon Krischnas) in Regel 98 ist ein Beweis dafür, der jetzt unanfechtbar ist, nachdem Grierson endgültig die Ansicht Kielhorns widerlegt hat, daß Vasudeva an dieser Stelle nicht Gottesname, sondern Name einer menschlichen Person sei[1]). Man hat bisher gewöhnlich angenommen, daß Pāṇini um 300 v. Chr. gelebt habe, aber ein strikter Beweis für diese Datierung war nicht geführt. Jetzt wissen wir durch Jacobis Untersuchung des Kauṭilīya[2]) mit Bestimmtheit, daß Pāṇini schon im 4. Jahrhundert v. Chr. als grammatische Autorität anerkannt war. Die Bhakti in ihrer religiösen Bedeutung muß also, weil bei Pāṇini erwähnt, schon gegen 400 v. Chr. in Indien ein ganz geläufiger Begriff gewesen sein.

Wenn Hopkins sagt[3]): „Die Lehre von der Bhakti, der gläubigen Liebe als eines Mittels zur Erlösung, kann nicht viel älter sein als der Gesang" (das heißt die Bhagavadgītā), so ist dem gegenüber zu betonen, daß sie im Kreise der Krischna-Verehrer schon Jahrhunderte vor der Abfassung der ursprünglichen Bhagavadgītā verkündet worden sein kann. Eine neue Lehre wird anders vorgetragen als die von der Bhakti in der Bhagavadgītā, wo diese Empfindung auf Schritt und Tritt wie etwas Selbstverständliches gefordert wird. Sie steht auch im engsten Zusammenhang mit der Lehre von der Ergebung (yoga), die von Krischna im Anfang des vierten Gesangs ausdrücklich als uralt bezeichnet wird.

Die Annahme, daß der Gebrauch des Wortes bhakti in spezifisch religiösem Sinne durch einen aus dem Christentum entlehnten Begriff veranlaßt worden sei, dürfte einer weiteren Widerlegung nicht bedürfen. Der Gedanke war auch von vornherein deshalb sehr unwahrscheinlich, weil deutliche Spuren *des* religiösen Gefühls, das die Inder bhakti nennen, auch in der griechischen und römischen Religion in vorchristlicher Zeit zu finden sind[4]). Auf diesem Gebiet sind die Inder, die es doch von Alters her mit dem Seelenheil ernster genommen haben als die meisten anderen Völker, in der Entwicklung hinter den Griechen und Römern gewiß nicht zurückgeblieben.

So alt wie die Gottesliebe in Indien muß auch die Vorstellung Krischnas als des liebenden Gottes gewesen sein; denn die beiden Ideen sind durch

---

[1]) JRAS 1909, 1122. S. auch R. G. Bhandarkar, ebendas. 1910, 168—170.

[2]) Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften 1911 (XLIV), 966.

[3]) Religions of India, 429.

[4]) Barth, Religions de l'Inde, 132. — A. Berriedale Keith, JRAS 1907, 490.

einander bedingt. Nur ein liebender Gott konnte Liebe heischen. Aber ein liebender Gott übt auch Gnade und errettet vor dem sonst unausbleiblichen Verderben durch die Vergebung der Sünden. Obschon das gewöhnliche Wort für die Gnade Gottes, prasāda, erst in den jüngeren Upanischaden[1] und an den oben (S. 190) angeführten Stellen der Bhagavadgita erscheint, so ist doch die Vorstellung der göttlichen Gnade selbst viel älter. Ohne sie wären schon die zahllosen Bitten der vedischen Sänger um allerhand göttliche Gunsterweisungen nicht möglich gewesen. Hopkins[2] führt als einen besonders charakteristischen Fall den Vers Rigveda 10, 125, 5 an, wo die zu einer Göttin personifizierte Rede (Vac) erklärt: „Wen ich liebe, den mache ich zu einem Gewaltigen, zum Priester, zum Seher, zum Weisen".

Mit dem siegreichen Vordringen des monotheistischen Glaubens an den liebenden Gott mußte die Ausbildung der Lehre von seiner Gnade Hand in Hand gehen. „Die Lehre von dem prasāda, oder der Gnade hat einen wesentlichen Teil der Bhagavata-Religion schon nach den ältesten literarischen Zeugnissen gebildet", sagt Grierson[3] und betont im Zusammenhang damit auf das entschiedenste, daß Indien die Idee eines Gottes der Gnade, eines gütigen Vaters, den Bhagavatas verdankt.

Die scheinbar christliche Färbung der Bhagavadgita und der inhaltlich verwandten jüngeren Stücke des Mahabhārata muß also nach allem, was ich hier dargelegt habe, als ein Ausfluß echt indischer Religiosität bezeichnet werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine Entlehnung aus der Bhāgavata-Religion, da die Idee der Gnade gar nicht zu der Lehre der Upanischaden von dem pantheistischen Brahman paßt.

[2]) India old and new, 147, Note.

[3]) In dem Artikel Bhakti-marga, ERE II 543 b, Note.

Carl August
während des Krieges von 1813.

Von
Hermann Freiherrn von Egloffstein.

(Fortsetzung.)

III.

„Mon ancienne et fidèle ressource pour me bien porter jusqu'au printems prochain", so nannte Carl August in dem Briefe an König Friedrich August vom 14. Juni den malerisch gelegenen böhmischen Badeort im Tale der Biela, den er alljährlich aufsuchte. Von der Heilkraft seiner Quellen mochte er sich in diesem Jahre besonders viel erhoffen, denn unter den Aufregungen der letzten Monate hatte seine Gesundheit nicht wenig gelitten; für die Zukunft aber standen ihm wahrscheinlich noch weitere Kämpfe bevor, die zu bestehen er des vollen Einsatzes seiner körperlichen und seelischen Kräfte bedurfte. Er begann ohne Säumen mit der Kur und konnte deren guten Erfolg auch bald an sich verspüren. „Mir ist es recht wohl, eben komme ich aus dem 4ten Bade," schreibt er dem Kanzler von Wolfskeel am 9. Juli, und am folgenden Tage: „Mir gehts in ansehung meiner Gesundheit recht gut; . . . das Wetter ist warm . . . und befördert sehr die Bade Cur . . . heute habe ich das — in Dresden gekaufte — neue Pferd geritten und bin sehr damit zufrieden" . . .

Allerdings kam ihm Teplitz öde und leer vor nach seinem Aufenthalte im Sommer 1812, dem die Gegenwart der holdseligen und von ihm schwärmerisch verehrten Kaiserin Maria Ludovica von Österreich einen besonderen Zauber verliehen hatte[1]). Es ist begreiflich, daß er sie selbst, wie auch die liebenswürdigen Kavaliere und Damen ihrer Umgebung, mit denen er gleichfalls sehr befreundet war, schmerzlich vermißte. Sogar das tägliche Zusammensein mit Goethe vermochte ihm den Reiz, der von den Abwesenden ausging, und den Hauch der vornehmen Wiener Gesellschaft, der sie umgab, nicht zu ersetzen. Mit der Zeit wich allerdings die anfängliche Stille einem etwas regeren Verkehr. Ihn zu beleben, trugen Fürst Moritz Liechtenstein und seine Gemahlin Eleonore, geborene Eszterházy, nicht wenig bei. Sie bewohnten damals das nahe bei Teplitz gelegene Schloß zu Bilin und konnten es daher ermöglichen, den Herzog viel zu sehen, sei es, daß sie ihn besuchten oder bei

[1]) Siehe hierüber A. Sauer, Goethe und Österreich, I. Weimar 1902, S. XLV. Vgl. auch Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. XXVI, S. 36.

sich empfingen. Der Name des tapferen Fürsten Moritz gehörte zu den gefeiertsten des kaiserlichen Heeres; an dessen Kämpfen hatte der kühne Reitersmann seit 1796 sehr ehrenvollen Anteil genommen, zuletzt noch in der Schlacht bei Wagram durch die heldenmütige Verteidigung von Aderklaa. Als ebenbürtige Gefährtin stand ihm die Fürstin zur Seite, eine ebenso schöne wie begabte, gebildete und fein empfindende Frau, deren edle Erscheinung von Canovas Meisterhand als Muse der Geschichte im Eszterházyschen Park zu Eisenstadt verewigt worden ist [1]).

Neben diesen beiden nennt Goethes Tagebuch aus jener Zeit als Bekannte seines Herrn noch eine ganze Reihe von Mitgliedern des österreichischen Hochadels, sowie mehrere vornehme Deutsche und Russen. „Von unserm theueren Herzog," schreibt der Dichter am 24. Juli der mit dem Herzog befreundeten Palastdame der Kaiserin Maria Ludovica Gräfin Josefine O'Donell, „werden Sie unmittelbar gehört haben. Das Bad tut seine alte gute Wirkung und der Umgang mit so viel Personen, die er liebt und schätzt, macht ihn froh, und so ist zu hoffen, daß die Cur gut anschlagen werde" [2]).

Übrigens war Goethe nicht der einzige, der aus Teplitz über Carl August berichtete; unter den dortigen Badegästen befand sich auch, wie Wolfskeel hinterher in Dresden durch General Dentzel, den französischen Kommandanten von Weimar nach der Schlacht bei Jena, erfuhr, ein nicht näher bezeichneter polnischer General, der auf Napoleons ausdrücklichen Befehl das, was in Teplitz vorging, insbesondere aber den Herzog, beobachtete und über sein Tun und Treiben Dentzel auf dem Laufenden hielt. Der letztere mußte wiederum dem Kaiser Bericht erstatten, da er von diesem beauftragt war, „die Correspondenzen nach Böhmen und die Reisenden dahin zu observiren." Einen anderen Späher hatte Napoleon gleichzeitig in Karlsbad, um die seit Anfang Juli dort weilende Großfürstin Maria Paulowna, Carl Augusts Schwiegertochter, zu überwachen. Auf das Drängen ihres Bruders, des Kaisers Alexander, hatte sie sich dem Zusammensein mit dessen Gegner durch ihre Abreise von Weimar nach Böhmen am 7. April entzogen, seither aber war sie nicht nur mit ihrer Schwester Katharina, sondern auch wiederholt mit dem Zaren zusammengetroffen, was natürlich den Argwohn des Corsen erregt hatte [3]).

Mit ihrem Gemahl kam die Großfürstin am 13. Juli zum Besuche Carl Augusts nach Teplitz herüber, am 18. aber kehrte das junge Paar von da nach Karlsbad zurück. Nach dessen Abreise entfernte sich Carl August selbst

[1]) Über das Ehepaar Liechtenstein siehe A. Sauer a. a. O., S. LXXIV ff.; vgl. Deutsche Rundschau, August 1908, S. 218.

[2]) Goethes Werke, Sophien-Ausgabe IV, Bd. XXIII, S. 408, vgl. III, Bd. V, Tagebücher 1813—16.

[3]) Dentzels Mitteilungen sind in Peucers Tagebuche wiedergegeben. Der General bemerkte dazu: „Er habe über die eingegangenen Nachrichten von Zeit zu Zeit Sr. Majestät dem Kaiser Bericht erstattet und es sey ihm angenehm gewesen, daß er nie etwas zu berichten gehabt, was hätte auffallen können, im Gegentheil, Se. Majestät wären mit dem Inhalt seiner Vorträge, namentlich auch was Se. Durchlaucht betrifft, immer sehr zufrieden gewesen."

am 20. Juli auf drei Tage, um sich über Prag nach dem Schlosse Brandeis an der Elbe zu begeben, wo der Kaiser von Österreich Hof hielt[1]).

Die beiden Fürsten waren einander zum ersten Male im Mai 1812 bei der Monarchen-Zusammenkunft in Dresden begegnet, und Kaiser Franz I. hatte damals den Herzog von Weimar durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen und sein mit nüchternem Hausverstande gepaartes, treuherzig-biedermännisches Wesen sehr bald für sich einzunehmen gewußt. Deshalb war es begreiflich, daß Carl August den Wunsch hegte, ihn zu begrüßen. Den Ausschlag dafür gab aber doch wohl seine Sehnsucht, das Dunkel, das ihm die Zukunft verhüllte, etwas gelichtet zu sehen. Noch am 10. Juli schrieb er an Wolfskeel: „Ich glaube gewiß, daß der Friede erfolgen wird, welcher? daß weiß ich nicht." Dahingegen hatte ihm Müffling in einem längeren Schreiben aus dem Blücherschen Hauptquartier zu Strehlen in Schlesien, das sehr wahrscheinlich einen der nächsten Tage an ihn gelangte[2]), auf Grund zuverlässiger Nachrichten mitgeteilt, die Fortsetzung des Krieges sei beinahe gewiß, der sächsische Minister Graf Einsiedel aber, dem Wolfskeel, wie sein Herr ihm befahl, deswegen „zu Leibe gehen mußte", erklärte, hierüber nicht das Geringste zu wissen. „Die Ignoranz," bemerkt der Kanzler dazu, „scheint nicht bloß angenommen zu seyn"[3]). Um so mehr mochte Carl August hoffen, in Brandeis etwas Näheres zu erfahren. Von beiden feindlichen Parteien umworben, hielt Österreich das Geschick Europas in der Hand. Von ihm hing es ab, ob die jetzt herrschende Waffenruhe und der soeben in Prag zusammentretende Kongreß zum Frieden führen würde oder nicht.

„Durchlauchter Herzog," heißt es in Peucers Tagebuch nach dem Wiedereintreffen seines Herrn in Teplitz, „hatten den Kaiser von Österreich in Brandeis gesprochen, auch bei ihm gespeist und eine überaus freundliche Aufnahme gefunden." Wie weit es ihm gelang, in die Geheimnisse der hohen Politik einzudringen, darüber ist nichts gesagt; daß aber der Wiederausbruch des Krieges bevorstand, dafür sprach die gewaltige, täglich wachsende Anhäufung von Truppen in Böhmen bis dicht an die sächsische Grenze. Auch der ehedem so stille Kurort blieb von dem die ganze Gegend erfüllenden kriegerischen Leben nicht unberührt. Am 23. Juli war Carl August samt seinem Gefolge, zu dem vorübergehend auch Wolfskeel und Peucer gehörten, im Teplitzer Schlosse beim Fürsten Clary zu Ehren des anwesenden K. K. Generalissimus Fürsten Schwarzenberg „auf ein Abendessen eingeladen. Die Jäger," erzählt Peucer, „paradierten vor dem Schloß und machten Musik." Zwei Tage später hatte der Herzog das gräflich Schönburgische und das fürstlich Liechtensteinische Paar nebst Goethe bei sich zu Tisch. Der letztere schreibt darüber in sein Tagebuch: „Unterhaltliches militarisch-politisches Gespräch." Er deutete

[1]) C. A. an Wolfskeel 16. Juli, St. W. D. 391, Fol. 174, Ogl. „Mein project ist kommenden Dienstag nach Brandeis zu gehen und zwey Tage darauf, Donnerstag Abends wieder hier zu seyn . . ."

[2]) 28. Juni, H. W. A. Abt. A XIX 75, Carl August, Ogl.

[3]) Korrespondenz zwischen C. A. und W. 13. und 14. Juli, St. W. D. 391 Fol. 153, Ogl. St. W. D. 390 Fol. 27—28, Ogl.

mit diesen Worten die Stimmung an, in der Carl August und seine Freunde den kommenden Ereignissen entgegenblickten.

Wie der harmlos-anregende Verkehr in ihrem Kreise und der offene Gedankenaustausch mit ihnen wohltuend auf das Gemüt des Herzogs wirkten, so ließ auch der Gebrauch der Bäder den gehofften günstigen Einfluß auf seine Gesundheit nicht vermissen. „Je mehr ich bade," schrieb er am 15. Juli an den Minister Voigt, „je mehr fühle ich, wie notwendig dieses Unternehmen war." Allzulange durfte er allerdings die Kur nicht ausdehnen, denn er beabsichtigte, hinterher in Franzensbrunn bei Eger, dem heutigen Franzensbad, noch einige Stahlbäder zu nehmen; am 10. August aber ging, wie er vernommen hatte, der Waffenstillstand zu Ende, und für den Fall, daß dann der Kampf wieder aufgenommen wurde, mußte er trachten, rechtzeitig nach Weimar zurückzukehren. Am 6. August mittags brach er von Teplitz auf, nachdem er noch mit Goethe gefrühstückt hatte. ‚Hier erschallt lautes Kriegsgeschrey! Es wird sich zeigen, wie lange ich in Egra bleiben kann," hatte er tags zuvor an Wolfskeel geschrieben. Dieser und Peucer waren einstweilen noch in Dresden geblieben, was Carl August wünschte, um für alle Fälle über sie beide verfügen zu können. Nach und nach wurden sie dort bekannt und vermochten sich daher in ihre an sich gewiß nicht angenehme Rolle schließlich hineinzufinden. Den Zusammenhang mit dem Herzog hielt, abgesehen von einigen Tagen, die sie in Teplitz zubrachten, ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihm und dem Kanzler aufrecht. Gleichzeitig blieb aber Carl August in beständigem schriftlichen Verkehr mit Weimar und demgemäß auch in steter Kenntnis der Nöte seiner dortigen Getreuen.

Es war eine der wohltätigen Folgen der Reise nach Dresden und Teplitz, daß er jetzt diese Widerwärtigkeiten nicht mehr allzu schwer nahm, sondern ihnen ungebrochenen Mutes und mit einer gewissen Resignation ins Auge blickte, als einem Schicksale, das auf ihm und den Seinen nicht drückender, ja vielleicht sogar weniger hart, als auf vielen anderen deutschen Landen lastete[1]). „Manövrieren Sie sich mit den Livranten herum, so gut sie (!)

[1]) In dieser Hinsicht konnte ein ohne Zweifel ihm vorgelegtes Schreiben Müfflings an seinen Oberstallmeister v. Seebach (datiert Strehlen 29. Juli, H. W. Abt. A XIX 75 Carl August) wertvollen Aufschluß geben. „So wenig tröstliches Ihr Brief auch über die Lage des armen, mir ewig lieben weimarischen Landes enthält," schreibt M., „so sey Ihnen wenigstens so viel versichert: daß die Lage, Schuldenlast und Praestationen von Weimar mit Schlesien (welches bekanntlich von allen preußischen Staaten am wenigsten gelitten hat) durchaus gar nicht verglichen werden kann, und erst jetzt habe ich gelernt, was ein Staat leisten kann, wenn er recht herunter gebracht ist. Eher geht es freylich nicht. Mehr als der Feind haben hier die Administrationsfehler geschadet, aber desto respectabler ist der Wille, mit dem alles geschieht. Seit dem Dezember 1812 hat Schlesien so viel Freywillige und gezwungne Recruten gestellt, daß das weimarische Land nach dem Verhältniß seiner Bevölkerung 6380 Mann stellen müßte, wenn es gleichen Schritt halten wollte. Man sieht in Dörffer (!) und Städten nichts mehr als Greise und Kinder. Dazu an Schulden müßte das weimarische Land von dem Kriege 1806/7 über 4 Millionen Thaler haben, und es hat nur ohngefähr ½ Million von dieser Zeit . . . Ich will Sie nicht länger von alle dem Unglück unterhalten, es ist blos damit Sie den leuten im Weimarischen sagen können, es giebt welche, die noch unglücklicher sind als wir . . ."

können," schreibt er am 9. Juli im Hinblick auf die unerschwinglichen Getreidepreise an Wolfskeel; in einem Billett vom folgenden Tage aber empfiehlt er ihm: „Halten Sie sich wie seither, immer mit Gelassenheit und Gedult hin, so wird die Zeit auch den rath bringen. Zeit gewonnen ist schon etwas ... Die Forderungen an uns," heißt es an einer anderen Stelle desselben Schreibens, „werden zum Glücke so unsinnig, daß eine die andere aufhebt."

Die neueste unter ihnen, die Umwandlung des weimarischen Kontingentes in Reiterei, ließ man übrigens fallen und erklärte sich schließlich mit 800 Mann Infanterie zufrieden. Von dieser Zahl wurde jedoch der Rest der vorjährigen Truppen, der aus dem russischen Feldzuge zurückgekehrt und seit dem Januar in Danzig eingeschlossen war, nicht etwa abgerechnet, vielmehr bemerkte St.-Aignan in seiner Mitteilung an die weimarische Regierung vom 11. Juli genau nach dem Wortlaute des von Maret erhaltenen Befehls: „Das vollzählige Kontingent (le contingent tout entier) wird verlangt, und keinerlei Entschuldigung kann hierüber von Sr. Majestät zugelassen werden, welche nicht dulden wird, daß die mit ihr eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt bleiben."

Einem so herrischen Tone gegenüber die danziger Mannschaft in Anschlag zu bringen, schien Carl August von vornherein ein vergebliches Bemühen zu sein. Wohl seufzte er in einem Brief an Voigt: „Ach Gott! das Contingent macht uns noch ganz caput." Doch beschloß er, sich auch diesmal ins Unabänderliche zu fügen, und Wolfskeel hütete sich wohl, ihm das zu widerraten. Hatte ihm doch Berthier in einer Unterredung vom 17. Juli den wohlgemeinten Rat erteilt: „Employez le plus d'activité pour mettre votre contingent sur pied. L'Empereur ne connaît d'autre attachement que de se prêter à ses volontés." Dementsprechend wurde nichts unterlassen, um das weimarische Bataillon möglichst rasch auf die geforderte Höhe zu bringen und marschfertig zu machen. „Unser Contingent," schreibt Fritsch am 3. August an Wolfskeel, „est au grand complet, d. h. 800 Mann stehen auf den Beinen, 1 Commandeur, 1 Adjutant und 8 Offiziers sind dabey angestellt, und die meisten marschiren nothdürftig. Im Feuer möchten aber die Helden ihren Nachbarn und Vordermännern gefährlicher seyn als den Feinden. Den 4ten marschirt das Bataillon nach Jena. Dieser Ort ist das Rendez-Vous vom Regiment."

Neben der Pflicht der Heeresfolge suchten die Behörden in Weimar auch den übrigen Ansprüchen, die Napoleon an sie stellte, nach Maßgabe ihrer geringen Mittel, so gut es eben ging, zu genügen. Wohl rief die Kunde von dem ungünstigen Ergebnis der Aussprache Wolfskeels mit Daru am 2. Juli anfänglich große Bestürzung in Weimar hervor; indessen ließ sich Fritsch, dem es oblag, das Requisitionsgeschäft mit den Untergebenen des gefürchteten Generalintendanten ins reine zu bringen, durch dessen barschen Ton auf die Dauer nicht einschüchtern, zumal da seine Befehle von jenem nicht allzu wörtlich genommen wurden. „In der Ferne," schreibt der Präsident am 8. Juli an Carl August, „sieht manches doch nicht so furchtbar aus, als es in der Nähe nach einer Conversation mit Gr. Daru erscheint. In Erfurt ist man so christlich gewesen, auf die Lieferungen eine abschlägliche

Abgabe von 500 Centn. Korn wöchentl. anzunehmen, wodurch wir die Erndte u. beſſere Preiſe erreichen . . ." „Wir in der Ferne," hatte er ſchon am 6. an Wolfskeel geſchrieben, „glauben mitunter, daß das alte Sprüchwort bene vixit qui bene latuit für unſeren Zuſtand am beſten ſeyn werde, wir wollen . . . nach Kräften Hafer u. Mehl zuſammen bringen . . . Die Ernte kommt uns gewiß dabey zu Hülfe. Iſt es möglich . . . ſo laß auf weitere Unterhandlungen mit Daru Dich nicht ein;" ein Rat, den Wolfskeel gern befolgte.

Da er von Erfurt aus mit den Requiſitionen nicht mehr gedrängt wurde, ſo gewann Fritſch etwas Zeit, um die zur Ernährung des franzöſiſchen Heeres verlangten Vorräte ſtetig zu vermehren, während inzwiſchen die Ernte allmählich heranreifte. Selbſt dem Mangel an Hafer, den man hier wie auch allenthalben in den Nachbargebieten angeſichts des ungeheueren Verbrauches im Heere auf das drückendſte empfand, gelang es mit der Zeit einigermaßen abzuhelfen. Daß auf dieſe Weiſe wenigſtens die Lieferungen erträglich vonſtatten gingen, war immerhin ein Troſt bei den vielen anderen Sorgen, die um dieſelbe Zeit auf Fritſch und ſeine Amtsgenoſſen einſtürmten. „Alle ſehnen wir uns nach dem Frieden," verſicherte der erſtere dem Herzog am 8. Juli, „aber die Fortſetzung des Kriegs ziehen wir der jetzigen läſtigen Waffenruhe vor, die ebenſo ausſaugend, wohl noch mehr es iſt, als der Krieg." In der Tat dauerten, während die gerade jetzt ſo wichtige Heuernte durch einige kalte Tage ſehr beeinträchtigt wurde, die Truppendurchmärſche, wenn auch in vermindertem Maße, fort, dagegen war von einer amtlichen Beſtätigung und einem Erfolge der in Dresden gegebenen Zuſage, die Militärſtraße zu verändern, nicht die Rede.

Der Druck, unter dem infolgedeſſen Carl Auguſts Lande zu leiden hatten, wurde bis zur Unerträglichkeit geſteigert durch die beim Ausbau der Erfurter Feſtungswerke ihnen auferlegten Frondienſte. Bekanntlich war hierzu die Einſtellung von 1940 Schanzarbeitern täglich gefordert worden, doch konnten, wie das Landespolizeikollegium dem Herzog am 20. Juli darlegte, mit Aufbietung aller Kräfte nicht mehr als 1629 ausgeſchrieben werden . . . „und dieſe Anzahl", bemerkt es, „überſteigt ſchon die Kräfte des hieſigen Landes, welches durch ſeine geographiſche Lage das Schickſal teilt, drei Etappenorte zu haben, welches faſt einen Tag um den andern 2000 Anſpänner zum Dienſt der Armee aufbieten muß, und welches zu dem mannigfachen Kriegsbedürfniß an Boten, Abläderm, Krankenwärtern, Taglöhnern in den Magazinen uſw. eine nicht unbedeutende Zahl Einwohner beſchäftigt."

„Eine der größten Schwierigkeiten zur Erfüllung des Dienſtes in Erfurth," berichtet er weiter, „gewährt die Entfernung der meiſten Ortſchaften. Nur wenige Dörfer liegen ſo nahe bey Erfurth, daß ohne Zeitverluſt die Arbeiter dahin gehen und zurückkehren können . . . Gleichwol haben wir in den Tagen vom 1. bis 10. Jul., die Sonntage eingeſchloſſen, . . . 12129 Arbeiter geſtellt, worunter 70 Maurer und 40 Zimmerleute nicht inbegriffen ſind, die außerdem täglich in Erfurt gearbeitet haben. Aber die Unmöglichkeit ſehen wir voraus, dieſe Dienſte während der Erndte fortzuſetzen . . . und wir müſſen

Eur. Durchlaucht bitten, für die Abwendung dieser Last während der Erndte Sich gnädigst zu verwenden . . ."

Die hilflose Lage Weimars gegenüber der Willkür der benachbarten französischen Machthaber kennzeichnet treffend das Schreiben Fritschs an Wolfskeel vom 3. August. „Neue Lieferungen drängen uns," heißt es darin. „Erfurt soll mit Heu und Stroh versorgt werden. Unser Loos wird 4500—5000 Ctr. jeder Gattung seyn . . . Wenn man in Erfurt etwas braucht, flugs ist Weimar invitirt, es zu liefern. So fährt Ilmenau 2000 Bohlen, die gekauft sind in Schwarzburg. So liefert Weimar extra 25 mêtres cubes Eichenholz; und wie in der Opéra Pizzichi alles macht, leistet, hilft, so sind wir die Erkornen: wobey uns manchmal mitgespielt wird, wie Faust dem Mephistopheles, wenn nicht gleich des Meisters Wille geschieht."

Was blieb aber anderes übrig, als ihn, wenn irgend möglich, zufrieden zu stellen? Hatte doch ein treuer Freund Weimars, der französische Gesandte, Fritsch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, die unglückliche Geschichte mit dem Kontingent und das Erscheinen der preußischen Parteigänger hätten in dem Gemüte Seiner Majestät einen tiefen Eindruck hinterlassen. Napoleons Mißtrauen neue Nahrung zu geben, mußte um jeden Preis vermieden werden; darüber waren alle, denen das Wohl des Landes und seines Fürsten am Herzen lag, miteinander einig.

Große Aufregung entstand daher, als durch einen taktlosen Scherz, den der Stadtkommandant v. Hendrichs in Jena im Gespräche mit dem quartiermachenden französischen Offizier über die dortige Studentenschaft gemacht hatte, der mühsam beschwichtigte Argwohn gegen ihre franzosenfeindliche Gesinnung wieder erweckt wurde[1]). Mit Recht befürchtete man, daß die durch Einquartierungen und unaufhörliche Truppendurchzüge ohnehin aufs äußerste bedrückte Stadt diese Torheit werde entgelten müssen, und Voigt säumte deshalb nicht, dem Herzoge den Vorfall zu berichten. Wie vorauszusehen, war dieser wütend darüber: er ließ dem „ganz infamen Kerl" durch den Prinzen Bernhard den Degen abnehmen und Stadtarrest geben; zugleich ordnete er eine strenge Untersuchung des Tatbestandes an. Glücklicherweise wurde die Sache den französischen Oberbehörden nicht gemeldet, was Carl August und seinen Räten gewiß eine große Beruhigung war, denn gerade damals schien die Gelegenheit günstig, um Napoleon die dynastischen Interessen des Hauses Weimar wiederum zur Förderung zu empfehlen. Wie wir uns erinnern, hatte der Herzog sie schon mündlich beim Kaiser zur Sprache gebracht; seine Wünsche in aller Form eingehend zu begründen, war der Zweck der Denkschrift, die hierauf von Peucer ausgearbeitet wurde. Wie er in seinem Tagebuch erzählt, war ihm und Wolfskeel die Anregung dazu

[1]) Der Hergang war nach dem Schreiben Fritschs an Wolfskeel vom 15. Juli, St. W. D. 391, Fol. 171 Dgl., folgender: H. hatte in der Meinung, sein Garten sei von Studenten ruiniert worden, dem französischen Quartiermacher gegenüber geäußert: „Après avoir fait la guerre, les étudiants se plaisent à me combattre," worauf der Offizier Verdacht schöpfte und glaubte, für die Sicherheit der Truppen 100 Mann Bürgerwehr fordern zu müssen. Vgl. Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 204, sowie Goethes Tagebuch 10. Oktober 1813, „Hendrichs Geschick und Ungeschick".

von dem kaiserlichen Kabinettssekretär Baron Mounier gegeben worden, der von seiner Jugend her Weimar kannte und sich seiner Interessen schon früher angenommen hatte[1]). Er riet den beiden, die genannte Schrift bereitzuhalten, um, wenn die Kongreßverhandlungen wirklich eröffnet würden, damit hervorzutreten. „Vielleicht sey es dann möglich zu reussiren, weil dem Kaiser vielleicht darum zu thun sey, Rußland etwas Angenehmes zu erweisen."

Wie ungewiß diese Aussicht auch erschien, so stimmten doch die Vertreter Carl Augusts in Dresden mit ihren weimarischen Amtsgenossen in der Ansicht überein, man dürfe Mouniers Wink nicht unbeachtet lassen. Mit Wärme empfahl das Geheime Konsilium in einem Vortrage vom 20. Juli dem Herzog, die von Peucer inzwischen aufgesetzte Note zu genehmigen. „Wir haben," versicherte es, „nach wiederholter Erwägung einiges Bedenken dabey nicht finden können. Vielmehr erkühnen wir uns, gegen Ew. Herzogl. Durchlaucht ehrerbietigst auszusprechen, daß wir glauben, bey der gegenwärtigen in der bevorstehenden Friedensverhandlung eintretenden politischen Krisis, und in Rücksicht auf die günstigen hohen Familien Verhältnisse mit Rußland und Preussen, ja bei der wohlwollenden persönlichen Aufnahme Sr. Maj. des Kaisers von Frankreich sey ein Zeitpunct vorhanden, der nie wieder erscheinen dürfte, um den dringendsten Versuch zu machen, Ew. Herzogl. Durchlaucht und Ihrem Hohen Hause nach dem Unglück alter und neuer Zeit und nach erlittenem so großem Verlust einige Erstattung auszuwirken. Wir können nicht zweifeln, daß Ew. Herzogl. Durchlaucht nach Höchstdero großen Einsichten und Talenten dazu mittelst persönlicher Verwendung beyzutragen nicht sehr geneigt seyn sollten. Wenigstens würden wir uns selbst gegen Ew. Herzogl. Durchlaucht verantwortlich halten, wenn wir bey der großen Erschöpfung der herzogl. Lande und öffentlichen Cassen nicht Ideen zu deren Wieder Erhebung fassen und zur Anwendung empfehlen und befördern sollten. Selbst bey einem Mislingen solchen Bestrebens würde man bey der Nachkommenschaft und in der Geschichte dem Vorwurfe entgehen, eine Gelegenheit versäumt zu haben, die man zu Verbesserung des Landes Zustandes und Erhöhung des Glanzes des Herzoglichen Hauses ergreifen mögen, ohne aus solchem Bestreben irgend einen Nachtheil befürchten zu dürfen."

Aus der Randbemerkung Carl Augusts zu dieser Eingabe ist zu entnehmen, daß der Herzog die hohen Erwartungen, die das Geheime Konsilium darin aussprach, nicht zu teilen vermochte. „Ich wünsche den besten Erfolg davon," bemerkt er kühl, „kann aber ohnmöglich bestimmt angeben, ob der jetzige Augenblick derjenige seyn müsse, wo franz. Seits etwas geschehen wird. Indessen ists fürs Andencken geschrieben, u. daß kann nicht schaden." Dem Entwurfe Peucers, um den es sich handelte, lag ein Schreiben Fritschs an Wolfskeel zugrunde, das von dem Gedanken ausging, „nicht auf Kleinigkeiten wie Blankenhain und Parcellen von Erfurt den Blick zu richten, sondern den Flug höher zu lenken." Dementsprechend wies die Note auf den eigentümlichen Gegensatz hin, der innerhalb des Rheinbundes zwischen dessen

[1]) Über Mounier siehe Müller, Erinnerungen S. 46.

süddeutschen und norddeutschen Staatengebilden bestehe. Die ersteren seien ansehnlich und daher fähig zu kräftigen Anstrengungen in ihrem eigenen Interesse wie in dem ihres erhabenen Beschützers, die letzteren hingegen fast alle um so kleiner und schwächer. Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, das zu ihnen zähle, sei mit seinen geringen Hilfsmitteln manchmal gegen seinen Willen außerstande gewesen, seine Pflichten als Bundesglied und an den Kriegsschauplatz anstoßendes Land pünktlich zu erfüllen. Im Laufe der Jahrhunderte, führte die Denkschrift weiter aus, habe das Haus Weimar, die älteste Linie des Hauses Sachsen, nur Verluste erlitten, und gegenwärtig stehe es weit tiefer als Fürstenhäuser, über die es einstens in so mancher Hinsicht emporgeragt hätte. Durch den Rheinbund habe es an Rang und Einkünften noch verloren. Er lege ihm Pflichten auf, ohne ihm die Mittel zu geben, sie zu erfüllen.

„Würde es nicht," heißt es weiter, „zugleich den politischen Interessen und der Großmut Seiner Majestät entsprechen, einem Hause seinen alten Glanz zurückzugeben, das durch die persönlichen Eigenschaften seiner Fürsten vielleicht einen Platz an der Seite der Medicis verdiente, indem es hochherzig seine Mittel dazu verwendet hat, um die Künste und die Litteratur zu verschönen, indem es die Wissenschaften begünstigte, indem es den großen Männern der Nation eine Zufluchtsstätte gewährte.

„Wenn diese Idee glücklich genug wäre, die Aufmerksamkeit Seiner Majestät zu fesseln, wenn S. M. die Gnade hätte, ihr eine Stelle in der Reihe der großen Fragen zu gewähren, die sie in dieser Epoche des Wiederaufbaues beschäftigen werden, so würde S. M. sich bald davon überzeugen, daß sie unter allen ihren Verbündeten keinen eifrigeren, keinen dankbareren und treueren besitzt als eben dieses Haus Weimar, das sich rühmt, in früherer Zeit der französischen Geschichte berühmte Helden geliefert zu haben (d'avoir jadis fourni des Héros illustres à l'histoire de France)."

Da man die Gewährung der ausgesprochenen Bitte vor allem von der nahen Verwandtschaft mit dem Zarenhofe erhoffte, so galt es natürlich, auch diesen für Weimars Hausinteressen zu erwärmen. Zu diesem Zwecke hatte Carl August Müffling gebeten, sich gelegentlich bei den russischen Staatsmännern dafür zu verwenden[1]). In dem Wunsche aber, daß sie auch dem russischen Kaiser persönlich ans Herz gelegt werden möchten, bat Voigt am 20. Juli dessen Schwester Maria Paulowna um ihre Fürsprache bei dem mächtigen Herrscher. Als Verehrer Napoleons empfand er es schmerzlich, daß man nicht besser verstanden hatte, sich bei ihm in Gunst zu setzen. „Wir hätten," schrieb er kurz vorher an Wolfskeel, „etwas mehr Geschmeidigkeit haben und uns in das herrschende System zeitig mehr hineinfügen müssen, wenn wir etwas hoffen wollten."

Die Antwort der Großfürstin an Voigt klang immerhin ermutigend und rechtfertigte das Vertrauen, das er auf ihr Interesse an dieser Frage setzte. „Niemand," versicherte sie ihm darin, „schätzt mehr als ich den Beweggrund

[1]) Bezugnahme M.s darauf in dem Schreiben an C. A. vom 28. Juni, H.-W. Abt A XIX 75 Carl August, Dgl.

Ihres Schreibens und Ihre Wünsche für das Land, dessen Verwaltung so lange Jahre Sie beschäftigte: ich freue mich recht sehr, daß im Stillen Ihre Ansichten mit den meinigen so übereinstimmend (!) waren, daß Sie Sich verpflichtet hielten, mich zu ermahnen, da wo ich schon längst das meinige gethan hatte: freylich leben wir in einer ungestümen Zeit, und wir müssen unsrer Lage wegen eine Stütze finden, damit wir nicht fortgerißen werden. Ich habe die sicherste Versicherung darüber bekommen, und so Gott will können wir, ich mögte sagen, auf kein (!) Fall untergehen, weil sich der Kayser unsrer annimmt, wie er es mir ausführlich versprochen hat: behalten Sie diese Äußerung für sich, zu früh ausgesprochen mögte sie die gegenwärtige Verlegenheit vergrößern, obgleich sie nie befremden kann. Ich brauche wohl nicht mehr darüber sagen, wie sehr mir die Angelegenheiten des Landes am Hertzen liegen" [1].

Am 9. August, als Maria Paulowna in Franzensbrunn diese Zeilen schrieb, war Carl August von Teplitz zur Nachkur dort eingetroffen. Sie sollte nicht von langer Dauer sein. Anfangs hatte er gehofft, bis zum 20. bleiben zu können, doch sah er sich bewogen, schon am 12. früh heimzureisen [2]. Am 14. abends langte er in Weimar an. Seinen ursprünglichen Plan, sich von da nochmals nach Dresden zu begeben, um Napoleon aufzuwarten, gab er wegen des wieder ausbrechenden Krieges auf und entschloß sich, statt dessen noch etwas nach Ilmenau zu gehen. Gleichzeitig rief er Wolfskeel und Peucer dem Antrage des ersteren gemäß von Dresden nach Weimar zurück.

Nach fünftägigem Aufenthalte bei ihrem Herrn in Teplitz hatten sich die beiden am 27. Juli wieder auf ihren Posten begeben, und am 28. war die von jenem genehmigte Note aus Peucers Feder von Wolfskeel dem Herzog von Bassano überreicht worden [3], während ein zweites ebenfalls an ihn gerichtetes Schreiben, das die Wünsche des Hauses Weimar einzeln anführte, auf Carl Augusts Befehl zurückgehalten wurde. Wie weit sein Vertreter sie dem französischen Minister mitgeteilt hat, ist aus den vorhandenen Berichten nicht zu ersehen; jedenfalls stellte dieser dem Kanzler eine Unterredung über alle ihm vorgelegten Gegenstände in Aussicht.

Mit der Erfüllung seines Versprechens hatte er es allerdings nicht sehr eilig, und er würde vorerst auch gar nicht imstande gewesen sein, Carl Augusts Anliegen seinem Gebieter vorzutragen, da der Kaiser am 25. Juli nach Mainz gereist war und nicht vor dem August zurückerwartet wurde. Nach dessen Wiedereintreffen in Dresden nahmen begreiflicherweise wichtigere und näherliegende Sorgen die Aufmerksamkeit in Anspruch, denn von Tage zu Tage zeigte es sich deutlicher, daß der Friedenskongreß gescheitert und die Fort

[1] Über den Briefwechsel zwischen Voigt und M. Paulowna siehe Deutsche Rundschau, August 1908, S. 202.

[2] C. A. an Voigt 11. August: „Morgen früh reise ich ab." H. W. Abt. A. Carl August 123 Fasc. 2, Fol. 158, Ogl.

[3] Dresden 28. Juli. St. W. D. 396 Fol. 9—11, Kop. À Son Excellence Mr. le Duc de Bassano, Ministre des Relations Extérieures de S. M. J. et R. etc. etc. etc. Nach dem pariser Ogl. wörtlich abgedruckt bei Fischer, S. 206 ff.

setzung des Krieges unvermeidlich geworden war. Zunächst wurde die Feier des Napoleonstages statt am 15. August schon am 10. begangen.

Offenbar war dieses Fest darauf berechnet, durch Glanz und Gepränge die Machtfülle des Rheinbundsprotektors im unterjochten Lande recht augenfällig zur Erscheinung zu bringen. Seinen Abschluß bildeten ein Feuerwerk und eine festliche Beleuchtung der Stadt. Bei dieser war, wie Wolfskeel am 12. August dem Herzog berichtet, am Hause des französischen Gesandten Baron Serra ein Transparent mit der vielsagenden Inschrift sichtbar:

Di · INCOLVMEM · SERVATE ·
INSTANT · MAIORA · PERACTIS ·
„Ihr Götter, erhaltet Ihn unversehrt,
denn Größeres, als bereits geschehen, steht noch bevor."

Daß neue schwere Kämpfe zu befürchten waren, konnte Wolfskeel auch aus den seit dem Morgen des 12. sehr merklichen Truppenbewegungen schließen. Dazu kam, daß ihn am Tage darauf Graf Marcolini, der Hausminister und Vertraute des Königs von Sachsen, in dessen Namen ersuchte, den Herzog zu bitten, seinen Brüdern und ihren Familienangehörigen für alle Fälle das Schloß zu Eisenach als Zufluchtsort vor den beginnenden Feindseligkeiten einzuräumeu.

Da Wolfskeel gleichzeitig erfuhr, daß auch zur Abreise Napoleons alle Anstalten getroffen seien, säumte er nicht, Carl August darauf aufmerksam zu machen, daß sein und Peucers längeres Verweilen in Dresden kaum noch großen Nutzen haben werde[1]). Die Erlaubnis zur Heimkehr wurde auch ihm und seinem Gehilfen vom Herzog ohne weiteres erteilt; indessen wollte der Kanzler doch Dresden nicht verlassen, ohne sich vom Herzog von Bassano persönlich verabschiedet zu haben. Um so mehr lag ihm dies am Herzen, als er zwar am 10. und am 15. August bei Maret zur Tafel gewesen war, aber weder das erste noch das zweite Mal zu der versprochenen Unterredung Gelegenheit gefunden hatte. Er bemühte sich hierauf wiederholt, bei ihm einzudringen; da ihm dies aber nicht gelang, bat er den Minister brieflich, ihn vor der Abreise zu empfangen, und erinnerte dabei an die Denkschrift vom 28. Juli. Daraufhin lud ihn Maret für den 22. abends nochmals zum Speisen ein und eröffnete ihm, wie Peucer berichtet, bei diesem Anlasse: „Er habe die fragliche Note keinen Augenblick aus den Augen verloren, und hoffe nur auf einen ruhigern Moment, um die Entschließung Sr. Maj. darüber zu vernehmen. Es müsse inmittelst Sr. Durchlaucht daran gelegen seyn, keine Gelegenheit zu versäumen, um sich dem Kaiser angenehm zu machen. Als nun der Hr. Canzler bat, ihm Mittel und Wege, wodurch dieß geschehen könne, näher anzugeben, um sodann Se. Durchlaucht davon in Kenntnis zu setzen, so fuhr der Minister fort: Le Duc est un homme d'esprit, il saura bien comment il faudra se prendre pour cela. Surtout qu'il ne ménage pas les partisans dans son pays. Dans quinze jours cela sera développé, alors nous verrons."

[1]) 13. August, St. W. D. 390 Fol. 42—43, Vgl. Napoleons Reise wurde jedoch, wie W. am 15. erfuhr, dann wieder aufgeschoben. An C. A. 15. August, a. a. O. Fol. 46—47, Vgl.

IV.

Am Morgen nach diesem Gespräche reisten Wolfskeel und Peucer ab und trafen am 24. abends wieder in Weimar ein. Mittlerweile hatte sich Carl August am 18. August nach Ilmenau begeben, um dort die in Franzensbrunn gestörte Nachkur durch den Gebrauch von zwölf Schlackenbädern in Ruhe zu beenden. Im Verein mit der frischen Bergluft des Thüringer Waldes wirkten sie sehr günstig auf sein körperliches Befinden ebenso wie auf sein Gemüt; seine kurzen Briefe an Voigt aus Ilmenau sind frisch und voller Humor: weder das unbeständige Wetter, das ihn an den Feldzug in der Champagne erinnerte, noch der Gedanke an all das Schwere, was die Zukunft in ihrem Schoße barg, vermochte ihm die Laune zu verderben. Was er beim Wiederbeginn des Krieges empfand, ist in einem Brief an Voigt aus Franzensbrunn vom 11. August offen ausgesprochen. „Bey der totalen Auflösung aller Dinge", heißt es darin, „wird das détail wirklich gleichgiltig. Die Leute, die uns im Sack stecken, können schalten und walten, wie sie wollen, ohne daß alle unsre Bemühungen dabey auch nur das mindeste fruchten. Vielleicht ändern sich die Verhältnisse." Eine Wendung zum Besseren verhieß in der Tat der unterdessen vollzogene Anschluß Österreichs an Preußen und Rußland, durch die Aussicht aber, sein Land etwa von kaiserlich königlichen Truppen besetzt zu sehen, die sich ihm vom Vogtlande her näherten, ließ er sich das Vergnügen der Ilmenauer Tage nicht verkümmern. „Es ist nicht zu erwarten," meint er, „daß die Oestreicher schlimm mit uns verfahren werden; sind ja auch gute Bekannte, hier und da sogar gute Freunde und Verwandte. . . . . Die Östreicher werden keine bösen Leute seyn," bemerkt er an anderer Stelle; „ich höre, der Graf Mensdorff, Schwager des Herzogs von Coburg, commandirt die Streif Parthey, die in Gera war." Schon in einem früheren Briefe hatte er Voigt ermahnt: „Schreiben Sie doch balde Siegesnachrichten." Die Kunde von der Niederlage der Verbündeten bei Dresden, die er anstatt deren zunächst erhielt, vermochte seine Zuversicht auf einen guten Ausgang nicht herabzustimmen. „Da . . . Dresden in diesem Augenblick Paris ist, so darf dieses nur oft geängstigt werden, um alle Vorschritte Napl. zu hintertreiben; die Länge gibt dann die Ferne, wie das Sprichwort sagt."

Je mehr der Herzog den Wechselfällen des Krieges gegenüber seine Ruhe bewahrte, desto mehr war er auch fähig, trotz aller Drangsale der Zeit Ilmenaus „anmutig Thal und immergrünen Hain" zu genießen. Ein Idyll mitten im weltbewegenden Kampfe: so stellt sich uns jener Aufenthalt des Herzogs in der lieblichen Bergstadt nach den vorhandenen Zeugnissen dar. „Von hier", schreibt er den 21. August an Voigt, „kann ich Ihnen nicht das geringste Neue sagen, als daß der Magistrat morgen einen großen Ball auf dem sehr hübschen neuen Felsen Keller Hause giebt, auf den ich mich recht freue. . . . . Gestern Abend", erzählt er dann im nächsten Briefe, „war ein großer Ball auf dem Felsenkeller. Ihr Bruder — der Bergrat Voigt — eröffnete den Tanz mit einer Polonaise, dann erholte er sich im Whist . . . auf dem Ball gestern wurde Vogel (der Geheime Kanzleisekretär V., einer

der ständigen Reisebegleiter des Herzogs) und die Frau des Renthbeamten beynahe von einem Ofen Aufsatze im Saale erschlagen, der von der Erschütterung herunterfiel. Die Frau wurde sehr am Kopfe beschädigt." Übrigens war Carl August auf die braven Ilmenauer Spießbürger nicht angewiesen. Am 26. August nachmittags — „ich war im Walde, um mir einen guten Tag zu machen" — kam von Weimar sein Sohn Bernhard mit dem Obermarschall Grafen Edling herauf, jenem baltischen Edelmanne, der dem jungen Prinzen schon als Begleiter auf der Reise nach Italien und Frankreich ein sehr nützlicher Gefährte gewesen war und auch dem Herzog selbst später wichtige Dienste erweisen sollte. An demselben Abend noch, so entnehmen wir dem Brief an Voigt vom 27., „ist Göthe ganz unverhofft angekommen und heute ist er mit mir vier stunden lang geritten!"

Auch der Dichter hatte, aus dieser Leistung zu schließen, allen Grund, mit dem Ergebnisse seiner in diesem Jahre allerdings sehr ausgiebigen Kur in Teplitz zufrieden zu sein. „Göthe ist ganz wie neu gebohren," hatte Carl August am 13. Juli von dort an Voigt geschrieben. Ebenso hatte ihn auch Wolfskeel, der ihn später in Dresden wiedersah, auffallend frisch gefunden. „Seit vorgestern", berichtete er am 12. August an seinen Fürsten, „ist Hr. Geh. Rath v. Göthe hier. Er lebt blos in den Kunstschätzen dieser so reich damit versehenen Stadt. Daß er an Peucers Arm am 10ten Abends — bei der Beleuchtung der Stadt zur Vor Feier des Napoleonstages — stundenlang der wogenden Menge in den Straßen folgte und Tags darauf den Frauenthurm 230 Stufen hoch bestieg, um die Sonne untergehen zu sehen, sind Beweise glücklich vollendeter Cur."

Wahrscheinlich hatte dieser Bericht den Herzog auf den Gedanken gebracht, den alten Freund, der inzwischen nach Weimar zurückgekehrt war, zu sich einzuladen. „Döbereiner" — der bekannte Jenenser Chemiker —, schrieb er an Voigt —, „macht sehr schöne Versuche auf dem Eisenhammer. Sagen Sie Göthen, daß ihn diese Versuche sehr interessiren würden, er solle her kommen." Dieser Aufforderung Folge zu leisten, hatte der Dichter anfangs abgelehnt, teils wegen des schlechten Wetters, teils auch wegen eines allerdings rasch vorübergehenden Unwohlseins, das ihn in Weimar befallen hatte. Dem Zureden seines Sohnes gelang es aber doch, ihn schließlich zur Abreise zu bewegen[1]), und hinterher war er auch, wie er der Gattin in seinen beiden Briefen aus Ilmenau versicherte, sehr froh, sich zu diesem Ausfluge entschlossen zu haben.

Seiner Freude über den unverhofften lieben Besuch gab der Herzog in der sinnigen Geburtstagsfeier Ausdruck, mit der er den Gast am 28. überraschte. „Morgen", vertraute er Voigt an, „wollen wir seinen Geburtstag durch allerhand gereimtheiten begehen." In einem Briefe an Frau Christiane hat Goethe die zu früher Stunde ihm dargebrachte liebenswürdig-heitere Huldigung eingehend geschildert. Er schließt mit den Worten: „Und so war unerwartet ein sehr artiges, mannigfaltiges, wohlgemeyntes, ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte." Der Tag,

[1]) S. hierüber Tagebuch 22. August ff., Bd. 25, Briefe Nr. 6607.

der mit dieser Feier begann, nahm, wie aus Goethes Tagebuche hervorgeht, einen fröhlichen und harmonischen Verlauf. Seinen Abschluß bildete eine Nachtmusik, die Goethen vom Stadtrate dargebracht wurde. Am folgenden Abend fand ein zweiter Ball auf dem Felsenkeller statt, „wo ich Euch", wie der Dichter seiner Gattin schreibt, „auch wohl hätte mögen herumspringen sehen". Den 30. August, einen sehr schönen Herbsttag, widmete Carl August der Jagd, während Goethe zu Hause blieb, um auszuruhen. „Der Gedanke", bekennt er Christianen in demselben Briefe, „war höchst glücklich, mich hierher zu dirigiren. Es gefällt mir so wohl und ich denke hier zu bleiben; denn in dieser Ruhe und Abgeschiedenheit gelingt mir gewiß manche Arbeit."

Er kehrte aber doch schon am 2. September nach Weimar zurück. Einen Tag zuvor war der Herzog dort wieder eingetroffen. Während er in Ilmenau harmlos-vergnüglich den Augenblick genoß, hatte sich auf dem Kriegsschauplatze Wichtiges ereignet. Es war eingetroffen, was Maret dem Kanzler von Wolfskeel am 22. August vorausgesagt hatte: Dans quinze jours, cela sera développé; doch kam es freilich anders, als der französische Minister gehofft und erwartet haben mochte. Zunächst gab sich allerdings das Mißgeschick der Verbündeten bei Dresden der Bevölkerung Weimars an dem Durchzuge vieler Tausende von österreichischen Gefangenen zu erkennen. Doch erntete der große Feldherr keine Früchte von diesem Siege: sie wurden zunichte an den glänzenden Waffenerfolgen, die seine Gegner gleichzeitig oder unmittelbar nachher über Napoleons Generale errangen. Daß dieser Feldzug mit der Niederlage des Korsen endigen würde, darüber bestand schon einige Wochen nach seinem Beginn kein Zweifel mehr.

Wie Carl August die Nachricht von den Fortschritten seiner Freunde aufnahm, dafür hat sich bis jetzt kein Zeugnis ermitteln lassen, doch wird man auch dessen nicht bedürfen, um sich in seine gehobene Stimmung hineinzuversetzen. Bei aller Freude über die Siege der Verbündeten durfte er sich jedoch über das ihm selber drohende Unheil nicht täuschen. Einem kurz vor dem Ende der Waffenruhe geschriebenen Briefe Müfflings aus Strehlen in Schlesien ist zu entnehmen, wie ernst dieser treu ergebene Anhänger des Herzogs dessen Lage auffaßte. „Ich kann", gesteht er seinem Gönner darin, „nicht ohne Besorgnis an Höchstdero Rückkehr (nach Weimar) dencken. Im Falle es schlecht für Napoleon geht, ist es leicht möglich, daß er Ew. Durchlaucht als Geißel mit zurücknimmt." Allerdings hatte Müffling schon vorher in dem uns bekannten Schreiben an den Oberstallmeister von Seebach, der Carl August sehr nahe stand, eines Ausspruches des Zaren Alexander erwähnt, der für Weimar und sein Fürstenhaus immerhin tröstlich klang. „Nach der Tafel" — am 28. Juli —, erzählt er, „sprach der Kaiser unter andern [illegible] von Weimar." Ich sagte ihm, wie leid es mir getan, den Herzog mit seinen ihm bekannten Gesinnungen zurücklassen zu müssen. Er zuckte die Achseln und erwiderte: „il faut avoir patience; j'espère, que nous irons le délivrer." „C'est à Vous, Sire, de nous conduire à Weimar", erwiderte ich ihm. — „Volontiers" . . . . Mochten aber Alexanders Vorsätze noch so gut sein, so lag doch seine Hilfe noch im weiten Felde.

Wie bang und beklommen man unterdessen in Weimar den kommenden Ereignissen entgegenblickte, gibt eine Aufzeichnung Voigts vom 28. September deutlich zu erkennen[1]). „Aber nun," schreibt er, „wie sieht es bei uns aus? Wunderbar genug. Seit 10 Tagen hat uns der edelgesinnte St.-Aignan verlassen. Wahrscheinlich ist er auch in Gotha nicht mehr, da die feindlichen Husaren zwischen Erfurt und Gotha streifen. Uns ist hier zur Zeit kein Unglück widerfahren, als daß wir aufgezehrt werden. Gott weiß, was noch kommt. Wir sind von Feinden umgeben, die schwedische Armee steht in der Gegend von Halle. Bei Chemnitz ein österreichisches Corps usw. Eine große Menge Depots unserer französischen Beschützer und Freunde sind seit 10 Tagen bei uns durchgezogen, um bald in vereinter und verstärkter Kraft zurückzukehren. Ich fürchte, daß das Kriegstheater sich zu uns zieht. Ach möchte uns doch der große Imperator den Frieden schenken." Ein späteres ähnliches Bekenntnis seines Bewunderers gedenkt auch der hohen Ansprüche, die von den Erfurter Behörden noch während des Herbstfeldzuges an das verarmte Weimar gestellt wurden. „Erfurt", klagt er, „ist ein wahres Algier für uns gewesen. Man dachte sich immer mehr neue Artikel aus, womit der Petersberg versorgt werden sollte, zuletzt auch Ipecacuanha[2]). „Man mochte sich", fügt er gewissermaßen entschuldigend hinzu, „über die Treffen bei Dennewitz, Culm dort sehr geärgert haben." Solchen Zumutungen gegenüber hatte der Vorteil wenig zu bedeuten, den Peucer über Darus Vertreter nach langwierigen Unterhandlungen errungen zu haben hoffte, als er vor der Abreise von Dresden ablehnte, auf den von ihnen vorgeschlagenen, für Weimar aber ungünstigen Vertrag über die Haferlieferung einzugehen.

Der Willfährigkeit gegen die Machthaber in Erfurt entsprach der ehrenvolle Empfang, den der Herzog und seine Gemahlin den durch Weimar marschierenden französischen Offizieren und dem ständig anwesenden Kommandanten, Obersten Seguy, bei Hofe zuteil werden ließen[3]). Der letztere behauptete sich dort bis zum 10. Oktober. An diesem Tage wurde die Stadt, aus der schon tags zuvor die anwesenden Franzosen abgezogen waren, durch österreichisches Militär, das von Jena heranrückte, besetzt und Seguy zum Gefangenen gemacht, jedoch auf sein Ehrenwort entlassen, worauf er unverzüglich abreiste[4]).

[1]) Aus Alt-Weimar, S. 204 ff.

[2]) Ein Brechmittel, das man wohl für die Spitäler benötigte.

[3]) Fourierbuch, September bis in den Oktober hinein. Dieser Quelle zufolge war Carl August die ganze Zeit über in Weimar anwesend. Wenn Karl v. Lyncker, Am Weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August (Berlin 1912, S. 154) erzählt, der Herzog habe sich „mit dem v. Fritsch (dem Oberjägermeister) nach Belvedere begeben", so dürfte L. dies mit der Reise nach Ilmenau verwechseln, wohin ihn allerdings der Kammerherr v. Fritsch mit begleitete. Ebenso irrtümlich ist L.s Angabe: „Die Herzogin hingegen verließ Weimar nicht." Auch sie brachte, dem Fourierbuche zufolge, die Zeit vom 31. Juli bis 13. August in Ilmenau zu.

[4]) Fourierbuch. Vgl. Goethes Tagebuch. Letzteres bemerkt zum 26. September: „Revue der jungen Garde vor dem Fürstenhause." Sollte diese identisch sein mit der „Nobelgarde der Kaiserin", die nach Genasts offenbar fälschlicher Angabe schon im März nach Weimar gekommen, am 14. April aber vor dem Streifkorps geflohen wäre?

Das Erscheinen der kaiserlichen Truppen mußte Carl August und den Seinigen um so willkommener sein, als sie von dem Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg, einem Neffen der Herzogin, befehligt wurden. Leider zogen sie sich jedoch, kaum eingetroffen, wieder nach Jena zurück. Der Herzog sah sich daher veranlaßt, ein Schreiben an den Zaren zu richten, worin er um Entsendung von 2000 Kosaken bat unter Hinweis auf die Gefahr, der er ausgesetzt sein würde, falls Napoleon seinen Weg von Sachsen an den Rhein über Weimar nehmen sollte. Um so bedrohlicher mußte diese Gefahr ihm erscheinen, als der seit dem 16. Oktober von Osten her mehrere Tage hindurch vernehmbare Kanonendonner den Bewohnern Weimars verkündete, daß die längst erwartete Entscheidungsschlacht im Gange sei.

Zwei Tage, ehe sie sich entspann, hatte der Zar von seinem Hauptquartier Altenburg aus Carl Augusts Brief beantwortet. „Was den Wunsch Ew. Hoheit betrifft, 2000 Kosaken nach Weimar zu bekommen," schrieb er, „so habe ich allen Grund zu glauben, daß Napoleon, seitdem Baiern sich uns angeschlossen hat, damit beschäftigt ist, seine große Heerstraße zu verändern und sie von Magdeburg über Wesel zu legen. Alle Bewegungen scheinen darauf hinzudeuten. Indessen werde ich, sobald wir einige Kosakenregimenter verfügbar haben, versuchen, die Wünsche Ew. Hoheit zu erfüllen" [1]).

Alexander hielt, was er versprochen hatte. Nach dem Erscheinen der ersten französischen Flüchtlinge am frühen Morgen des 20. Oktober konnte der Ausgang der großen Schlacht nicht mehr zweifelhaft sein. Ihnen folgte in der Nacht auf den 21. ein Pulk Kosaken [2]). Ihr Befehlshaber, der Oberst v. Geismar, bestand darauf, sofort ins Schloß zum Herzog geführt zu werden [3]), der sich bereits zur Ruhe begeben hatte. Nachdem auf seinen Wunsch Carl August geweckt worden war, verkündete ihm Geismar, daß Napoleon von den Verbündeten bei Leipzig aufs Haupt geschlagen sei, und eröffnete ihm zugleich, er komme im Auftrage des Kaisers von Rußland, um die herzogliche Familie zu beschützen und nötigenfalls in Sicherheit zu bringen. Da er kein Schriftstück bei sich hatte, das ihm als Ausweis hätte dienen können, wollte ihm der Herzog anfangs keinen Glauben schenken, sondern argwöhnte einen französischen Anschlag, um ihn mit Gewalt von Weimar hinwegzuführen. Geismar berief sich jedoch auf seinen Landsmann und Jugendfreund aus Westfalen, den Kammerherrn v. Spiegel, und dieser, in Eile herbeigeholt,

[1]) 14. Oktober H. W. Abt. A XIX 75 Carl August, Vgl. Von welchem Datum das unter den weimarischen Akten bisher weder als Konzept noch abschriftlich auffindbare Schreiben Carl Augusts an den Zaren war, geht aus dessen Antwort nicht hervor, und ebensowenig läßt sich feststellen, durch wen es befördert wurde. Vielleicht durch den Prinzen v. Homburg? — Nach dem liebenswürdigen Tone des kaiserlichen Schreibens ebenso wie nach der Entsendung der in Aussicht gestellten Kosaken erscheint die Bemerkung Wolzogens, Memoiren (Leipzig 1831, S. 233) wenig glaubhaft, daß C. A. der Ankunft Alexanders mit Besorgnis entgegengesehen habe. Vgl. Deutsche Rundschau, August 1908, S. 203.

[2]) Müller, S. 304, dessen Zeitangaben jedoch um 24 Stunden zu verschieben sind. Siehe Goethes Tagebuch. Vgl. Genast 69, Neues Archiv für sächsische Geschichte, S. 248. Die Zahl der Kosaken steht nicht genau fest, die vorhandenen Angaben schwanken zwischen 7—800 und 150. [3]) Das Folgende nach der Darstellung Müllers.

bezeugte ihm, daß er der sei, für den er sich ausgebe. Infolgedessen schwand Carl Augusts Mißtrauen und verwandelte sich in aufrichtige Freude über den errungenen entscheidenden Sieg. Dankbar erkannte er die Fürsorge des Zaren an und beschloß, sich vorläufig nicht von Weimar zu entfernen.

Wie wohl er daran getan hatte, sich diesen Schutz bei Alexander auszubitten, sollte sich bald genug zeigen. Nicht den Weg über Magdeburg nach Wesel, sondern die gewohnte Straße durch Thüringen hatte Napoleon als Rückzugslinie gewählt, und am 21. Oktober verkündete der Kanonendonner der Gefechte bei Freyburg an der Unstrut und bei Kösen das Herannahen der geschlagenen Franzosen wie ihrer Verfolger. Die ersteren von Weimar fernzuhalten, waren Geismars Kosaken unter ihrem tapferen Anführer unermüdlich tätig. Mehrmals durchstreifte dieser mit kleineren Abteilungen die Umgegend, und es gelang auch, verschiedene feindliche Posten teils zu vernichten, teils zu vertreiben. Mit Truppen der feindlichen Avantgarde stieß er gegen Abend zwischen Umpferstedt und Schwabsdorf östlich von Weimar zusammen und sprengte sie auseinander, so daß die Nacht wenigstens ruhig verlief[1]). Am Mittag des 22. Oktober entstand jedoch plötzlich eine neue ernste Gefahr. Beunruhigt durch die Kunde von der Besetzung Weimars durch Kosaken, hatte Napoleon, der sich auf dem Wege von Eckartsberga über Buttelstedt nach Erfurt befand, dem General Lefèbvre-Desnoëttes befohlen, mit seiner 4—5000 Pferde starken Reiterdivision einen Vorstoß über den Ettersberg gegen das an seinem Südabhange gelegene Weimar zu machen, um den Gegner, den er wohl für stärker hielt, als er war, von dort zu vertreiben. Durch dichten Nebel begünstigt, gelang es der Division auch wirklich, den Ettersberg unbemerkt zu überschreiten und gegen Mittag bis in die Stadt hinein vorzudringen. Sofort stellte sich Geismar den Franzosen entgegen; da sie aber auch schweres Geschütz mit sich führten, würde er ihnen trotz der geschickten Verteilung seiner Mannschaft auf die Dauer kaum standgehalten haben, wenn nicht drei Reiterscharen der Verbündeten rechtzeitig in das Gefecht eingegriffen hätten. Von Apolda her nahten mehrere Pulks Kosaken unter dem Hetman Platow und mit ihnen eine Legion preußischer freiwilliger Jäger zu Pferde unter General v. Thielmann, sowie ein zur österreichischen Avantgarde zählendes Streifkorps unter Graf Mensdorff und zwei Schwadronen der k. k. Division Bubna. Mit solchem Ungestüm gingen diese Truppen gegen die Front der Franzosen ebenso wie gegen deren rechte und linke Flanke vor, daß sie nach kurzer Zeit die Flucht ergriffen. Von Platow wurden sie bis über den Ettersberg verfolgt, wobei ihm zahlreiche Gefangene in die Hände fielen[2]).

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Goethes Tagebuch sowie die Verse an Geismar, Bd. IV, S. 247. Vgl. über den Kampf am 21. Genast a. a. O.

[2]) H. Kerchnawe, Von Leipzig bis Erfurt. Wien 1908, S. 70, 71. — Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, Bd. III, S. 253 ff. — Müller, S. 305 ff. — Genast, S. 70 ff. — Krauße, S. 248 ff., wo, wie bei Müller, der 21. irrtümlich als Tag des Gefechtes bezeichnet wird.

Bilder aus dem italienischen Volksleben des Mittelalters.

Von

Federico Hermanin.

In keinem Lande ist bisher die mittelalterliche Sittengeschichte so vernachlässigt worden wie in Italien, und der Grund hierfür liegt auf der Hand. Zu groß und gewaltig ist hier die Geschichte der Antike, zu groß und verwachsen mit den glorreichsten Traditionen des Landes, um nicht alles andere in den Schatten zu stellen, so daß kaum der lichte Glanz der Renaissance dagegen aufkommen kann. Nach dem Falle Roms, nach den Barbareneinwanderungen, welche die alte Kultur mit Füßen getreten hatten, fängt für Italien die lange Reihe der Jahrhunderte an, in denen jedes wirkliche nationale Leben zu schlummern scheint, wie versteckt und verängstigt unter den Stürmen, die von den Alpen herunterbrausen und verheerend über die üppigen Fluren und die kunst- und bildungsreichen Städte alles niederreißend und knechtend hereinbrechen. Die alte Kultur scheint auf immer zugrunde gehen zu sollen, und es ist als ob in dem wüsten Kämpfen und Ringen, welches die Halbinsel durchtobt, jede Persönlichkeit, jede Charakteristik des überwundenen Volkes verschwände, bis aus der mächtigen blutigen Gärung, in welcher sich die einheimischen mit den fremden Stämmen vermengen, das neue Volk ersteht, das jung und frisch, als wären die langen Jahrhunderte der Unterjochung spurlos an ihm vorübergegangen, die ersten Stufen zur strahlenden Höhe der Renaissance ersteigt. —

Wenn man nun die geschichtlichen Aufzeichnungen dieser Zeit durchforscht, so entdeckt man bald, daß bei der Schilderung der großen politischen Umwälzungen, bei der Bewunderung für Dichter und Künstler, das Leben des Volkes, das zu den Kämpfen das Blut gegeben hat, und aus dessen Schoß die Meister des Wortes und der Hand erstanden sind, nicht beachtet worden ist. Das alte Übel der leeren Rhetorik hat veranlaßt, daß unschätzbare Materialien, die anderswo emsig gesammelt worden sind, um die Geschichte der Volkskultur in all ihren Formen kennen zu lernen, unbeachtet geblieben sind, und daß viel Kostbares unrettbar verloren gegangen ist.

Bis vor kurzem noch gab es fast niemand, der es sich zum Zweck gemacht hätte, neben der großen äußeren Geschichte der Kriege, der Bündnisse und Verträge einen Blick in die mannigfaltigen Dokumente des täg-

lichen Lebens zu werfen, aus denen allein die einfache Seele des Volkes spricht. Man hat gar zu lange vergessen, daß die politische Geschichte eines Volkes kalt und leer erscheint, wenn man neben ihr sich nicht mit aufmerksamem Ohr hinneigt, um die kleinen häuslichen Sitten zu belauschen, wenn man das Auge nicht tief und liebend hineinsenkt bis zum Kleinsten und Versteckteften, dahin, wo das letzte Echo der großen Ereignisse kaum vernommen wird, und wo das Herz des Volkes am lebendigsten schlägt. Warum soll in die Erzählungen der Nationalgeschichte nur das wilde Leuchten der Kriegsfeuer fallen und nicht auch der friedliche Widerschein der kleinen bürgerlichen Herde? Warum sollten wir nur des Kriegsgetümmels gedenken und das Auge abwenden von den klingenden Werkstätten, den Feldern und Meeren, wo die menschliche Arbeit frei und schön sich entfaltet? Die Blätter der Geschichte sind von allen Menschen geschrieben; kleine und große, starke und schwache müssen wir als ihre Faktoren betrachten, und nur die Kenntnis des Alltagslebens macht es uns möglich, die Bilder vergangener Zeiten zu vervollständigen, und Literatur und Kunst werden dadurch erst lebendig, weil man nur so die Menschen kennen lernt, für die Dichter und Künstler ihre Werke geschaffen haben. —

Beachten wir neben den Visionen überirdischer Schönheit, heiligen Schmerzes und erhabener Größe in Dantes „Göttlicher Komödie" die kleinen versteckten Episoden, in denen so viel feine, intime Poesie verborgen liegt. Wie viel näher und verwandter erscheint uns der gigantische Dichter, wenn er von dem hohen Thron des unerbittlichen Richters herabsteigend uns seine Seele öffnet und wir merken, daß sein Auge, in dem der Abglanz ferner Welten leuchtet, sich bis zum Kleinsten liebevoll neigen kann. Einfache Häuser und einfache Menschen, liebende Männer, Frauen und Kinder erscheinen unserer Phantasie, wenn wir die feinen Verse lesen, in denen er den Wanderer schildert, der beim Neigen des Tages an die Stunde des Abschieds zurückdenkt:

Era già l'ora che volge il desio
Ai naviganti e intenerisce il core
Lo dì ch' an detto a dolci amici addio;
E che lo novo peregrin d' amore
Punge, se ode squilla da lontano,
Che paia il giorno pianger che si muore.

Die Stunde war es, die Schiffenden das Sehnen
Heim wendet und ihr Herz erweicht am Tage,
Da sie „Lebt wohl!" gesagt den süßen Freunden,
Und die mit Liebe quält den neuen Pilgrim,
Wenn er von fern ein Glöcklein hört, des Hallen
Den Tag scheint zu beweinen, der dahin stirbt.

Wie nahe und vertraut klingt es, wenn der Dichter zwischen den harten Felsen des Purgatorio, vor sich den engen Pfad, den er mühsam erklimmen soll, zurückdenkt an seine schöne toskanische Landschaft und seinem Gedächtnis

zwischen den büßenden Geistern die Gestalt eines kleinen Bauern erscheint, wie er zur Zeit der Weinernte den Spalt in der Hecke mit Dornen vermacht (Purg. II 4, 19—21), oder wenn er im Feuerregen, der die Frevler an der Natur straft, das humoristische Bild des alten Schneiders, der mit zusammengekniffenen Augen nach dem Nadelöhr späht, heranzieht als Vergleich für die argwöhnischen Blicke, mit denen die Bestraften nach den ungewohnten Wanderern ausschauen (I 15, 19—21). — Es ist, als ob der mächtigen Dichtung noch mehr Kraft erwachse aus diesen intimen Bildern, die sie vermenschlichen und dem Leser angenehme Rast bieten. Der Dichter führt uns an seiner Hand zu seinen kleinen Mitbürgern, in die Häuser zu dem lebendigen Volke, das er so liebte. Man denkt unwillkürlich an die guten Veroneser Frauen, die ihren Kindern seine dunkle Hautfarbe und das harte krause Haar mit seiner Reise durch die glühende Hölle erklärten, auf der es versengt sei. —

So wünschen wir auch aus der Geschichte zu erfahren, wie unsere Altvorderen ihr tägliches Leben lebten, denn ohne das, ohne die Kenntnis der mannigfaltigen Formen des Daseins, die einzeln so unwichtig und in ihrer Gesamtheit so interessant sind, würde uns das Bild unvollständig erscheinen, nur unserem Verstande nahe, aber unserem Herzen fremd und entfernt. Dieses Interesse hat seine Wurzeln in unserem eigenen Wesen, weil die Wirklichkeit des Lebens mit ihren kleinen Freuden und Schmerzen trotz aller Höhe des Geistes und der geistigen Bestrebungen eben doch nicht vergessen werden kann, da wir darin und davon leben und uns ein Dasein ohne diese Alltäglichkeiten nicht vorstellen können. —

Die Häuser, in denen wir wohnen, die Kleider, die hundert Gegenstände, die uns umgeben, tragen Spuren von unserem Leben und spiegeln unsere Persönlichkeit wider. Der Wohlstand und die Armut, die Höhe der Kultur haben ihren Widerhall in den täglichen Gewohnheiten, und auch die Kunst, die gesunde Kunst, die kein Scheinleben führt, hängt damit eng zusammen. Wer wird den Eindruck vergessen, den die unschuldigen Spielsachen auf uns machen, die im Grabe einer jungen Braut aus Römerzeiten im kapitolinischen Museum erhalten sind? Wie viele werden es gleichsam als unmittelbare Berührung mit einem aus der Ferne der Jahrhunderte herüber pulsierenden Herzen empfinden, wenn sie in den Katakomben die kleinen Merkmale entdecken, die Glasscherben oder Elfenbeinplättchen, mit denen die christlichen Mütter die Gräber ihrer Kinder bezeichneten, die sonst in den endlosen Reihen von Grabstätten nicht wiederzuerkennen waren, oder wenn sie im palatinischen Pädagogium das Eselskruzifix beschauen, mit dem der christliche Alexamenos verspottet wurde.

Trotzdem sammeln wir in unseren italienischen Museen zwar alles, was mit dem Leben unserer Vorfahren im prähistorischen und klassischen Zeitalter zusammenhängt, bis auf das Geringfügigste, kümmern uns aber fast gar nicht um das, was sie in den langen nachrömischen Jahrhunderten zu ihrem Alltagsleben gebraucht haben. Während man erst in Frankreich, dann auch in Deutschland und in anderen Ländern Europas seit langer Zeit angefangen hat, die Materialien zur Kulturgeschichte des Landes zu sammeln,

hat man in Italien erst seit kurzem sich ans Werk gemacht, aber fast nur, um aus Archiven kulturgeschichtliche Dokumente zu schöpfen, ohne zu bedenken, daß ohne die wirklichen plastischen Belege diese papiernen Zeugnisse einen sehr kleinen Wert haben, gerade in diesem Fache. So hat Carlo Merkel, als er sein gelehrtes Buch über die Kleidung der Menschen in Boccaccios „Decamerone" schrieb, nicht an die graphischen Dokumente gedacht, und nicht besser haben es die folgenden gemacht: Isidoro del Lungo, der vorzügliche Kenner des Florentiner Mittelalters, Belgrano für Genua und Lodovico Frati für Bologna, bis auf einige neuere wie Pompeo Molmenti, der die Sitten der Venezianer beschreibt und Skulpturen und Malereien als Belege heranzieht. Attilio Schiaparellis Buch über das Florentinische Wohnhaus im 14. und 15. Jahrhundert ist zwar durch einige Wiedergaben von Malereien und Miniaturen belebt, begeht aber den Fehler, die Dokumente selbst meistens nur trockenen Inventaren zu entnehmen und nicht auch aus literarischen Werken zu schöpfen, in denen das Treiben der betreffenden Zeit von Zeitgenossen gesehen, lebendig dargestellt und nicht katalogisiert wiederzufinden ist.

Für denjenigen, der sich mit mittelalterlicher italienischer Kulturgeschichte befassen will, liegt ein ungeheures Material in den Publikationen der verschiedenen historischen Regionalgesellschaften aufgespeichert, und Novellen, Chroniken, Dichtungen auf der einen Seite, Miniaturen, Fresken, Skulpturen auf der anderen, bieten das übrige. Nötig ist es aber, daß die Arbeit mit lebendigem Sinn gemacht werde und nicht mit allzu archäologischem System; denn wenn man auch peinlicher Genauigkeit in jedem historischen Werk huldigen muß, so ist doch klar, daß es nicht genug sein kann, die materiellen Gegenstände zu schildern, sondern daß man suchen muß, aus diesem Kleinkram die Figuren der Menschen lebendig herauszuschälen. Es kann ja sehr interessant sein, zu wissen, daß die Ärzte im 14. Jahrhundert rote mit Zobel verbrämte Talarröcke trugen, aber wir wünschen auch Näheres über ihre Tätigkeit zu erfahren. Da sind es die Novellisten, welche uns mehr als Archivdokumente und Miniaturen die charakteristischen Gestalten dieser ehrbaren Bürger zu rekonstruieren helfen werden. In diesem kurzen Aufsatz können nur einige Versuche solcher Wiederbelebungen alter verschwundener Typen gegeben werden, aber sie genügen vielleicht, um zu zeigen, daß es möglich ist, auch ohne Archivbelege und plastische Beispiele einiges aus dem Stadt- und Landleben des 13. und 14. Jahrhunderts in Italien klar und lebendig darzustellen.

Der Anfang wird bei einer solchen Schilderung nicht a Jove sein können, sondern muß bei den kleinen Leuten gemacht werden. Sie sind es ja, die Landleute und Handwerker, mit deren Gestalten die romanischen Bildhauer Italiens die stolzen Portale der Kathedralen geschmückt haben. Ist doch die Arbeit dem Menschen gegeben, um sich von der Erbsünde zu läutern und deshalb heilig. Neben den arbeitenden Menschen finden wir die Tiere und die Darstellungen der Tugenden und Sünden. — Wie auf den christlichen

Sarkophagen neben Jesus Adam und Eva mit den Kornähren und dem Lamm stehen, um die heiligende Macht der Arbeit zu symbolisieren, so stehen an der Tür des Gotteshauses der pflügende Landmann, der Schnitter, der Winzer neben den Propheten des Alten Bundes und den Heiligen der Kirche.

In diesen derben Figuren finden wir die ältesten Darstellungen der kleinen Leute. In den Feldern mit den realistischen Bildern der Monate und Jahreszeiten liefern sie uns die lebendigsten Szenen aus dem Alltagsleben. In Ferrara am Dom in den Skulpturen des 12. Jahrhunderts hat nur Januar mit dem Doppelkopf des mythologischen Janus klassische Kleidung, während ein Schnitter und ein Bauer, der den schweren Gaul auf die Garben treibt, den Sommer darstellen und nebst Winzern und anderen Figuren auf dem Kopf die kleine enganliegende Haube tragen und am Körper das kurze Hemd, die beiden charakteristisch altitalienischen Kleidungsstücke. — In den Skulpturen der Pieve di Santa Maria in Arezzo sind die Lebensdarstellungen noch vollständiger, so daß wir in den Herbstbildern nicht nur den Winzer sehen können, sondern auch die ganze Böttcherwerkstatt und im November neben dem Schweineschlachten die Metzgerbude mit peinlicher Genauigkeit. Winzer und Schnitter und Jäger stellen auch die fein gesehenen Figuren dar, mit denen Nicola und Giovanni Pisano den schönen Marktbrunnen in Perugia geschmückt haben.

Der Landmann, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in manchen Gegenden Italiens noch so vieles vom Leibeigenen an sich hatte, ist meistens sehr arm und unterwürfig. Von den meisten verspottet, kann er aber hier und da sich eine kleine Rache gönnen. In zwei Anekdoten aus dem Trecento tritt er uns lebendig entgegen. Eines Tages mußte der Marchese von Ferrara, den auf der Vogeljagd ein starker Regen überrascht hatte, in die Hütte eines Bauern flüchten, dem tags zuvor ein Knabe geboren worden war. Als er vom Pferde gestiegen war und die ärmliche Behausung betreten hatte, begrüßte ihn der Landmann und sagte: „Wohl bekomm's Euch, Herr!" — „Was soll das?" fragt der Landesherr. — „Heute nacht ist Euer Gnaden ein Esel geboren." — „Was meint Ihr damit." „Heute nacht hat meine Frau einen Knaben zur Welt gebracht." „Nun, und seit wann sind denn die Menschen Esel?" „In diesem Lande wohl, denn wir haben für Euer Gnaden so viel Lehnsarbeit zu leisten, daß wir uns wohl selber Esel nennen können." Der Marchese erlöste den dreisten und schlagfertigen Bauern und seine Kinder von jeder Lehnspflicht.

Und weiter: ein Doktor (in diesem Falle ein Advokat) versprach einem Landmann, ihn gegen Zahlung eines Dukaten die Kunst zu lehren, immer Recht zu behalten, und der Bauer versprach den Dukaten. „Leugne stets, und du wirst immer Recht haben," belehrte ihn der Doktor. Als er dann den Dukaten verlangte, leugnete der Landmann, ihm denselben versprochen zu haben.

Aber nicht immer gelingt es den kleinen Leuten, sich so gut ihrer Haut zu wehren, und in den meisten Fällen werden sie von allen möglichen Schelmen und Betrügern geschröpft. Giovanni Boccaccio spricht mit feinem

Humor von diesen treuherzigen Seelen, wenn er von Fra Cipolla erzählt, der einige Bauern nasführen wollte und dabei selbst hereinfiel. Fra Cipolla, kurz und rothaarig, mit lachendem Gesicht und durchtrieben wie kein anderer, macht sich auf den Weg nach Certaldo. Ohne irgendwelches Wissen zu besitzen, versteht er aber gleichwohl zu reden, als ob Quintilian und Cicero aus seinem Munde sprächen. Er geht nach Certaldo am Sonntag, an dem alle Biedermänner und ihre Frauen dort zusammenkommen aus Dörfern und Gehöften, um in der Pfarrkirche die Messe zu hören. Als er sie alle beisammen sieht, spricht er zu ihnen: „Ihr Herren und Frauen, wie ihr wißt, ist es euer lobenswerter Brauch, jedes Jahr unserem hochedlen Herrn und Patron, dem heiligen Antonius, von euerm Korn und Weizen Gaben darzubringen, um ihn zum Schutz eurer Ochsen und Esel, Schweine und Schafe zu bewegen." Er sagt ihnen, daß beim Klange seiner Schelle sie die Kirche verlassen sollen und zu ihm kommen, um eine sehr heilige und schöne Reliquie zu sehen, die er selbst aus dem heiligen Lande mitgebracht habe. „Es ist eine Feder aus den Flügeln des Erzengels Gabriel," sagt er, „welche er im Zimmer der Jungfrau Maria verlor, als er wegen der Verkündigung zu ihr nach Nazareth kam." Zwei Spaßvögel nehmen dem Bruder die Papageienfeder aus dem Schächtelchen, in dem er sie bereit gelegt hatte, heraus, so daß er zu neuen Lügen greifen muß, um sich aus der Klemme zu ziehen. Als Kommentar sagt Boccaccio: „In Toscana kannte man damals Ägyptens Wunder und Genüsse noch nicht, man pflegte da die rauhe Einfalt der guten alten Zeit und wußte nichts von Papageien!"

Nicht viel besser daran war das kleine Volk in den Städten, und die Novellen sind voll von den Schwänken, mit denen sie von fahrenden Spielleuten und Lustigmachern zum besten gehalten wurden. In den alten Städten mit den dunkeln zwischen hohen Mauern und drohenden Türmen eingeengten Gassen, von denen uns die mittelalterlichen Maler so manches treue Bild gemalt haben, schwankte das Leben ewig zwischen Angst vor hereinbrechender Gefahr und derber Lustigkeit. Nicht überall waren wie in Florenz und überhaupt in Toskana von den freien Städten die Macht und der Übermut der Adeligen gebrochen worden, und wir lesen in den Novellen überall von ihren Gewaltstreichen, aber auch von dem Schabernack, den mancher mutige Bursche mit ihnen zu treiben wagte. Es gehört allgemein zum guten Ton, Spaß zu treiben und manchen auch groben Scherz freundlich über sich ergehen zu lassen. Ein witziges Wort ist oft die einzige Antwort auf die grausame Handlung eines Gegners. In einer Novelle des Sacchetti hört Messer Ridolfo da Camerino, der tapfere Ritter aus dem Hause der Varano in der ankonitanischen Mark, welcher 1350 Smyrna den Ungläubigen entrissen hatte, daß ihn die Florentiner, deren Stadthauptmann er gewesen war, als Verräter auf die Wand ihres Rathauses hatten abkonterfeien lassen. „So viel ich weiß, malt man die Heiligen," sagt er, „so bin ich dort wohl heilig gesprochen worden?"

Es sind die fahrenden Sänger und Spielleute, die, von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg ziehend, neben den Heldensagen aus Frankenland und

Britannien, neben den Sonetten und Liedern lustige Vorkommnisse und heitere Schwänke erzählen. In dem Fresko der Unterkirche zu Assisi, das den heiligen Martin darstellt, wie er zum Ritter geschlagen wird, hat Simone Martini die Spielleute nicht vergessen mit den hohen Mützen und spöttischen Gesichtern, die uns ein Bild geben von all dem Vagabundenvolk der fahrenden Sänger und Berufsnarren, die es oft so weit brachten, daß sie als sindici referendarii in vielen Städten angestellt wurden, um an der Tafel die gestrengen Herren Räte zu belustigen und dem Richter am Tage, an dem er sein Amt niederlegte, das Sündenregister vorzulesen. Mit wenigen Worten beschreibt uns Franco Sacchetti einen dieser frechen Schwätzer, einen gewissen Ribi, welcher, wie seinesgleichen taten, in der Lombardei und Romagna von einem Herrenhof zum anderen zog, weil da die Tafeln reicher waren als in den freien toskanischen Städten und bei ihren Prioren, und dem es gelang, gegen seine Freigebigkeit an Worten, Geld und Kleider einzuheimsen. Wenn er in Florenz einige Zeit zubrachte und das Einkommen karg war, trieb er sich so viel als möglich auf Hochzeiten herum, wo es doch immer noch etwas für ihn zu schlecken gab. —

Nichts gibt uns ein so lebendiges Bild der Volkssitten wie die Dichtungen dieser fahrenden Sänger. Einer von ihnen, Piero Canterino da Siena, hat uns zum Beispiel in seinen volkstümlichen Geschichten die Marktszenen trefflich geschildert, wie sie sich vor den Toren und auf dem großen Rathausplatz seiner malerischen Vaterstadt abspielten. Man braucht nur die Geschichte zu lesen und dabei an die Fresken zu denken, in welchen Ambrogio Lorenzetti in den Sälen des Rathauses eben dort das bürgerliche Leben unter einer guten Regierung geschildert hat, um das Treiben in einer toskanischen Stadt des 14. Jahrhunderts direkt vor Augen zu haben. Vor der Stadt, die mit ihren roten Backsteinhäusern den ganzen Hügel bedeckt, rasten am Tor die Landleute, um den Lasttieren einige Ruhe zu gönnen. Einige Mädchen haben sich an den Händen gefaßt und tanzen singend einen Reigen, während eine Edeldame hoch zu Roß von ihren berittenen Dienern gefolgt vorbeireitet und umherziehende Händler ihre Ware feilbieten. Zwischen den Frauen und dem schlauen Bauern, der sein Gemüse und Obst zur Stadt gebracht hat, entspinnt sich das lebendige Gespräch, welches in Piero Canterinos Versen wiedergegeben wird, in dem der Bauer seine Granatäpfel und Feigen rühmt und eine gute Hausfrau mit ihm darum feilscht.

Es ist interessant, nach den Formen des Kleinhandels zu forschen. In vielen italienischen Städten ist es noch möglich, die mittelalterlichen Läden mit ihren breiten steinernen Schaufenstern zu sehen. In den alten klassischen Städten, wie in Rom, Verona, Lucca benutzte man die Bögen der alten Theater und Amphitheater dazu, und auf der Piazza Montanara in Rom gibt es noch solche Geschäfte in den Wölbungen des Erdgeschosses des Theatrum Marcelli. Holzbuden, eng aneinandergerückt, beherbergten oft auch die besten Kaufläden, wie das in Bologna der Fall war. Vom bolognesischen Markt um das Ende des Trecento finden wir Darstellungen in häufigen Miniaturen. Da liegt die Bude des Waffenschmiedes neben der des Tuch-

händlers und des allgemein beliebten Pelzhändlers, der auch die kostbaren Damentaschen verkauft, die aus Deutschland kamen und die größte Anziehungskraft auf Damen ausübten, welche trotz der schärfsten Verbote damit unerhörten Luxus trieben.

Überhaupt hat es wohl kein Zeitalter gegeben, in welchem in Italien ein so scharfer Kampf geführt worden wäre zwischen den städtischen Behörden, die weibliche Prachtliebe einschränken wollten, und den Frauen selbst, wie im 14. Jahrhundert. Wenn es auch wohl sonst keine Frau gab, welche wie die des Dogen von Venedig, Domenico Selvo, sich nach dem Volksmund als Tochter des Constantinos Ducas, des Kaisers von Konstantinopel, nur mit wohlriechenden Essenzen wusch und das Gesicht nur mit Morgentau benetzte, den man mühsam auf den Blumen für sie sammeln mußte, so hat doch in den italienischen Städten des 13. und 14. Jahrhunderts manche Dame sich maßlos dem Luxus ergeben. — Man braucht nur die Gesetze, die von den wohlweisen Ratsherren gegen diese Unsitte ausgearbeitet wurden, zu lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie schwierig der Kampf sein mußte. Im Jahre 1376 wird den Frauen verboten, den Kopf mit perlen- und edelsteinbesetzten Reifen zu schmücken. Die Größe der Muffen wird beschränkt und der Gebrauch von hermelinverbrämten und goldgestickten Kleidern streng untersagt. — In Florenz, Bologna und Rom folgt ein Gesetz dem anderen, und in allen ist die Rede von den verpönten deutschen Taschen (borse alla tedesca), die gar zu reich mit Gold und Edelsteinen geschmückt waren, von Pelzen und gestickten Schleiern. In Bologna wird 1398 den Damen überhaupt untersagt, Kleider und Kopfputz zu tragen, die nicht von einem Angestellten der Stadt gestempelt worden sind. —

Wahre Märtyrer dieses Streites sind die Träger der polizeilichen Gewalt, die den Kampf gegen Hauben, Kapuzen usw. ausfechten müssen. Franco Sacchetti schildert mit unübertrefflicher Komik die Verlegenheit eines solchen Angestellten des Podestá. (Podestá ist der oberste Richter in den italienischen Städten des Mittelalters.) Messer Amerigo degli Amerighi, wohlbestallter Richter, schön von Gestalt und in den Rechten hochgelehrt, bekommt die Weisung, streng gegen die Verletzungen des Luxusgesetzes vorzugehen. Aber seine Tätigkeit bringt keine Früchte. Da rufen ihn die Prioren der Stadt und wundern sich ob seiner Nachlässigkeit. Amerigo aber antwortet ihnen folgendermaßen: „Hochgeehrte Herren! Ich habe mein ganzes Leben hindurch die Rechte studiert, und nun, wo es mir schien, es in diesem Wissen zu etwas gebracht zu haben, muß ich mich überzeugen, daß ich nichts weiß, denn es gelingt mir nicht, in den Satzungen Argumente zu finden, welche gegen diejenigen der Weiber stichhaltig wären. Man trifft zum Beispiel eine Frau, deren lange Kapuze in gesetzwidriger Form ausgezackt ist. Auf die Forderung hin, einem meiner Schreiber ihren Namen anzugeben, weil sie die verlängerte und ausgezackte Kapuze trägt, nimmt sie das Anhängsel derselben, das sie um den Kopf gewunden und nur mit Stecknadeln befestigt hat, ab und sagt: ‚Aber das ist ja nur ein Kranz.‘ — Und

weiter: Ich treffe eine Dame, deren Kleid vorn mit vielen großen Knöpfen geschmückt ist und bemerke ihr, daß sie solche Knöpfe nicht tragen darf. ‚Lieber Herr,‘ antwortet sie mir, ‚ich darf es wohl, denn das sind keine Knöpfe, sie haben keine Öse, auch ist im Kleid kein Knopfloch dafür.‘ — Nun geht mein Schreiber zu einer anderen, die einen Hermelinpelz trägt, und will sie aufschreiben, aber sie wehrt ihn ab und sagt: ‚das ist kein Hermelin‘ und nennt ein unbekanntes Tier. ‚Was ist das,‘ fragt der Schreiber. ‚Ein Vieh,‘ bekommt er zur Antwort und steht selber da wie ein unvernünftiges Vieh. Und," so klingt die Moral der Geschichte aus, „deshalb sagt der Friulaner (die Friulaner, Leute aus Friaul, spielen immer etwas die Rolle der Schildbürger): „‚Was die Weiber wollen, das will der Herr, und was der Herr will, dagegen kommt man nicht auf.‘" — Überall in den Novellen und Gedichten werden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Moden beklagt, die aus Frankreich nach Italien kommen. Die langen, weiten Gewänder, die Männer und Frauen seit Jahrhunderten getragen hatten, und die noch an die Großartigkeit der römischen Kleidung gemahnten, werden als altväterisch und unschön angesehen, und in Florenz tragen nach der Gewaltherrschaft des Franzosen Walther von Brienne, Herzogs von Athen, alle modischen Leute kurze und enge Kleider. Die Verehrer der guten alten Zeit konnten mit dem Chronisten Villani klagen, daß der Franzose Körper und Seelen verdorben habe.

Männer und Frauen geben sich den gewagtesten Moden hin. Die alte enganliegende, schmucklose Leinwandhaube, ohne welche man seit undenklichen Zeiten keinen Italiener hohen oder niedrigen Standes sich denken konnte, und die auch unter dem Helm oder dem Reisehut getragen wurde, verschwindet zwar bis ans Ende des 14. Jahrhunderts nicht ganz, wird aber in den höheren Ständen reich gestickt und mit Perlen geschmückt getragen. Dazu färbte man sich mit Vorliebe das Haar blond und erfreute sich häufig aufs schwierigste gekünstelter Frisuren. Wir lesen von einem Biondello, „der reizend aussah, sauber wie eine Fliege, mit einer Haube auf dem Kopf, aus welcher das Haar so kunstgerecht herausquoll, daß auch nicht das kleinste Härchen eigenwillig hervorstand." Jede Beschreibung aber wird in den Schatten gestellt von der, die Franco Sacchetti in der Novelle 178 mit köstlichem Humor gegeben hat: Giovanni Angiolieri, ein Florentiner, und sein Landsmann Piero Pantaleoni reisen nach Verona und tragen beide der heimischen Mode gemäß sehr hohe Kragen. Unterwegs will sich Giovanni nach einigen Mädchen umsehen, aber durch den hohen Kragen behindert, tut er das ungeschickt und fällt lang hin zum Ergötzen der Mädchen, die schon über seine und seines Freundes sonderbare Kleidung gelacht hatten. Als er glücklich zwischen den vier Wänden einer Herberge sitzt, läßt er seinem Zorn gegen die verrückte Mode, welche die Menschen lächerlich macht, freien Lauf. „Wir haben an unseren Kleidern Kragen, die so groß sind wie Dachtraufen, so daß wir den Hals nicht frei bewegen und infolgedessen nicht vor die Füße sehen können; und was soll man erst von den Überärmeln sagen, lieber Freund, die so weit sind, daß die Fremden ganz

gut von uns sagen können, trügen wir den Hals in eine Traufe gesteckt und die Arme in einem Dachziegel. Lassen wir doch die verrückte Mode und kleiden wir uns so, daß wir beim Gehen auf unsere Füße achten können!" Also nehmen die beiden Florentiner sich die hohen Kragen ab und erkälten sich so gründlich, daß die ganze Stadt sich an ihrem Husten freut. „Ja," klagt Franco Sacchetti am Schlusse seiner Novelle, „da trugen früher die Frauen ausgeschnittene Kleider und nun plötzlich Kragen so hoch bis über die Ohren. Nicht nur in Florenz, sondern in ganz Italien und Spanien und wo sonst Christenmenschen wohnen, wechseln die Moden mit unglaublicher Schnelligkeit. Man sieht die jungen Mädchen, die früher mit so viel Anstand angezogen waren, nun die Kapuzen so hoch tragen, daß sie wie große Mützen aussehen, und den Hals schmücken sie mit Halsbändern so breit wie die der Hunde, und daran baumelt das verschiedenste Pelzwerk. Die Ärmel sind wie Säcke, und wenn die Frauen bei Tische sitzen, so werfen sie damit Flaschen und Gläser um.

Man kann von den Frauen sagen, daß sie zu den Kapuzen und Mäntelchen, die sie tragen, nur noch die Hosen brauchten, um ganz und gar auszusehen wie die Männer. Für einen Handschuh benutzen sie mehr Stoff als zu einer Kapuze, und, während der Herr unsere Füße frei und beweglich gestaltet hat, richten sie es mit den langen, spitzen Schuhen so ein, daß sie kaum damit gehen können. In seiner Güte hat Gott des Menschen Beine so geschaffen, daß sie sich leicht in den Knien bewegen können, und nun hat man sie so umwickelt, daß es kaum möglich ist, sich zu setzen. — Die Büste trägt man geschnürt, die Arme in langen Säcken, den Kopf und Hals in Kapuze und Kragen eingezwängt. Die Haare werden so sehr gesalbt und gebrannt und gefärbt, daß viele Frauen daran zugrunde gehen. O eitle Ruhmsucht der Welt, die den wahren Ruhm zunichte macht!" So endigt Sacchetti seinen Ausbruch gegen die männlichen und weiblichen Moden, und gar so unrecht hatte er nicht, denn aus den Schriften der Historiker, aus den Chroniken spricht stets diese eitle Sucht sich zu schmücken und reich zu kleiden.

Giovanni Villani klagt in seiner florentinischen Geschichte über die jungen Leute, die keine auch noch so verrückte Forderung der Mode unberücksichtigt lassen, und vom genuesischen Chronisten Giustiniani haben wir Nachrichten über seine Mitbürger, die uns zeigen, wie weit der Luxus in der arbeitsamen reichen Kaufmannsstadt um sich gegriffen hatte. Er erzählt, daß in dem genuesischen Geschwader, welches 1283 gegen die Pisaner auszog, sich die Bewaffneten zahlreiche goldene Kleider mitgenommen hatten, und daß in der Flotte von 115 Gallionen, die 1295 gegen Venedig Stellung nahm, über 8000 goldgewirkte Überkleider verstaut worden waren.

In Rom waren das ganze spätere Mittelalter hindurch die Sitten sehr rauh und primitiv geblieben; um so mehr wunderten sich die laudatores temporis acti, als auf einmal um die Mitte des 14. Jahrhunderts neue Moden aufkamen, und es klingt recht komisch, wenn ein unbekannter Chronist aus der Zeit Cola di Rienzos über die neuen Sitten loszieht: „Sie

fangen an," ſagt er, „Kapuzen mit langen Enden zu tragen und über den Kapuzen auch noch Hüte und den Körper in enge Kleider zu ſtecken, wie es die Spanier lieben, und ſich mit Riemen und großen Taſchen zu behängen." Worüber er ſich aber durchaus nicht beruhigen kann, das iſt die Tatſache, daß die Mode des Barttragens immer mehr Boden gewinnt. „Große und dichte Bärte tragen dieſe Menſchen jetzt, als ob ſie Spanier wären. Das ſah man früher nicht. Die ehrbaren Bürger raſierten ſich glatt und trugen weite und würdige Kleider. Wenn einer da den Bart ſich hätte ſtehen laſſen, würde man von ihm, falls er nicht Spanier oder Eremit geweſen wäre, ſehr ſchlecht gedacht haben. Jetzt aber ſind die Sitten anders geworden. Man trägt kleine Hütchen auf dem Kopf und will damit Ehrfurcht einflößen, einen dichten Bart läßt man ſich ſtehen und trägt Umhängetaſchen, wie es ſonſt nur Pilgerbrauch war. Man geht ſo weit," klagt er, „daß derjenige, der nicht einen dichten Bart hat und keine Hütchen und Taſche trägt, in der Achtung ſeiner Mitbürger ſinkt. Wir leben unter des Bartes Joch, und nur wer den Bart trägt, iſt angeſehen."

In ganz Italien bekommen die Trachten und überhaupt die ganze Lebensweiſe einen von Jahr zu Jahr ausgeprägteren internationalen Charakter, und ſchon Folgore da Gimignano ſagt in ſeinen Dichtungen, da wo er die Beluſtigungen der Edelleute im Frühling beſchreibt, daß ſie, nach franzöſiſcher Mode gekleidet, provenzaliſche Tänze tanzen und provenzaliſche Lieder ſingen, während man Muſik auf neuen deutſchen Inſtrumenten dazu macht. Nach dem Klang der alten heimiſchen Schalmei und der Flöte tanzen ſtatt deſſen die Jungfrauen, die Andrea da Firenze im Capellone degli Spagnuoli bei Santa Maria Novella gemalt hat, und ihr Tanz iſt ſo ruhig und gemeſſen, daß man an die Verſe Dantes denken muß, in denen er von einer tanzenden Frau ſpricht (Dante II 28, 52):

Gleichwie ſich mit den Füßen dicht am Boden
Und beieinander dreht ein Weib im Tanze
Und einen Fuß kaum ſetzet vor den andern.

Ebenſo ſchreibt Francesco da Barberino in ſeinem Buch über die Frauen, daß ſie ſich hüten ſollen, beim Tanzen zu hüpfen und zu ſpringen wie Bänkelſängerinnen. Barberinos Schrift iſt überhaupt wertvoll für die Kenntnis des Frauenlebens ſeiner Zeit; denn er gibt in ſeinen ſchwerfälligen Reimen wie ein guter Lehrer ganz genau an, was die Frau als Mädchen, Jungfrau, Gattin oder Witwe tun ſoll, wie und wann ſie ſich wieder verheiraten darf, wie ſie ſich nach dem Tode des Mannes zu betragen hat und wie, wenn ſie ſich in die geheiligten Mauern eines Kloſters begibt, um als Nonne dem Herrn zu dienen. Von Frauenrechten iſt bei dem guten alten Moraliſten natürlich keine Spur zu finden, und nach ihm ſoll die Frau dem Manne dienen und, wenn ſie es nötig hat, als Barbiererin, Bäckerin, Spinnerin, Müllerin oder Hökerin ſich ihren Unterhalt erwerben. „Mir gefällt", ſchreibt er, „vor allem die Frau, welche beim Spinnen an die Spindel denkt und den Faden gleichmäßig dreht. Was ſoll man mit einer Frau, die ans Fenſter läuft, wenn ihr Liebſter vorbeigeht, und die Spindel und den

Faden vergißt. Kochen soll sie und spinnen," heißt es weiter, „und liebend für den Haushalt sorgen." Zu den Pflichten, die er der Gattin vorschreibt, gehört es auch, daß sie ihrem Manne beistehen soll, wenn er ein neues Gewand anprobiert; denn sie kennt ihn am besten und kann dem Schneider guten Rat geben.

Doch fehlen uns nicht Dokumente, aus denen hervorgeht, daß es auch Frauen gab, die von ihren Männern nicht nur als Wirtschafterinnen geachtet wurden. Man braucht nicht nur an die Frauen zu denken, die in Salerno in der Medizinschule sich der Wissenschaft des Galenus und Hippokrates widmeten, oder an die, welche in Bologna den Lehrstuhl bestiegen; es gab auch sonst in der bürgerlichen Gesellschaft jener Zeit genug Frauen, die auf vielen Gebieten beschlagen waren. Giovanni Boccaccio schildert im „Decamerone" eine solche Frau, indem er ihren Mann, Bernabò Lomellini, einen Kaufmann, ihr Lob singen läßt, während er und einige Gefährten eines Abends auf der Geschäftsreise in Paris sich über die Tugenden ihrer Gattinnen unterhalten. Man hatte schon verschiedene vorgenommen, und einer hatte die Schönheit seiner Lebensgefährtin gerühmt, ein anderer die Hausfrauentugenden der seinen hervorgehoben, als Bernabo von seiner Frau zu sprechen anfing. Nachdem er ihre Fertigkeit in aller Frauenarbeit erwähnt, fügte er hinzu, daß keine es ihr im Reiten gleich tun könne noch in der Falkenjagd, im Lesen, Schreiben und Rechnen, das sie wie ein tüchtiger Kaufmann verstehe. Aber das schönste Beispiel einer Frau, die ihrem Manne in allem zur Seite steht als guter Kamerad, haben wir in den Briefen, welche Dora del Bene an ihren Gatten, der in Arezzo Statthalter war, in den Jahren um 1380 schreibt. Es spricht daraus so viel Tüchtigkeit, so viel froher, kräftiger Sinn, daß man sich noch heute über diese harmonische Frauennatur freuen kann. Der Inhalt dieser Briefe hat mehr Wert als hundert Seiten kulturhistorischer Betrachtungen, um die Frau jener Zeit zu charakterisieren. Sie schreibt von den vielen Geschäften, die er, der für längere Zeit fern ist, ihr hinterlassen hat, von den Anschaffungen, den Feldarbeiten, die sie beaufsichtigt, vom Viehkauf. Dazwischen vergißt sie nicht, ihm guten Rat für seine Gesundheit und die ihrer Kinder zu geben, die mit ihm nach Pescia gegangen sind. „Du hast mit den Stadtsoldaten zu tun," schreibt sie ihm, „ich mit Bauern, Verwaltern und Knechten. Du hast manchen Faden angesponnen und es mir überlassen, das Gewebe zu Ende zu führen." Sogar in Dingen seines Amtes weiß sie ihm manch nützliches Wort zu sagen. Es mutet sonderbar lebendig an, wenn man liest, wie poetisch in ihrer Einfachheit und schlichten Sachlichkeit diese Frau sein kann, wenn sie z. B. am Ende eines Briefes, der nur Geschäftliches enthält, hinzusetzt: „Ich schreibe Dir heute am 8. Mai abends in der Laube" und ein anderes Mal „nach Avemaria in der Loggia". Und wieder ist es Dante, der uns von den Frauen ein so ansprechendes Bild gibt, wenn er im „Paradies" die alten guten Florentiner Frauensitten lobt (Dante III 15, 97):

Florenz im Umkreis seiner alten Mauern,
Von denen Terz und Non' annoch es hernimmt,

War keuſch und mäßig damals und im Frieden.
Noch keine Kettlein gab es, keine Kronen,
Nicht Frauen mit Sandalen, noch auch Gürtel,
Dran mehr als an der Trägerin zu ſehn war.
Nicht machte kaum geboren ſchon dem Vater
Die Tochter Sorge, daß nicht Zeit und Mitgift
Sich hier und dort vom Maß entfernen möchte.
— — — — — — — — — — — —
Bellincion Berti ſah ich gehn umgürtet
Mit Bein und Leder, und vom Spiegel kommen
Sein Weib mit ungeſchminktem Angeſichte;
Ich ſah Den von den Nerlis, Den von Vecchio
Sich mit dem unbedeckten Fell begnügen
Und ihre Frauen mit dem Knaul und Spinnrad.
O Glückliche! Und ihrer Grabesſtätte
War jegliche gewiß! Und noch war keine
Im Ehebett verwaiſt um Frankreichs willen.
Die eine wachte ſorglich an der Wiege
Und brauchte, lullend, jene Redeweiſe,
An der zuerſt ſich Väter freu'n und Mütter:
Die andere, den Faden ziehend am Rocken,
Erzählte Märchen in der Ihrgen Mitte,
Von Rom und Fieſole und den Trojanern.

Es lebte im Bewußtſein des Volkes, auch als die äußere Knechtung und innere Zerriſſenheit am ſchlimmſten waren, doch immer noch der Gedanke an Rom und die große belebende Idee der Verwandtſchaft mit der einſtigen Weltbeherrſcherin. Die Städte, die Adelsgeſchlechter ſuchten ihre Stammbäume mit Rom in Verbindung zu bringen, noch bevor die Renaiſſance und der Humanismus das Altertum als allgemeines Heilmittel anprieſen. Dem Bürger der italieniſchen Freiſtadt des Mittelalters war es ſelbſtverſtändlich, aus Rom zu ſtammen, und der Trotz, mit welchem er aus ſeinen Mauern dem Landadel entgegentrat, unter dem ſo mancher germaniſchen Urſprungs war, hängt mit dieſem Bewußtſein zuſammen.

Leider waren es nicht nur die Burgherren und die ſtädtiſchen Gewaltherrſcher, welche im 13. und in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts dem Bürger und dem Landmann das Leben ſauer machten; am meiſten hatten dieſe durch die ſchrecklichen Söldnerbanden zu leiden. In allen Novellen und Chroniken findet man etwas von dieſem Schrecken, aber keine Beſchreibung kommt der von Petrarca gleich, wenn er in herrlichen Verſen den italieniſchen Großen vorwirft, daß ſie aus Machtgelüſte die fremden Söldner über die Alpen rufen und ſo ihr Vaterland den wüſten Kriegsknechten preisgeben. Denn die Söldnerbanden beſtanden faſt nie aus Italienern. Maſtino della Scala, der Neffe Cangrandes, den Dante beſungen hatte, und Herr von Verona, ſcheut ſich nicht, die engliſchen Abenteurer der Compagnia di S. Giorgio für ſeinen Krieg gegen Azzo Visconti in Sold zu nehmen, und ſie brandſchatzen und plündern die reichen lombardiſchen Gefilde. Werner, der ſich ſelbſt den Herzogstitel gab und ſich rühmte, Feind Gottes und der

Barmherzigkeit zu sein, hat ebenbürtige Kumpane in dem Piemontesen Anichino und dem Lombarden Ambrogio Visconti.

Nach den blutigen, aber doch großzügigen Kämpfen zwischen Papst und Kaiser und gegen die Sarazenen diese Schmach der Söldner! Wenn wir die Fresken Altichieros im Santo zu Padua beschauen, sehen wie diese rohen Abenteurer in den Schergen abgebildet, die um die Kleider des Heilands würfeln und die heilige Lucia zum Märtyrertod schleppen. Wie ein Hohn erscheint es, daß sich daneben die Herren von Padua, die prachtliebenden Carraresi, in inbrünstigem Gebet vor Maria und Jesus kniend haben abbilden lassen. Man denkt unwillkürlich an die gebrandschatzten und geplünderten Gehöfte und Dörfer, an die Gepeinigten und Gemordeten, die das alles von denen erleiden mußten, die mit ihren Waffen die Macht der prunksüchtigen Herren schützten.

Gegen dieses Übel führen die größeren Städte die eigene Stadtmiliz ein, und in Rom, in Florenz, in Bologna bilden sich die Armbrustschützengilden, die den so viel späteren Schützengilden der Niederlande entsprechen.

Gegen die britischen Söldner John Hackwoods, welche Papst Gregor XI. in seine Dienste genommen hatte, ernennen die Florentiner acht Stadthauptleute, die ihres Amtes so gut walten, daß man sie die acht Heiligen zu nennen pflegt.

Manches Stückchen ist bis auf uns gekommen von den Kämpfen der städtischen Wehren gegen die fremden Söldner. So hören wir von zwei Toskanern, einem Messer Betto Biffoli aus Florenz und einem Messer Guido Asciano aus Siena, welche unter den Mauern von Bologna einige englische Ritter fordern und sie im Zweikampf besiegen. — Die Novellenschreiber wissen uns manche hübsche Episode zu erzählen von dem Zwiespalt zwischen den Befehlshabern der städtischen Milizen, welche meistens Landadlige waren, und den Kommissaren, die ihnen vom Stadtmagistrat zur Kontrolle mitgegeben wurden. Wie oft vermaßen sich die friedlichen Bürger, den Feldherren guten Rat zu geben. In einer alten Erzählung lesen wir, daß in dem Krieg, den Florenz gegen Pisa im Jahre 1365 führte, Messer Ridolfo degli Ustratti, Kriegsherr der Florentiner, sehr ungehalten war, weil man ihm als Kommissare zwei Wollhändler beigegeben. Er hatte das Lager an einer Stelle aufgeschlagen, die ihnen nicht behagen wollte, und sie hatten einen Abend gewagt, ihm ihre Bedenken mitzuteilen. Messer Ridolfo hatte ihren Worten zugehört, dann schaute er sie verächtlich an und meinte: „Geht, geht lieber heim zu euerm Ladentisch und nehmt die Elle zur Hand!"

Und doch sind es die bewaffneten Florentiner Gilden der Wollen- und Seidenspinner, welche die Söldner der Gran Compagnia und die viertausend Reiter des Grafen Lando mit ihren Armbrüsten in die Flucht jagen. Leider dienen aber die Bürgerschützen nicht nur dazu, sich das wüste Söldnervolk vom Leibe zu halten, sondern auch um Krieg gegen benachbarte Städte zu führen und um Landstriche und kleinere Orte zu unterjochen. Die römischen Stadtschützen zum Beispiel ergötzten sich, wenn ihnen die inneren

Stadtwirren etwas Zeit ließen, in kleinen Kriegszügen gegen Corneto, Viterbo, Toscanella und Tivoli. Meistens handelt es sich freilich nur um Scharmützel zwischen einigen hundert Fußsoldaten und Reitern. In Rom selbst vergeht kein Jahr ohne das Wüten der Parteikämpfe. Zwischen den edlen Monumenten der antiken Größe, die mit Zinnen und Türmen ausgerüstet worden waren, wogten die blutigen Kämpfe hin und her. Bis tief hinein in das 14. Jahrhundert, das Jahrhundert, welches in der Dichterkrönung Petrarcas auf dem Kapitol das erste humanistische Fest der italienischen Renaissance sah, dauerten die Straßenkämpfe in Rom fort, und die Raufluft der Römer hat es manchem deutschen Kaiser schwer gemacht, sich in Sankt Peter krönen zu lassen. — In den Stadtgeschichten ist des Sichbefehdens kein Ende, und sehr anschaulich schildert diese Zustände der anonyme zeitgenössische Biograph Cola di Rienzos, des ehrgeizigen Tribuns, dem es auf einige Jahre gelang, mit eiserner Faust die Gewalt der gegen die freie Stadt verschworenen Adligen einzuschränken und niederzuwerfen. Dem rauhen Chronisten erscheinen die Feldzüge, um den Viterbesen eine Burg zu nehmen, um den frechen Herrn von Vico zu strafen, wie homerische Taten, und nicht selten vergleicht er sie mit den alten Römerkriegen, deren Ruhm auch die Zeiten des dunkelsten Verfalls überlebt hat. Nur eine Probe soll hier aus seinem Buch gegeben werden, aus dem Kapitel, das den Kampf zwischen den Römern und den unter Anführung der Colonna verbündeten adligen Geschlechter schildert. Stefano Colonna zieht mit 360 Reitern und 1300 Fußknechten gegen Rom, und sie rasten am Kloster von S. Lorenzo fuori le mura. Man berichtet ihm, daß die Freunde in Rom zur Empörung gegen Cola noch nicht bereit sind, und er beschließt, von dem Überfall abzusehen und sich mit den Verbündeten zurückzuziehen. Zum Hohn reiten die hochadligen Ritter mit Trompetenschall an den Stadtmauern vorbei; aber als die Bürger das sehen, stürzen sie gegen die verhaßten Zwingherren zum Tor hinaus. Diese sind inzwischen schon weit davongezogen, nur einer, Gianni Colonna, kann es nicht lassen und sprengt allein, sein Roß anspornend, mit Lanze und Schild gegen die Armbrustschützen. Diese weichen, kehren aber zurück, und nach kurzem, ungleichem Kampf wird der junge Ritter, „dem noch kein Bart die Oberlippe ziert", vom Pferd gerissen und getötet. Von den Baronen, die zur Rache zurückkehren, kommen Giannis Vater und fast alle älteren Herren um, die jungen können sich mit knapper Not retten.

So waren die meisten Kämpfe tatsächlich nichts als grausame Schlägereien. Wie schon erwähnt, führte damals in Rom Cola di Rienzo das Regiment. Dieser Mann aus niederem Stande, der bis zur höchsten Würde aufgestiegen, erregte bei vielen großen Neid, so daß man in den Schriften der Zeitgenossen neben höchstem Lob sehr oft die gröbsten Schmähungen oder beißendste Ironie findet. Nach dem Gewaltstreich, mit dem er sich des Regiments bemächtigt hatte, war sein Glück oft argen Schwankungen unterworfen, so daß er zu Kaiser Karl in Prag und zu dem Papst in Avignon hatte flüchten müssen. Nun beschreibt ihn sein anonymer Biograph, wie er mit Geld versorgt wieder als Senator nach Rom zurückzukehren wünscht

und in Montefiascone mit dem päpstlichen Legaten darüber verhandelt. Nachdem Cola die 4000 Golddukaten bekommen hatte, zog er reiche Kleider an mit scharlachroter Kapuze und rotem goldgestickten Rock. In kostbaren Pelz gehüllt, schmückte er sich mit goldenen Ketten. Sein Pferd war prächtig geschirrt, und reich geschmückt war sein Schwert, und alles war an ihm herrlich anzusehen. So erschien er in Montefiascone vor dem päpstlichen Legaten. Er tat sich sehr groß in seiner leuchtenden Kleidung und dem reichen Pelz. Als er zum Stillstehen gekommen war, wandte er den Kopf herausfordernd nach allen Seiten, als wollte er sagen: „Wißt ihr, wer ich bin? Wißt ihr, was ich bin?"

Überhaupt ist es eigentümlich, wie in einem Zeitalter, wo doch Kraft und Gewalt alles galt, man so oft und gern über die Mächtigen spottete. Ganz besonders wird die Geisel der Satire gegen die Landpfleger und Richter geschwungen, und wie wir den Cola haben verspotten sehen, so ist auch sonst die Ernte von Karikaturen solcher hochgestellter Herren sehr reich.

Die kleinen Landadligen, die zu Richterstellen berufen wurden, erregten oft die allgemeine Heiterkeit der Städter mit ihren Anzügen und altväterlichen Sitten. Wenn sie kurze Zeit in eine fremde Stadt kamen — denn nach althergebrachtem republikanischen Brauch vermied man das lange Verweilen eines und desselben Richters an einem Ort als gefährlich für die öffentliche Freiheit — waren sie oft ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Messer Macheruffo dei Macheruffi war, wie uns Sacchetti erzählt, ein alter armer Ritter, den man aus Padua und nach Florenz berief. Als er hinkam, lachte man über ihn, weil er einen gar zu langen Rock trug und eine Kapuze mit dem langen Zipfel wie ein Arzt. Das dauerte so lange, bis er ihnen gezeigt hatte, wie er es fertig brachte, die Städte von allem Gesindel zu befreien. Da lachten sie nicht mehr und schämten sich, daß sie ihn wegen seiner Kleider verspottet hatten. —

Ein Florentiner Bürger aus der Familie der Bardi, ein kleiner schmächtiger Mann, der vor Fechten und Reiten eine heilige Scheu hatte, wurde zum Podestá von Padua gewählt, und sofort dachte er mit Sorge an seine Kleider und wie er es anfangen sollte, um in der fremden Stadt würdig aufzutreten. Einen Helm mit hoher Helmzier glaubt er nötig zu haben und fragt alle Bekannten um Rat in dieser gar so schwierigen Frage. Man bespricht die Sache hin und her und kommt zum Schluß, daß er, im Gegensatz zu dem, was Frauen zu tun pflegen, die sich durch hohe Absätze zu helfen wissen, wenn sie ihrer Länge eine Elle hinzufügen wollen, sich statt dessen durch einen hohen Aufsatz auf dem Kopf zu einer imposanten Höhe aufschwingen müsse. Sie finden für ihn einen großen Helmbusch mit einem springenden Bären und dem Motto: „Hüte dich vor dem Bären, wenn du nicht gebissen sein willst." Als alles bereit ist, reitet unser Federheld nach Padua ab und veranstaltet auf der Durchreise in Bologna einen prächtigen Aufzug. Als er sich Ferrara nähert, will er auch wieder in seinem vollen Glanze auftreten. Voraus schickt er seine Reisigen und einen Knappen mit dem großen Helm und dem stolzen Motto. Als dieser über den Platz am Schloß reitet, be-

merkt ein fremder Ritter, der mit einigen Freunden beim Wein sitzt, den großartigen Helmbusch, und da er dem seinigen ganz ähnlich ist, wird er zornig und ruft nach den Waffen; denn er will dem Ankömmling zeigen, daß er sich nicht erfrechen darf, seine Abzeichen zu tragen. Dieser fremde Edelmann ist in Handhabung der Waffen sehr geschickt und so groß fast wie ein Riese. Die Freunde suchen ihn zu überreden, daß er den Unbekannten ruhig laufen lasse, aber es nützt nichts. Währenddessen ist der Florentiner in einer Herberge abgestiegen und will sich vom langen Ritte ausruhen. Als seine Begleiter zu ihm kommen und ihm erzählen, daß der Fremde gewappnet, hoch zu Roß, auf ihn wartet, meint er: „Dann soll er meinetwegen samt dem Gaul so lange dastehen, als es ihm gefällt, ich kämpfe nicht mit ihm wegen des lumpigen Bären!" Er tritt für fünf Goldgulden dem wütenden Ritter seinen Helmbusch ab, und dieser ist so glücklich und glorreich über die Tat, als ob er eine belagerte Stadt erobert hätte. Nun fehlte aber dem kleinen Podestá eine Kopfzier, um seinen Einzug in Padua würdig zu halten. Man sucht in ganz Ferrara nach etwas Passendem und findet endlich einen Helmbusch mit einem gelben Affen, der in der Rechten ein Schwert hält. Nach seinem Abenteuer liebt aber der friedfertige Rechtsritter so kriegerische Embleme nicht mehr und nimmt dem gelben Affen das Schwert aus der Hand. Natürlich hatte man in Padua alles erfahren, und die Lachlustigen kamen auf ihre Rechnung. —

Häufig waren die Podestá und die Richter aus den Marken, und in Florenz hatte man wenig Gefallen an diesen unscheinbaren Menschen. Boccaccio beschreibt sie uns als geringen Mutes und engherzig, so daß ihr ganzes Leben eine einzige Geizkrämerei sei. „Wenn sie als Podestá herkommen," sagt er, „so bringen sie Richter mit, die aussehen, als kämen sie nicht aus den Rechtsschulen, sondern vom Pfluge oder von der Schusterbank her."

Neben den Richtern, die, wie wir bereits sahen, sich mit allem möglichen, was eigentlich mit dem Rechtsprechen wenig Beziehungen hatte, beschäftigen mußten, hatten die Notare einen sehr hervorragenden Platz, so daß der Ausspruch des Frá Jacopo da Cessole, der sie den Gerbern gleichstellt, sehr unwahrscheinlich klingt. Wir sehen sie als Räte und Beisitzende bei Päpsten und Fürsten und im Magistrat der größten freien Städte. Pier delle Vigne, der Minister Friedrichs II., Rolandino Passeggieri, der große Rechtsgelehrte, und Cola di Rienzo sind ihres Zeichens Notare gewesen. Sie wurden höher als die Judices gestellt, weil sie auf den Universitäten nicht nur Jura, sondern auch Grammatik und Rhetorik betreiben mußten. Man sieht sie in den Miniaturen, die die päpstlichen Konsistorien darstellen, abgebildet. Sie wurden oft mit Gesandtschaften betraut, bei welcher Gelegenheit sie allerdings manchmal kriegerischen Fürsten gegenüber mit ihren Schreiberseelen nicht gerade eine glänzende Rolle spielen konnten. So erging es dem Notar Bartolomeo Giraldi, den der Herr von Imola, Messer Bertrando degli Alidosi, dem Herzog Bernabò Visconti mit einer Botschaft nach Mailand sandte. Sacchetti erzählt, daß dieser Notar hager und klein gewesen sei und von so gelber Hautfarbe, als

ob er nur Galle statt Blutes in den Adern gehabt hätte. Der arme unscheinbare Gesandte kommt im Schloß von Mailand an, gerade als Bernabò im Begriff ist, zu Pferde zu steigen. Er macht dem Herzog mit vielen Verbeugungen seine Aufwartung, aber dieser sieht ihn nicht einmal an, sondern ruft ihm über die Achsel zu: „Bring nur dein Anliegen vor!" Der Notar beginnt zu sprechen, aber der Visconti dreht sich noch immer nicht um, sondern befiehlt einen Gaul mit sehr lang geschnallten Steigbügeln zu bringen. „Steig du nur auf, mein Gesandter," sagt der Herr von Mailand, und das Männchen wird von einigen Knechten in den Sattel gehoben, wo es aber keineswegs behaglich für ihn ist, weil das Tier hin und her springt, so daß der Ärmste mit den hängenden Füßen, mit denen er nicht in die zu langen Steigbügel treten kann, sich kaum im Sattel zu halten vermag und auf diese Weise vier Stunden lang dem grausamen Fürsten nachreiten muß, der ihm hier und da, ohne sich umzusehen, zuruft, doch seine Botschaft vorzubringen. —

Im allgemeinen liebte man die Juristen nicht, und das alte Sprichwort, in welchem man sich über des heiligen Ivos, des Patrons der Juristen, Heiligkeit wundert, zeigt uns am besten, wie man über sie dachte:

Sanctus Ivo, Sanctus Ivo,
Advocatus et non latro
Res miranda populo.

So erzählt ein alter Novellist von Messer Rinaldello, einem Rittersmann aus der Emilia, der, erst kürzlich nach Florenz gekommen, bei einer großen Hochzeit einem Aufzug von angesehenen Bürgern beiwohnte. Als er eine ganze Reihe von Herren sah, die mit pelzverbrämten Röcken einherstolzierten, und ihm gesagt wurde, daß es Ärzte, Richter und Advokaten seien, und daß es dieser letzteren in Florenz eine große Menge gäbe, wunderte er sich, daß die Stadt überhaupt noch bestehe, und erzählte von seiner kleinen Vaterstadt, die dem Verderben entgegengehe, seitdem ein Bürger seinen Sohn nach Bologna in die Rechtsschule geschickt habe. — In Florenz gab es im Garten der Gaddi zur Zeit Petrarcas diese eigentümliche Inschrift: „Dolus malus abesto et Jurisconsultus."

Daß es die pelzverbrämten Röcke sind, die den guten Ritter aus der Emilia stutzig machen, ist für das ganze italienische Mittelalter charakteristisch, denn der Pelz wird nicht nur zum Luxus getragen, sondern ist ein Abzeichen der Würde, des Ranges und der Stellung. So erzählt Boccaccio doppelsinnig von einem, der aus Florenz nach Bologna auf die Universität gegangen war, er sei als Schaf hingekommen und würde ganz gewiß als Wolf wieder heimkehren.

Wenn man von den Rechtsgelehrten meistens nichts Gutes zu sagen hatte, so bekamen die Ärzte auch ihr Teil ab, und oft kommt es vor, daß der Lohn für eine erfolglose Kur für den Jünger Äskulaps die Form einer Tracht Prügel annimmt, wie überhaupt ihr Leben oft sehr humoristische Wendungen nimmt.

Während die Juristen auf den Hochschulen den Doktortitel sich holten, wurden die Ärzte Magistri, Maestri, genannt. Von einem solchen Magister

weiß Franco Sacchetti ein sehr absonderliches Geschichtchen. In Florenz stirbt ein ganz berühmter Arzt: Maestro Dino del Garbo und einem aussichtsreichen Anfänger in derselben Kunst, Maestro Gabbadeo, der in Prato lebt, wird von seinen Freunden geraten, doch in dem reichen Florenz sein Glück zu versuchen, da das kleine Städtchen Prato wenig Aussichten für ihn bietet. Der Rat leuchtet Gabbadeo ein, aber sein alter Rock kann sich in der stolzen Arnostadt nicht sehen lassen, weil die obligate Pelzverbrämung abgeschabt ist. Nachdem seine Frau mit den Pelzen ihrer Röcke ihn anständig gemacht hat, zieht er nach Florenz, wo er sich als erstes einen jungen Gaul kauft und dann am nächsten Morgen hoch zu Roß auf dem „Mercato Vecchio" sich neben dem Eingang zu einer Apotheke aufstellt, um etwaige Patienten zu erwarten. Es kommt auch eine ganze Menge, und die reitende Sprechstunde bringt viel ein, als plötzlich der Gaul über einen Metzger, der mit einem Schwein vorübergeht, erschrickt und durchgeht, so daß im wilden Ritt die Pelze des guten Doktors hier und dort hängen bleiben und er noch für den Schaden verschiedener Budenhalter eintreten muß, die er überritten hat.

Ein anderer Arzt aus Florenz, Maestro Dolcibene, hört, daß König Karl von Böhmen in Ferrara sein Lager aufgeschlagen hat und reitet dorthin, um sein Glück zu versuchen. In Ferrara ist aber alles so voll von Menschen, daß er in keiner Herberge Unterkommen findet, bis er schließlich bei einer Bauernfamilie in der Nähe der Stadt untergebracht wird. In dem Haus lebt bei Vater und Mutter eine kleine Tochter, die von einem Baum gefallen ist und sich den rechten Arm verstaucht hat. „Ich werde sie heilen und wenn auch alle ihre Knochen entzwei wären," erklärt der Arzt den Eltern. Er wickelt Arm und Hand in Werg ein, geht dann sich die Brathühner besehen und die Spanferkel. Kostet den Wein und macht sich endlich an die Wunderkur. Er läßt das Mädchen sich auf die Erde strecken, steckt den umwickelten Arm zwischen zwei Bretter und springt plötzlich mit beiden Füßen darauf, „so daß er eine Eisenstange wieder gerade gemacht haben würde". Am anderen Morgen reitet er davon, zwei fette Kapaunen am Sattelknopfe „und von seinem Ruhm umglänzt".

Doctores und Magistri studierten in den alten Universitäten, deren berühmteste und älteste in Bologna ein Sammelpunkt von jungen Leuten aus aller Herren Ländern war. Trotzdem so viel über die bologneſische Universität geschrieben worden, ist es doch sehr schwer, sich ein richtiges Bild von ihr zu machen. Man denkt unwillkürlich, daß in der Alma mater studiorum irgend ein großer ernster Backsteinbau die Scholaren und Lektoren beherbergt haben müsse; statt dessen erscheint uns ein ganz anderes Bild, wenn wir die Schriften von Cavazza, Malagola, Sarti durchblättern. Im 11. Jahrhundert, als die Glossatores, die den Rechtsschulen von Pavia und Ravenna entstammten, zum ersten Male in Bologna als Rechtslehrer auftraten, waren die Schulen in Klöstern und Privathäusern verstreut untergebracht, so daß man erst im 13. Jahrhundert richtige Schulkomplexe findet, worüber wir aber nur sehr unvollkommen unterrichtet sind. Wir können jedoch wohl sicher sein, daß diese Schulen schwerlich dem Ideal entsprochen haben, das Bon-

compagno da Signa in seiner „Rhetorica novissima“ als Vorbild dafür entworfen hat. „Die Schule für den Unterricht in der Scholastik“, schreibt er, „soll auf einem freien Platz erbaut werden, wo es luftig ist und fern von Ablenkungen der Weiblichkeit, vom Markt, von Pferde- und Hundelärm und Fuhrleutsflüchen. Der Saal soll groß und breit sein, mit so viel Fenstern, als nötig sind, um genügend Luft und Licht hereinzulassen. Darüber soll eine Wohnung sein (wohl für den Professor!). Die Schule soll sehr sauber gehalten werden, und man soll darin auch keine Malereien sehen außer solchen, die für irgendein Lehrfach nötig sein könnten. Die Farbe der Wände soll graugrün sein. Die Treppen müssen nicht hoch sein, auch soll die Schule nur einen Eingang haben. Hoch soll der Katheder über allen Sitzplätzen stehen, so daß der Lektor alle Schüler übersehen kann. Von den Fenstern sollen zwei oder drei so gerichtet sein, daß der Lehrer daraus auf Bäume und Gärten sehen kann, denn das erheitert den Sinn und stärkt das Gedächtnis. Die Scholaren sollen alle den Lehrer gut sehen können und nach Rang und Herkunft sitzen. Ich habe nie eine solche Schule besessen,“ fügt der gute Grammatikus hinzu, „und glaube auch nicht, daß es eine solche irgendwo gibt, aber ich hoffe, daß, was ich geschrieben habe, unseren Nachkommen nützlich sein wird.“

In den zahlreichen juristischen Handschriften der vatikanischen Bibliothek aus dem 14. Jahrhundert, die reich an Miniaturen sind und aus der Universität in Bologna stammen, finden wir Darstellungen, die für die Kenntnis des Lebens von Professoren und Studenten äußerst interessant sind. Unter anderem besitzen wir von der Hand des Nicolaus de Bononia die genaue Abbildung einer Universitätsaula um 1365, wo die fremden Scholaren dargestellt sind, wie sie mit sonderbaren Pelzen angetan, mit hängenden Zöpfen wie Frauen, den Lectores zuhören.

In den Novellenbüchern derselben Zeit finden sich viel heitere Streiche des Studentenhumors verzeichnet, und die Gerichtsverhandlungen zeigen uns deutlich, wie oft die Scholaren mit den Vorschriften des Gesetzes in Konflikt kamen. Etwas vom „goliardischen“ Charakter der Clerici Vagantes des 10. und 11. Jahrhunderts bleibt in ihren Gebräuchen, und die große Masse der Studierenden, die von einer Universität zur anderen zieht, hat manchmal etwas sonderbar Urwüchsiges. Als in Bologna im 13. Jahrhundert 6—7000 Studenten sich um die Lectores drängten, kam es vor, daß kein Saal, keine Kirche sie alle fassen konnte, und die Vorlesungen auf freiem Platze gehalten werden mußten. Ein altes Studentensprichwort beleuchtet dieses sonderbare Wanderleben. Die größten Universitäten Europas, mit den Fächern, die sie besonders pflegten, sind darin genannt:

Parisii artes liberales
Bononiae codices
Salerni phisices
Toleti demones
Et nusquam mores.

Zu dem sogenannten studierenden Volke gehörten auch oft Taschenspieler und Vagabunden, die es verstanden, auf Kosten der wohlhabenden Kameraden zu leben und diese, nachdem sie ausgebeutet waren, zu sich in das unbekümmerte Elend zu ziehen. Man öffnet kein mittelalterliches Novellenbuch, ohne klagende Väter darin zu finden, und doch lesen wir von ganz einfachen Menschen, von Landleuten und kleinen Kaufleuten, die ihre Söhne studieren lassen. Die Kultur hebt sich seit dem 12. Jahrhundert immer mehr, und immer größer wird die Zahl der Menschen, die an Büchern und Schriften Freude haben können. So bilden sich die allerersten Ansätze und Knospen, die die wunderbare Blüte der Renaissance vorbereiten. Das alte Kulturland findet nach und nach den Weg heraus aus der mittelalterlichen Bedrückung, aber die eigenartigen Sitten verschwinden oft neben der Wiederbelebung der antiken Welt, so daß die Lebensbeschreibungen aus den mittelalterlichen Jahrhunderten mit ihrem mannigfaltigen Inhalt nicht nur als amüsante Kuriositäten, sondern als wichtige Dokumente anzusehen sind. Durch sie wird die Geschichte lebendiger und farbiger, weil die Menschen aus den vergilbten Seiten hervortreten mit ihrer ganzen Persönlichkeit und uns so vieles aus ihren längst verklungenen Tagen vor Augen stellen. Zu den großen Geistern und ihren mächtigen Werken, die alles überragen, gesellen sich die kleinen, die die Masse bilden, und nur so kann das Bild der menschlichen Gesellschaften, die vor uns gewesen sind, vollständig werden und uns zum Genuß der großen Schöpfungen der Kunst und Dichtung vorbereiten, indem wir sie in ihrer Zeit sehen und verstehen lernen.

1813.

Von
Gustaf Dickhuth.

IX.

Blüchers Elbübergang stellte Napoleon vor eine völlig neue Aufgabe. Vergegenwärtigen wir uns, um sie zu erkennen, die Aufstellung der französischen Truppen am 4. Oktober.

In und bei Dresden standen die Garde, die Korps Macdonald Lobau und St.-Cyr und das 2. Kavalleriekorps mit über 116000 Mann und fast 390 Geschützen. Nördlich von Dresden, bei Meißen, das Korps Souham mit fast 16000 Mann und über 60 Geschützen. Noch weiter nördlich, an der Mulde, zwischen Eilenburg und Bitterfeld, die Korps Bertrand, Reynier und Marmont und Teile des 1. und 3. Kavalleriekorps mit fast 72000 Mann und über 200 Geschützen.

Gegenüber der Böhmischen Hauptarmee, am Nordrand des Erzgebirges, etwa in der Linie Altenburg—Freiberg, die Korps Victor, Lauriston und Poniatowski, das 4. und 5. und Teile des 1. Kavalleriekorps mit über 43500 Mann und fast 160 Geschützen. Bei Leipzig das Korps Margaron und die Kavallerie-Division Lorge mit über 7000 Mann und 20 Geschützen. Zwischen Weißenfels und Naumburg das Kavalleriekorps Lefèbre mit 5000 Mann und 6 Geschützen. Endlich im Anmarsch von Erfurt auf Leipzig das Korps Augereau und die Kavallerie-Division Milhaud mit fast 13000 Mann und 14 Geschützen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß es möglich ist, die Truppen von Dresden und Leipzig mit den am Nordrand des Erzgebirges stehenden in zwei bis drei Tagen zu vereinigen. Das sind etwa 180000 Mann.

Die Hauptarmee der Verbündeten durfte auf 185000 Mann angeschlagen werden. Napoleon war ihr also völlig gewachsen. Gegen den Kronprinzen von Schweden und Blücher blieb die Berliner Armee Neys und die Korps Marmont und Souham. Sie waren mit rund 87000 Mann ausreichend stark, um die Schlesische und Nordarmee so lange aufzuhalten, bis gegen Schwarzenberg die Entscheidung gefallen war. Auf der anderen Seite war es ebenso möglich, gegen Blücher und den Kronprinzen in vier Tagen 200000 Mann zu versammeln, etwa bei Düben an der Mulde. In diesem Falle blieben 67000 Mann, um die Hauptarmee hinzuhalten.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Operation war allerdings, daß der Kaiser Dresden seinem Schicksal überließ. Auch der letzte Mann mußte von dort zur Entscheidungsschlacht herangezogen werden. Die Wahl zwischen beiden Entschlüssen konnte dem Kaiser nicht schwer werden.

Der Kronprinz und Blücher standen nur noch zwei bis drei Tagemärsche von Leipzig entfernt. Die Hauptarmee hatte mit dem Gros das Erzgebirge noch nicht überschritten. Sie konnte vor Napoleons Anmarsch die vorgestreckten Fühler wieder einziehen und auf der Südseite des Gebirges bleiben. Die Schlesische und die Nordarmee aber konnten, nachdem sie einmal die Elbe überschritten hatten, nicht so leicht wieder zurück. Der Übergang solcher Massen auf wenigen Brücken fordert zu viel Zeit. Sie mußten voraussichtlich den Entscheidungskampf annehmen, und zwar in sehr ungünstiger Lage: mit dem Strom im Rücken.

Napoleon entschloß sich zum Angriff auf die nördliche Gruppe seiner Feinde. Gegen Schwarzenberg blieb Murat mit Victor, Lauriston, Poniatowski und 4 Kavallerie-Divisionen.

Inzwischen stand Ney zunächst dem Kronprinzen und Blücher allein gegenüber. Er hatte die Korps Bertrand und Reynier bei Delitzsch, die polnische Division Dombrowski bei Bitterfeld, das Korps Marmont bei Eilenburg.

Auf die — falsche — Meldung, daß russische Kavallerie bereits Halle erreicht habe, glaubte Ney die Mulde aufgeben und sich näher an Leipzig heranziehen zu müssen. Er forderte also Marmont auf, mit seinem Korps nach der Gegend östlich Delitzsch heranzurücken:

„Falls der Feind nur schwache Kräfte zeigt, können wir bei Delitzsch Widerstand leisten. Im entgegengesetzten Falle können wir uns gemeinsam zurückziehen. Wahrscheinlich sind bis dahin auch Nachrichten vom Kaiser angelangt."

Die Besorgnis Neys war überflüssig. Blücher hatte sich bewegen lassen, zunächst den Übergang des Kronprinzen abzuwarten.

Die Überlegung war folgende: Wenn Blücher weiter vorrückte, dann wurde Ney geworfen, und dann konnte die Schlesische Armee bereits am 8. Oktober vor Leipzig erscheinen — im günstigsten Falle mit dem Kronprinzen vereint. Zu dieser Zeit konnte aber Napoleon, der diese Operation doch sicher erfahren mußte, eine bedeutende Überlegenheit gegen die Nordgruppe seiner Feinde vereinigen; während einige Tage später voraussichtlich auch Schwarzenberg nach Überschreiten des Gebirges auf dem Kampfplatz erschien, eine Umklammerung des französischen Heeres ermöglichte und das Zahlenverhältnis durchaus zugunsten der Verbündeten verschob.

Kam es vor Leipzig zum Kampf, ehe die Hauptarmee eingreifen konnte, und mußten Blücher und der Kronprinz der Übermacht weichen, dann konnte der erzwungene Rückzug über die wenigen Elbbrücken verhängnisvoll werden. Es nützte also nichts, möglichst früh bei Leipzig zu erscheinen. Besser war es, sich zunächst an der Mulde mit dem Kronprinzen zu vereinigen und die Nachricht abzuwarten, daß Schwarzenberg das Gebirge überschritten habe.

Wendete sich inzwischen Napoleon gegen die Schlesische und Nordarmee, so brauchte er mehrere Tage Zeit, um sie zu erreichen, und diese Tage konnte die Hauptarmee benutzen, um hinter dem Kaiser hermarschierend zur Entscheidung heranzueilen. Wenn umgekehrt Napoleon die Hauptarmee angriff, dann konnte Blücher und der Kronprinz nach ihrer Vereinigung über Leipzig und Altenburg zu Hilfe eilen.

Im Verfolg dieses Gedankenganges, der vom Oberquartiermeister Müffling ausging, wurde das Gros der Schlesischen Armee am 5. Oktober nur näher an die Mulde herangeschoben; die Kavallerie ging zur Aufklärung in der Richtung auf Leipzig vor. Die Nordarmee stand an demselben Tage bei Dessau.

Am 6. Oktober setzte Napoleon die bei Dresden stehenden Truppen in nördlicher Richtung auf Meißen in Marsch. Getreu seiner schlechten Gewohnheit, die von ihm immer nur für bestimmte Gelegenheiten improvisierten Armee-Oberkommandos zu ignorieren und sich direkt an die einzelnen kommandierenden Generale zu wenden, schreibt er an Marmont:

„Ich werde heut abend mit 80 000 Mann in Meißen sein, meine Avantgarde am Schnittpunkt der Straßen nach Leipzig und Torgau. Ich werde daselbst Ihre Berichte empfangen, von denen es abhängen wird, ob ich die eine oder die andere wähle. Ich beabsichtige, mich auf Torgau zu wenden und von dort auf dem rechten Ufer vorzugehen, um den Feind abzuschneiden und ihm alle seine Brücken wegzunehmen, ohne seine Brückenköpfe angreifen zu müssen. Ein Vorgehen auf dem linken Ufer hat die Unzuträglichkeit, daß der Feind über den Fluß zurückgehen und einer Schlacht ausweichen kann. In diesem Falle könnte man allerdings über Wittenberg debouchieren. Da übrigens der Feind die Initiative der Bewegung hat, so werde ich mich erst bestimmt entscheiden können, wenn ich die Lage am Abend kenne."

Inzwischen hatte Marmont den Befehl Neys erhalten, die Mulde zu räumen. Ney hatte seine frühere Absicht, nach Leipzig zu marschieren, aufgegeben. Er wollte nun nach Torgau, um sich dort mit Souham zu vereinigen und dem Kaiser näher zu sein. Während er bisher links vorwärts von Marmont gestanden hatte, stellte er sich nun rechts neben ihn. Dadurch sah Marmont seine linke Flanke entblößt; er hielt das ganze Manöver Neys für verfehlt und berichtete darüber an Napoleon in einem Schreiben, das deutlich zeigt, wie es um die Disziplin in der Armee bestellt war, und über welche Autorität der Marschall nach seiner Niederlage bei Dennewitz noch verfügte:

„Ich nehme mir die Freiheit, im Interesse des Dienstes auszusprechen, daß es unumgänglich notwendig ist, daß Sie hierher kommen. Denn wenn Sie nicht kommen, so werden wir schlechte Geschäfte machen; daran kann ich nicht zweifeln nach den Anordnungen, die ich treffen sehe. Der erste Befehl, den ich erhalte, müßte — wenn ich ihn ausführen wollte — die Armee in die übelste Lage bringen, denn er ist ohne alle Erwägung der Zeit und des Zweckes gegeben. Ich gehe nicht weiter in die Einzelheiten ein, um Euer Majestät nicht zu belästigen, und beschränke mich darauf, wiederholt zu

versichern, daß nichts Ihrem Dienst nachteiliger sein kann, als bei der schwierigen Lage, in der wir sind, die Unternehmungen den Händen anvertraut zu sehen, die sie jetzt leiten."

Am folgenden Tag, den 7. Oktober um 3 Uhr früh, erging Napoleons Marschbefehl an die Garden, das Korps Macdonald, das Kavalleriekorps Sebastiani, den Artillerie- und den Geniepark.

An Murat schrieb der Kaiser um 7 Uhr morgens: „Halten Sie die Österreicher so viel als möglich zurück, damit ich Blücher und die Schweden vor ihrer Vereinigung mit der Armee Schwarzenbergs schlagen kann."

Der Kaiser hat nach diesen Anordnungen die Absicht, die Truppen Neys zu verstärken durch Macdonald, Sebastiani und die Garden. Blücher und den Kronprinzen vermutet er auf dem Marsch von Wittenberg nach Leipzig. Dabei will er sie angreifen und über die Elbe zurückwerfen. Dann will er zurückkehren und mit Murat vereint gegen die Hauptarmee vorgehen.

St.-Cyr hatte noch am 6. Oktober Befehl gehabt, mit seinem Korps und dem Korps Lobau Dresden zu decken. Am späten Abend hatte Napoleon sich entschlossen, auch diese Truppen mit zur Entscheidungsschlacht mitzunehmen und hatte gegen Mitternacht St.-Cyr zu sich rufen lassen. Dieser schildert sehr anschaulich, wie der Kaiser, die Hände auf dem Rücken, mit kurzen, festen Schritten im Zimmer auf und ab gehend, mit seiner hastigen, abgebrochenen Weise ihm seine Gedanken entwickelte:

„Ich werde ohne Zweifel eine Schlacht liefern. Wenn ich sie gewinne, werde ich bedauern, nicht alle meine Truppen zur Hand zu haben. Sollte ich im Gegenteil ein Mißgeschick erfahren, dann dienen sie mir nicht in der Schlacht, wenn ich sie hier gelassen habe, und sie sind ohne Rettung verloren. Zudem — was ist Dresden jetzt? Der Ort kann nicht mehr der Stützpunkt der Operationen des Heeres sein, das hier infolge der gänzlichen Erschöpfung der Umgegend nicht mehr leben könnte. Diese Stadt kann nicht einmal mehr als ein großes Depot angesehen werden, denn Sie würden nur für einige Tage Lebensmittel darin finden, da ich diese samt allem Schießbedarf habe fortschaffen lassen. Fügen Sie noch hinzu, daß die Jahreszeit vorrückt und daß die Elbe, einmal gefroren, kein Hindernis mehr bildet. Ich will eine andere Aufstellung nehmen, um den Winter darin zuzubringen; meinen rechten Flügel versagen, indem ich ihn an Erfurt stütze und die Mitte längs der Saale ausdehne, die zu allen Jahreszeiten eine gute Stellung bietet, da die Höhen des linken Ufers immer gut zu verteidigen sind. Meinen linken Flügel werde ich an Magdeburg stützen, und dieser Ort wird eine ganz andere Wichtigkeit für mich gewinnen als Dresden. Es ist eine große, schöne, starke Festung, die man sich selbst überlassen kann, so oft und so lange es nötig ist, ohne zu befürchten, daß der Feind sie durch einen Handstreich nehmen könne. Dresden liegt dem Gebirge zu nahe. Sobald ich von der Umgegend dieser Stadt aus die kleinste Bewegung dorthin mache, ist das feindliche Heer wieder geborgen, da es nur eine kurze Strecke zurückzulegen hat, und ich habe keine Mittel, es abzuschneiden, da ich nicht in seinen Rücken gelangen kann."

Diese Ausführungen sind deshalb nach St.-Cyrs Wortlaut hier angegeben worden, weil sie deutlich zeigen, daß der Kaiser die Notwendigkeit, alle Truppen von Dresden mitzunehmen, unzweifelhaft klar erkannt hatte. Dementsprechend ging um 3 Uhr früh Befehl an Berthier, daß auch die Korps St.-Cyr und Lobau in Marsch zu setzen seien.

Um 6 Uhr morgens marschierte Napoleon mit den Garden ab und traf um 10 Uhr in Meißen ein. Dort fand er Nachrichten vor, die ihn vermuten ließen, daß Blücher und der Kronprinz entschlossen seien, die Schlacht anzunehmen. Und trotz dieser Nachrichten faßte er den erstaunlichen Entschluß, auf die Korps St.-Cyr und Lobau neuerdings zu verzichten und sie zum Schutz von Dresden stehen zu lassen. Er schreibt:

„Ich komme soeben in Meißen an; ich gebe Befehl, daß die Mehltransporte den Weg nach Dresden fortsetzen. Ich habe die Hoffnung, den Feind zu einer Schlacht zu bewegen. Halten Sie den 8. den ganzen Tag über alle Stellungen vor Pirna. Meine Pläne werden morgen ganz festgestellt sein, und wenn ich die Hoffnung habe, den Feind zu einer Schlacht zu bewegen, so ist meine Absicht, Dresden zu behaupten."

Der hartnäckige und eigensinnige Wille des Kaisers, die Hauptstadt Sachsens unter allen Wechselfällen festzuhalten, trägt den Sieg davon über seine klare Erkenntnis, daß das Zurücklassen zweier Korps bei Dresden ein operativer Fehler ist. Voluntas superior intellectu, sagt Seneca.

Für St.-Cyr war diese Anordnung verhängnisvoll. Auf Grund des früheren Befehls hatte er viele gute Stellungen schon geräumt. Sie konnten dem überlegenen Feinde nicht mehr abgerungen werden und waren unwiederbringlich verloren. Dazu das Gefühl der Unsicherheit durch die sich widersprechenden Befehle. In der Truppe herrschte eine gedrückte Stimmung.

Napoleon erhielt in Meißen die Meldung Neys, daß die Verbündeten anscheinend den Marsch nach Leipzig aufgegeben hätten und sich auf dem rechten Ufer der Mulde ausdehnten; wie Ney meint, wohl in der Absicht, die Belagerung von Wittenberg zu decken. Er selbst sei im Begriff, sich in der Richtung auf Torgau mit Souham zu vereinigen.

Nach dieser Meldung hoffte Napoleon, daß es ihm gelingen werde, Blücher zwischen der Elbe und der Mulde zu überfallen. Er nahm an, daß der Kronprinz noch weiter zurück sei.

Blücher hatte inzwischen einen neuen Entschluß gefaßt. Das Abwarten an der Mulde, zu dem Müffling ihn beredet hatte, widersprach seiner Natur. Er wollte nun ungesäumt auf Leipzig vorgehen und hoffte die Nordarmee mit sich fortzureißen. Nach den Meldungen, die er erhalten, hatte Ney das linke Ufer der Mulde geräumt und war in der Richtung auf Leipzig zurückgegangen. Es sah so aus, als ob Napoleon dort seine Kräfte vereinigen wolle.

Am Abend des 7. Oktober traf Blücher mit dem Kronprinzen persönlich zusammen. Es gelang ihm, den zaudernden Oberfeldherrn der Nordarmee zum Marsch auf Leipzig zu bestimmen. So war äußerlich das Zusammenwirken sichergestellt. Aber die Endziele beider Führer waren ganz verschieden. Blücher war entschlossen, die Schlacht anzunehmen; der Kronprinz wollte nur

die rückwärtigen Verbindungen des Feindes unterbrechen; den Kampf nur wagen in unmittelbarem Zusammenwirken mit der Hauptarmee.

Am 8. Oktober hatte Napoleon zwischen Torgau und Leipzig 150000 Mann versammelt. Er erwartete für den kommenden Tag die Schlacht. Blücher schätzte er auf 60000 Mann, den Kronprinzen viel zu niedrig — auf 40000. Er rechnete fest auf den Sieg, zumal da er annahm, daß er es zuerst nur mit der Schlesischen Armee zu tun haben würde.

Blücher trat am selben Tage den Marsch auf Leipzig an. Im Laufe des Vormittags erfuhr er, daß die Franzosen Dresden geräumt hätten und unter des Kaisers Führung nach Norden abmarschiert seien. Die persönliche Nähe Napoleons deutete darauf, daß ein feindlicher Vorstoß unmittelbar bevorstehe.

Wurde also der Marsch auf Leipzig ohne weiteres fortgesetzt, so stieß die Schlesische Armee wahrscheinlich auf die französischen Hauptkräfte, und zwar allein, noch ehe sie sich mit der Nordarmee vereinigt hatte. Es schien also zweckmäßig, den Marsch zunächst einzustellen. Selbst wenn die Annahme, von der man ausging, falsch war, wenn Napoleon bei Leipzig stehen blieb; selbst dann war nichts verloren. Die Schlesische Armee hatte dann Zeit gefunden, in sich aufzuschließen, während die Nordarmee herankam. Sollte sich endlich herausstellen, daß Napoleon sich gegen die Hauptarmee gewendet habe, so waren Blücher und der Kronprinz in der Lage, ihm auf dem Fuße zu folgen.

Am wenigsten sympathisch war Blücher der Gedanke, daß der Kaiser seinen Vorstoß gegen die Schlesische Armee so weit fortführen könne, daß diese gezwungen wäre, sich im Brückenkopf von Wartenburg zu verteidigen. In diesem Falle wäre dem Kronprinzen die Aufgabe zugefallen, gegen die Flanke der Franzosen vorzugehen; und Blücher traute nicht ganz, wie der Kronprinz mit dieser Aufgabe sich abfinden würde. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn Napoleon auf die Brückenstelle der Nordarmee bei Roßlau losgegangen wäre; dann hätte die Schlesische Armee den Flankenstoß machen müssen, und das wäre Blücher gerade recht gewesen.

Jedenfalls war nach Lage der Dinge eine genaue Verabredung mit dem Kronprinzen notwendig; und so wurde der Major Rühle abermals ins Hauptquartier der Nordarmee entsendet.

Rühle berichtet: „Dem Kronprinzen erschien es unter den nun eingetretenen Umständen bedenklicher als je zuvor, den unmittelbaren Kampf gegen Napoleon zu bestehen. Er hegte große Besorgnisse für Berlin und erklärte, daß kein anderer dem Geiste der Kriegskunst angemessener Ausweg übrig scheine, als daß beide Armeen *nach vollzogenem Rückmarsch auf das rechte Elbufer ihre Brücken hinter sich zerstörten*. Ich erwiderte ihm hierauf, daß in der Ansicht des preußischen Hauptquartiers Berlin nur als ein Operationsobjekt von untergeordneter Wichtigkeit erscheine, und daß ich bestimmt wisse, die Schlesische Armee werde nicht auf das rechte Elbufer zurückkehren, sondern im schlimmsten Falle werde der General Blücher es vorziehen, sich einen Weg hinter die Saale zu öffnen, wo er auf der rück-

wärtigen Verbindung des Feindes stehe und Gelegenheit finden werde, in die Operationen der Hauptarmee kräftig einzugreifen. Hierauf proponierte der Kronprinz den gemeinsamen Abmarsch hinter die Saale, vielleicht in der Erwartung, daß General Blücher ohne zuvor erhaltene Genehmigung des Großen Hauptquartiers die eigene Verantwortung für ein so gewagtes Unternehmen nicht würde übernehmen mögen, bei dem er leicht in eine Art von Abhängigkeit von der Nordarmee geraten, von seinen Verbindungen mit Schlesien und den eben im Marsch befindlichen Zufuhren und Verstärkungen aller Art abgeschnitten, vom aktiven Kriegsschauplatz entfernt werden konnte und alle auf die Verschanzungen von Wartenburg berechneten Pläne aufgeben mußte. Graf Noailles, damals im Gefolge des Kronprinzen, wurde mitgesendet, um aus Düben Blüchers Entscheidung einzuholen, und ihm war anempfohlen, keine der eben bemerkten Bedenklichkeiten unerwähnt zu lassen. Das Gewicht derselben war allerdings so groß, daß ein hoher Grad von Selbstverleugnung, Energie und Unternehmungsgeist dazu gehörte, um in die ganz unerwartet vorgeschlagene und allen früheren Verabredungen entgegenlaufende Operation einzugehen. Indessen nach einer ganz kurzen Beratung mit Gneisenau wurde der Vorschlag vollständig und ohne Rückhalt angenommen und augenblicklich der Befehl zum Abmarsch der Truppen ausgefertigt."

Während dieses vor sich ging, hatte Napoleon die Meldungen, daß Blücher vor ihm bei Düben stehe; der Kronprinz weit zurück bei Dessau. Die Trennung der Gegner gab ihm anscheinend die Gelegenheit, seine Übermacht mit vernichtender Wucht einzusetzen. Er war berechtigt, einen glänzenden Sieg zu erwarten, wenn Blücher das Gefecht annahm. Und daß der Kronprinz nach einer Niederlage der Schlesischen Armee schleunigst über die Elbe zurückgehen würde, das war so gut wie sicher.

In solchen Erwartungen schreibt Napoleon am 8. Oktober abends an Murat: „Alles geht hier gut."

Für den 9. Oktober wurde konzentrischer Vormarsch auf Düben befohlen. An den Grafen Narbonne, Gouverneur von Torgau, schreibt der Kaiser:

„Ich marschiere heut auf Düben, morgen auf Wittenberg. Entweder ich liefere dem Feinde eine Schlacht, wo ich mit Gottes Hilfe einen vollen Erfolg zu haben hoffe, oder ich veranlasse den Feind, die Belagerung von Wittenberg aufzugeben und werde seine beiden Brücken bei Dessau und Wartenburg in Besitz nehmen. Da er ungeheure Bagagen auf dem linken Ufer hat, so wird sein Rückzug schwierig sein."

Im Laufe des Tages besichtigte Napoleon die Truppen Neys, besonders die Division Mellenthin des Korps Reynier. Er ließ die sächsischen Offiziere und Unteroffiziere vor die Front treten, ermahnte sie zur Treue für König und Vaterland, erinnerte sie an die alte, seit dem Siebenjährigen Kriege bestehende französisch-sächsische Waffenbrüderschaft und an die alte Feindschaft mit Preußen, das von jeher nach sächsischem Besitz gestrebt habe.

Der Tag brachte nicht den erwarteten Zusammenstoß. Man sah vom Feinde nichts als ein einzelnes Kosakenregiment. Düben war geräumt. Um

3 Uhr nachmittags zogen die Franzosen in die vom Gegner verlassene Stadt ein.

Wo war Blücher geblieben? Wenn er, wie Napoleon annahm, in nördlicher Richtung auf Wittenberg zurückgegangen war, dann war es vielleicht möglich, ihn einzuholen und doch noch zur Schlacht zu zwingen.

Persönlich blieb Napoleon in Eilenburg zurück, um für alle Fälle die schnelle und sichere Verbindung mit Murat zu erhalten. Aus seinem Schriftwechsel ist erkennbar, daß die Ungewißheit und der gänzliche Mangel an Nachrichten ihn unruhig machten.

Er schreibt an Maret: „Teilen Sie dem Marschall St.-Cyr mit, daß meine Spitzen heut in Wittenberg sein werden; daß es dort möglicherweise morgen oder übermorgen zur Schlacht kommt; daß ich, wenn dieses Ereignis vorüber, zu ihm zurückkehren werde; daß ich auf alle Fälle darauf rechne, daß er Dresden hält; daß, wenn sich etwas ereignet und er Dresden nicht halten kann — was, wie ich hoffe, nicht stattfinden wird — der Marschall St.-Cyr sich auf Torgau auf dem einen oder andern Ufer zurückziehen kann; daß, wenn es zur Schlacht kommt und ich den Feind hier schlage, die Österreicher über ihre Grenze zurückgehen werden und ich mich Torgau auf dem rechten Ufer nähern werde, um mich mit ihm in Verbindung zu setzen und alsdann Berlin einen Besuch abzustatten; aber erst, nachdem ich ihm geholfen habe. Wenn es dagegen nicht zur Schlacht kommt, so ist es sehr möglich, daß ich auf dem rechten Elbufer manövriere, weil, da alle Pläne des Feindes auf Bewegungen auf dem linken Ufer begründet sind, ich ebenfalls auf ihre Operationslinien fallen will."

Napoleons Anweisungen und Befehle sind durchaus keine Muster stilistischer Klarheit. Die Gedanken drängen, überstürzen sich und schachteln sich ineinander. Wiederholungen sind nicht selten. Man muß mehrmals lesen und genau überdenken, um die Absicht des Verfassers genau zu verstehen. Das liegt zum Teil an der Art, wie diese Schriftstücke entstanden. Napoleon diktierte, im Zimmer auf und ab gehend, häufig mehrere Briefe zu gleicher Zeit, indem er den einzelnen Geheimschreibern satzweise das zurief, was sie anging. Dabei sprach er hastig, undeutlich, ohne jede Rücksicht darauf, ob die Schreiber folgen konnten oder nicht.

Der Sinn des Schreibens an St.-Cyr ist folgender: Napoleon rechnet fest auf einen Sieg über Blücher. Inzwischen soll St.-Cyr Dresden halten. Sollte das nicht möglich sein, so soll er auf Torgau zurückgehen. Der Kaiser wird ihm entgegenkommen, die Österreicher zurückdrängen und dann mit St.-Cyr nach Berlin marschieren.

Am 10. Oktober erhielt Napoleon in Düben folgende Meldungen: Die Hauptarmee der Verbündeten marschierte auf Leipzig. Murat war gezwungen, vor ihr zurückzuweichen und würde wahrscheinlich heute noch Leipzig erreichen. Dresden war von den Verbündeten angegriffen. Blücher war nicht nach Norden ausgewichen, sondern nach Westen über die Mulde gegangen.

Napoleon nimmt nun den Gedanken, die Operation seinerseits auf das

rechte Elbufer zu legen — der schon flüchtig aufgetaucht war — allen Ernstes in Erwägung.

Er schreibt an Maret: „Meine Ansicht ist, im Falle, daß der König von Neapel (Murat) genötigt würde, Leipzig zu räumen, mit meiner ganzen Armee die Elbe zu überschreiten, indem ich entweder die Schlesische und Nordarmee auf das rechte Ufer der Elbe dränge und Zeit erhalte, sie zu vernichten, oder wenn sie vorziehen, die Brücken aufzugeben, sie auf dem linken Ufer zu lassen und meine Operationsbasis auf das rechte Elbufer zu verlegen. Schreiben Sie dem König von Neapel und dem General Lauriston, daß, wenn sie gezwungen wären, Leipzig zu verlassen, ihr Rückzug unter allen Umständen gegen Torgau und Wittenberg gerichtet werden müsse; auch daß die Brücken (über die Mulde) bei Eilenburg und Düben bewacht sind, falls sie sich zur Räumung von Leipzig gezwungen sehen. Mein Plan ist, auf das rechte Elbufer überzugehen."

An den Herzog von Padua (Arrighi): „Ich habe Wittenberg entsetzt (ist nicht wahr), und die Schlesische Armee ist in vollem Rückzug nach Dessau (?) und ihren Brücken. Morgen werde ich sie entweder zur Schlacht zwingen oder ihre Brücken wegnehmen. Ich setze voraus, daß der König von Neapel mit Ihnen und dem Herzog von Castiglione (Augereau) vereint Leipzig halten kann. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so soll der Rückzug nach den Muldebrücken bei Eilenburg und Düben gehen, nötigenfalls nach der Elbe auf Wittenberg und Torgau; denn wenn ich nicht die Zeit behalte, um die Schlesische Armee zu schlagen, bevor die Böhmische Armee nach Leipzig gelangt, so beabsichtige ich, des Gegners Pläne dadurch zu kreuzen, daß ich das linke Ufer gänzlich aufgebe und dabei — im Besitz der Magazine und Übergänge von Dresden, Torgau, Wittenberg und Magdeburg — die Zeit gewinne, seine Armeen zu vernichten."

Napoleon glaubt also, daß Blücher die Mulde überschritten hat, um sich auf die Brücken der Nordarmee bei Roßlau zurückzuziehen. Er hofft ihn noch bei Dessau einzuholen und zur Schlacht zu zwingen.

Sollte dagegen Blücher noch weiter nach Westen ausweichen, so will der Kaiser nicht folgen. Er will dann seinerseits auf das rechte Ufer übergehen und nimmt an, daß der Gegner ihm dorthin folgen wird, um die Brücken und das bedrohte Berlin zu retten.

Der Marsch auf Wittenberg wurde also am 10. Oktober zunächst fortgesetzt. Am selben Tage erhielt Blücher folgendes Schreiben des Kronprinzen:

„Da der Kaiser Napoleon sich heute gegen Sie gewendet hat, so ist es ganz unmöglich, unsere Bewegung nach dem linken Saaleufer auszuführen, ohne von ihm lebhaft beunruhigt und gedrängt zu werden. Ich glaube daher, daß sich unter den jetzigen Umständen nichts Besseres tun läßt, um einem nachhaltigen Angriff zu entgehen, als daß Sie sich schnell zwischen Zoerbig und Bitterfeld (nordöstlich von Halle) aufstellen. Auf diese Weise lehnen wir unsern linken Flügel an die Mulde und brauchen, nachdem die Brücken abgebrochen sind, keine Besorgnis um diese Seite zu hegen. Unser rechter Flügel dehnt sich gegen die Saale aus. Sie haben wahrscheinlich die Brücke

bei Wartenburg aufgegeben und die Truppen von da fortgenommen. Ich möchte raten, daß Sie die Pontons sogleich nach Aken schaffen lassen." (An der Elbe, zwischen den Mündungen der Mulde und der Saale.)

Blücher hatte nach der Abrede mit dem Kronprinzen geglaubt, daß beide Armeen nun ungesäumt die Saale überschreiten würden, um auf deren westlichem Ufer nach Süden zu marschieren, zum unmittelbaren Zusammenwirken mit der Hauptarmee. Dabei war es nach der Lage der Übergangsstellen eigentlich ganz selbstverständlich, daß auf dem Marsch nach Süden die Nordarmee den rechten Flügel hatte, die Schlesische den linken.

Aus dem Brief des Kronprinzen sah Blücher, daß dieser für alle Fälle in der Nähe seiner Elbbrücken bleiben wollte und zu diesem Zweck versuchte, sich hinter die Schlesische Armee ins zweite Treffen zu setzen. Blücher begann zu zweifeln, ob der Kronprinz überhaupt an der Schlacht teilnehmen wolle. Eine Beruhigung war es für ihn, daß sein linker Flügel in enger Fühlung mit dem Korps Bülow von der Nordarmee stand, und so gab er sich vorläufig zufrieden.

Die Meldungen, die im Laufe des Tages eingingen, besagten, daß auf dem westlichen Ufer der Mulde alles ruhig sei; daß auf dem östlichen Ufer seit Tagesanbruch der Feind in langen Kolonnen nach Norden marschiere. Im einzelnen waren die Meldungen so widersprechend, daß man sich kein Bild aus ihnen machen konnte.

Auf dem Marsch nach Zoerbig traf Blücher abermals mit dem Kronprinzen zusammen. Dieser teilte ihm seine Nachrichten mit: Augereau sei im Marsch von Erfurt auf Leipzig; Napoleon wolle anscheinend dort alle Kräfte vereinigen, um erst die Schlesische und Nordarmee zu schlagen und sich dann gegen die Hauptarmee zu wenden. Es sei also von höchster Bedeutung, sich keiner Niederlage auszusetzen. Der Kronprinz schlug vor, sofort über die Saale zu gehen und hinter diesem Fluß eine Verteidigungsstellung zu nehmen, dicht an der Mündung, mit dem linken Flügel an der Elbe.

Das war nun gar nicht nach Blüchers Sinn. Er wollte sich der Hauptarmee nähern; nicht von ihr entfernen. Vereint mit der Nordarmee wollte er die Entscheidung durch die Waffen suchen. Wenn beide Armeen sich dem Schwarzenbergschen Heere näherten, dann blieb Napoleon nichts übrig, als nach Erfurt zurückzugehen, wenn er nicht zwischen zwei Feuer kommen wollte.

Blücher schlug demnach den Marsch auf Halle vor. Um den ängstlichen Kronprinzen zu beruhigen, erklärte er sich bereit, mit seiner Armee den rechten Flügel zu übernehmen und bei Wettin überzugehen, wenn die Nordarmee ihm dort eine Brücke schlage. Insgeheim schickte er wieder zu Bülow und forderte ihn auf, sich der Schlesischen Armee anzuschließen, falls der Kronprinz an der Schlacht nicht teilnehmen wollte. Bülow versprach das sofort, glaubte auch zusagen zu können, daß Winzingerode mit den Russen sich in diesem Falle ebenfalls von den Schweden trennen und den Preußen anschließen würde.

Am Abend erhielt dann aber Blücher noch folgendes Schreiben des Kronprinzen:

„Unserer Verabredung entsprechend geht morgen die Nordarmee über die Saale. General Bülow marschiert mit der Schlesischen Armee zusammen und überschreitet mit ihr den Fluß bei Wettin. Wenn es der schweren Artillerie nicht möglich ist, bei Alsleben (nördlich von Wettin) hinüberzukommen, so wird sie die Richtung auf Bernburg nehmen (noch einen Tagemarsch weiter nördlich, an der Mündung der Saale) und dann flußaufwärts nach Alsleben marschieren."

Tauentzien, der in Dessau zurückgelassen war, nahe an der Mündung der Mulde, erhielt folgenden Befehl des Kronprinzen:

„Lassen Sie die Brücken über die Mulde verbrennen. Wenn der Feind über die Mulde gegen Sie vordringt, ziehen Sie sich in den Brückenkopf von Roßlau (an der Elbe) zurück und verteidigen Sie ihn aufs äußerste. Dringt der Feind unter Zurückwerfung Thümens von Wittenberg vor (also auf dem nördlichen Ufer), so geben Sie Roßlau auf, senden Sie das Brückenmaterial nach Aken (weiter nach Westen), ziehen Sie alle auf dem rechten Elbufer befindlichen Truppen an sich und handeln Sie den Umständen entsprechend. Geht der Feind endlich auf das linke Muldeufer, ohne Sie anzugreifen, dann bedrohen Sie von Roßlau und Aken aus seine rechte Flanke."

Die Aufstellung Tauentziens bei Dessau war wohl Anlaß zu der falschen Meldung der französischen Kavallerie, daß dort das Korps Sacken stehe. Der Kaiser glaubte nach dieser Meldung, daß er die ganze Schlesische und Nordarmee in Richtung Dessau zu suchen habe und befahl, daß die Korps Reynier, Bertrand, Macdonald, die Division Dombrowski und beide Kavalleriekorps in Wittenberg über die Elbe gehen und dann auf dem nördlichen Ufer in westlicher Richtung auf Roßlau vorgehen sollten. Zur Deckung dieser Bewegung gen Westen sollten die Korps Souham und Marmont an der Mulde stehen bleiben. Die Garde bildete die Reserve zwischen Wittenberg und Düben, um sie nach beiden Richtungen einsetzen zu können.

Napoleon blieb in Düben, weil dort Nachrichten von Wittenberg und von Leipzig ihn gleich schnell erreichen konnten.

Bald kam die wichtige Meldung, daß bei Dessau nur ein schwacher Teil des Feindes stehe (Tauentzien). Aber wo war dessen Hauptmacht geblieben?

Murat meldete, daß er Schwarzenbergs Angriffe abgeschlagen habe und daß die feindliche Hauptarmee in der Richtung auf das Gebirge zurückgehe.

Von den auf Wittenberg dirigierten Truppen erreichten nur Reynier und Dombrowski dieses Marschziel. Sie gingen gegen Abend über die Elbe und wandten sich sofort gegen die preußischen Einschließungstruppen. Der General Thümen war zu schwach, um diesen Angriffen erfolgreich widerstehen zu können. Er zog auf dem nördlichen Ufer ab und marschierte nach Westen, um sich mit dem bei Roßlau stehenden Tauentzien zu vereinigen. Die Franzosen waren durch ihren weiten Anmarsch zu sehr erschöpft, um in Finsternis und Regen noch weiter zu folgen; sie machten bei Wittenberg halt. An Napoleon wurde die Meldung geschickt, daß die Hauptkräfte des

Feindes anscheinend auf dem linken Elbufer zu suchen seien, nicht auf dem rechten. Aber wo diese Hauptkräfte nun eigentlich wirklich waren, das wußte der Kaiser immer noch nicht.

Sie standen mit ihren Spitzen schon weiter südlich, als Napoleon annehmen konnte. Blücher hatte nämlich, als er nach Wettin kam, die Brücke nicht vorgefunden, die der Kronprinz ihm versprochen hatte. Er vermutete, daß der Kronprinz die Herstellung unterlassen habe in der hinterlistigen Absicht, die Schlesische Armee weiter nach Norden zu ziehen, und das bestimmte ihn erst recht, nicht die nördlichere Brücke bei Alsleben zu benutzen, sondern im Gegenteil nach Süden abzubiegen und einfach nach Halle zu marschieren. Von dort setzte er sich direkt mit dem Kaiser Alexander in Verbindung, an dem er eine Stütze für seine Absichten zu finden hoffte:

„Ich lasse morgen Merseburg besetzen. Nachdem somit die Verbindung mit der Hauptarmee wohl gesichert ist, erwarte ich die Befehle Eurer Majestät. Die drei Armeen stehen nunmehr derart nahe aneinander, daß ein gleichzeitiger Angriff auf den Punkt, wo der Feind seine Kräfte vereint hat, stattfinden kann."

An den Kronprinzen schreibt Blücher kurzweg:

„Bei meiner Ankunft mit der Armee nach Wettin waren die Brücken noch nicht geschlagen. Ich habe mich deshalb entschlossen, nach Halle zu marschieren und dort die Armee vereinigt. Nach den Nachrichten, welche der Überbringer dieses Eurer Königlichen Hoheit gibt, nehme ich an, daß Sie Ihre Korps gegen Leipzig vorschicken werden, um den Feind mit der Hauptarmee gemeinsam angreifen zu können. Ich bitte Sie, mir Ihre Entschlüsse darüber mitzuteilen."

Die Antwort des Kronprinzen ist sehr bezeichnend:

„Mein lieber General Blücher, ich habe vernommen, daß Sie, um die Brücke bei Wettin zu schlagen, auf viele Schwierigkeiten gestoßen sind. Sie haben sich entschlossen, nach Halle zu gehen. Ihre dort genommene Stellung setzt Sie unbedingt in erste Linie. Die Nachrichten, die ich soeben empfange, lauten dahin, daß der Kaiser Napoleon alle seine Truppen bei Leipzig vereinigt. Es scheint, als habe er die Absicht, nach Altenburg zu marschieren. (Gegen die Hauptarmee.) Der Marschall Augereau hat, so meldet man mir, zwischen Naumburg und Weißenfels haltgemacht. Wenn Sie Ihre Stellung bei Halle gut finden und beabsichtigen, sie noch morgen zu halten, so werde ich den General Bülow auf dem rechten Ufer lassen und ihn zwischen dem Petersberg und der Saale lagern lassen. (Also hinter dem linken Flügel Blüchers nach rückwärts gestaffelt.) Der übrige Teil der Truppen wird in Kolonne hinter ihm bleiben. Dergestalt postiert werden wir auf Leipzig marschieren können, wenn Napoleon auf Altenburg rückt. Kommt er gegen uns, so werden wir Herr sein, entweder ihn zu schlagen oder auf das rechte Ufer der Saale überzugehen, oder endlich (nun kommt die wahre Herzensmeinung des Kronprinzen heraus) dergestalt zu manövrieren, daß wir uns immer eine Verbindung mit Aken und selbst mit Dessau erhalten."

Hiernach stellt der Kronprinz seine Armee in zweite Linie hinter Blücher und denkt bereits ernstlich daran, wieder über die Elbe zurückzugehen, obgleich noch niemand ihn angegriffen hat. Die Aufforderung Blüchers, näher an Halle heranzurücken, übergeht er mit Stillschweigen.

Inzwischen hatte Napoleon in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober nun doch erfahren, daß ein Teil des Feindes nach Halle marschiert war. Ob das aber die ganze Schlesische Armee war, wußte er nicht. Die Abteilung Tauentziens bei Dessau hielt er für die Nordarmee. Von dieser Auffassung ausgehend, disponierte er so, daß ein Teil seiner eigenen Truppen den bei Dessau stehenden Feind angreifen und die Roßlauer Brücke nehmen solle; ein anderer Teil sollte den bei Halle stehenden Feind vorläufig beobachten und ihn angreifen, wenn er auf Leipzig vorginge.

Ney ging demnach auf dem südlichen Elbufer gegen Dessau vor, stieß auf die Tauentzienschе Landwehr und jagte ihr einen so panischen Schrecken ein, daß sie in völliger Auflösung in den Brückenkopf von Roßlau zurückeilte.

Auf dem nördlichen Elbufer marschierte Reynier auf Roßlau, stieß unterwegs auf die Abteilung Thümens und warf sie auf Roßlau zurück.

Im übrigen verlief der 12. Oktober ohne besondere Ereignisse. Napoleon war noch immer in Düben und wartete auf bestimmte Meldungen, um danach seinen Entschluß zu fassen.

Um $^1/_2$10 Uhr vormittags meldete Murat, daß Schwarzenberg von neuem angegriffen habe. Die französischen Truppen waren bereits bis Leipzig zurückgegangen, und Murat stellte weiteres Zurückgehen an die Mulde in Aussicht. Napoleon beschloß daraufhin, die Bewegung jenseits der Elbe nicht weiter fortzusetzen, sondern sein ganzes Heer bei Leipzig zu vereinigen. Die Befehle zum Abmarsch über Düben wurden erteilt.

An Marmont schreibt der Kaiser:

„Wir haben uns der Elbbrücken des Feindes bemächtigt (ist nicht wahr), und es scheint, daß die Nordarmee sich auf das rechte Ufer begeben hat. (Dort sind nur die Detachements Tauentzien und Thümen). Auf der anderen Seite steht der König von Neapel (Murat) in einer Stellung südlich Leipzig, die er heut morgen genommen hat. Ich befehle ihm, sie den ganzen 13. zu halten. Meine Absicht ist, daß während der König diese Stellung hält, Sie um 3 Uhr früh abmarschieren, um eine Stellung an der Straße nach Düben, mit dem linken Flügel an Taucha (nahe östlich Leipzig), zu nehmen. Ich werde mich von Düben mit der alten Garde in Marsch setzen, um mich mit Ihnen zu vereinigen, so daß wir auf diese Weise morgen gegen Mittag 70000 Mann bei Leipzig vereinigt haben werden. Meine ganze Armee wird in Bewegung sein. Am 14. ist sie vollständig versammelt, und ich werde dem Feind mit 200000 Mann eine Schlacht liefern können."

Berthier schreibt nachmittags an Murat:

„Sire, der Kaiser beauftragt mich mit der Ehre, Euer Majestät zu benachrichtigen, daß wir uns der feindlichen Brücken bemächtigt haben, und daß es scheint, als ob der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee auf das rechte Elbufer zurückgegangen sei. Bei dieser Lage der Dinge ist der

Kaiser bereit, mit seiner Armee auf Leipzig zu gehen, welche mit der Ihrigen vereint dann mehr als 200000 Mann zählen würde. Der Marschall Herzog von Ragusa (Marmont) befindet sich heut abend zwischen Düben und Leipzig. Er wird daher morgen bei guter Zeit bei der genannten Stadt eintreffen können. Im Laufe des morgigen Tages und des 14. wird die ganze Armee dahin gelangt sein. Allein, Sire, alle diese Anordnungen hängen davon ab, was Sie zu leisten vermögen. Ist es Ihnen möglich, Ihre Stellung und die Stadt Leipzig den 13. hindurch zu halten, so wird der Kaiser auf der Stelle die eben erwähnten Bewegungen befehlen. Wären dagegen Euer Majestät genötigt, morgen den 13. Ihre Stellung und die Stadt Leipzig zu räumen, so würde der Kaiser nicht mehr Zeit haben, seine Bewegungen auszuführen, und von diesem Zeitpunkt an würden Sie sich, wie Sie es vorschlagen, an die Mulde zu ziehen haben. Die Frage ist also die, ob Sie mit Ihren eigenen Truppen Ihre Stellung bei Leipzig bis zum 14. früh behaupten können. Ja oder nein. Ich schicke diesen Brief offen an den Herzog von Padua (Arrighi, Kommandant von Leipzig), der Ihnen denselben senden wird, nachdem er Kenntnis davon genommen hat. Wenn Sie also Leipzig und Ihre Stellung bis zum 14. früh halten können, so beeilen Sie sich, den Herzog von Padua davon zu benachrichtigen, der sogleich dem Herzog von Ragusa Mitteilung davon zu machen hat, und worauf dieser sich in der Nacht zum Marsch auf Leipzig in Bewegung setzen wird. Euer Majestät fühlen, wie wichtig es ist, daß der Kaiser auf das bestimmteste von Ihrer Antwort unterrichtet werde."

Während so Napoleon entschlossen war, der Hauptarmee eine Schlacht zu liefern, sei es bei Leipzig oder an der Mulde, blieb die Schlesische Armee zunächst bei Halle stehen. Da die Aufklärung bisher nur geringe Ergebnisse gehabt hatte, wurde für den 13. Oktober eine große Erkundung gegen Leipzig beschlossen. Von der Hauptarmee ging die Nachricht ein, daß die Preußen unter Kleist und die Russen unter Wittgenstein gestern bei Borna südlich Leipzig angelangt seien, daß die Monarchen in Altenburg seien, und daß die Armee Bennigsens von Dresden ebenfalls auf Leipzig marschiere.

Vom Kronprinzen ging folgendes Schreiben ein:

„Ich erfahre soeben, daß der Feind durch Wittenberg gegangen ist und den General Thümen zurückgeworfen hat. General Tauentzien ist genötigt worden, sich auf das rechte Elbufer zurückzuziehen, um den General Thümen zu unterstützen. Zu gleicher Zeit erhalte ich die Nachricht, daß der Feind Dessau genommen hat. Alle gestern eingegangenen Meldungen besagen, daß der Kaiser Napoleon in Eilenburg ist und die Absicht hat, sich nach Düben zu begeben. Andere Meldungen von heut besagen, daß 25—30000 Mann zwischen Düben und Wittenberg sich befinden. Da es unvorsichtig sein würde, dieses Korps in unserm Rücken zu lassen, wenn wir auf Leipzig marschieren, und da es wichtig ist, dessen tatsächliche Stärke in Erfahrung zu bringen, so habe ich den Generalen Bülow und Winzingerode befohlen, nach Cöthen zu marschieren (also wieder rückwärts, in der Richtung auf Dessau), dort draufloszugehen und anzugreifen. Nach Schluß meines Briefes erfahre ich, daß

gestern eine Schlacht bei Altenburg stattgefunden hat, und daß auch heut eine starke Kanonade in der Gegend von Borna und Zeitz gehört worden ist. Man behauptet, daß nur 2000 Mann Infanterie in Leipzig geblieben, die anderen nach Altenburg gerückt sind, von wo viele mit Verwundeten beladene Wagen nach Leipzig gekommen sind."

Nach diesem Brief sah es aus, als ob Napoleon über die Elbe gehen wolle. War das wirklich seine Absicht, dann konnte er unmöglich den König Murat allein bei Leipzig stehen lassen. Am 13. Oktober früh sollte also Yorck zur Erkundung gegen Leipzig vorgehen. Fand er die Stadt nur noch schwach besetzt, so sollte er sie nehmen; anderenfalls das Herankommen von Sacken und Langeron abwarten.

Bei Weißenfels wurde die Verbindung mit der Hauptarmee hergestellt.

Die Nordarmee blieb zunächst stehen. Der Kronprinz deutete die französischen Bewegungen so, daß Napoleon sich der Elbbrücken bemächtigen wolle, um dann gegen Berlin vorzustoßen. Er befahl daher für den 13. Oktober die Vereinigung seiner ganzen Armee bei Cöthen.

Unterdessen war auf französischer Seite das Korps Augereau mit der Kavallerie-Division Milhaud bei Leipzig eingetroffen. In der Nacht vom 12. zum 13. Oktober erfuhr Napoleon, daß Ney sich in Besitz von Dessau gesetzt habe. Murat meldete, daß er am 13. Oktober seine Stellung halten könne.

Über die Operation Neys schreibt Napoleon an Maret:

„Ich empfange von 3 Uhr nachmittags Nachricht aus Dessau. Wir haben dort 2100 Gefangene gemacht, worunter sich 50 Offiziere befinden; alles Preußen von Tauentziens Korps. Der Fürst von der Moskwa meldet mir, daß man auf dem rechten Elbufer unabsehbare Kolonnen von Bagagen und Parks bemerkt. Es ist daher kein Zweifel mehr, daß die ganze Nordarmee wieder auf das rechte Ufer gegangen ist. Wir haben unter den Gefangenen zum ersten Male viele Kosaken."

Der Kaiser befindet sich in einem verhängnisvollen Irrtum. Die langen Kolonnen, die Ney gemeldet hat, sind die Munitionskolonnen und Trains der Schlesischen Armee, die von Wartenburg aus auf dem nördlichen Elbufer nach Roßlau marschieren, um dort den Strom zu überschreiten. Napoleon glaubt, daß sie zur Nordarmee gehören, und schließt daraus, daß diese ganze Armee auf das rechte Ufer zurückgegangen ist. Da nun durch die Vereinigung Marmonts und Augereaus mit Murat jede unmittelbare Gefahr geschwunden ist für Leipzig, so faßt der Kaiser jetzt den Gedanken, die Erfolge auf dem rechten Elbufer noch gründlich auszubeuten und sich dann erst gegen die Hauptarmee zu wenden. Um Mitternacht schreibt er an Marmont:

„Meine Absicht ist, daß Sie sich in Marsch setzen, um sich Leipzig zu nähern, und daß Sie an den König von Neapel schreiben, um seine Befehle zu erbitten. Ihre Vereinigung mit dem König von Neapel wird ihn auf 90000 Mann bringen. Dies verschafft mir die Zeit, wenn der General Reynier sich heut nicht Roßlaus bemächtigt hat, mich morgen der Stadt zu bemächtigen, die Nordarmee gründlich zu schlagen und diese ganze Angelegen-

heit zu Ende zu bringen. Ich setze voraus, daß die Erkundungen, die Sie in Richtung auf Halle ausführen ließen, Ihnen endlich Nachricht gebracht haben. Schicken Sie starke Abteilungen in diese Richtung. Legen Sie Ihren Marsch derart an, daß Sie besonders Leipzig zu Hilfe kommen können und holen Sie Befehle vom König ein, wo Sie in die Linie einrücken sollen. Der entscheidende Augenblick scheint zu nahen. Es kann sich nur noch darum handeln, sich gut zu schlagen. Wenn Sie von Leipzig her Kanonendonner hören, so beschleunigen Sie Ihren Marsch und nehmen Sie teil am Gefecht."

Am 13. Oktober früh kamen dann genauere Nachrichten. Napoleon erfuhr bestimmt, daß die Schlesische Armee bei Halle stand. Dagegen wurde es wieder unsicher, ob die Nordarmee wirklich auf das rechte Elbufer zurückgegangen war. Ney und Reynier meldeten, das Hauptquartier des Kronprinzen sei in Bernburg, also auf dem linken Ufer. Souham meldete, die Nordarmee stehe hinter der Saale; es scheine, daß sie das rechte Elbufer ganz aufgegeben habe.

Danach war also an eine Operation gegen die Nordarmee auf dem rechten Ufer nicht mehr zu denken. Das französische Heer mußte bei Leipzig vereinigt werden. Doch wollte der Kaiser die einmal angesetzte Bewegung bis Roßlau und Aken auslaufen lassen, um sich der dortigen Brücken zu bemächtigen. Indessen wurden hierfür nur die Korps Reynier, Macdonald und Souham bestimmt. Die Garden, das Korps Bertrand und das Kavalleriekorps Latour-Maubourg erhielten um 4 Uhr morgens den Befehl, über Düben nach Leipzig abzumarschieren.

An den Marschall Ney schreibt Napoleon:

„Es scheint, daß der General Reynier heut auf Aken geht. Bewirken Sie eine Ablenkung zu seinen Gunsten auf dem linken Ufer. Sobald die Operation auf die Akener Brücke beendet ist, müssen Sie sofort auf Düben abziehen, denn ohne Zweifel steht bei Leipzig eine große Schlacht bevor."

Um 6 Uhr früh an Macdonald:

„Wenn Sie glauben, daß der General Reynier nicht durchaus Ihrer Hilfe bedarf, so müssen Sie mit dem General Sebastiani nach Düben zurückkehren. General Reynier soll nach Erledigung seines Unternehmens nach Wittenberg umkehren, um ebenfalls nach Leipzig zu marschieren, wo wir wahrscheinlich eine Hauptschlacht haben werden. Der Augenblick ist von höchster Bedeutung, und ich glaube, daß die Schlacht am 15. oder 16. stattfinden wird. Fesseln Sie deshalb Ihr Korps auf dem rechten Ufer nur dann, wenn es ganz unvermeidlich ist. Es würde ja nichts schaden, wenn es sich schlüge und den Feind besiegte. Aber es wäre schlimm, wenn es ohne Not sich einließe und darüber seinen Marsch auf Leipzig verzögerte."

Dieses Schreiben ist sehr auffallend. Die Entscheidung des Feldzuges steht unmittelbar bevor. Und in diesem Augenblick von höchster Bedeutung überläßt es Napoleon dem Ermessen seiner Generale, ob drei Korps zur Schlacht anwesend sein werden oder nicht. Der junge General Bonaparte wäre zweifellos dorthin geeilt, hätte selbst gesehen und selbst befohlen.

Reynier war um 11 Uhr vormittags vor Roßlau erschienen. Da Tauentzien um diese Zeit bereits nach Aken abgezogen war, folgte Reynier nicht weiter, sondern ging nach Wittenberg zurück.

Macdonald hatte bis zum Mittag bei Wittenberg gewartet, ob Reynier ihn etwa brauchen würde, und war dann auf das linke Ufer übergegangen.

Ney ging auf dem linken Ufer von Dessau nach Aken vor und unternahm einen schwachen Angriff auf den dortigen Brückenkopf, der von dem General Hirschfeld abgeschlagen wurde.

Napoleon berichtet darüber an Maret:

„Wir haben die Brücken bei Wartenburg, Dessau und Aken zerstört. (Ist nicht wahr.) Wir haben in den verschiedenen Gefechten 3000 Gefangene gemacht; wir haben 20 Kanonen und 2—300 Wagen genommen, die Aufregung bis Berlin verpflanzt, und doch wird meine Armee am 16. bei Leipzig zur Schlacht vereinigt stehen. Die Nachrichten lauten, daß das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden am 12. in Bernburg war. Das Korps Tauentzien und ein Teil des Korps Bülow (Thümen) sind mit den Trains und einem großen Teil des Munitionsparks auf das rechte Ufer geworfen. Sie sind also von ihrer Armee getrennt."

Sehr merkwürdig ist eine Anordnung, die Napoleon in bezug auf die taktischen Formen zu dieser Zeit trifft. Er schreibt an Berthier:

„Nehmen Sie in den Armeebefehl auf, daß der Kaiser anordnet, daß vom heutigen Tage an die gesamte Infanterie der Armee sich in Bataillonen zu zwei statt zu drei Gliedern aufstellt, indem Seine Majestät das Feuer und die Bajonette des dritten Gliedes als wirkungslos ansieht. Die Bataillone bekommen dadurch ein Drittel Frontlänge mehr. Diese Aufstellung hat den Vorteil, daß — da sie am Vorabend einer Schlacht getroffen wird — der davon nicht benachrichtigte Feind die vor ihm stehende Armee um ein Drittel stärker schätzen wird, als sie in der Tat ist."

Der große Schlachtenkaiser greift zu Taschenspielerkunststücken, um dem Gegner Sand in die Augen zu streuen.

Es ist begreiflich, daß die komplizierten Bewegungen der französischen Armee der Gegenpartei manches Rätsel zu lösen aufgaben. Man kannte die Stellung Murats im einzelnen und wußte, daß Augereau bei Leipzig eingetroffen war. Auf der anderen Seite war bekannt, daß ein großer Teil der französischen Armee in der Gegend von Wittenberg stand. Marmont war von Eilenburg im Marsch auf Leipzig gemeldet. Napoleon sollte sich noch in Düben befinden.

Ein gefangener französischer Generalstabsoffizier, der von Napoleon an Marmont und weiter an Murat geschickt war, sagte aus, daß Napoleon die Nordarmee auf dem rechten Elbufer annehme. Das Korps Souham habe Dessau genommen; stehe wahrscheinlich noch dort. Es herrsche in der Armee der größte Mangel, besonders an Brot und Futter. Der Kaiser sei gegen früher auffallend verändert. Sein Bedürfnis nach Bequemlichkeit, besonders nach Schlaf, mache sich oft störend bemerkbar; außerdem sei er mürrischer als je.

Aber größere Sorgen als die Unsicherheit über den Feind machte dem General Blücher das Verhalten des Kronprinzen. Von diesem erhielt er am 13. Oktober folgendes Schreiben:

„Mein lieber General Blücher, Der General Tauentzien benachrichtigt mich, daß vier feindliche Korps auf Wittenberg marschieren, und daß er glaubt, der Kaiser befehligt sie selbst. Diese ungewöhnliche Bewegung bestimmt mich, auf das rechte Ufer der Elbe zurückzugehen; indem ich mich über Aken, den einzigen mir bleibenden Übergangspunkt, dahin begeben werde, da General Tauentzien gezwungen war, die Brücke bei Roßlau verbrennen zu lassen. Ich würde wünschen, mein lieber General, daß Sie gemäß der Kenntnis, die Sie von den Bewegungen des Feindes haben können, handelten und Ihre ganze Kavallerie dem Feind in den Rücken schickten. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Ich lasse den Marsch meiner Truppen beschleunigen, um meinen Übergang womöglich ohne Unfall auszuführen. Wenn Sie sich meiner Bewegung anschließen könnten, so hoffe ich, mein lieber General, daß wir nicht vergeblich operieren werden. Der Kaiser Alexander hat mich benachrichtigt, daß Sie meine Befehle ausführen werden, wenn es notwendig ist. Ich bitte Sie also, das gegenwärtige Schreiben als eine Aufforderung zu betrachten, sich mit dem größtmöglichen Teil Ihrer Truppen mit mir zu vereinigen. Sobald wir vereinigt sind, werden wir nichts zu fürchten haben (d. h. werde ich nichts zu fürchten haben) und können uns überall hin begeben, wohin uns die Umstände rufen. Ihr wohlgeneigter und guter Waffenbruder

Karl Johann."

Unmittelbar darauf traf ein zweites Schreiben ein:

„Mein lieber General Blücher, Nachdem mein Brief von heut Morgen eine halbe Stunde abgegangen war, traf ein Geheim Agent ein, der mich benachrichtigt, daß die Garde des Kaisers sich in Dessau befände. Sie sehen, daß die Augenblicke kostbar sind, und daß wir keinen Moment verlieren dürfen, um uns zu vereinigen. Ich richte meinen Marsch auf Cöthen. Ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde, ihn zu vollenden. Allenfalls gehen Sie dem Feind auf dem kürzesten Weg in den Rücken. Ich würde es aber vorziehen, wenn Sie sich mit mir vereinigten und nur Ihre Kavallerie ihm auf dem Fuße folgen ließen."

Es ist interessant zu sehen, wie die Ängstlichkeit den Kronprinzen sinnlos macht. Er bildet sich ein, daß es möglich sein wird, zwei Armeen über eine einzige Brücke „ohne Unfall" zurückzuführen, während er doch annimmt, daß der Feind schon näher an dieser Brücke steht als er selbst.

Blücher stand angesichts dieser Schreiben vor einem Entschluß, der die schwersten Folgen nach sich ziehen konnte. Der Kronprinz beanspruchte unter Berufung auf den Kaiser Alexander den Oberbefehl. Mußte Blücher diesem Anspruch gehorchen? Jedenfalls durfte er nur ablehnen, wenn er entscheidende Gründe dagegen vorzubringen hatte. Es galt also zunächst, die operative Lage scharf ins Auge zu fassen. Die vorliegenden Nachrichten gaben ein Bild,

von dem wir bereits wissen, daß es nicht mehr richtig war. Das konnte aber Blücher nicht wissen. Ihm mußten sich die Dinge so darstellen:

Napoleon war mit vier Korps bei Wittenberg über die Elbe gegangen. Starke französische Kräfte standen außerdem am linken Elbufer in der Gegend von Dessau. Tauentzien hatte seine Stellung bei Roßlau aufgeben müssen.

Hiernach waren folgende Absichten Napoleons denkbar: Er konnte sein ganzes Heer auf dem rechten Elbufer versammeln, um es aus der ungünstigen Lage zwischen den drei feindlichen Armeen herauszuziehen. Dann konnte er bei Magdeburg abermals das Ufer wechseln und mit besserer Aussicht auf Erfolg die Verbündeten von Norden her angreifen.

Er konnte auch auf das rechte Elbufer gehen, um einen überraschenden Vorstoß auf Berlin zu machen.

In beiden Fällen war es ganz unmöglich, den König Murat mit seinen verhältnismäßig schwachen Kräften der vereinigten Macht der Verbündeten allein gegenüber zu lassen.

Endlich konnte der Kaiser bei seinem Elbübergang die Absicht haben, Berlin nur zu bedrohen, um durch diese Bedrohung den Kronprinzen und womöglich auch Blücher auf das rechte Ufer zurückzulocken. War ihm dies gelungen, dann konnte er unter Benutzung von Wittenberg und Torgau ebenso schnell auf das linke Ufer zurückkehren, die Brücken zerstören und sich gegen die Hauptarmee wenden.

In diesem Falle war es angezeigt, den König Murat der Hauptarmee gegenüberstehen zu lassen.

Aus dem Verhalten der Muratschen Truppen war also ein Schluß auf Napoleons Absichten möglich, und je nach dem Ergebnis der Erkundungen beschloß Blücher zu handeln. Vor der Hand war nichts bekannt, was auf einen Rückzug Murats deuten konnte. Im Gegenteil; der Marsch von Augereau und Marmont nach Leipzig ließ darauf schließen, daß man sich dort behaupten wollte. War dies aber der Fall, dann war Napoleons Vorstoß über die Elbe nur eine Demonstration, und Blücher hatte allen Anlaß, sich von Halle nicht fortzubegeben.

Er antwortet also seinem „wohlgeneigten und guten Waffenbruder“: „Ich gestatte mir Euer Königliche Hoheit daran zu erinnern, daß von Ihnen der Vorschlag zum Übergang über die Saale ausgegangen ist und daß ich ihn Ihren Wünschen entsprechend ausgeführt habe. Ich habe auf meine Pläne verzichtet, um mich nach denen Euer Königlichen Hoheit zu richten. Dem ursprünglichen Abmarsch gemäß hätte die Armee Euer Königlichen Hoheit den Platz einnehmen müssen, auf dem ich stehe. Als ich sah, daß Sie Wert darauf legten, der Elbe nahe zu bleiben, habe ich keinen Augenblick gezögert, mich mit der Aufstellung zu begnügen, die Euer Königlichen Hoheit nicht zusagte, aber doch besetzt werden mußte, um mit der Böhmischen Armee in Verbindung zu treten und durch Sichern der Übergänge bei Merseburg und Halle Herr der Saalelinie zu werden. Euer Königliche Hoheit haben vor vier Tagen die Gnade gehabt, dem Major von Rühle zu erklären,

daß Sie nötigenfalls selbst die Brücke bei Aken opfern und sich auf das linke Saaleufer begeben würden. Als ich Euer Königliche Hoheit so fest entschlossen sah, bin ich ohne Schwanken auf den Vorschlag eingegangen, nach dem linken Saaleufer zu marschieren. Euer Königliche Hoheit benachrichtigen mich nunmehr, daß Sie bei Aken über die Elbe zurückgehen wollen. Durch diese Bewegung werde ich von der Elbe abgeschnitten, und es bleibt mir nichts übrig, als mich an die Böhmische Armee anzuschließen. Es ist mir noch nicht klar, wie Euer Königliche Hoheit den Übergang über die Elbe auszuführen gedenken und wie Sie nach dem Übergang sich verhalten wollen, wenn Sie zwischen dem Feind, der Elbe, Magdeburg und der Havel eingeengt sind. Die Erkundung, die ich heute gegen Leipzig ausführen lasse, wird mich über die Aufstellung des Feindes aufklären. Ich habe meinen ersten Adjutanten zu Seiner Majestät dem Kaiser Alexander geschickt, um ihm von der Lage meiner Armee und der Aufstellung des Feindes Kenntnis zu geben, und ich muß die Befehle abwarten, die mir Seine Majestät zukommen lassen wird. Ich erhalte die Nachricht, daß zwischen Österreich und Bayern am 4. Oktober ein Vertrag abgeschlossen worden ist, nach dem 10000 Österreicher und 20000 Bayern auf Würzburg marschieren."

Man sieht, der General Blücher redet mit dem Kronprinzen eine recht deutliche Sprache. Übrigens ist das Schriftstück sehr geschickt abgefaßt. Den angemaßten Oberbefehl des Kronprinzen umgeht Blücher dadurch, daß er sich Befehle vom Zaren direkt erbittet. Damit war diese Frage auch für die Zukunft erledigt.

Bernadotte war in einer furchtbaren Aufregung. Er sah bereits Napoleon auf dem Marsch über Magdeburg nach Stralsund. Schon sah er sich von Schweden abgeschnitten, die Oderfestungen entsetzt, ganz Polen revolutioniert. Seine geängstigte Phantasie gab bereits alles verloren. Krusemarck schreibt an Blücher:

„Durch den General Stewart werden Euer Exzellenz erfahren, wie sehr die Nachricht von dem Marsch eines starken französischen Korps auf Wittenberg und die feindliche Besitznahme Dessaus den Kronprinzen außer alle Fassung gebracht und wie sehnlich er wünscht, daß Ihre Armee ihm durch eine Bewegung gegen Bitterfeld zu Hilfe komme. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, den gesunkenen Mut des gnädigen Herrn zu heben, denn schon glaubt er alles verloren. Euer Exzellenz bitte ich inständigst, ihn eines bessern zu belehren."

Aber die Nordarmee war bereits auf dem Marsch nach der Elbe. Auf grundlosen Wegen erreichte sie am 13. Oktober Cöthen.

Der Kronprinz wußte, daß der General Rauch mit den Pontons, den Munitionskolonnen und Trains der Schlesischen Armee auf dem nördlichen Ufer der Elbe von Wartenburg nach Aken marschierte, um hier den Strom zu überschreiten und den Anschluß an seine Armee wiederzugewinnen. Es lag dem Kronprinzen daran, über die Pontons Blüchers zu verfügen, und um dies Ziel zu erreichen, scheute er sich nicht, dem General Rauch zu schreiben:

„Der General Blücher rückt in Gewaltmärschen auf Aken, um sich mit mir zu vereinigen (!). Wir werden vereint dem Feind eine Schlacht liefern, wenn er auf das linke Ufer zurückkommt. Wir werden mit allen Kräften die Elbe überschreiten, wenn er auf dem rechten Ufer bleiben sollte. Um Sie in Ihrer Verantwortlichkeit zu decken, teile ich Ihnen mit, daß ich durch einen Brief des Kaisers Alexander autorisiert bin, dem General Blücher im Fall der Notwendigkeit Befehle zu erteilen. Sie werden jetzt einsehen, daß der Erfolg der Operationen der verbündeten Armeen von Ihrer Ausführung des Befehls abhängt."

Rauch sollte bei Aken eine zweite Brücke schlagen und auf dem rechten Ufer einen Brückenkopf anlegen. Er fügte sich der Forderung des Kronprinzen und meldete seinen Entschluß an das Hauptquartier der Schlesischen Armee.

Inzwischen war der General Tauentzien am 12. Oktober von Dessau auf das rechte Elbufer übergegangen und hatte die Roßlauer Brücke zerstört. Er scheint völlig den Kopf verloren zu haben, denn er schreibt gleich nachher an den General Hirschfeld, der die Brücke von Aken verteidigte (der konfuse Stil zeigt die Erregung, in der sich Tauentzien befindet):

„Die Ungewißheit, in der ich bin, was bei Wittenberg vorgeht, da alle Rapporte des Generals von Thümen wenig klar und befriedigend sind und ich hier nicht stehen bleiben kann, da ich nichts nütze und Berlin nicht decke, so werde ich mit allem nach Treuenbrietzen abmarschieren (in der Richtung auf Berlin). Die Brücke werde ich hier zerstören lassen. Euer Exzellenz überlasse ich es, sich nach den Umständen zu richten und zu mir zu stoßen. Alsdann müßte aber auch die Elbbrücke bei Aken zerstört werden (!). Es würde zwar das Nachteilige haben, daß uns durchaus kein Übergang über die Elbe übrigbliebe, indessen war es des Kronprinzen Meinung. Ich marschiere diese Nacht ab und bitte Euer Exzellenz, mir Ihre Kavallerie förderlichst nachzuschicken."

Hirschfeld war ein sehr ordentlicher und ruhiger Mann. Er schickte dem General Tauentzien eine klare, verständige Antwort, die wohl geeignet war, beruhigend zu wirken:

„Euer Exzellenz belieben in dem geehrten Schreiben von heute 6 Uhr nachmittags zu bemerken, daß dieselben die Roßlauer Brücke zerstören und dann auf Treuenbrietzen abmarschieren würden und überlassen mir, Ihnen dahin zu folgen. Ihr Entschluß aber kann nicht anders als mich bestimmen, hier zu bleiben und den einzigen Weg zu verteidigen, den die Hilfe nehmen kann, welche von diesseits sich der Hauptstadt nähern möchte und würde — wenn wirklich starker Feind sie ernstlich bedrohen sollte. Die hier befindlichen Pontons sind auf diesem Teil der Elbe und Saale die letzten Übergangsmittel, und ich glaube also, daß sie eine Verteidigung verdienen. Deswegen werde ich eine solche wagen, obgleich ich gegenwärtig nur über 5 Geschütze verfüge in einer Verschanzung, die deren 50 erfordert. Ich eile, Euer Exzellenz hiervon ergebenst zu benachrichtigen, damit dieselben mich nicht erwarten. Da ich aber glaube, daß es geraten sein wird, den vor-

dringenden Feind für seinen Rücken besorgt zu machen, so werde ich, soviel in meinen Kräften steht, keine Gelegenheit versäumen, um dies zu bewirken. Ich werde also insofern Euer Exzellenz Plan, die Hauptstadt zu decken, nach Möglichkeit zu unterstützen suchen."

Wie gesagt, ein Schreiben, das mit seinem nüchternen und richtigen taktischen Urteil zu ruhiger Überlegung aufforderte.

Aber Tauentzien, der inzwischen Thümen an sich gezogen hatte, marschierte mit seinen 18500 Mann am 13. Oktober morgens ab. Es waren 34 Bataillone, 22 Schwadronen und 42 Geschütze, die auf völlig durchweichten Wegen, bei stetem Regen, Hagel und Sturm in drei Tagen und vier Nächten 18 Meilen zurücklegten. Die Verfassung der Truppen war dementsprechend. Ein Mitkämpfer schildert sie wie folgt:

„Die Auflösung war vollständig. Denn von der Division Thümen beispielsweise erreichten am 14. zunächst nur 500 den Lagerplatz, die sich bis zum Morgen allmählich vermehrten. Und am 15., als das Korps schon weiter marschiert war, trafen in Potsdam noch 2000 Nachzügler ein, die wegen Unfähigkeit zu folgen, dort behalten werden mußten. Nebenher gingen die von solcher Lösung gewohnter Bande kaum trennbaren Übergriffe von Plünderung und gewaltsamem Einbruch in das Eigentum der Bevölkerung."

Das waren preußische Truppen im eigenen Lande!

Das Verhalten Tauentziens richtet sich selbst. Die Truppen, die er so eilig zur Rettung der Hauptstadt zurückgeführt hatte, waren zu deren Verteidigung gänzlich unfähig. Sie brauchten mehrere Tage, um die innere Ordnung wiederherzustellen.

An demselben 14. Oktober, an dem Tauentzien in Potsdam ankam, ging die gesamte französische Armee bei Düben über die Mulde und stand am Abend nördlich von Leipzig über Düben rückwärts gestaffelt.

Blücher erhielt die Meldung von Rauch über die Vorgänge bei Aken und war mit Recht sehr ungehalten:

„Euer Hochwohlgeboren waren in dem Augenblick, als Sie von Wartenburg abmarschierten, mit Ihrem Kommando als eine Bedeckung für die Reservemunition, für die Bagagen und den Pontontrain anzusehen, welche alle der Armee ganz unentbehrlich sind. Sie hätten dem Kronprinzen von Schweden eröffnen sollen, daß Sie nicht dazu organisiert wären, eine Offensive für seine Armee zu beginnen. Seine Königliche Hoheit haben sehr Unrecht getan, Sie in den Anweisungen zu stören, die Sie von mir hatten; so wie Sie hätten bei Ihren Ordres bleiben sollen. Ich habe keine Munition bei mir als die zu den Batterien gehörige, wie Euer Hochwohlgeboren selbst wissen, und ich würde in der größten Verlegenheit sein, wenn ich von der Munition getrennt sein sollte, die Sie jetzt bedecken, und eine zweitägige Schlacht liefern müßte. Daß Seine Majestät der Kaiser von Rußland mich unter die Befehle Seiner Königlichen Hoheit gesetzt haben sollten, ist mir ebenso unbekannt, als daß ich nach Aken marschieren wollte."

Da nach diesen Vorgängen ein unmittelbarer Verkehr Blüchers mit dem Kronprinzen nicht viel Gutes mehr versprach, so schickte Gneisenau den Leutnan:

v. Gerlach an den englischen General Stewart, der im Hauptquartier der Nordarmee war, mit der Bitte, er möchte den Kronprinzen zum Marsch auf Leipzig zu bewegen suchen.

Der Kronprinz lenkte mit einer halben Entschuldigung ein:

„Ich hatte den General Rauch mit den Pontons zurückbehalten, weil ich seiner dringend für den Elbübergang bedurfte. Nachdem ich aber nun durch Mitteilung von Geheimagenten erfahren habe, daß Kaiser Napoleon mit sechs Korps und seiner Garde zwischen Wittenberg und Eilenburg sich befindet, habe ich jenen Plan fallen lassen müssen; zumal seit ich weiß, daß der Herzog von Ragusa (Marmont) die Richtung von Eilenburg nach Leipzig genommen und der Marschall Augereau Lützen verlassen hat, um ebenfalls sich nach Leipzig zu begeben. Die Armee setzt sich morgen früh in Bewegung, und abends werde ich mit Ihnen vereinigt sein."

Danach marschierte der Kronprinz nach Halle; blieb also hinter Blücher in zweiter Linie, statt sich neben die Schlesische Armee zu setzen. Blücher antwortete sofort:

„Ich bitte Sie, den Feind bei Dessau und überall, wo er die Mulde überschreiten kann, angreifen zu lassen und Abteilungen über Bitterfeld vorzuschieben. Wir werden nur dann klarer sehen, wenn Euer Königliche Hoheit diese Bewegungen ausführen lassen. Ich bitte Sie zugleich, nicht auf Halle zu marschieren. Ich bin überzeugt, daß der Elbübergang bis jetzt nichts als Demonstration war, um uns zu falschen Maßregeln zu verleiten."

In der Tat hatte ja Napoleon die Operation auf dem rechten Elbufer bereits aufgegeben. Am Abend des 15. Oktober war die Masse der französischen Armee um Leipzig versammelt. Nur das Korps Reynier, die Divisionen Delmas und Dombrowski und die Kavalleriedivision Fournier standen noch bei Düben.

Blücher erhielt im Laufe des Tages die Disposition Schwarzenbergs für den 15. und 16. Oktober. Nach dieser sollte die Schlesische Armee von Westen her längs der Elster gegen Leipzig vorgehen.

Die Nordarmee trat am 15. Oktober früh ihren Marsch auf Halle an. Unterwegs erhielt der Kronprinz folgende Weisung Schwarzenbergs: „Seine Königliche Hoheit wird gebeten, am 16. mit anbrechendem Morgen längs der Mulde durch Demonstrationen die Aufmerksamkeit des Feindes dahin zu ziehen und den linken Flügel des Generals Blücher kräftig zu unterstützen."

Also auch Schwarzenberg stellte dieselbe Forderung an die Nordarmee wie Blücher. Um sie zu erfüllen, mußte die Nordarmee links neben der Schlesischen Armee stehen; nicht hinter ihr.

Der Kronprinz aber befahl: „Die Schwedische Armee hat zwischen Wettin und Petersberg zu bleiben (zwei Meilen nördlich Halle, hinter der Schlesischen Armee) und dort eine Stellung zu nehmen. Die gesamte schwedische Kavallerie ist hinter der Armee aufzustellen.

„General von Bülow nimmt derart Stellung, daß sich sein rechter Flügel an Petersberg anlehnt (steht also links neben den Schweden).

„General Baron Wintzingerode nimmt Stellung bei Oppin (dicht vor der Front der Schweden und Preußen).

„Die kommandierenden Generale haben morgen früh 3 Uhr Abteilungen gegen die Elbe zu schicken (nach rückwärts, hinter die Front!), und zwar der General v. Wintzingerode nach Dessau, der General v. Bülow nach Aken und der Feldmarschall Stedingk nach Bernburg.

„Jedes Armeekorps hat das heutige Lager so zu beziehen, daß eine Brigade, die ungefähr 1000 Schritt hinter dem Hauptlager stehen muß, die Front nach der Elbe hat.

„Da es möglich ist, daß es morgen in der Gegend von Leipzig zur Schlacht kommt, so muß die Armee marschbereit sein, um entweder die Hauptarmee zu unterstützen, oder — wenn diese siegreich ist — dem Feind großen Schaden zuzufügen. Morgen früh 7 Uhr wird die Armee unter dem Gewehr stehen und sich zum Abmarsch bereit halten, weshalb die Soldaten noch in der Nacht abzukochen haben.

„Der General v. Hirschfeld und der Oberst Löwenstern haben ihre Posten von Aken und Bernburg auf das hartnäckigste zu verteidigen."

Leider hat sich der Kronprinz durch diese Disposition die Möglichkeit genommen, dem Feinde „großen Schaden" zuzufügen. Weit rückwärts, wie die Nordarmee stand, war ihr Eingreifen ins Gefecht nahezu ausgeschlossen.

Schon während des ganzen bisherigen Feldzuges hatte der Kronprinz den Verdacht erregt, als ob er der Entscheidungsschlacht absichtlich fern bleiben wolle. Immerhin hatte er verstanden, den äußeren Schein zu wahren. Seine jetzige Aufstellung aber war derartig, daß sie das berechtigte Mißtrauen gegen seinen guten Willen geradezu herausforderte. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß der Kronprinz aus böswilliger Absicht gehandelt hat. Seine Ansprüche auf den schwedischen Thron standen und fielen mit der Beseitigung Napoleons und waren zudem abhängig von dem guten Willen der Verbündeten. Der Kronprinz durfte die Mitwirkung der Nordarmee nicht verweigern, wenn er sein heiß erstrebtes Ziel erreichen wollte.

Wahrscheinlich ist es, daß der persönlich tapfere, aber als Führer übervorsichtige Mann noch immer gebangt hat vor einem französischen Flankenangriff von der Mulde her. Daher die seltsame Anordnung, daß von jedem Korps eine Brigade die Front nach rückwärts, nach der Elbe haben sollte. Daher die Sorge für das Festhalten von Aken und Bernburg, die tatsächlich in keiner Weise bedroht waren.

So war es immerhin noch zweifelhaft, ob alle Kräfte der Verbündeten in der Entscheidungsschlacht bei Leipzig würden eingesetzt werden können.

Es ist merkwürdig, daß bei den vielen und schweren Fehlern in der Führung der Nordarmee die Operation Napoleons gegen die Nordgruppe seiner Gegner keinen Erfolg gehabt hat. Es war dem Kaiser gelungen, gegen den zunächst vereinzelten Blücher eine gewaltige Übermacht zu vereinigen. Wenn dieser standhielt, war er verloren; und der Kronprinz wäre dann ganz sicher über die Elbe zurückgegangen.

Der 9. Oktober brachte die große Enttäuschung. Als Napoleon auf Düben vorging, stieß er ins Leere. Seine Enttäuschung wäre noch größer gewesen, wenn er gewußt hätte, daß Blücher nicht nach Norden gegen die Elbe ausgewichen war, sondern nach Westen gegen die Saale. Dieses Ausweichen war aber nicht von vornherein geplant, sondern entstand gewissermaßen zufällig, weil der Kronprinz sich weigerte, die Schlacht anzunehmen. Der Zufall, der hundertmal für den Kaiser gearbeitet hat, arbeitet jetzt gegen ihn.

Napoleon hoffte am 10. Oktober noch die Schlesische Armee auf ihrem Rückzuge einzuholen und zur Schlacht zu zwingen. Nach dem für ihn unzweifelhaften Siege wollte er über Wittenberg und Torgau nach Dresden eilen, mit St.-Cyr vereinigt die Österreicher zurückwerfen und dann sich gegen Berlin wenden. In welcher Spannung mag der Kaiser die Tage vom 10. bis zum 14. Oktober in Düben verlebt haben! Odeleben berichtet:

„Die drei Tage, die Napoleon bis zum 14. früh hier auf dem kleinen, von Wasser umgebenen Schloß zubrachte, gehörten vielleicht zu den langweiligsten, die er je erlebt hatte. Weder militärische noch geographische Gegenstände boten ihm die geringste Zerstreuung dar, und seine Umgebung wußte in ihrer Verlegenheit nicht, was sie zur Beruhigung Seiner Majestät tun sollte. Ich sah den Kaiser, auf Nachrichten von der Elbe harrend, auf einem Sofa seines Zimmers ganz beschäftigungslos vor einem Tisch sitzen, auf dem ein Bogen weißes Papier lag, den er mechanisch mit großen Frakturbuchstaben bemalte. Sein Geograph und ein anderer Mitarbeiter saßen ebenso untätig in den Ecken des Zimmers, seine Befehle erwartend. Solche Momente seines Lebens verdienen der Seltenheit halber Erwähnung."

Das ist eine Momentaufnahme; ein Stimmungsbild. Selbstverständlich sind nicht die drei Tage in ihrer ganzen Ausdehnung so verlaufen. Nach der Correspondance de Napoléon sind in der Zeit vom 10. bis zum 14. Oktober 59 Befehle erlassen worden, die in der gedruckten Ausgabe 38 Seiten füllen. Aus diesen Befehlen geht hervor, daß die Sorge des Kaisers für alle Einzelheiten des gesamten Staatsbetriebes unermüdlich ist, obgleich eine hochgespannte operative Lage seine Gedanken in erster Reihe in Anspruch nehmen mußte. Während er die umfassendsten politischen und strategischen Pläne durchdenkt, findet er immer noch Zeit, in diesem oder jenem Departement kleine lokale Verbesserungen anzuordnen. Mit Aufmerksamkeit verfolgt er die Äußerungen der öffentlichen Meinung, kontrolliert er die Stimmen der Presse. Mannigfach sind die Anregungen, die er gibt zu Werken der Kunst und Wissenschaft.

Wer die Correspondance durchstudiert, der muß die Zweckmäßigkeit seines Handelns und die Unerschöpflichkeit seines Verstandes bewundern; er muß aber auch staunen über die Größe seiner Tatkraft, über die Unbeugsamkeit seines Willens.

Goethe meint: „In der Einseitigkeit liegt die Möglichkeit menschlicher Erfolge." Das ist gewiß wahr für die überwältigende Mehrheit der Menschen, und namentlich unter den Staatsmännern ist keiner so gefährlich wie der

vielseitig begabte Dilettant. Es gibt aber auch Menschen von solcher Größe, daß sie die verschiedensten Gebiete nicht bloß kennen, sondern wirklich beherrschen. Zu ihnen gehören unter den Staatsmännern Cäsar und Napoleon.

Napoleons allumfassender Geist beherrschte sämtliche Geschäfte der Regierung. Er war nicht nur einer der ersten Feldherren aller Zeiten; er war auch ein unvergleichlicher Verwaltungsbeamter, ein zünftiger Rechtsgelehrter und ein Finanzgenie. Man kann von seinen beispiellosen Leistungen auf allen Einzelgebieten nur dann eine Vorstellung bekommen, wenn man ein solches einzelnes Gebiet der Staatswissenschaften herausgreift und die Gedanken, die Anregungen, die Anordnungen des Kaisers dort Schritt für Schritt verfolgt. Und doch würde man auf diesem Wege nicht das richtige Bild Napoleons erhalten. Seine Riesengröße besteht eben gerade darin, daß er mit derselben Einsicht und Energie nicht dieses oder jenes angreift und durchführt, sondern gleichzeitig alles.

So füllt er auch die peinlichen Tage des Wartens in Düben mit Anordnungen der verschiedensten Art. Im Vordergrunde stehen natürlich militärische Erwägungen.

Als Murat den Vormarsch der feindlichen Hauptarmee auf Leipzig meldet, da faßt der Kaiser den Plan, bei Wittenberg über die Elbe zu gehen. Er hofft durch diese Operation, Blücher und den Kronprinzen dahin zu bringen, daß sie die Vereinigung mit Schwarzenberg aufgeben und auch ihrerseits auf das rechte Elbufer zurückkehren. In Bernadotte hat er sich dabei nicht geirrt. Nur Blüchers unerschütterliche Tatenfreudigkeit hat den ängstlichen Kronprinzen auf dem linken Elbufer festgehalten.

Napoleon aber hielt eine Schlacht bei Aken-Roßlau für möglich und seinen Sieg für sicher. Dieser Sieg würde, wie er fest überzeugt war, den Feldmarschall Schwarzenberg sofort wieder über das Erzgebirge zurückgehen lassen, und dann — wollte der Kaiser nach Berlin!

Napoleon aber erwog auch den Fall, der dann tatsächlich eingetreten ist, daß die Schlesische und Nordarmee hinter die Saale gehen könnten, um sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Dann wollte der Kaiser nach Magdeburg gehen; den König Murat über Torgau nach Wittenberg nachziehen; seine rückwärtigen Verbindungen von Erfurt–Mainz nach Magdeburg—Wesel verlegen; Magdeburg zum Ausgangspunkt neuer Heeresbewegungen nehmen. Er stand dann auf den rückwärtigen Verbindungen der Schlesischen und Nordarmee und brachte dadurch die Gegner in die ungünstigste Lage. In den Festungen Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden besaß er vier Ausfallstore, die es ihm ermöglichten, den Feind zu günstiger Stunde unerwartet zu überfallen.

In diesem Sinne meldet das Bulletin vom 15. Oktober: „Nachdem er sich so aller Brücken des Feindes bemächtigt hatte (was tatsächlich nicht wahr ist), war es die Absicht des Kaisers, die Elbe zu überschreiten, auf dem rechten Ufer dieses Flusses zwischen Hamburg und Dresden zu manövrieren, Potsdam und Berlin zu bedrohen und als Mittelpunkt seiner Operationen Magdeburg

zu wählen, welches für diesen Zweck mit Munition und Lebensmitteln versehen war."

Aber während Napoleon den Feind noch nördlich suchte, stand dieser schon in seiner linken Flanke.

Der Kaiser wollte das nicht glauben. Noch am 12. Oktober nahm er an, daß zwar Blücher westlich der Saale stünde, der Kronprinz aber auf dem rechten Ufer der Elbe. Daher sein Vorstoß auf beiden Ufern gegen Aken und Dessau, der die Generale Tauentzien und Thümen so Hals über Kopf nach Berlin jagte.

Napoleon entschließt sich sehr ungern dazu, von der Mulde nach der Gegend von Leipzig zurückzukehren. Als Murat meldet, daß er voraussichtlich bei Leipzig nicht würde halten können, da zögert der Kaiser noch immer einen Tag. Ersichtlich hat der Gedanke, noch einmal in Berlin einzuziehen, von seiner Phantasie Besitz ergriffen. Darüber versäumt er fast den Augenblick, in dem es noch möglich ist, seine Truppen zu vereinigen.

Auffallend ist es, daß Napoleon in Düben seine Absichten und Pläne mit mehreren Generalen ausführlich besprochen hat, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Immer wieder erhielt er dabei den Rat, sich aus der schwierigen Lage zwischen den feindlichen Armeen herauszuziehen und auf das rechte Elbufer überzugehen, um von dort aus einen neuen Abschnitt des Feldzuges zu beginnen. Das ist der Gedanke, den er selbst unablässig erwogen hat. Und doch geht er nach Leipzig, in die vom Feinde vorbereitete Umklammerung hinein.

Auch jetzt zieht er St.-Cyr und Lobau von Dresden nicht heran; auch jetzt läßt er die Kriegsbesatzungen von Magdeburg, Wittenberg und Torgau in den Festungen stehen. Ohne jeden stichhaltigen Grund beraubt er sich selbst der Mitwirkung von 50000 Mann.

Diese 50000 hätten in der Schlacht von Leipzig zweifellos den Ausschlag zu seinen Gunsten gegeben.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Phantasiestücke.

Von

Irene Forbes-Mosse.

I. Das lockende Klingen.

Als der Rattenfänger von Hameln und mit ihm die ganze Mäuseplage und all die Kinder der Stadt im Felsen verschwunden waren, der sich auftat und wieder schloß wie die Hand eines Zauberers, war lange Zeit kein Lachen und kein Singen mehr hinter den Stadtmauern zu hören. Denn fast in jedem Hause fehlten Kinder, und auch in denen, wo die ganz Kleinen, im Wickelbande wohl verwahrt, dem Verhängnis entgangen waren, summten die Mütter nur leise ihre Liedchen beim Wiegen, daß es die Herzen der anderen nicht kränke.

Die Mäuse und Ratten waren freilich noch viel gründlicher ausgerottet worden, denn auch die kleinen Blindgeborenen hatten sich an den Schwänzen der Alten festgebissen und waren von diesen ins Unheil fortgeschleppt worden. Die wenigen aber, die irgendwo in Fallen gefangen saßen und hinter ihren Gittern beim Locken der Pfeife die wildesten Sprünge ausgeführt hatten, wurden später von den Frauen mit Haß und Entsetzen totgeschlagen.

Ein lahmes Mädchen, das nicht rasch gehen konnte und voller Sehnsucht seinem Spielkameraden, dem Söhnchen des Bürgermeisters, nachgehumpelt war, kam gerade dazu, wie sich die Felsspalte schloß. Es sah den Kleinen mit glühenden Wangen und großen, seligen Augen verschwinden, es hörte noch das wilde, süße Getön, das schon tiefer drinnen, aus kühlen Felsengängen lockte und hallte; aber selber kam es nicht mehr hinein.

Seine Eltern waren Schiffersleute; sie wohnten vor der Stadt am Fluß, wo die Wiesen schilfig wurden und es nach Moor roch, wo die Fischkästen unter den Brücken festgebunden waren und man die Fische hörte, die im Finstern mit den Schwänzen gegen die Wände schlugen. Dort führte es ein freies, sorgloses Dasein. Aber oft ließ es die freundliche Bürgermeisterin abholen, und dann durfte es mit deren Söhnchen auf dem Wall spielen und in der Herbstsonne Kastanien auflesen, oder im Frühling Schlüsselblumen pflücken und stundenlang dem Seiler zusehen, der, rückwärtsschreitend, wie eine große Spinne sich das Seil aus dem Leibe wand. Manchmal auch besuchten sie den Mann auf dem Schanztürmchen, von wo aus man weite Ausschau hatte und den Fluß sah, wie er sich wand und drehte, als sei es ihm leid, weiter zu ziehen. Und der Türmer erzählte von dem feindlichen Reiterheer, das den großen Flachsschlag gewahr wurde, und der blühte bis zum Himmelsrand; da hätten die Soldaten gemeint, es sei das Meer ihrer Heimat, und in rasender Sehnsucht seien sie hinuntergesprengt und elend zerschellt.

An schönen Tagen nahm die Frau Bürgermeisterin die Kinder wohl auch mit in den schönen Garten ihrer Eltern, der vor dem Westtor lag. Sie stammte aus einer reichen Kaufherrnfamilie, und in dem Garten waren viele fremde Pflanzen, Schilfarten und Vögel, die man sonst nur auf feinen Kattunen abgebildet sah, und die über Bremen und Lübeck hierher gelangt waren. Auch stand in dem Garten ein Teehaus mit Glöckchen am Dach, mit einer gemalten Tapete austapeziert, auf der immer wieder derselbe kleine, dicke Chinese über ein Brückchen ging, während die Chinesenfrauen sich fächelten und Tee tranken, und ein himmelblauer Weidenbaum seine Zweige niederregnen ließ zum Wasser, wo drei Enten schwammen mit kleinen Helmen auf dem Kopf. . .

Hier hatte die Bürgermeisterin als Kind gespielt, hinter den Stockrosen und schwarzen Johannisbeeren hatte sie gesessen, als der freundliche, alte Bürgermeister gekommen war, um anzuhalten für seinen Sohn, und hier verbrachte sie nun manchen Sommernachmittag mit dem Hänschen und dem Marlenchen, das mit seinem verkürzten Bein wie ein lahmer Grashupfer dienstwillig hin und her sprang und alles selig bewunderte.

In diesen Garten kam das Mädchen nun nie mehr, denn wenn auch die Bürgermeisterin zu sanft war, um ihm etwas nachzutragen, so fragte sie sich doch in ihrem Jammer immer wieder, wie es möglich gewesen, daß es das Hänschen, das doch so viel kleiner war, nicht festgehalten, oder warum es nicht um Hilfe gerufen hatte. Denn da sie selbst jene wilde Musik nicht gehört, wußte sie nicht, daß das Mädchen, ob es auch angstvoll dem Gespielen nachgehumpelt war, doch auch dem Tone folgte, der sich, eine schwingende Saite, um das Herz wand und daran zog und zuckte, war es Qual, war's Entzücken?

So blieb es nun immer bei den Pflegeeltern, wortkargen Leuten, wie die Armut sie großzieht. Es wohnten aber noch andere Fischerleute am Fluß, der im Frühling oft über die Ufer trat und die Wiesen unter Wasser setzte, so daß man nur auf den schmalen Dämmen gehen konnte, wo die Weidenbüsche ihre glatten Zweige voll Silberkätzchen im seichten Wasser spiegelten; die großen Dotterblumen blühten dann, und Männer in Transtiefeln plünderten die Nester der Sumpfvögel auf den kleinen Schilfinseln.

Weiter ab, zur linken Hand, begann die Heide. Dort, am Waldrand, wohnte der Schinder, der das kranke Vieh heilte und besprach und auch von Menschen mit verbundenen Köpfen, Kröpfen und lahmen Gliedern bei sinkender Nacht besucht wurde. Einmal hatte der Pflegevater das Marlenchen zu ihm geschickt, und angstvoll hatte das Kind vor dem langen niederen Haus gestanden, in dessen Tor die Häute gefallener Pferde zum Trocknen hingen, und unter dessen Dach gebleichte Tierschädel mit langen gelben Zähnen niedergrinsten. Auf einer Bank am Eingang dorrten Kamillen in der Sonne. Drinnen aber winselten eingesperrte Hunde, und ihr war, als geschähe dort, hinter geschlossenen Läden, ein Verbrechen wider das himmlische Licht.

Der Schinder, ein fahler, schwarzhaariger Mann, kam und fragte nach ihrem Auftrag, und nachdem er ihr die Salbe für den Vater gegeben, sagte

er, er wolle ihr das lahme Bein gerade recken, und dabei streifte er die Ärmel zurück und blinzelte sie an. Da war sie weggerannt, voller Grauen, und hinter ihr her hallte sein kaltes, stoßweises Lachen.

Im Haus zunächst dem ihrer Pflegeeltern lebte ein Junge, der schon früh ein flinker Schiffer wurde und das Marlenchen in seiner rauhen, plumpen Art in Schutz nahm und die Knaben verprügelte, die „lahmer Storch" hinter dem Mädchen herschrien. Er war kurz und stämmig gebaut, hatte das Gesicht voller Sommersprossen und helles Haar wie ein Stoppelfeld. Er war zu einem Schiffsbauer in die Lehre gegangen, und wie er nach ein paar Jahren seine Heimat wieder besuchte, waren die Pflegeeltern des Marlenchens tot und sie selbst sollte in der Stadt sich einen Dienst suchen. Da redete er mit seinen Eltern, daß sie es zu sich nähmen, und wie er immer seinen Willen durchsetzte, so geschah nicht nur dieses, sondern auch, daß er ein Jahr darauf das Mädchen zur Frau bekam.

Sie wurde ihm eine freundliche, dienstbereite Hausfrau, die still vor sich hinlächelte und es gern allen recht machte, und in dem kleinen Haus, der sonnigen Werkstatt, wo es nach frischen Hobelspänen roch, ging es immer friedlich her. Die alten Leute waren nun längst mit dem Findelkinde ausgesöhnt.

Ein Jahr waren sie verheiratet gewesen, da wachte eines Nachts der Mann auf und merkte, daß der Platz neben ihm leer war. Wie er vors Haus trat, sah er die Frau barfuß, wie sie aus dem Bett gestiegen war, über die Dämme gehen. Er rief sie nicht an, denn er meinte, sie sei mondsüchtig, sondern ging nur still hinter ihr her. Nun bog sie links ein und ging an der Heide entlang, den schmalen, sandigen Weg bis zum Hause des Scharfrichters. Dort stand sie still, und im Mondlicht sah er, wie ihr Blick groß und starr wurde, voller Grauen, und sie beugte den Kopf vor, als lausche sie. Dann ging sie weiter, in den Wald, und er hinterdrein, bis sie in eine Lichtung traten, die von natürlichen Felswällen auf drei Seiten umgeben war. Sie ging taumelnd und doch sicher, bis zu einer bestimmten Stelle, wo sie niederkauerte und die Wange an den Stein legte, die Arme gegen den Fels gespreizt, wie einer, der dringend Einlaß begehrt. Der Wind fuhr über das fahle Gras, über die Wacholderbüsche, die koboldgleich zwischen den Steinen hockten, und aus den Fugen und Höhlungen der überhängenden Felsen schien es zu wispern und zu seufzen. Marlenchen schloß die Augen, es kam die Müdigkeit in ihr Gesicht, wie in das Gesicht kleiner, aufmerksamer Kinder, wenn das Märchen gut ausgeht; sie seufzte ein paarmal schwer auf und sank um. Da trug sie der Mann voller Herzeleid nach Hause. Dort sprach und sang sie im Fieber.

Als es von ihr gewichen und sie wieder auf war und ihren Geschäften nachging, war sie kaum verändert, nur noch stiller und freundlicher als sonst; redete aber nie von jener Nacht, und als der Mann das Geschehene einmal erwähnte, wurde sie blutrot, und etwas wie gequälte Seligkeit glühte auf in ihrem rasch abgewandten Blick.

In den Jahren, die folgten, bekamen sie zwei Söhne. Während der eine dem Vater in allen Stücken glich, ein flinker Schiffer wurde und es später

zu mehreren Fahrzeugen brachte, lief der andere, ein blasser, dunkeläugiger Knabe, lange, ehe er erwachsen war, einem Volk Zigeuner nach, deren Geigenspiel ihn betört hatte, so daß er ihnen planlos von Dorf zu Dorf gefolgt war, ohne eigentlich die Absicht zu haben, dem Vater, der ihn bis zur Schwäche liebte und verzog, davonzugehen. Später soll er dann ein berühmter Geiger geworden sein, der vor der Kaiserin von Österreich spielen und ihr und den schönen kleinen Erzherzoginnen die Hand küssen durfte. Dies alles hat aber das Marlenchen nicht mehr erlebt; es erfuhr nichts von des Sohnes Zigeunerleben und nichts von seinem späteren Ruhm, denn es war bereits gestorben, als dieser noch ein kleiner Junge war. Nur undeutlich vermochte er sich später der Mutter zu erinnern, und wie er zu ihren Füßen an der Erde hin und her gerutscht war und mit glatten Flußmuscheln gespielt hatte, während sie nähte und flickte und dazu eine fremdartige Weise summte, ein paar Takte nur, eintönig und seltsam, niemals aber deutlich und niemals ganz zu Ende.

II. Die kleine Prinzessin.

Die kleine Prinzessin war sehr krank. Die Wachen raunten es einander zu, die alte Frau, die mit ihrem Eselwagen, mit Besenreisern beladen, vorbeikam, die Kinder, die mit Blättergirlanden um die Hüte hinter ihren Lehrern vom Walde heimkehrten, ja auch der verlumpte Italiener, der vor dem Gittertor seinen Affen auf der heisern Drehorgel tanzen ließ — sie wußten es alle und spähten hinauf nach den geschlossenen Fenstern.

Das Schloß stand warm und grau auf seiner großen Terrasse; es war solch milder Spätherbst. Die Blätter lagen gelb und feucht an der Erde, die Gartenfrauen harkten sie zusammen ... und die Dächer des ausgestorbenen Badeorts blinkten herauf durch den weichen blauen Dunst. Es kamen Wagen den Berghang heraufgefahren, schwere Wagen mit fetten, bedächtigen Pferden. Alte Herren stiegen heraus, mit Glatzen und Orden, Offiziere mit leise klirrenden Sporen, und feine, flüsternde Damen, alte und junge; sie hielten zarte Taschentücher ans Kinn gepreßt. An dem großen Tisch im Vorraum stand ein weißhaariger Lakai, er rückte das Tintenfaß zurecht, er prüfte eine Gänsefeder auf dem Daumennagel. Und alle schrieben sie ihre Namen in das große lederne Buch, das auf dem Tisch lag. Und jeder, der geschrieben hatte, seufzte tief oder sagte: „ja — ach ja" – und die Kleider der Damen rauschten, und es roch nach eau de lavande ambrée.

Oben lag die kleine Prinzessin, mit dickem, heißem Gesichtchen, und die Königin saß am Fußende, denn man sollte ihr ja nicht die Luft versperren, hatte der Medizinalrat gesagt. Die Königin hatte einen Zipfel ihres feinen Taschentuchs mit den Zähnen festgebissen, den anderen hielt sie in den Händen; sie fühlte nur das Blut in ihren Schläfen pochen, sie hatte so viel gedacht all die Tage und Nächte, nun dachte sie nichts mehr. Der König stand am Fenster und sah hinunter auf den schmalen Privatgarten, der dem Publikum nicht geöffnet war. Er lag so still da in der Sonne. Nun trommelte der König auf die Scheiben, den Hohenfriedberger Marsch, und fuhr zusammen

über den Lärm, den er machte, und war ein Weilchen still — dann sah er sich einen Augenblick um — nein, nur nicht sich rühren; stillstehen, das war das einzige . . .

All die Puppen der kleinen Prinzessin saßen steif nebeneinander auf dem blauseidenen Kindersofa; es waren sehr viele, auch ein Schwedenjunge und eine kleine Mohrin waren dabei, und so niedliche Wickelkinder; eins besaß eine eigene winzige, silberne Wärmflasche . . . Die kleine Prinzessin war immer sehr gerecht mit ihren Puppen gewesen, da war keine, die sich hätte beklagen können. Nun saßen sie aufrecht da, mit offenen Augen, schon seit drei Tagen; das war ihnen noch nie vorgekommen.

Die kleine Prinzessin aber sah gar nicht nach der Seite hin; ihre Augen blickten auf die Bettdecke, die machte Täler und Hügel, wo ihre kleinen Beine waren . . . . und auf einmal war ihr's, als ginge sie auf der Bettdecke spazieren — war das nicht die große Wiese mit den Herbstzeitlosen . . . so weich unter den Füßen, man wurde recht müde — ja, und pflücken — das ging nicht.

Ach, auf einmal stand ja der alte Herr Doktor da, neben der Wiese, er sollte ihr pflücken helfen — sie bewegte leise die Lippen.

„Was befehlen Eure Königliche Hoheit" — sagte der alte Mann (aber eigentlich sagte er: Was kann ich nur noch für dich tun, du armes kleines Mädchen?) . . . Da wurden ihre Augen ganz klar . . . ach ja, das war ja ihr Bett — und ihre Bettdecke, und dort am Fenster, der runde Rücken, war das nicht Papa?

„Papa," sagte die kleine Prinzessin, und der König stolperte an das Bett; das Haar, das sonst glatt über die Glatze gebürstet war, hing über das eine Ohr herunter — er war ein recht alter, kummervoller Mann . . .

„Papa," sagte die kleine Prinzessin und dehnte sich ein bißchen, „willst du mir das erlauben, wenn ich doch einmal eine Nacht bei Diana schlafen dürfte, in der Hundehütte, da ist Stroh, das muß schön sein."

Aber den Wunsch konnte ihr der König nicht mehr erfüllen, denn dann starb die kleine Prinzessin.

III. Silbernacht.

Die Frauen wanderten, fächerförmig über die Wiese verstreut, im Monddunst dahin. Das Gras war schwer von Tau, aber so war's recht, denn die Kräuter müssen naß und glitzernd gepflückt und in ihrem eigenen Safte gesotten werden, sonst gerät der Trank nicht.

Die Alte, die sie anführte, ging seitwärts am Waldrand; dort, bei den großen Schierlingsstauden, wo die Erde schwarz und moorig war, schnob und schnüffelte sie und murmelte allerhand sinnlose Worte, denn das gehörte zum Handwerk. Von Zeit zu Zeit aber lief sie im Halbkreis zurück, die Säumigen zusammenfassend und vorwärtstreibend, wie ein alter, aufmerksamer Schäferhund.

Es war kein rechter Nachwuchs mehr. Früher, die jungen Hexen, waren anders gewesen. Wenn sie an die wilden Ritte dachte, damals, über die schlafende Stadt, über die einsamen Wälle hin, den klotzigen Turm streifend,

wo die Gefangenen verzweifeln — immer weiter in den schwarzen Flor der Nacht hinein, und hinter sich, unter sich ließen sie all den Stumpfsinn, die Grämlichkeit und Tyrannei. Ach, wie zahm war seither alles geworden. Nicht einmal ordentlich verfolgt wurden sie mehr. In jener Zeit hatte man so seine drei, vier Scheiterhaufen in der Familie, das war wie ein Adelsbrief; die besten Kreise des Brockens taten sich einem auf. Aber nun! Höchstens bekam man eine Verwarnung oder wurde aus einem Dorfe gepeitscht, Zigeunern und Bänkelsängern zugezählt; es war kein Respekt mehr vor dem Satan. Nur noch zum Besprechen kranker Kühe taugte man; und dazu wär auch der Schinder gut gewesen.

Ja, der Schinder und des Schinders Tochter. Wenn sie die einweihen könnte und ihnen die alten Geheimnisse anvertrauen. Dann möchte nur der Tod kommen; keine bessere Nachfolgerin konnte sie sich wünschen. Sannchen sollte ihr Häuschen erben, ihren einäugigen Kater zu Tode pflegen und Augen und Ohren offenhalten über den Unterdrückten im Lande.

Sie wandte sich um. Eine junge Magd zupfte sie am braunen, zerfetzten Rock. „Es ist spät, Rappholzin, wir müssen heim; die Kräuter legen wir Ihr auf die Bank vor die Türe, und morgen hol ich den Sud ab. Acht Krüge, denn einer ist für die Büttnerin; ihr Kürdchen ist krank, sie hat nicht kommen mögen, ich sollt Ihr's bestellen." — „Ist gut," knurrte die Alte, „gehet heim zu euren Männern und Kindern; kocht Brei und hängt Windeln auf, für das quarrige Gezücht. Aber das war immer so. Wenn eure Großmütter schon die Nase zum Schornstein hinausstecktен, wenn die Windfahnen knarrten und der Kater über den First schlich, da ist manch liebes Mal von unten ein Gequäk heraufgekommen; ja, dann fuhren sie mit der Hand nach der Brust: mein Kleines ist durstig — und fort waren sie, und bis zum nächsten Neumond mußten sie sich's Gelüst verbeißen. Aber die Zeit wartet nicht, und einmal hat jeder Tanz ein Ende."

Die Weiber kamen, halb ängstlich, halb kichernd, und sagten der Alten gute Nacht. Man wollte ja gern ein wenig gruseln, und der Prediger durfte es nicht wissen und seine sauertöpfische Frau erst recht nicht; aber so recht glaubten sie der Rappholzin doch nicht. Freilich, das Vieh besprechen und aus den Karten lesen, das verstand sie; und auch in Liebessachen wußte sie Rat, das war verbürgt. Aber daß sie vor mehr denn hundert Jahren mit der jungen Bürgermeisterin und der Tochter des Büttels auf Besen durch die Luft gefahren und sich in Gestalt von Saatkrähen in die große Pappel beim Fluß niedergesetzt hatten, wo ein Landstreicher, der im Graben lag, ihre Gespräche belauscht hatte (denn er war ein Sonntagskind und der Vogelsprache mächtig), wodurch große Schande und Jammer über die Stadt gekommen wäre, wenn er nicht, des Brandes einer Scheune verdächtig und überführt, seinen Frevel durch den Tod von Henkershand gebüßt hätte . . . das alles konnten die gedankenlosen oder schwerfälligen Geschöpfe doch nicht für wahr halten; und wär es nicht um den Verdienst gewesen, der ihr nottat, die Rappholzin hätte ihnen am liebsten die Tür gewiesen, wenn sie blöde grinsend mit ihren kranken Kindern kamen oder sie holten, weil die Kuh nicht fraß oder die Magd keine glückliche Hand hatte mit dem Jungvieh.

Die Alte ging allein bis zum Ende der Wiese, die dort sanft anstieg, von der Landstraße begrenzt, fahl im Mondeslicht. Der Wald trat still zurück, das Silber floß ihm über die Wipfel; aber die waren so dicht, die Wurzeln blieben in tiefem Dunkel. Am Wegrand saß ein Mädchen, schmächtig, der Zopf hing ihr über die Schultern in den Schoß hinab, auf dem ein großer Strauß Waldblumen lag; sie hielt den milchweißen Hals hintüber geneigt, den Mund halb offen, aber die Augendeckel waren geschlossen.

„Sannchen," rief die Rappholzin, „was machst du hier? was bist du nicht daheim in deinem Bett zu dieser Stunde?"

Das Mädchen fuhr ganz leise zusammen, nun standen ihre Augen groß auf, blau und ratlos, aber ohne Furcht, wie von guten Kindern beim Erwachen.

„Was für schlimme Blumen hast du gesucht bei Vollmond!" fuhr die Alte fort. „Giftiges Zeug, Fingerhut und Nachtschatten; und da, das kleine bläuliche Sternkraut, wo fandest du das? Ist selten hierzulande, ein mächtiges Kraut, kann Riegel öffnen und Ketten lösen."

„Wie kann das schlimm sein, was so schön ist," sagte das Mädchen und strich mit den Lippen über die Kelche. „Und wenn auch . . . Sieh, ich küsse den Tau aus jeder Blume, denn ich bin so voll Glück, nichts Böses kann mich kränken. Ja, gesegnet sollen sie sein, die ich in dieser Nacht an meinem Wege fand."

Die Alte sah das Mädchen an. War das Glück so über sie gekommen, daß sie nun starrte, als sähe sie ein Gespenst? Und es fiel ihr aufs Herz, daß Sanna in letzter Zeit so oft bei ihr gewesen und sie gar dringlich gebeten hatte, aus den Karten zu prophezeien.

„Komm mit mir über Nacht," sagte sie. „Dein Vater wird aufwachen, wenn du heimkehrst, und dann schlägt er dich."

„Mein Vater wird mich nie mehr schlagen," antwortete Sannchen, ihre kleinen Zähne glitzerten feucht. „Noch gestern hätte er mich schlagen mögen, aber nun nie mehr."

Die Alte knurrte; sie verstand sie wohl. „Wie lang wird er noch bleiben, der mit dem Mantel und dem Dreispitz, der nur im Dunkeln kommt!" sagte sie. „Und wenn er dann fortreitet, willst du hinter ihm herlaufen mit verstörten Augen und die Leut an den Kreuzwegen fragen: muß ich rechts oder links? Und willst du vor sein Haus gehen in der fremden Stadt? Dort stehen die Häuser stattlich um den Markt, der geht bergauf, und oben, recht wie eine Königin, steht die Kirche über den Staffeln. In den Häusern wohnen karge, blasse Frauen; Tür und Fenster halten sie zu. Sie haben Truhen voll Leinen, und Säulenbetten, und ihre Kinder schlafen in geschnitzten Wiegen. Sie blasen den Staub von den silbernen Bechern, sie wiegen den Mägden Flachs zu, sie geben ihrem Kind einen schönen Apfel und sagen: ‚Geh spielen, aber so die Gassenkinder mit dir reden, so antworte ihnen nicht.' Sannchen, was willst du da, sie wissen nicht von dir . . . . Es gibt auch eine Säule dort, unter der Kirche, neben dem Sankt Jürgen-Brunnen. Ei, das ist ein luftiges Plätzchen, sag ich dir. Es führt ein Treppchen hinan, und droben kann man sich den Buckel wärmen, von allen Seiten. Dort stehen die armen Sünder und dürfen sich noch einmal umsehen, eh man sie zur

Richtstatt führt. Aber auch Landstreicher, alte, ganz alte, Sannchen, oder fahrende Fräulein, jung wie du, die sie aufgriffen auf der Landstraße. O, wie die Sonne sticht, so in den letzten Stunden, ehe der Abend kommt. Die Haare kleben dir am Kopf, die Augendeckel brennen dich, über dir fliegen die Markttauben, die Gassenbuben pfeifen, die Glocken dröhnen dir im Hirn. Niemand kommt, dich zu erquicken; keinen Becher Wasser reichen sie dir, nicht einen Schwamm voll Essig, daran zu saugen, wie sie ihn einst deinem verschmachtenden Heiland gereicht."

„Was geht mich an, was da sein wird oder nicht sein wird," sagte das Mädchen, und brachte nur mühsam die Worte heraus, wie im Schlaf. „Recht kann ich nur wissen, was ist, und dem will ich Treue halten. Rappholzin, ich hab das Gerbers Elslein im Strohkranz gesehen, der lag ihr weicher ums Haupt als die harte Krone aus Flitter und Seidendraht, die die Predigersfrau den Bürgerstöchtern aufsetzt. Die Ähren machten ihr eine weiche Wulst gegen den harten Pfahl. Die Else sah so vor sich hin in die Luft, sie merkte nicht, was die Leute riefen; ihr Herz war weit von ihr, bei anderem Schmerz . . . der half ihr."

„Sannchen, komm heim zu mir, ich geb dir einen Trank, daß du alles vergessest und dein Herz wieder leicht und leer sei wie ehmals."

„Rappholzin, wie kann ich denn wissen, ob mir's auf Erden noch gefiele, wenn ich von ihm nimmer wüßte. Weiß ich doch nicht mehr, wie mir war, ehe denn ich ihn gekannt. Nein, glaubet mir, das Wagnis ist zu groß," sagte Sannchen und lachte still auf.

„Höre denn," sprach die Alte noch eindringlicher, „so geb ich dir einen Trank, den stärksten, den ich habe, den misch ihm unter den Wein, so wird er dir Treue halten bis zu seinem Tod."

„O Frau!" sprach das Mädchen und sah sie groß an, und das war, wie wenn der Wind in eine träumende Fahne fährt und sie auseinanderschlägt, daß sie ihre Farbe bekennet mit Leuchten: „Was seid Ihr so alt und sahet so viel, aber wo blieb Eure Weisheit? Denn was soll das Trachten und Sorgen? Müssen wir nicht auch Gott lieben und wissen doch nicht, ob er uns wiederliebt? Wir armen Schelmen! Was soll mir der Platz zu meines Herrn Rechten bei Tafel und Prozession? Der ist nicht für meinesgleichen. Hab ich doch den Platz zu seiner Linken, da meine Stirn an seinem Herzen ruhete, als draußen die Welt still ward und über Markt und Wiesen der Traum ging. Gäbet Ihr mir Euren Trank und hätt ich ihn auch bezahlt mit meiner ewigen Seligkeit, und säße nun am selben Tisch mit meinem Herzgeliebten — zu seinen Füßen hinschütten wollt ich die Zauberei und lachen dazu. Dann aber wollt ich ihm anderen Wein schänken, klaren, herben, und sagen: Ob du nun gehst, ob du nie wiederkehrst, heute war gut, habe Dank für heute!"

Und sie drückte ihren Strauß mit beiden Händen an die Brust, und lächelte hinaus in das Silber und den Tau und schritt, ohne weiter auf die Alte zu merken, die weiße Landstraße hinab, dem Fluß zu, wo zwischen Weiden ihres Vaters verfemtes Häuschen lag.

Homer in engliſchen Hexametern.

Von
Alfons Kißner.

In translation, it you please,
Exact! — No pretty lying that improves
To suit the modern taste!
Browning.
Beim Überſetzen, wenn's beliebt,
Genau! — Kein hübſches Lügen, das verſchönt,
Dem Zeitgeſchmack zu dienen!

Unter den Büchern, die den Jüngling Goethe lebhaft beſchäftigten, befand ſich ein noch jetzt von Philologen geſchätztes engliſches Werk, die „Essays on the Genius of Homer" von Robert Wood. Dieſer Wood hatte als Unterſtaatsſekretär im Jahre 1762 an den Miniſterpräſidenten Lord Granville wenige Tage vor deſſen Tod die Akten der Friedenspräliminarien für den Vertrag von Paris zu bringen, und berichtet über ſeinen Empfang bei dem ſterbenden Staatsmann folgendes: „Ich fand ihn ſo ſchwach, daß ich meine Angelegenheit auf ein andermal verſchieben wollte; er beſtand aber auf meinem Bleiben mit dem Bemerken, eine Vernachläſſigung ſeiner Pflicht würde ſein Leben nicht verlängern, und fügte unmittelbar daran die griechiſchen Verſe aus der Rede des Sarpedon an Glaukos, mit beſonderem Nachdruck auf dem dritten Verſe, der ihm die eigene Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten ins Gedächtnis rief, verweilend" — es iſt die Stelle Ilias XII, 322—328; ſtatt des von Wood verzeichneten griechiſchen Textes mögen hier die Verſe der Voßſchen Überſetzung ſtehen —:

„Trauteſter, könnten wir ja, durch Weigerung dieſes Gefechtes
Immerdar fortblühen, unſterblich beid und unalternd,
Weder ich ſelbſt dann ſtellte mich unter die vorderſten Kämpfer,
Noch auch ſendet' ich dich zur männerehrenden Feldſchlacht.
Aber, da gleichwohl Keren des ſchrecklichen Todes daherdrohn,
Tauſende, die nicht meidet ein Sterblicher oder entfliehet, —
Auf! —

Seine Lordſchaft wiederholte das letzte Wort (ἴομεν) mehrmals mit ruhiger und entſchloſſener Reſignation, und nach einer ernſthaften Pauſe von mehreren Minuten wünſchte er die Abmachungen vorgeleſen zu hören, verfolgte meinen Vortrag mit großer Aufmerkſamkeit und kam ſo weit zu Kräften, daß er — um ſeine eigenen Worte zu gebrauchen — ‚zu dem ruhmvollſten Krieg und dem ehrenreichſten Frieden, den unſere Nation je ſah', die Billigung eines ſterbenden Staatsmannes ausſprechen konnte."

Ein hoher Aristokrat und Würdenträger, dem in einem Moment tiefer Ergriffenheit, angesichts des Todes, griechische Verse auf die Lippen treten! Der Fall kann als typisch gelten. Homer ist in England auch heutzutage nicht lediglich ein ehrwürdiger Name: Ilias und Odyssee werden wirklich gelesen und innerlich aufgenommen. Während bei uns die humanistische Durchbildung seit Jahrzehnten bedenklich zurückgegangen ist, halten unsere Vettern jenseits des Kanals an der überlieferten Auffassung fest, daß Vertrautheit mit den Klassikern des Altertums dem Gentleman gezieme. Speziell homerfest sind dort, auch wenn wir von den zünftigen Gelehrten ganz absehen, merkwürdig viele. Wer mit den Söhnen Albions nähere Fühlung genommen hat, wird das bestätigen. Eine besonders erfreuliche Frucht, nicht bloßer Belesenheit, sondern echter Begeisterung für den griechischen Sänger liegt seit kurzem in einer englischen Odysseeübersetzung [1]) vor, die wegen der gewählten Versform ein literarisches Ereignis darstellt. Als solches wird diese Veröffentlichung auch in Deutschland Aufmerksamkeit erregen, zumal einzelne unserer Verstheorien durch das hier Geleistete berührt werden.

Höchst anziehend ist die Entstehungsgeschichte der englischen Nachdichtung. Der Übersetzer, kein Berufsgelehrter, aber ein Mann von gründlicher umfassender Bildung und lebendigster Empfänglichkeit für das Schöne, befand sich vor Jahren in Zentralafrika. Dort waren, so berichtet Herr H. B. Cotterill in der Vorrede, abgesehen von seinen treuen Schwarzen, Dante, Homer und Shakespeare oft seine einzigen Genossen, und während seiner Forschungen in unbekannten Gegenden und der Fahrten auf den stürmischen Fluten des Nyasa las er aufs neue des Odysseus Wanderungen mit wesentlich anderer Teilnahme, als er es früher zu akademischen Zwecken getan hatte. Von der Dichtung mächtig gepackt, empfand er den Wunsch, das genossene Vergnügen mit anderen zu teilen. Keine der bestehenden englischen Nachdichtungen bot wirklich homerischen Ton. Sollte es nicht gelingen, diesen zu treffen? Woran lag es, daß unstreitig hochstehenden Dichtern die Vermittelung — trotz großer Kunst im einzelnen — mißglückte? Sind sie am gewählten Metrum gescheitert?

Hier muß man sich vor allem gegenwärtig halten, daß in England von alters her eine gründliche Abneigung gegen den Hexameter bestand; er galt für untauglich zu poetischen Wirkungen, für „unmöglich". Auch Cotterill befand sich anfänglich im Bann dieser Anschauung [2]) und prüfte für seinen Zweck zunächst die von anderen gebrauchten Versformen sowie das ganze Verfahren seiner Vorgänger.

[1]) Homers Odyssey. A line-for-line Translation in the Metre of the Original by H. B. Cotterill, M. A., with 24 Illustrations by Patten Wilson. London, George G. Harrap & Company. Die Ausstattung ist glänzend.

[2]) Die gleiche Wandlung machte einst Longfellow durch: in der Übersetzung der Children of the Lord's Supper aus dem Schwedischen (1841) entschuldigt er sich, daß er das Metrum bewahrt habe, „den unerbittlichen Hexameter, in dem die Bewegungen der englischen Muse denen eines Gefangenen, der zur Musik seiner Ketten tanzt, nicht unähnlich sind".

Die berühmtesten Homerübersetzer in England waren George Chapman und Pope. Chapman, der Zeitgenosse Shakespeares, kleidete seine lebendige Nachdichtung, die als echt homerisch gepriesen worden ist (mit Unrecht, wiewohl Keats ihr ein schwungvolles Sonett widmete und auch Coleridge sie feierte) in dem damals beliebten jambischen Vierzehnsilber mit paarweise gebundenen Reimen. Pope brauchte den gereimten fünffüßigen Jambus mit Virtuosität und oft zwingender Macht der Diktion. Aber wir müssen Matthew Arnold — der vor einem halben Jahrhundert seine Vorträge „vom Homerübersetzen" veröffentlichte und jetzt in Cotterill einen kongenialen Nachfolger erhalten hat — beipflichten, wenn er in beiden Nachdichtungen den Hauch des Originals vermißt. „Ein recht hübsches Gedicht, aber Ihr müßt es nicht Homer nennen," sagte Bentley von der Popeschen Fassung. Man fühlt bei diesem Poem, daß „Homers Gedanke durch einen literarisch-rhetorischen Schmelztiegel gegangen und sublimiert herausgekommen ist, in einer Gestalt, die uns stark beeindruckt, aber nicht mehr *so* beeindruckt wie aus dem Munde Homers". Wenn Popes glänzendes Dichteringenium durch künstlichen Stil, künstliche Weiterbildung des Gedankens als Übersetzer verunglückte, so verfehlt Chapman trotz seiner geschickten, kräftigen und frisch vorwärts dringenden Diktion doch das Ziel ebenfalls, weil er seinem Ich zu viel Spielraum gönnt durch phantastische, man möchte sagen „romantische" Variation des überkommenen Stoffes, indem eigenmächtige Zusätze ein Gedankenspiel einflechten [1]).

Beobachtungen wie diese haben vielleicht dazu beigetragen, daß sich als erstes Erfordernis des Übersetzers für Cotterill ergab, alles Gemachte, Geschraubte, Altertümelnde, Literarische, „Poetische" zu vermeiden, alles Unechte abzutun (to clear the mind of cant, wie einst Dr. Johnson riet) und eine natürliche, einfache, kraftvolle, unmittelbare Ausdrucksweise, wie Homer selbst sie gebraucht, anzustreben.

Noch ein anderes konnte das Beispiel jener berühmten, aber doch nicht das Rechte treffenden Übersetzungen lehren: das Unzweckmäßige, Homer durch *gereimte* Verse wiederzugeben. Die Erfordernisse des Reims untersagen nicht nur den getreuen Anschluß an das Original, sie zwingen auch oft den Nachdichter, Verse zu paaren, die in der Vorlage unabhängig sind, so daß die Bewegung des Poems verändert wird: wo Homer vorwärts drängt, führt die Paarung der Reimzeilen zum Rückblick und zum Verweilen. Wie verhängnisvoll das für den ästhetischen Eindruck werden kann, legte Arnold überzeugend dar. Das Buch dieses Gelehrten kam übrigens

[1]) Schlagend ist ein von Arnold zitiertes Beispiel: Das bekannte „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt", lautet bei Chapman: And such a stormy day shall come, in mind and soul I know, When sacred Troy shall shed her towers, for tears of overthrow. Das eingeschobene „stürmisch" stört, auch der Zusatz „in Sinn und Seele weiß ich's", und das dann folgende durchaus unhomerische Bild wäre geradezu unbegreiflich, gedächten wir nicht der überschüssigen, stets zum Fortissimo drängenden Phrasierung Elisabethanischer Dichter, denen Schlichtheit des Ausdrucks nicht genug tat. So vergießt das heilige Troja seine Türme als Zähren über den Sturz!

Cotterill erst zu Gesicht, als er bereits zwei Gesänge übersetzt und von sich aus den Reim verworfen hatte, schon wegen der Gefahr, durch ihn zur Paraphrase und zur „hübschen Lüge" verlockt zu werden; dann aber auch, weil der geforderte Gleichklang den fortlaufenden Fluß der Erzählung bedrohen mußte und die Strophenform gänzlich unhomerisch schien.

Aus den gleichen Gründen wurde ein anderer Strophenbau hinfällig, der noch bis vor kurzem von verschiedenen Verstheoretikern lebhaft für epische Stoffe empfohlen worden war, die Spenserstanze. Diese neunzeilige Abart der Ottave rime galt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vielen geradezu als das einzig richtige Versmaß für eine Homerübersetzung. Eine merkwürdige Ansicht, will uns bedünken: wenn schon das einfache Reimpaar Popes die epische Bewegung Homers nicht aufkommen ließ, so müssen ja in der verwickelten Spenserstanze solche Übelstände sich noch weit mehr fühlbar machen.

Von sonstigen Reimversgattungen kamen schließlich noch Balladenformen in Betracht. Ein namhafter Gelehrter und Homerübersetzer, Newman — derselbe, gegen den die polemische Tendenz des Arnoldschen Buches sich richtete —, hatte das große Wort gesprochen: „Homers Stil gleicht dem in der englischen Ballade; nur unsere alten volkstümlichen Versmaße vermögen die griechische Epik wiederzugeben," und der Ilias den jambischen Septenar angezogen, wie er in den englischen Volksballaden sich findet. Wie unhaltbar eine solche Zusammenstellung, wie gänzlich verschieden Homers „Einfachheit" von der Einfachheit jener Volksdichtung ist, wurde ihm nachgewiesen. Der Balladenform geht die Fähigkeit für den festgehaltenen hohen Stil (capacity for sustained nobleness) ab; ihr Stil wird leicht prosaisch und gewöhnlich. Will sie aber diese Charybdis vermeiden und lebhaft sein, se faire vif, so fällt sie in die Scylla Unnatur und wird keck und gespreizt. Die Vorzüge der Balladendichtung sind anderer Art als die Vorzüge der griechischen Epik. Des weiteren findet Cotterill eine unüberwindliche Schwierigkeit für den Gebrauch der Balladenform darin, daß sie weder Zeile um Zeile zu übersetzen noch die Möglichkeit, Homers Ausdrucksformen wiederzugeben, gestattet [1]).

Nachdem Strophen jeder Art sich als untauglich zur Wiedergabe Homers erwiesen, bot sich der reimlose Vers, in dessen Gewand so viele Meisterwerke vom Gebiete des Dramas wie der Epik vor die Augen des Engländers getreten sind, der fünffüßige Jambus (blanc verse), der für Übersetzungen aus Dante und auch aus Homer schon verwendet worden war und in der

[1]) Trotz aller Einwürfe, die gegen den Reim bei Vermittlung griechischer Gedichte erhoben werden können, haben die meisten englischen Homerübersetzer der letzten Jahrzehnte sich seiner noch weiter bedient; so 1904 A. S. Way (The Odyssey of Homer, in English Verse) in sechstaktigen Versen, die an den Hexameter erinnern, oft aber durch einen zweisilbigen Auftakt anapästischen Charakter annehmen. Sein Beispiel verlockte Cotterill nicht zur Nachahmung, auch nicht die anapästischen Rhythmen eines wirklichen Dichters, William Morris (The Odyssey of Homer, done into English Verse, London 1897) oder die vierzeiligen Strophen des Professors J. W. Mackail (The Odyssey, translated into English Verse, Books I—VIII, 1903), in denen der homerische Gedanke wie eingeschnürt erscheint, unfähig, seinen raschen Gang vorwärts zu nehmen.

Hand Miltons sich als des höchsten Stiles fähig gezeigt hatte. Aber, wenn Miltons Stil Größe besitzt, so ist die Größe Homers eine andere: seine Bewegung ist eine flutende, rasche, die Miltons eine zurückhaltende, verlangsamende. Den Dichter des verlorenen Paradieses bezeichnete Arnold ganz richtig als so voll geladen von Gedanken, Vorstellungen, Kenntnissen, daß sein Stil sie kaum beherrschen kann. Seine innere Welt ist zu reich, gestattet ihm nicht, uns in deutlichen Einzelheiten eine Wahrnehmung zu zeigen: er zeigt sie in prägnanter Weise, durch eine Anspielung, und drängt zu anderem weiter. Diese Fülle, diese Verdichtung, dringt in die Bewegung und macht sie zu dem, was sie ist: — edel, aber herb und streng. Ganz anders Homer: er sagt das eine, sagt es bis zu Ende und beginnt etwas anderes, preßt nicht wie Milton tausend Dinge in eines. Wer Milton liest, kommt nicht aus dem Eindruck der Schwere, der kondensierten Fülle heraus; bei Homer verläßt uns nicht das Gefühl der quellenden Leichtigkeit, des wohltuend Flutenden.

So liegt der Gegensatz in den beiden Dichterindividualitäten, er liegt auch im Versmaß. Cotterill erklärt Miltons Rhythmus selbst für unhomerisch: „Die gewöhnliche Bewegung des Blankverses ist die des piè fermo, — die starke, entschlossene Anstrengung der Aufwärtsbewegung, während der Hexameter dem Abwärtsrauschen eines gewaltigen Stromes gleicht[1]). Der Gebrauch des Blankverses mit seiner mühsamen Bewegung, seinem System der Ruhepunkte und seiner unhomerischen Phrasierung würde vielleicht in höherem Grade als irgendein anderes Metrum die völlige Umgestaltung des Originals erfordert haben: wer Homer in diese Form pressen wollte, mußte ihn vollständig auseinandernehmen, zerbrechen und einschmelzen, in der Hoffnung, ihn nachher erfolgreich neu zusammenzusetzen. Ein gewiß bedenkliches Experiment.

Nun denn: wenn keine der bisher zur Homervermittlung verwandten Versarten befriedigte, sollte nicht doch der verpönte Hexameter, der früher zur Wiedergabe von Bruchstücken der Ilias oder der Odyssee bereits versucht worden war, das geeignete Medium sein? Bot doch dieses Metrum den wesentlichen Vorteil des engen Anschlusses an Homers Bewegung. Der Eindruck eines Dichtwerkes beruht ja zum großen Teil auf der Bewegung, mit der es vor uns tritt, auf dem Gang seiner Diktion, und diesen wichtigen Teil der allgemeinen Wirkung des Vorbildes im gegebenen Metrum schon zu besitzen, statt neu schaffen zu müssen, ist unschätzbar für den Übersetzer. Jene vereinzelten Bruchstücke in Hexametern waren gar nicht übel ausgefallen. Manche Poeten hatten dies Versmaß auch für Originaldichtungen gewählt: so, in „Evangeline", der Amerikaner Longfellow, dessen Hexameter, deutschen Einfluß verratend, freilich kein verlockendes Vorbild abgaben, besonders wegen der Anzahl etwas klapperig wirkender rein daktylischer Verse.

[1]) Anders, könnte man einwenden, dachte unser Schiller: „Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule." Aber die Antithese zum Pentameter und die ganze Beziehung auf das Distichon sind hier in Betracht zu ziehen.

Damit wären wir bei der „daktylischen Frage" angelangt. Bleiben wir einen Augenblick stehen. Wesen und Verwendbarkeit daktylischer Zeitmaße bilden ein umstrittenes Kapitel der englischen wie der deutschen Rhythmik. Über die Ausdrucksfähigkeit des Hexameters und über seine Behandlung gehen hier wie dort die Ansichten auseinander. Wie sehr der unsrige, dem Bau und der Wirkung nach, von seinem griechischen Vorbild verschieden ist, hat Albert Köster[1]) dargetan. Der griechische, auf der Quantität beruhende Verstakt ist zweiteilig oder vierteilig (indem die lange Silbe ja gleich zwei Kürzen ist), der deutsche, vom Akzent bestimmt, überwiegend dreiteilig. Wie soll, da die griechische Form nicht einfach herübergenommen werden kann, der deutsche Dichter verfahren? Er „muß sich entscheiden, ob er mehr die äußeren Merkmale oder die innere Wirkung antiker Hexameter nachahmen will. Man kann das eine und das andere".

Früher glaubte man, unter Anschluß an Voß, zumeist durch Festhalten der äußeren Merkmale das Zeitmaß Homers nachbilden zu können und skandierte mit starker Betonung der Quantitätsverhältnisse. Selbst Goethe gedachte, als er im antiken Zeitmaß schrieb, den Grundsätzen von Voß zu folgen, schlug aber unbewußt, durch sein inneres Gefühl geführt, andere, freiere rhythmische Wege ein. Trotz scheinbarer Nachlässigkeit sind, wenn wir Köster glauben, Goethes Hexameter, „auch wenn sie akademischer Strenge nicht genügen, künstlerisch der schönste Ersatz für den antiken epischen Vers, den wir haben".

Ganz ähnlich äußerte sich schon vor sechsunddreißig Jahren Paul Heyse, nachdem er die Wandlung aus einem akademisch prosodischen Saulus zum rhythmischen Paulus vollzogen hatte. Sein ästhetisches Glaubensbekenntnis in der Hexameterfrage findet sich in den schönen „Versen aus Italien". In der Epistel „An N. N., Gymnasiallehrer in X.", sagt er sich los von Platen, dem „Moses unserer Prosodik", . . .

> Der in steinerne Tafeln die zehn Gebote des Wohlklangs
> Grub,

und leistet Abbitte für seine Goethe-Verkennung:

> Sah ich doch achselzuckend herab selbst auf den Gewalt'gen . . .
> zum Hexameter, wähnt ich,
> Hab ihm ein feindlich Geschick den gültigen Stempel verweigert,
> Daß er falsch ihn geprägt und sein gediegenes Gold nun
> Leider in solcher Gestalt nicht Vollwert habe dem Kenner.

Reumütig gedenkt er, wie blind er an Goethe gefrevelt, „dessen

> Genius ihn auch hier weit besser geleitet,
> Mit nur tastendem Schritt, als unsern prosodischen Grafen
> Seine Gelehrsamkeit und alexandrinischer Kunsttrieb."

Wenn man Heyses Hexameter tadelt, so fühlt er sich schuldig, aber nicht etwa, weil „oft ein schnöder Trochäus

> Oder ein Daktylus ihm, ein schwerhin wandelnder, aufstößt,
> Doch weit anderer Sünden: mit seinen Hexametern wär er
> „Selbst wohl besser zufrieden, dafern sie schlechter gerieten."

[1]) „Deutsche Daktylen", in der „Zeitschrift für deutsches Altertum", 1902, S. 113—127.

In solchem Sinn absichtlich „verschlechtert" hatte er schon früher ein Jugendgedicht aus seiner Platenschen Periode und

> . . . mit saurem Bemühn die geduldige Thekla
> Sanft zu befreien gesucht vom lähmenden Zwang der Korrektheit,
> Froh um jeden bequemeren Fuß, auf welchem die Rede
> Mit treuherzig behaglichem Gang hinschlenderte, nicht mehr
> Kühl die Zehen gespreizt und die römischen Pas nachzirkelnd.

Also Heyse, der Dichter, und Köster, der Philologe, begegnen einander in der Auffassung, daß eine „künstlerische" Nachahmung antiker Hexameter im Deutschen die Entfernung von prosodischer Strenge erfordere; die innere Wirkung bedarf des Verzichtes auf die äußeren Merkmale. Goethe erzielte die innere Wirkung, indem er die äußeren Merkmale scheinbar vernachlässigte, „nicht vom Nachdenken, sondern von seinem unbeirrbaren richtigen Gefühl" bestimmt. Der metrischen Einbuße steht rhythmischer Gewinn gegenüber, das ästhetische Behagen, das aus der natürlichen Wortbetonung, aus dem ungehemmten Fluß der Diktion quillt.

Verdient nun aber die modifizierte Gestalt den Namen Hexameter? Ist sie nicht vielmehr bloß eine Variation desselben? — Mag sein. Es handelt sich nicht um die Bezeichnung, sondern darum, ob das deutsche Versmaß die gleiche Ausdrucksfähigkeit besitzt wie das antike, ob es dessen seelischen Inhalt aufnehmen und wiedergeben kann. Ist das der Fall?

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die den deutschen Hexameter als solchen überhaupt nicht anerkennen wollen. Der alte Karl Philipp Moritz („Versuch einer deutschen Prosodie") sah in ihm nur trochäische Füße, vermischt mit Daktylen; Köster faßt die deutschen Daktylen als Trochäen mit verdoppelten Senkungssilben. Auch die Verwendbarkeit unseres Hexameters zu größeren Dichtungen ist bestritten worden, so von Platen:

> Weil der Hexameter episches Maß den Hellenen gewesen,
> Glaubst du, daß er deshalb Deutschen ein episches Maß?
> Nicht doch! Folge des Wissenden Rat: zu geringen Gedichten
> Wende ihn an! Klopstock irrte, wie viele mit ihm!

Diesen Streitfragen zum Austrag zu verhelfen ist hier nicht der Ort. Nur hingewiesen mußte auf sie werden, weil der englische Homerübersetzer ganz ähnlichen Kontroversen gegenüberstand. Man ist in seiner Heimat geneigt, den Hexameter als einen Import aus Deutschland zu betrachten und herabzusetzen. „Nichts könnte für das Ohr unangenehmer sein als deutsche Hexameter," behauptete noch 1905 der letzte Herausgeber des Arnoldschen Buches. Auch dem Dichter Tennyson wird ein Witzwort über unsere „barbarous hexameters, barbarous pentameters" zugeschrieben[1]).

[1]) Gemeint sind wohl Tennysons Spottverse auf Homerübersetzungen in Hexametern:

> These lame hexameters the strong-wing'd music of Homer?
> No-but a most burlesque barbarous experiment . . .
> Hexameters no worse than daring Germany gave us,
> Barbarous experiment, barbarous hexameters!

(Cornhill Magazine, vol. VIII, p. 707.) Besonders die Goetheschen Hexameter verabscheute Tennyson: „Was die Neugier nicht tut": what a beginning of an hexameter! . . . What a line: ‚Hab ich den Markt und die Straßen noch nie so einsam gesehen!"

Es fügt sich seltsam, daß bei den Engländern die neueste rhythmische Tendenz sich in gerade umgekehrter Richtung von der unsrigen bewegt: man will jetzt den Hexameter zulassen, wofern er der Zeitlänge der Silben Rechnung trägt. Wir streben mit Heyse-Köster aus den Banden der Quantität heraus und opfern dem natürlichen Wortton andere Rücksichten. Jenseits des Kanals will man den Alleinherrscher Akzent stürzen und der Quantität unterwerfen. In einer germanischen Sprache! Neben jenen prinzipiellen Gegnern des antiken epischen Verses steht dort nämlich seit einiger Zeit eine Gruppe Theoretiker — darunter Bridges, Autor einiger Gedichte in sogenannten „quantitativen" Hexametern, und J. Stone [1]), Verfasser einer englischen Prosodie —, die gern Rhythmiker par excellence sein möchten, jedoch bei uns wohl demselben bedenklichen Kopfschütteln begegnen werden, das sie bei einsichtigen Landsleuten bereits gefunden haben.

Diese Herren gehen von dem Satz aus, daß die Griechen und die Römer beim Rezitieren ihrer epischen Verse die natürliche Wortbetonung, die oft von der metrischen bedeutend abweicht, hören ließen; daß also der Anfang der Aeneïs Arma vírumque cáno, cáptae . . . (so liest man in der Tat in den italiänischen Schulen) klang, nicht Arma virúmque canó, captaé . . ., und voll Bewunderung über den Wohllaut, der aus den fortwährenden Anlässen, den metrischen und den Wort-Akzent, sei es zu verbinden, sei es zu kontrastieren, hervorgehe, möchten sie diese Vorzüge auch dem englischen Hexameter sichern, indem sie nach dem Volumen der Silben, also nach der Quantität skandieren. Sie sind ungehalten über die „Akzentualisten", die für die zarte Musik des quantitativen Verses kein Ohr haben und nicht bemerken, „daß eine daktylische Struktur im Englischen ohne genaue Beobachtung der Quantität sofort zum Knüttelvers entarten muß". So kürzlich ein Wortführer der Schule in den „Times" [2]). Was für Versungetüme bei dieser Methode herauskommen, das zeigen des Herrn dort beigebrachte Musterstücke. Sein erster Versbeleg beginnt: Countless as in the forést, at a first white frosting of autumn, sein zweiter schließt: Révisiting the ravísh'd lily cúps, while áll the meadów hums. Das Wort fórest seiner Quantität wegen als Jambus zu sprechen, leistet gewiß viel an Kühnheit, aber den zweiten Vers, der bei natürlicher Betonung acht regelrechte Jamben enthält, als Hexameter zu lesen, ist überwältigend. Solche „echten englischen Hexameter" wird man mit Protest zurückweisen.

Das hat Cotterill getan; energisch macht er gegen die Sprachverderber Front. Schade, daß er die oben erwähnte Heysesche Epistel nicht kannte; er hätte ihr Waffen entnehmen können im Kampf gegen Unnatur:

> Euch, ihr Herren, umstrickte die fein aufhorchende Seele
> Griechischer Rhythmik Gewalt; ihr vergeßt, daß anderen Völkern

[1]) Bereits verstorben, in jugendlichem Alter.

[2]) Literary Supplement Oct. 4, 1912: „The hexameter in English". Zu der ganzen Frage vgl. Elze, Der englische Hexameter; Schipper, Englische Metrik II, 1, S. 439ff. und namentlich Wölk, Geschichte und Kritik des englischen Hexameters (Band III der „Normannia", herausgegeben von Kaluza und Thurau, Berlin 1909).

Andere Kraft und Sitten verliehen und andres Bedürfnis.
Nicht goldwägerisch mißt nach Gran und Strupel den Lautwert
Unser germanisches Ohr; den Sinnwert wägt es vor allem.
Wo sich der Verstakt feindlich entgegenstemmet dem Wortton,
Gönnen wir diesem den Sieg; es soll statt ruhigen Aufbaus
Kein Aufbau uns begegnen, und nicht Freiheit statt der Freiheit,
Ob auch, streng auf der Wage des sinnlichen Lautes gewogen,
Ein Diphthong gleich wuchtet dem andern . . .

Setzt man statt Aufbau forést, statt Freiheit meadów, so trifft alles zu; und noch eine Zurechtweisung:

Hat ein hellenisches Ohr in Pindars Klanglabyrinthen
Leicht, wie in blühendem Garten ein Kind zurecht sich gefunden,
Uns hilft nimmer der Faden des Schemas aus dem verschlungnen
Irrgang künstlicher Rhythmen, wo hinter verschlungenen fremden
Redeblumen der Sinn sich verbirgt. Wir lieben den freien
Rüstigen Schritt auf ebenem Pfad und die offene Fernsicht.

Diese Abwehr wäre auch gegen die Quantitätsenthusiasten unserer angelsächsischen Vettern am Platz gewesen.

Im übrigen ging Cotterill, ohne sich um Schultheorien und Parteigezänk zu kümmern, ruhig seinen Weg, anfangs als das Mißtrauen gegen den verlästerten Vers noch nicht überwunden war — vorsichtig und tastend; dann, je weiter das Werk vorrückte, mit der immer wachsenden Zuversicht, das einzig brauchbare Instrument zur Wiedergabe Homers gefunden zu haben:

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Diskurse
Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk heraus.

Bei der Gestaltung seines Kunstwerkes folgte er der inneren Stimme, seinem gesunden ästhetischen Gefühl. Daß im Englischen die metrische Bewegung des Hexameters von der des griechischen verschieden ist, entging ihm nicht, aber sie kommt von allen denkbaren Versarten dem Vorbild am nächsten. Zudem hatten ja, was schon Arnold hervorhob, das englische Ohr und der Genius der englischen Sprache auf ihre eigene Weise für sich den homerischen Hexameter bereits übersetzt: ein Rhythmus, der so emporgewachsen ist und in seiner Art in gewissem Sinne ein Naturprodukt darstellt, hat in seinem allgemeinen Typus etwas Notwendiges und Unvermeidliches, etwas, das eine Änderung nur in engen Grenzen zuläßt, einen radikalen Wechsel aber ausschließt.

Überzeugend sind Cotterills verstechnische Grundsätze im Vorwort dargelegt; sie hier zu beleuchten, würde zu weit führen. Nur eins sei hervorgehoben. In der Frage über das Verhältnis von Akzent und Zeitlänge der Silben nimmt er einen vermittelnden Standpunkt ein. Er läßt dahingestellt sein, wie die Alten ihre Verse vortrugen, und erklärt den Akzent als jedenfalls für die englischen Hexameter maßgebend, wobei aber die Zeitlänge nicht ganz außer acht gelassen werden dürfe. Das Hinweghüpfen über Stammsilben, wie wir es z. B. in den englischen Balladen finden (And all the king's horses and all the king's men), und auch bei Longfellow, der seventeen als Daktylus braucht, mißbilligt er. Dem Nebenton, wie wir sagen würden, der eine gewisse Schwere besitzt, räumt er einen Platz ein und

kommt darin den „Quantitativen" entgegen. Der Schwung und der leichte Fluß seiner Verse rührt aber in erster Linie daher, daß er es verstanden hat, Versakzent und natürlichen Wortton fast durchweg genau zusammentreffen zu lassen, ohne doch in das öde Geleier zu verfallen, das in der Tat beim Gebrauch des Hexameters die gefährlichste Klippe darstellte.

Die Treue der Wiedergabe ist erstaunlich. Nirgends ein Versuch, auf eigene Faust „geistreich" oder „hübsch" oder „poetisch" zu sein; stets unbedingte Unterordnung unter das Original. Dabei eine Kraft der Gestaltung, die solche Selbstverleugnung doppelt verdienstlich erscheinen läßt. Was Arnold vom Homerübersetzer fordert: daß er gleich dem Vorbild einfach sei — einfach in der Sache und in der Sprache — ferner von rascher Bewegung und „edel", findet sich hier verwirklicht, das „Edle" oder der große Stil nach dem Wort des Longinus als der natürliche Ausdruck einer hohen Seele.

Wenn dem Übersetzer das doppelte Ziel vorschwebte, den Kenner zu befriedigen und zugleich in der Seele des ungelehrten Lesers die antike Dichtung lebendig werden zu lassen, so ist ihm beides gelungen. Von unbekannten Vertretern des general reader gingen ihm Danksagungen und wahrhaft begeisterte Kundgebungen zu; andererseits haben hervorragende Autoritäten — darunter der Literarhistoriker Dowden und sonstige Träger klingender Namen — mit warmer Zustimmung nicht zurückgehalten.

Ein Kritiker rühmt der Leistung Cotterills nach, sie zeige, „bis zu welchem Grad ein moderner Schriftsteller sein Inneres zum hellen Spiegel werden lassen kann, darin das Linienspiel einer Poesie, die vor dreitausend Jahren im Morgenlicht hellenischer Kultur aufstieg, sichtbar wird." Gern unterschreibt dies der Berichterstatter, dem auf einer Berghöhe des Schwarzwaldes der neue englische Homer eine Quelle des Vergnügens und der Erhebung gewesen ist. Wenn um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Vorgänger Shakespeares, der alte Robert Asham, im „Schoolmaster" klagte, die Sprache seiner Heimat stelle sich bei der überwiegenden Einsilbigkeit ihrer Wörter nicht freundlich zu der Art des carmen heroicum, d. h. des Hexameters, denn im Englischen trippele dieser und stolpere mehr statt glatt dahinzurennen (doth rather trot and hobble than ran smoothly in our English tongue), so könnte er jetzt belehrt werden, daß der rechte Meister auch jener unstreitig bestehenden Schwierigkeiten Herr zu werden und die widerspenstigen Rosse im stolzen Lauf dahinzuführen vermag.

Wir wünschen der kühnen Tat Cotterills, der verschiedene Schätze unserer Literatur durch Übersetzungen, Schulausgaben, Abhandlungen und Vorträge seinen Landsleuten nahegebracht hat, und der, zumal nachdem er eine süddeutsche Universitätsstadt zur zweiten Heimat erkoren, so recht der Mann zu sein scheint, um die geplante Annäherung zweier stammverwandter Nationen fördern zu helfen, auch bei uns einen herzhaften Erfolg.

Figura.

Von

N. S. Ljeskow [1].

I.

Als ich in Kiew auf der Universität studierte und noch nicht im entferntesten daran dachte, Schriftsteller zu werden, machte ich dort die Bekanntschaft einer armen, aber würdigen Familie, die im eigenen Häuschen am äußersten Rande der Stadt in der Nähe des früheren Kirillowschen Klosters wohnte. Diese Familie bestand aus zwei alten unverheirateten Schwestern und einer Greisin, ihrer ebenfalls unverheirateten Tante. Sie lebten höchst bescheiden von einer kleinen Pension und von dem, was ihnen ihre Kühe und ihr Gemüsegarten einbrachten. Nur mit drei Menschen pflegten sie Verkehr: der eine war der bekannte russische Abolitionist, Dimìtri Petròwitsch Shuràwskij, der andere ich und der dritte ein origineller, dem Aussehen nach zum Bauernstand gehöriger Mann, namens Wigùra, den man jedoch allgemein nur Figura nannte.

Figura mochte zur Zeit unserer Bekanntschaft gegen sechzig Jahre zählen, war aber noch ein rüstiger Mann von großer Körperkraft und hatte niemals über Unwohlsein zu klagen. Von riesigem Wuchs und athletischem Körperbau hatte er noch dichte, kaum mit Grau melierte braune Haare, doch einen ganz grauen Schnurrbart. Er selber pflegte zu sagen, er werde „vom Maul ab grau wie ein Hund", weil alte Hunde zuerst um die Schnauze herum weiß zu werden pflegen. Sein Bart wäre wohl auch grau gewesen, allein er rasierte ihn ab. Figura hatte große, graue Augen, rote Lippen und eine gesunde, gebräunte Gesichtsfarbe; in seinem Blick lag etwas Kühnes, Kluges, nicht ohne einen Anflug der den Kleinrussen eigenen Ironie.

Figura lebte ganz als richtiger Bauer im Vorort Kurinèwka auf seinem eigenen Grund und Boden. Den Haushalt führte er selber mit Hilfe einer jungen, auffallend schönen Bäuerin, Christa mit Namen. Figura machte alle schwere Arbeit selber und hielt sein kleines Gut in tadelloser, wenngleich schlichter Ordnung. Selber verrichtete er auch alle Arbeit in seinem Garten, pflanzte und säte das Gemüse, fuhr es dann nach Podòl auf den Markt und stellte sich mit seinem Karren in der Reihe der übrigen Bauern auf, um

[1] Aus dem Russischen von Sophie v. Adelung.

seine Gurken, seine Gàrbusy[1]), Melonen, Kohl und seine weißen und roten Rüben zu verkaufen.

Figura machte bessere Geschäfte als die anderen, weil seine Ware als vortrefflich bekannt war. Ganz besonders berühmt waren seine zarten und süßen Kürbisse, die eine ungewöhnliche Größe und manchmal ein Gewicht bis zu einem Pud erreichten. Ebenso vorzüglich war auch das Gemüse, und die Wiederverkäufer des Podòlschen Marktes wußten, daß gegen Figura nicht aufzukommen war, und daß niemand bessere Ware führte als er. Aber er liebte es nicht, mit Wiederverkäufern zu handeln, sondern zog es vor, die Geschäfte mit den Käufern selber abzumachen.

Alle kannten ihn auf dem Markte und wußten, daß er „nicht von einfachen Leuten komme und nur so einfach tue"; aber seine eigentliche Herkunft und den Grund, warum er so bäuerisch lebte, wußte keiner.

Auch ich wußte es lange nicht und weiß auch heute nicht, welche Rangstufe er früher eingenommen hatte.

Das Häuschen Figuras war eine gewöhnliche kleinrussische Lehmhütte, aber in Küche, Stube und Kammer geteilt. Seine Nahrung bestand nur aus Pflanzen- und Milchkost und war die denkbar einfachste. Sie wurde ihm von der oben erwähnten Christa bereitet. Christa hatte ein Kind, namens Kàtrja, ein wunderhübsches kleines Mädchen. In der Nachbarschaft wurde allgemein angenommen, daß sie Figuras Kind sei, aber wenn man vor ihm davon sprach, machte er jedesmal eine Grimasse, prustete mit den Lippen und erwiderte: „Mein ist sie, das ist wahr! Weil Gott mir das Glück gegeben hat, daß ich sie aufziehen darf, darum ist sie mein eigen geworden. Wer sie in diese Welt gesetzt hat, das weiß ich nicht; aber wer sie für mein Kind halten will, der mag es immerhin: ich habe nichts dagegen."

Kàtrjas wegen waren manche noch ein wenig im Zweifel: ganz zweifellos aber erschien es allen, daß die schöne Christa Figuras „Freundin" war. Figura war auch dagegen gleichgültig, aber wenn es jemandem einfiel, ihn mit Christa zu necken, fragte er bloß: „Sagen Sie das etwa aus Neid?"

Figuras Beziehungen zu Christa waren die freundlichsten, aber derart, daß man aus ihnen keinerlei Aufschluß über ihre wahre Bedeutung bekommen konnte. Christa lebte im Hause nicht als Dienerin, sondern wie eine Verwandte. Sie holte Wasser aus dem Brunnen, wusch den Boden, strich die Wände der Hütte frisch an[2]), wusch und nähte für sich, Kàtrja und Figura. Nur die Kühe melkte sie nicht, weil es riesige starke Tiere waren und Figura daher selber mit seinen großen Händen diese Arbeit besorgte. Alle drei nahmen die Mahlzeiten gemeinschaftlich ein, und auch Christa und Kàtrja aßen weder Fleisch noch Fische, noch sonst irgendein Lebewesen. Tee tranken sie nicht, weil er doch „nur Wasser sei", aber an Festtagen stand Kirschen- oder Himbeersaft auf dem Tische. Nur wenig Gäste kamen ins Haus, nur

[1]) Kürbisse.

[2]) In Kleinrußland werden die Bauernhütten jede Woche frisch geweißt.

die zwei alten Fräulein, Shuràwskij und ich. Während wir da waren, war Christa schwer zu bewegen, sich auch nur auf einen Augenblick ruhig zu uns zu setzen: so viel machte sie sich mit der Bewirtung zu schaffen, und wenn die Besuche sich verabschiedeten, ließ sie es sich nicht nehmen, ihnen draußen im Flur beim Anziehen der Mäntel und Galoschen behilflich zu sein. Die Gäste mochten sich auch noch so dagegen wehren, sie bestand darauf, und Figura gab ihr recht und sagte jedesmal: „Gestatten Sie ihr, ihre Pflicht zu erfüllen!"

Christa beruhigte sich erst dann, wenn die Gäste es zuließen, daß sie ihnen ihre Hüllen anzog. „Wie es sich nach dem Gesetz gehört," drückte sich die kindliche Seele der bäuerlichen Schönheit aus.

Im Gespräche sagte Figura ‚Du' zu Christa und nannte sie Christina oder Christa; sie aber sagte ‚Sie' zu ihm und nannte ihn beim Tauf- und Vaternamen. Kàtrja war für beide das ‚Töchterlein' und sie sagte ‚Tàta'[1] und ‚Màma' zu ihnen. Das Kind zählte neun Jahre, als ich nach Kiew kam, und versprach eine ebensolche Schönheit zu werden wie seine Mutter. Verwandtschaftliche Bande hatte weder Figura noch Christa. Die letztere war eine vater- und mutterlose Waise; Figura hatte zwar Verwandte, sogar einen entfernten Vetter, der an der Universität als Professor angestellt war, doch verkehrte er nicht mit ihm, da es nach seiner Ansicht „für ihn nicht schicklich sei, mit großen Herren Umgang zu pflegen."

II.

Ich wohnte in Kiew in einer sehr belebten Gegend, zwischen der Sophien- und der Michaelskirche, und neben diesen standen damals noch zwei bescheidene hölzerne Kirchlein. An Feiertagen war da so viel Geläute, daß es kaum auszuhalten war, und dazu waren in allen den benachbarten Straßen Schenken; auf dem Platz aber, vor meinem Fenster, pflegten Volksbelustigungen, wie Schaubuden und Schaukeln, zu sein. An solchen Tagen flüchtete ich mich zu Figura. Dort war Stille und Ruhe: ein schönes Kind spielte dort vor dem Hause auf dem Rasen, gute Frauenaugen leuchteten sanft, und man hörte die leisen, stets klugen Reden des allezeit nüchternen Figura.

Einmal, als ich wieder über die Unruhe klagte, die schon am frühen Morgen in meinem Stadtviertel herrschte, sagte er:

„Schweigen wir lieber davon! Ich konnte die Art, wie unser russisches Volk die Sonn- und Festtage zubringt, schon von frühester Jugend an nicht leiden. Und wie leicht kann ein Unglück dabei geschehen! Als Kadetten hat man uns manchmal zu den Schaukeln geführt und dabei auch noch zu uns gesagt: ‚Seht, das ist volkstümlich!' Schon damals habe ich für mich gedacht: Was kommt Gutes dabei heraus — und wäre es auch noch so volkstümlich! Der Prophet Jesaja sagt: ‚Eure Feste sind meiner Seele ein Greuel' — und ich habe sicher nicht umsonst eine Ahnung gehabt, daß mir durch solch ungeordnetes Treiben irgend einmal ein Unglück zustoßen werde. So ist es denn

[1] Kleinrussisch: Vater.

auch gekommen; ein Glück ist es nur, daß sich dabei für mich das Übel in lauter Segen verwandelt hat."

„Darf man wissen, wie das zuging?"

„Warum nicht? Sehen Sie, das war, als Sie noch in Ihrer Großmutter Schoße saßen. Wir hatten damals zwei Armeen: die eine nannte man die erste und die andere die zweite. Ich diente unter Sacken[1]) . . . Es ist derselbe Sacken, nach seines Vaters Namen Jerofèjitsch genannt, der auch jetzt noch immerfort die Kirchengebete liest. Ein gewaltiger Beter war er — Gott sei mit ihm —, und immer lag er auf den Knien dabei, und zuweilen neigt er den Kopf bis zur Erde und liegt dann so, lange, lange . . . und wohin er auch geht, und was er auch tut und in die Hand nimmt — immer macht er das Zeichen des Kreuzes dabei. Gar manche im Heer ahmten ihm nach und suchten, von ihm hierbei gesehen zu werden . . . Die, welchen es gelang, hatten vielen Vorteil davon . . . Hat es doch auch mir einmal so geholfen, daß ich bis auf den heutigen Tag eine Pension dafür bekomme. Das ging aber so zu.

III.

Unser Regiment stand im Süden, in einer Stadt, und hier war auch der Stab Jerofèjitschs. Da kam die Reihe einmal an mich, die Wache bei den Pulverkellern zu besetzen. Es war gerade zu Ostern. Ich trat die Wache um 12 Uhr mittags am Reinen Samstag[2]) an und hatte bis 12 Uhr mittags am Hellen Sonntag[3]) Wachdienst, mit mir meine Soldaten, zweiundvierzig an der Zahl, und außerdem eine Kosakenpatrouille von sechs Mann.

Wie es Abend wurde, legte sich mir auf einmal, wer weiß warum, ein tiefes Weh auf die Brust. Ich war noch jung und hing am Elternhause. Vater und Mutter lebten damals noch, und auch die Schwester . . . Aber die Hauptsache, das Liebste, das war die Mutter . . . Die Mutter, meine Wohltäterin! Eine herrliche Mutter hatte ich, rein und unverdorben durch und durch . . . Und so mitleidig war sie, daß sie niemanden betrüben konnte, weder einen Menschen noch ein Tier — sie mochte sogar weder Fleisch noch Fisch essen aus Mitleid mit den Tieren. Manchmal wollte ihr der Vater wehren: ‚Ich bitte dich, denke doch selber: wie würden sich die Tiere dann vermehren? Die Menschen hätten ja bald nicht mehr Platz auf der Erde!' Und sie darauf: ‚Das mag ja sein, vielleicht in weiter Zeit; aber diese habe ich selber großgezogen, und sie sind mir wie Verwandte. Ich kann keine Verwandte essen.' Auch bei unseren Nachbarn mochte sie kein Fleisch essen. ‚Diese Tiere,' sagte sie, ‚habe ich lebendig gesehen, sie sind mir Bekannte, und Bekannte kann ich doch nicht essen.' Aber dann hörte sie auch auf, ihr unbekannte Tiere zu essen. ‚Es kommt alles auf eines heraus,' sagte sie, ‚man hat sie gemordet.' Der Geistliche suchte sie zu überreden, das sei ‚von Gott so be-

[1]) Graf Dmitry v. d. Osten-Sacken, geb. 1793, gest. 1881.
[2]) Karsamstag.
[3]) Ostersonntag.

fohlen', und zeigte ihr im Kirchenbuche das Weihegebet für das Fleisch [1]; aber sie ließ sich nicht irremachen. ‚Nun gut,' sagte sie, ‚wenn es so dasteht, so können Sie ja davon essen.' Der Geistliche sagte zum Vater, das sei wohl alles dem Einfluß von fremden Weibern zuzuschreiben, die in die Häuser laufen, um die Leute zu verführen. Aber die Mutter erwiderte dem Vater: ‚Das ist alles Unsinn, ich weiß von keinen Weibern, die in die Häuser laufen. Mir ekelt es einfach davor, daß eines das andere aufißt.'

Ich kann auch heute noch nicht ruhig an meine Mutter denken, ohne daß die Seele erbebt. So war es damals, auf meinem Posten. Das Weh nach der Mutter packte mich. Auf und ab — auf und ab gehe ich, kaue vor Langeweile an einem Strohhalm und denke: Jetzt begleitet sie sie alle ins Dorf, zur Frühmesse, und selber holt sie sich eine Handvoll Waisenkinder, ungewaschener, ungekämmter Waisenkinder, und wäscht sie selber der Reihe nach am warmen Ofen, kämmt ihnen die Köpflein glatt und zieht ihnen reine Hemdlein an ... Wie ist man so glücklich und selig in ihrer Nähe! Wenn ich kein Edelmann wäre, lebte ich mit ihr zusammen bei ehrlicher Arbeit, statt auf Wache zu stehen. Was wir bewachen, dient es nicht Alles für tödlichen Kampf und Brudermord? ... Aber warum bin ich eigentlich so betrübt? Ist's nicht eine Schande? ... Ich werde besoldet für den Dienst und habe Aussicht auf Beförderung, hingegen so ein gemeiner Soldat — er ist ein Mensch ohne jede Aussicht für seine Zukunft und wird ohne Erbarmen für jedes Versehen geschlagen; wie unvergleichlich schwerer hat er es als ich! Und doch lebt er weiter und duldet ohne zu murren ... Was mir fehlt, das ist Zuversicht: die würde diese Schwermut vertreiben. Was kann wohl dem Menschen am ehesten helfen, wenn seine Seele krank ist? denke ich, und dabei geht mir dies und das durch den Sinn. Schließlich ist's doch wieder die Mutter, von der ein heller Gedanke kommt. ‚Wenn es dir schlecht geht,' pflegte sie zu sagen, ‚dann eile zu denen, die es noch schlechter haben als du' ... Nun, die Soldaten, die haben es doch schwerer als ich! Ich will die Soldaten, die armen, mit irgend etwas erfreuen, sie bewirten, etwa mit Tee, und auf meine Kosten mit ihnen fröhlich sein.

Das gefiel mir.

Ich rief die Ordonnanz, gab dem Manne Geld aus meiner Börse und schickte ihn, mir ein Viertel Pfund Tee zu kaufen, drei Pfund Zucker und sechzig rote Eier [2]; für das übrige Geld aber, soviel noch davon bliebe, Safranbrot. Gern hätte ich ihm mehr gegeben, aber es war alles, was ich gerade hatte.

Der Soldat lief davon und brachte das Gewünschte, und ich setzte mich an einen Tisch, fing an, den Zucker in Stücke zu schlagen und rechnete dabei, wieviel Stücke wohl auf den Mann kommen würden.

Und war es auch nur eine kleine Zerstreuung, aber sobald ich mit meiner Beschäftigung angefangen hatte, verging mein Heimweh. Nicht lange, so

[1] In der griechisch-katholischen Kirche werden zu hohen Festtagen allerlei Speisen, Fleisch, Eier und Brot in der Kirche geweiht.

[2] In Rußland nennt man alle gefärbten Eier „rote Eier".

sitze ich schon wieder ganz fröhlich da, zähle die Zuckerstückchen und denke: es sind ja einfache Leute, nicht durch Liebe verzärtelt, es wird sie auch dieser kleine Beweis meiner Teilnahme freuen. Sobald ich höre, daß man aus der Kirche zu läuten beginnt, und die Kirchgänger heimwärts gehen, werde ich meine Leute festlich begrüßen. „Kinder!" werde ich sagen, „Christus ist auferstanden!" und werde sie zu meinem Tee einladen.

Der Pulverkeller lag außer der Stadt, weit von jeder Behausung, wie alle Pulvermagazine, und als Wachtlokal diente der Vorplatz eines leeren Kellers, in dem gerade kein Pulver aufbewahrt wurde. Hier waren die Soldaten und ich — die Wachen draußen, und drei von den Kosaken bei den Soldaten —, die anderen drei waren auf Streifwache weggeritten.

Nun ertönten die Glocken aus der Stadt herüber, und hier und dort begannen Lichter aufzuleuchten[1]), und auch meiner Uhr nach mußte der Gottesdienst gleich aus sein. Ich stand auf, um die Runde der Posten zu machen, und höre auf einmal Lärm . . . eine Rauferei. Ich eile durch das Dunkel dorthin. — Da fliegt mir plötzlich etwas vor die Füße, und im selben Augenblick erhalte ich eine Ohrfeige. Sie sind erstaunt? Ja, eine richtige Ohrfeige, und — krach! von der einen Schulter die Epaulette weg!

„Was ist das? Wer schlägt mich?"

Und ringsumher Finsternis.

„Kinder!" rufe ich; „Brüder! Was geschieht hier?" Die Soldaten erkennen meine Stimme und antworten: „Die Kosaken, Euer Wohlgeboren, haben im Rausch Streit angefangen!"

„Wer hat mich angefallen?"

„Das war ebenfalls ein Kosake, der Euer Wohlgeboren geschlagen hat. Da liegt er, Ihnen zu Füßen, er ist ohne Besinnung. Zwei andere werden dort drüben schon gefesselt. Hauen wollten sie einander."

IV.

In meinem Kopfe war ein wildes Durcheinander. Eine Beschimpfung allerschwerster Art! Ich war noch jung und unerfahren und gewohnt, alles so anzusehen, wie es mir angedrillt worden war, statt mit eigenen Augen, und meine Überlegung war auch keine eigene, sondern eine fremde, aufgedrungene, so wie es angenommen war. „Dich hat man geschlagen — das ist Entehrung, wenn du aber wieder schlägst, um dich zu rächen, so rettest du deine Ehre! Töten mußte ich ihn, diesen Kosaken! . . . Auf der Stelle niederhauen! . . . Aber ich habe ihn nicht niedergehauen . . . Was soll nun aus mir werden? Ich bin ein geohrfeigter Offizier. Ich bin verloren. Nein — ich steche ihn tot! Totstechen muß ich ihn, sofort! Er hat mir meine Ehre geraubt, meine ganze Karriere vernichtet . . . Töten! Sofort töten! Das Gericht mag mich rechtfertigen oder nicht — wenn nur die Ehre gerettet wird."

Aber in der Tiefe meiner Seele sagt jemand: ‚Nicht töten!' Und ich verstand, wer so spricht: Gott ist es. Das war meiner Seele völlig klar.

[1]) Der Ostergottesdienst währt von Mitternacht bis etwa 2 Uhr.

Eine so sichere zweifellose Klarheit, daß kein weiterer Beweis mehr not tut und keine Ausrede möglich ist. Gott! Er ist ja noch höher und größer als sogar Sacken selber. Wenn Sacken auskommandiert haben wird, geht er einmal mit dem Stern auf der Brust aus dem Dienst. Aber Gott? Gott wird in alle Ewigkeit das Kommando über alle Welten behalten. Wenn er mir aber nicht erlaubt, den zu töten, der mich geschlagen hat, was fange ich dann mit ihm an? Was soll ich tun? Bei wem mir Rat holen? . . . am besten bei dem, der dasselbe ertragen hat. Jesus Christus! . . . Man hat auch dich geschlagen — dich . . . Man hat dich geschlagen, und du hast vergeben . . . und was bin ich vor dir? . . . ich bin ein Wurm . . . ein Nichts. Ich will dein sein! Ich habe vergeben! Ich bin dein!

Und die Tränen kommen mir — unaufhaltsam, mit Macht. Meine Leute meinen, ich weine wegen der Beschimpfung, und ich — Sie verstehen — mir war schon nicht mehr um die Beschimpfung zu tun.

Die Soldaten sagen: „Wir töten ihn!"

„Was fällt euch ein? Gott sei mit euch! Einen Menschen darf man nicht töten."

Ich frage den ältesten: „Wo habt ihr ihn?"

„Wir haben ihm die Hände gebunden und ihn in den Keller geworfen."

„Bindet ihn los, schnell, und bringt ihn her."

Sie gingen, und auf einmal fliegt die Kellertür weit auf, der Kosake kommt herangestürzt, gerade auf mich zu und fällt wie eine Garbe mir wieder vor die Füße und wimmert: „Euer Wohlgeboren! Ich bin ein unglücklicher Mensch!"

„Ja," sage ich, „unglücklich bist du."

„Was hat man mit mir gemacht?"

Und er weint, weint und heult laut.

„Steh auf!" sage ich.

„Ich kann nicht; ich bin noch ganz betäubt."

„Warum bist du betäubt?"

„Ich rühre sonst nie einen Tropfen an, und sie haben mich zum Trinken gezwungen . . Daheim hab ich ein junges Weib . . kleine Kinder . . . alte Eltern . . . Was habe ich getan!"

„Wer hat dich zum Trinken gezwungen?"

„Die Kameraden, Euer Wohlgeboren — sie haben mich gezwungen, während des Läutens auf die Lebendigen und Toten zu trinken. Ich rühre sonst keinen Wein an!"

Und er erzählt, wie sie in einen Schinòk[1]) eingekehrt sind, und die Kameraden ihn überredet hätten, er solle zum Hellen Christusfesttag[2]) eins trinken, beim allerersten Glockenklang, damit es den Lebenden und Toten leichter werde. Der eine Kamerad reicht ihm die Tschàra[3]), der andere eine zweite — die dritte hat er schon selber bezahlt und auch noch die Kameraden freigehalten. Was ihm nachher durch den Sinn gefahren ist, sich auf mich

[1]) Schenke. [2]) Ostersonntag. [3]) Becher.

zu werfen, mich zu ohrfeigen und mir die Epaulette abzureißen — das wußte er nicht.

So eine Geschichte! Und jetzt wälzt er sich mir zu Füßen, weint wie ein Kind, und sein ganzer Rausch ist verflogen. . . Dann wieder stöhnt er: „Meine Kinderlein, meine Täubchen! Meine alten Eltern, die unglückseligen! Das Weib, das ärmste!"

So stöhnt und wimmert der Unglückliche, und die Soldaten alle schauen auf ihn, und ich sehe, daß der Anblick ihnen ins Herz schneidet, aber mir selber tut er am meisten weh, und ich fange zu überlegen an; hätte er mich ohne Zeugen geschlagen, ich hätte keinen Augenblick gezögert, sondern gesagt: „Geh im Frieden und tue es nicht wieder." Aber das alles ist ja vor den Untergebenen geschehen, denen ich ein Beispiel geben soll . . .

Und plötzlich fällt mir dieses Wort wieder erlösend auf die Seele . . . wer ist es, der uns das erste Beispiel gegeben hat? Das kann ich doch nicht vergessen, kann doch nicht an Jesus Christus denken und dabei vor den Leuten ihm zuwiderhandeln . . .

„Nein," denke ich dann wieder, „das geht nicht. Ich habe mich verwirren lassen. Ich will das von mir schieben, bis . . . nun, wenigstens eine Zeit lang, und jetzt will ich nur nach der Instruktion handeln . . ."

Ich nehme ein Ei in die Hand und will „Christus ist auferstanden!" sagen. Aber ich fühle, daß ich unwahr bin. Jetzt bin ich nicht sein, ich bin ihm schon ein Fremder geworden . . . Das will ich nicht, ich will nicht von ihm ferne sein.

Warum aber tue ich dann wie der, welcher sagte: ‚Herr, gehe von mir weg: denn ich bin ein sündiger Mensch?' Ohne Ihn, natürlich, ist es leichter, ohne Ihn kann man wohl mit allen Menschen auskommen, es allen recht machen . . .

Aber ich will das nicht! will nicht, daß es mir leichter sei! ich will nicht!

Und noch etwas anderes fiel mir ein. Ich will ihn nicht bitten, wegzugehen, sondern ihn bitten, zu kommen. Komm — näher! Darauf beginne ich laut das Ostergebet zu sprechen: „Christus, du wahres Licht, erleuchte und durchleuchte einen jeden Menschen, der da auf diese Welt kommt." . . .

Die Soldaten horchten auf. Eine Stimme wiederholte: „Einen jeden Menschen!"

„Ja," sage ich, „einen jeden Menschen, der den Frieden sucht," und erkläre weiter, daß er denjenigen erleuchtet, der aus dem Haß zum Frieden kommt. Und meine Stimme scholl hell durch den Raum: „Segne uns und erhebe auf uns, Sünder, das Licht deines Antlitzes!"

„Segne uns! Segne uns!" tönte es wie ein einziger Seufzer aus dem Mund der Soldaten. Über alle lief es wie ein Zittern, alle schluchzen auf . . . alle haben sie das unerreichbare Licht erschaut, und es zieht sie dahin, zu ihm . . .

„Brüder!" sage ich, „wir wollen schweigen!"

Sie verstanden alle sofort.

„Möge uns die Zunge vertrocknen," antworteten sie, „aber wir sagen nichts."

„Nun denn," so sage ich, „also ist Christus auferstanden!" und ich küßte den ersten Kosaken[1]), den, der mich geschlagen hatte, und nach ihm auch die anderen. „Christus ist auferstanden! — In Wahrheit auferstanden!"

Und wir umarmten einander aufrichtig, mit Freuden. Aber der Kosake hörte nicht auf, zu weinen, und wiederholte in einem fort: „Nach Jerusalem will ich pilgern . . . Den Geistlichen will ich bitten, daß er mir eine Buße auferlegt."

„Gott sei mit dir," sage ich zu ihm, „noch besser ist's, wenn du nicht nach Jerusalem gehst, aber keinen Branntwein mehr trinkst."

„Nein," meint er, „Schnaps werde ich schon gewiß nicht mehr trinken, aber zum Väterchen Popen gehe ich auch."

„Nun, wie du meinst."

Es kam die Ablösung. Wir kehrten zurück; ich stattete Rapport ab, daß alles in Ordnung sei, und die Soldaten hielten Wort und schwiegen. Und doch geschah etwas, was unser Geheimnis ans Licht brachte.

Am dritten Feiertage werde ich zum Regimentskommandeur befohlen. Der empfängt mich in seinem Studierzimmer, schließt die Tür zu und sagt: „Wie kommt es, daß Sie, als Sie das letztemal auf Wache waren, rapportiert haben, daß alles in Ordnung sei, während sich doch bei Ihnen etwas ganz Entsetzliches zugetragen hat?"

Ich sage darauf: „Zu Befehl, Herr Oberst! das Vorgefallene war allerdings schlimm; aber Gott hat uns erleuchtet, und alles nahm ein glückliches Ende."

„Ein Gemeiner beleidigt den Offizier und bleibt ohne Strafe, und Sie nennen das ‚ein glückliches Ende' und ‚in Ordnung'? Ja, was soll denn das heißen? Wissen Sie nicht, was Subordination ist, was Ehrgefühl?"

„Herr Oberst!" sage ich, „dieser Kosake rührt sonst keinen Alkohol an und war ganz von Sinnen, als man ihn trunken gemacht hatte."

„Trunkenheit ist keine Entschuldigung!"

„Auch ich halte sie für keine Entschuldigung," sage ich. „Die Trunksucht ist des Menschen Verderben. Aber ich brachte es nicht über mich, daß man meinetwegen einen Menschen strafe, der nicht wußte, was er tat. Verzeihung, Herr Oberst, ich habe ihm vergeben."

„Sie hatten kein Recht dazu."

„Das weiß ich wohl, Herr Oberst, aber ich konnte nicht anders."

„Sie können hiernach nicht länger im Dienst bleiben."

„Ich bin bereit, zu gehen."

„Ja, reichen Sie Ihr Gesuch um Entlassung ein."

„Zu Befehl."

„Sie tun mir leid, aber Ihre Handlungsweise ist einfach unerhört. Klagen Sie sich selber an und denjenigen, der Ihnen solche Grundsätze eingeflößt hat."

Diese Worte machten mich sehr traurig; ich bat um Verzeihung, aber ich

[1]) Alter Osterbrauch.

sagte, ich würde niemanden anklagen, am wenigsten den, der mir diese Grundsätze eingeflößt habe — denn ich hätte sie nur aus der christlichen Lehre geschöpft. Dem Oberst mißfiel dies ganz außerordentlich.

„Gehen Sie mir mit Ihrer christlichen Lehre!" sagte er, „ich bin doch weder ein reicher Kaufmann noch eine vornehme Dame. Ich bin nicht reich genug, um Kirchenglocken zu stiften, und Altardecken verstehe ich auch nicht zu sticken; von Ihnen aber verlange ich, daß Sie Ihren Dienst nach Vorschrift tun. Im Militär hat man die christlichen Grundsätze aus dem Diensteid zu schöpfen, und wenn Sie wegen Ihrer Handlungsweise in irgendeinem Zweifel waren, so konnten Sie sich vom Geistlichen für alles Rat holen. Schämen Sie sich, daß der Kosake, der Sie geschlagen hat, besser als Sie wußte, was er zu tun habe: er ist zu seinem Beichtvater gegangen und hat ihm alles gesagt! Dies allein hat ihn auch gerettet, nicht aber Ihr Verzeihen. Dmìtry Jerofèitsch hat ihm nicht um Ihret-, sondern um des Geistlichen willen verziehen. Alle die Soldaten aber, die mit Ihnen auf Wache waren, werden streng bestraft. Da können Sie sehen, was Sie den Leuten mit Ihrem Christentum eingebrockt haben! Sie aber, gehen Sie gefälligst zu Sacken, er will selber mit Ihnen reden. Ihm können Sie von Ihrem Christentum erzählen; er kennt die Kirchenbücher so genau wie das Reglement. Entschuldigen Sie, wenn ich es sage, aber alle sind der Überzeugung, daß Sie die Ohrfeige, die Sie erhielten, einzig und allein verziehen haben, damit diese Entehrung Sie nicht hindere, im Dienst zu bleiben . . . Das geht nicht! Ihre Kameraden haben erklärt, nicht länger mit Ihnen zusammen dienen zu wollen."

Das kam mir damals, bei meiner Jugend, grausam und beleidigend vor.

„Zu Befehl," sage ich, „Herr Oberst, ich werde zum Grafen Sacken gehen und ihm genau berichten, wie sich alles zugetragen hat — alles werde ich gewissenhaft melden. Vielleicht sieht er die Sache mit anderen Augen an."

Der Kommandeur machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Sagen Sie meinetwegen, was Sie wollen, aber seien Sie überzeugt, daß Ihnen das nichts helfen kann. Sacken kennt die Statuten der Kirche genau, das ist wahr, aber er erfüllt doch bisher nebenbei auch noch die militärischen. Er hat sich noch nicht zum Erzpriester weihen lassen."

In der Armee gingen damals allerlei abgeschmackte Gerüchte über Sacken um. Die einen sagten, er habe Visionen, und ein Engel gebe ihm ein, wann eine Schlacht zu beginnen sei. Andere erzählten noch wunderlichere Dinge von ihm, und der Regimentszahlmeister, der unter den Kaufleuten einen großen Bekanntenkreis hatte, behauptete, Philaret[1]) von Moskau habe zum Grafen Protàssow gesagt: „Wenn ich sterbe, behüte Sie Gott davor, daß Sie Murawjèw zum Oberprokurator machen und den Rektor von Kiew (Innokentij Borìssow) zum Metropoliten. Sie scheinen beide nur gut für diese Stellen, in Wirklichkeit taugen sie aber nicht dafür. Nein, setzen Sie

[1]) Geb. 1783, Archimandrit von Moskau, unterstützte die Aufhebung der Leibeigenschaft.

an Ihre Stelle Sacken, und an meine — den allerdemütigsten Mönch. Tun Sie das nicht, so werde ich Ihnen nachts in dunklem Glanze erscheinen."

V.

Ich wollte damals um keinen Preis der Welt, daß Sacken meine, ich habe die erhaltene Ohrfeige verziehen und verheimlicht, um im Dienste bleiben zu können. Jetzt kommt es mir lächerlich vor. Aber in meinem damaligen erregten Zustand glaubte ich wirklich, meine Ehre könne von solchen Kleinigkeiten, wie Menschenmeinung abhängen . . . Ganze Nächte lang konnte ich vor Aufregung nicht schlafen. Es kränkte mich, daß die Kameraden schlecht von mir denken und daß auch Sacken eine böse Meinung von mir haben mußte. Sehen Sie, so ist der Mensch; immer sollen alle nur gut von ihm denken! . . . Und hierüber verbrachte ich wieder eine schlaflose Nacht, aber den nächsten Tag stand ich früh auf. Wie ich nun am Morgen in das Empfangszimmer Sackens komme, war dort erst nur ein Auditor; nach und nach kamen noch verschiedene andere zusammen. Um mich her war ein leises Stimmengesumme — es war keiner meiner Bekannten darunter — ich aber schweige und fühle, wie mich zu dieser ungelegensten Zeit der Schlaf überwältigt. Die Augen fallen mir gegen meinen Willen zu. Und lange, sehr lange habe ich so mit allen anderen auf Sacken gewartet. Wie absichtlich wollte er an diesem Tage gar nicht aus seinem Schlafgemach herauskommen, wo er vor seinem wundertätigen Heiligenbilde betete. Er war ja sehr fromm. Jeden Tag las er alle die Morgen- und Abendgebete und dazu noch drei Kirchengebete; anders tat er es nicht, und manchmal vergaß er sich in seiner Frömmigkeit so sehr, daß sie kein Ende nahm. Es kam vor, daß er kniend, vor Müdigkeit hinfiel und auf dem Teppich dalag, immer noch fortbetend. Und Gott bewahre denjenigen, der es gewagt hätte, ihn hierbei zu stören, und wäre es selbst durch die Meldung eines feindlichen Angriffs. In seiner Andacht ihn zu unterbrechen wäre dasselbe gewesen, wie ein Kind zu wecken, das nicht ausgeschlafen hat: das ist dann den ganzen übrigen Tag schlechter Laune und eigensinnig und läßt sich auf keine Weise beruhigen. Seine Adjutanten wußten das. Einige unter ihnen waren selber Betbrüder, andere stellten sich, als ob sie es wären, und er liebte und lobte ohne Unterschied einen jeden, der ihm fromm erschien.

Sobald er ins Empfangszimmer trat, pflegten ihm die Herren seines Stabes sofort anzusehen, ob er sich zur Genüge ausgebetet habe und gut aufgelegt sei. Dann brachten sie alle Papiere herbei, denn wenn er recht lange gebetet hatte, war er in weicher Stimmung und pflegte alles zu unterschreiben, was man ihm unterbreitete. Ein solch glücklicher Tag war auch mir beschieden.

„Sie sind zu rechter Zeit gekommen," flüsterte mir ein Erfahrener zu; „jetzt kann man ihn um alles bitten: er hat sich heute satt gebetet."

Mich plagte die Neugierde, und ich fragte: „Woran sehen Sie das?"

Der Erfahrene erwiderte: „Sehen Sie denn nicht? Seine Hosen sind ganz weiß vom Knien, und über den Brauen schimmert es wie ein helles Licht . . . Er wird demnach freundlich sein."

Sacken sprach mit einem jeden und entließ dann alle. Ich kam zu allerletzt, und er befahl mir, ihm in sein Kabinett zu folgen.

„Nun," denke ich, „jetzt wird sich alles aufklären." Und mit der Schläfrigkeit war es auf einmal vorbei.

In seinem Kabinett stand ein großes Heiligenbild in kostbarem Rahmen auf einer besonders dazu errichteten Erhöhung, und davor brannte eine Lampe mit drei Flammen.

Sacken trat zuerst auf das Heiligenbild zu, bekreuzigte sich und verneigte sich bis zum Boden. Dann wandte er sich nach mir um mit den Worten: „Ihr Regimentskommandeur nimmt Sie in Schutz. Er lobt Sie sogar und sagt, Sie seien ein tüchtiger Offizier gewesen. Aber ich kann Sie unmöglich im Dienst behalten!"

Ich erwidere, daß ich darum auch gar nicht bäte.

„Sie bitten gar nicht darum! Und warum denn nicht?"

„Ich weiß, daß es nicht geht, und bitte nicht um Unmögliches."

„Sie sind stolz . . ."

„Erlaucht verzeihen, aber dies ist keineswegs der Fall."

„Warum reden Sie denn von Unmöglichem? Das ist französischer Geist! Bei Gott ist alles möglich! Aber ich kann Sie wirklich nicht behalten . . . Auch über mir steht ein noch höherer Vorgesetzter. Dieses Ihr sonderbares freidenkerisches Benehmen kann bis zum Kaiser kommen . . . Was ist das für ein phantastischer Einfall von Ihnen!"

„Der Kosake," sage ich, „ist bis zur Bewußtlosigkeit zum Trinken gezwungen worden, und in diesem Zustande hat er mich geschlagen."

„Und Sie haben ihm das verziehen?"

„Ja, ich konnte nicht anders."

„Womit begründen Sie das?"

„Nur mit einer Regung des Herzens . . ."

„Hm! . . . Des Herzens . . . Im Dienst gilt zu allererst das Reglement, aber nicht das Herz . . . Bereuen Sie Ihren Fehler wenigstens?"

„Ich konnte nicht anders handeln."

„Also bereuen Sie nicht einmal?"

„Nein."

„Und empfinden gar kein Bedauern?"

„Den Kosaken bedauere ich — mich selbst aber nicht."

„Und würden ihm am Ende gar auch noch ein zweites Mal verzeihen?"

„Ein zweites Mal, glaube ich, ginge das sogar leichter."

„So also? So ist es bei uns? . . . Ein Soldat schlägt ihn auf die eine Backe, und er ist bereit, ihm auch noch die andere zu bieten!"

„Halt!" dachte ich, „damit wage du nicht zu spaßen!" Und schweigend sah ich ihn an, aber mein Blick mochte sagen, was ich dachte.

Er schien verlegen, aber nur einen Augenblick. Der General in ihm blies sich wieder gewaltig auf, und er wirft mir die Frage nur so hin:

„Haben Sie denn gar keinen Stolz?"

„Ich habe die Ehre, zu melden, daß ich nicht stolz bin."

„Sie sind von Adel?"

„Ich stamme aus dem Adel."

„Und dieses — ‚noblesse oblige' — diesen Adelsstolz — auch den haben Sie nicht?"

„Auch den nicht."

„Ein Adliger — und ohne jeden Stolz?"

Ich schwieg. Bei mir selbst aber dachte ich: „Nun ja — ein Adliger ohne jeden Stolz — was willst du mit mir anfangen?"

Aber er läßt nicht ab und fährt fort: „Nun, was schweigen Sie denn? Ich frage Sie über diesen — diesen edlen Stolz?"

Wieder schwieg ich; aber er wiederholte: „Ich frage noch einmal: und der edle Stolz, der den Menschen erhöht? Sirach befiehlt, sich um seinen Namen zu bekümmern . . ."

Hier hielt es mich nicht länger: kam ich mir selber doch schon wie aus dem Dienst entlassen vor, und als freier Mann erwiderte ich ihm, daß ich im ganzen Evangelium nichts von einem „edlen Stolz" gefunden und nur von dem einen Stolz des Satans gelesen habe, der Gott zuwider ist.

Sacken trat plötzlich zurück und rief: „Bekreuzen Sie sich! . . . Hören Sie, ich befehle es Ihnen: bekreuzen Sie sich schnell!"

Ich bekreuzigte mich.

„Noch einmal!"

Ich bekreuzigte mich abermals.

„Und noch einmal! Dreimal bekreuzen Sie sich!"

Ich bekreuzigte mich ein drittes Mal.

Da trat er dicht zu mir heran, indem er noch selber das Zeichen des Kreuzes über mich machte, und raunte mir zu: „Den Satanas soll man nicht nennen! Sie selber sind doch rechtgläubig?"

„Ich bin rechtgläubig."

„Ihre Paten haben sich für Sie am Taufbecken vom Satanas losgesagt . . . von ihm und von seinem sündigen Stolz und von allen seinen Werken und haben auf ihn gespien[1]). Er ist der Vater der Lüge und ein Aufrührer. Spucken auch Sie sofort!"

Ich spuckte aus.

„Noch einmal!"

Ich spuckte noch einmal.

„Ordentlich! . . . Dreimal müssen Sie spucken!"

Ich spuckte aus, und Sacken tat dasselbe und verrieb dann den Fleck auf dem Boden mit dem Fuß. Den ganzen Satanas bespuckten wir miteinander auf diese Weise.

„So ist es recht! . . . Und nun, sagen Sie mal: was werden Sie denn anfangen im Abschied?"

„Ich weiß noch nicht."

[1]) Bei der russischen Taufe „blasen und spucken" auch heute noch die Paten bei der Lossagung vom Teufel.

„Haben Sie Vermögen?"

„Nein."

„Das ist schlimm! Haben Sie einflußreiche Verwandte?"

„Auch das nicht."

„Sehr schlimm! Auf wen hoffen Sie denn noch?"

„Nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können nicht helfen. Aber bei Gott geht kein Sperling zugrunde, und auch ich werde nicht zugrunde gehen."

„Oho! — — Sie sind aber gut belesen! Wollen Sie Mönch werden?"

„Nein, Euer Erlaucht."

„Warum nicht? Ich kann Innokentij schreiben und für Sie bitten."

„Ich fühle keinerlei Berufung zum Mönchtum."

„Ja, was wollen Sie denn sonst?"

„Ich will nur, daß Sie nicht glauben, ich habe den erhaltenen Schlag verschwiegen, um im Dienst zu bleiben; ich tat es einfach, weil . . ."

„Um Ihre Seele zu retten! Ich verstehe Sie, verstehe Sie vollkommen! Darum sage ich Ihnen: werden Sie Mönch!"

„Das ist mir nicht möglich; ich habe auch dabei gar nicht an mein Seelenheil gedacht. Mir hat einfach der Mensch leid getan, und ich wollte nicht, daß er zu Tode geprügelt würde."

„Strafen sind heilsam. Sie sind, wie es scheint, in der Heiligen Schrift doch nicht genau bewandert. Wie heißt es da? ‚Den, welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er' . . . Sie tun mir übrigens dennoch leid: Sie haben schwer gelitten! . . . Wollen Sie in die Kommissariats-Kommission eintreten?"

„Nein, ich danke ergebenst."

„Wie kommt denn das?"

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich darauf antworten soll . . . ich tauge einfach nicht dorthin."

„Zum Proviant?"

„Dafür tauge ich ebensowenig."

„Nun, dann ins Zeughaus? Unter den Beamten dort gibt es ja auch ehrliche Leute."

Von diesem Gespräch legte sich ein Druck auf mich, so schwer, daß ich, gleichsam magnetisiert, zum Schlaf hingezogen wurde mit unwiderstehlicher Gewalt.

Und dabei steht Sacken immer noch vor mir, schüttelt den Kopf, gleichmäßig wie im Takt, und rechnet mir vor, während er mit der rechten Hand die Finger der linken einbiegt: „Ist in der Schrift belesen; hat keinen ehrenhaften Stolz; hat eine Ohrfeige erhalten; will nicht in das Kommissariat eintreten; will nicht zum Proviant und will nicht Mönch werden! Aber ich habe wohl richtig erraten, warum Sie nicht ins Kloster wollen: Sie sind verliebt?"

Und währenddessen sehne ich mich nur nach dem einen — nach Schlaf . . .

„Zu Befehl, nein," sage ich, „ich bin in niemanden verliebt."

„Haben Sie keine Absicht, sich zu verheiraten?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich habe einen schwachen Charakter."

„Das sieht man Ihnen an! Das sieht man Ihnen sofort an! Aber warum sind Sie nicht offen mit mir; Sie fürchten die Weiber — ja?"

„Es gibt welche, die ich fürchte."

„Da tun Sie wohl daran! Die Frauen sind eitel, oberflächlich . . . es gibt auch sehr böse unter ihnen; aber nicht alle sind boshaft und nicht alle betrügen."

„Ich fürchte mich davor, selber zum Betrüger zu werden."

„Wieso? Wie meinen Sie das?"

„Ich kann nicht hoffen, eine Frau glücklich zu machen."

„Weshalb? Fürchten Sie die Ungleichheit der Charaktere?"

„Ja," sage ich, „meiner Frau könnte das nicht gefallen, was ich für Recht halte und umgekehrt."

„Sie muß aus Ihren Worten sehen, daß Sie recht haben."

„Mit Worten beweist man nichts — Worte führen nur zum Streit, und der Mensch wird schlechter statt besser."

„So lieben Sie also keinen Streit?"

„Ich kann ihn nicht leiden."

„So werden Sie doch Mönch, mein Lieber! Das ist das Beste für Sie! Mit Ihren Grundsätzen werden Sie sich ja im Kloster vollkommen glücklich fühlen."

„Das möchte ich bezweifeln."

„Bezweifeln? Warum das?"

„Wie ich schon die Ehre hatte, zu sagen — ich fühle keine Berufung in mir."

„Da irren Sie sich — Beleidigungen vergeben, Ehelosigkeit — das ist ja geradezu eine Berufung ins Kloster! Was ist denn außer diesem noch Schweres dabei? Kein Fleisch essen. Vielleicht fürchten Sie das? So sehr streng wird ja im Kloster nicht gefastet . . ."

„Ich esse niemals Fleisch."

„Und dafür gibt es ausgezeichnete Fische im Kloster."

„Ich esse auch keinen Fisch."

„Wie, Sie essen auch keinen Fisch? Wie kommt das?"

„Es widersteht mir."

„Wie kann denn das widerstehen — einen guten Fisch essen?"

„Das ist mir wohl schon so angeboren. Meine Mutter aß niemals das Fleisch getöteter Tiere und auch keine Fische."

„Wie sonderbar! So essen Sie also nichts als Pilze und Grünzeug?"

„Ja, und Milch und Eier. Es bleibt ja noch vieles, was man essen kann!"

„Nun, Sie kennen sich also selber nicht: Sie sind ein geborener Mönch; sogar dem strengsten Orden können Sie beitreten, können Asket werden . . . Das freut mich! Freut mich sehr! Ich werde Ihnen sogleich einen Brief für Innokentij mitgeben."

„Aber ich will kein Mönch werden, Euer Erlaucht."

„Nein, nein, Sie müssen ins Kloster. Solche, die nicht einmal Fische essen, gibt es nur sehr wenige. Sie sind ein geborener Asket! Ich gehe, den Brief zu schreiben."

„Euer Erlaucht wollen sich nicht bemühen; es steht fest bei mir, daß ich nicht ins Kloster gehen werde. Ich will im Schweiße meines Angesichts mein Brot selber verdienen."

Sacken runzelte die Stirne.

„Das haben Sie aus der Bibel," sagte er. „Lesen Sie nicht so viel in der Bibel. Das paßt für die Engländer: die sind Ungläubige und Besserwisser. Die Bibel ist gefährlich — sie ist ein weltliches Buch. Ein Mensch mit asketischer Anlage wie Sie soll sie meiden."

„Ach du mein Herrgott!" denke ich, „ist das ein Quälgeist!" Laut aber sage ich zu ihm: „Ich habe Euer Erlaucht schon berichtet, daß ich gar keine asketische Veranlagung in mir fühle."

„Das tut nichts! Gehen Sie meinetwegen auch ohne Veranlagung! Die Veranlagung wird später kommen. Das Wertvollste ist, daß es Ihnen schon angeboren ist, nicht nur kein Fleisch, sondern sogar keinen Fisch zu essen. Was wollen Sie denn mehr?"

Ich schweige, schweige und denke nur das eine: „Wann endlich wird er mich entlassen, damit ich schlafen kann?"

Er aber legt mir die Hände auf beide Schultern, sieht mir lange in die Augen und sagt: „Mein lieber Freund! Sie sind schon längst berufen — nur Ihnen selber war dies bis jetzt noch unverständlich!"

„Ja," sage ich — „unverständlich . . ."

Ich spreche es ihm mechanisch, stumpf nach, denn ich fühle, wie mir alles gänzlich gleichgültig wird, und daß ich jetzt sofort, wie ich da vor ihm stehe, einschlafen muß.

„Nun, so lassen Sie uns zusammen beten," sagt er. „Recht innig und ernstlich vor diesem Heiligenbild. Es hat mich nach Frankreich begleitet, nach Persien und an die Donau. Viele Male schon bin ich in gänzlicher Unklarheit vor ihm niedergefallen, und wenn ich wieder aufstand, war mir das Licht aufgegangen. Hier, auf dem Teppich, knien Sie nieder und verbeugen Sie sich bis zur Erde . . . Ich fange an."

Ich kniete nieder, und er fing mit andächtiger Stimme an: „Vor deinem ewigen Ratschluß beuge ich mich . . ."

Weiter hörte ich nichts mehr. Es wollte mir vorkommen, sobald meine Stirn den Boden berührte, als sinke ich tiefer und tiefer, irgendwohin, bis zum innersten Innern der Erde.

Wohl ahnte mir noch, das sei nicht, was von mir verlangt war; mein Geist hätte sich erheben sollen in himmlische Höhen, und statt dessen sinke ich hinab, hinab und immer tiefer, und dann — dann weiß ich nichts mehr.

Nach einiger Zeit kehre ich vom Zentrum der Erde langsam wieder zur Oberfläche zurück. Um mich her ist mir alles fremd: eine Lampe brennt mit drei Flammen, die Fenster sind dunkel, und vor mir, auf demselben Teppich,

zu einem Knäuel zusammengerollt, liegt jemand — ein General — und schläft. — Was ist das? Wo bin ich? denke ich noch völlig schlaftrunken und blicke verwundert umher.

Ich richte mich sachte auf und denke: Wohin bin ich nur geraten? Kann das da vor mir wirklich und wahrhaftig ein General sein, oder kommt es mir nur so vor? . . . Leise berühre ich ihn: er ist warm und lebendig, und wie ich ihn so ansehe, macht er eine Bewegung und wacht ebenfalls auf. Er erhebt sich, sieht mich an, mir gegenüber auf dem Teppich, und sagt dann:

„Was sehe ich? Figura?"

„Zu Befehl," antworte ich.

„Welcher Dummkopf hat dich denn hier hereingelassen?"

„Der Graf Osten-Sacken."

„Der Graf Osten-Sacken — der bin ich ja selbst!"

„Ja," sage ich, „jetzt sehe ich es, Euer Erlaucht!"

„Und das siehst du wirklich erst jetzt?"

„Ich bitte um Verzeihung . . ." murmle ich, „mir scheint fast, als habe ich geschlafen . . ."

„Geschlafen — —!"

„Zu Befehl."

„Hinaus mit dir!"

„Zu Befehl," sage ich wieder, „aber es ist hier so dunkel, daß ich nicht weiß, wo hinaus."

Sacken stand auf, öffnete mir höchst eigenhändig die Tür und geruhte auf deutsch zu sagen: „Zum Teufel! . . ."

So trennten wir uns, von seiner Seite ziemlich kühl; doch war seine Gnade gegen mich noch nicht zu Ende.

VI.

Ich war völlig ruhig, denn ich wußte, daß mir meine Freiheit das Teuerste auf Erden sei, die Möglichkeit, nach einem einzigen höheren Gesetz zu leben und nicht nach mehreren: ohne Streit, ohne Kriecherei und ohne andere zu dem bekehren zu wollen, was nur eine höhere Offenbarung eingeben kann, und ich wußte, wo und wie eine solche Freiheit zu finden. Ich wollte nicht mehr dienen, weder da, wo ein „ehrenhafter Stolz" dazu gehört, noch anderswo. Im Dienst kann der Mensch nicht er selber sein, da muß er im voraus versprechen, was er nachher nicht erfüllen kann. Ich sah ein, daß ich mich auf keine Weise binden könne und auch nicht dürfe, denn der Sabbat ist um des Menschen willen da, und nicht der Mensch um des Sabbats willen . . . Immer wieder wird mein Herz beim Anblick fremder Leiden weich werden, und dann kann ich das gegebene Versprechen nicht mehr halten und werde den Sabbat verleugnen!

Zum Dienst gehört die Eidestreue, man muß sich selber zu überreden wissen — und dazu fehlt es mir völlig an der nötigen Begabung. Was ich brauche, ist ein Leben so einfach wie nur möglich. Ich sann hin und her, und zuletzt entschloß ich mich, Landmann zu werden.

Doch mir sollte noch eine dienstliche Belohnung werden. Gerade, als ich im Begriff war, das Regiment zu verlassen, sagte der Oberst zu mir:

„Sie sind nicht vergeblich bei Dmitry Jerofèjitsch[1]) gewesen. Er hatte an jenem Morgen gerade ganz besonders vortrefflich gebetet und hat, soviel ich weiß, sogar auch noch mit Ihnen gebetet?"

„Jawohl," erwidere ich, „wir haben zusammen gebetet."

„Und haben es auch erreicht: Sie haben ihm sehr gut gefallen, und er läßt Ihnen sagen, daß er auf außergewöhnlichem Wege für Sie eine Pension erwirkt hat."

„Ich bin noch nicht pensionsberechtigt," erwidere ich.

„Das auszurechnen ist zu spät. Er hat Sie bereits vorgeschlagen, der Brief ist unterwegs, und ihm wird man nichts abschlagen."

Ich erhielt eine Pension von sechsunddreißig Rubel im Jahr, die ich auch jetzt noch beziehe.

Die Soldaten nahmen herzlichen Abschied von mir.

„Euer Wohlgeboren," sagten sie, „wir waren mit Ihnen zufrieden und haben über nichts zu klagen. Der Soldat hat seine Vorgesetzten nicht zu wählen, aber wir wollten, Euer Wohlgeboren, daß Sie es bis zum Popen brächten, bei uns im Regiment, um uns für das Schlachtfeld zu segnen!"

Und dann habe ich mir dieses kleine Gut hier gekauft. Groß ist es ja nicht, aber gerade, was ich brauche. Vielleicht wird es Kàtrja einst mit einem braven Manne bewirtschaften. Arme Kàtrjùßja! Ich habe sie mit ihrer Mutter einst unter den Pappeln des Podolinskischen Gartens gefunden ... Die Mutter wollte sie fremden Leuten abgeben und selber als Amme zu irgendeiner reichen Dame gehen. Aber da habe ich zu ihr gesagt: „Was fällt dir ein? Bist du von Sinnen? Willst du dein eigenes Kind verlassen, um ein fremdes Herrenkind mit deiner Milch aufzuziehen? Hat es die Dame selber geboren, so soll sie es auch selber nähren: so ist es von Gott befohlen. Aber du komm zu mir samt deinem Kind."

Sie ist aufgestanden, hat die in Lumpen gehüllte Kàtrja auf den Arm genommen und ist mit mir gegangen. „Ich gehe, wohin mich mein Schicksal führt," hat sie gesagt.

So leben wir denn zusammen und bearbeiten das Feld und säen und jäten. Was uns fehlt, darüber grämen wir uns nicht, denn wir sind einfache Leute. Sie, die Mutter, ist eine Waise, das Kind ist noch klein und ich ein geohrfeigter Offizier, ohne Ehre und ohne Stolz."

Soviel ich weiß, ist Figura gegen das Ende der sechziger Jahre gestorben: die Weltgeschichte erwähnt ihn nirgends auf ihren Blättern.

[1]) Graf Osten-Sacken.

Colmar Freiherr v. d. Goltz,

Generalfeldmarschall, geboren den 12. August 1843.

Am 12. August vollendet der Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz sein siebzigstes Lebensjahr. Die „Deutsche Rundschau" verehrt in ihm einen regen, langjährigen Mitarbeiter, der die verschiedensten Fragen militärpolitischen Inhalts, des großen Krieges, des inneren Lebens der Armee in immer lehrreicher, lebhaftes Interesse hervorrufenden Art zu behandeln wußte.

Der Feldmarschall kann auf eine selten vielseitige, glänzende militärische Laufbahn zurückblicken. Im Jahre 1861 als Leutnant dem Infanterie-Regiment Nr. 41 in seiner Heimatprovinz Ostpreußen überwiesen, hatte er schon als junger Offizier das Glück, im Stabe des Oberkommandos der II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl den französischen Feldzug mitzumachen, an hoher, Überblick gestattenden Stellung den Krieg in der Praxis unter wechselvollen Lagen kennen zu lernen. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Etappen seiner Dienstlaufbahn zu durchmustern. Seine vielseitige Tätigkeit im Generalstabe, als Lehrer an der Kriegsakademie, als langjähriger Instruktor und kaiserlicher ottomanischer Marschall beim türkischen Heere, als Generalinspekteur der Ingenieur- und Pionier-Korps und der Festungen in Preußen sowie als kommandierender General des I. Armeekorps zu würdigen, wäre weder angezeigt noch möglich. — Aber als Festgruß zum 12. August möge ein kurzer Überblick über die literarische Tätigkeit des Frhr. v. d. Goltz, eines Ritters des Ordens pour le mérite für Kunst und Wissenschaft, des Doktors honoris causa der Albertina zu Königsberg i. Pr., dienen.

Das erste größere militärische Werk, mit dem der Feldmarschall an die Öffentlichkeit trat, war eine aktenmäßige Darstellung der Operationen der II. Armee (Prinz Friedrich Karl) während des Feldzuges 1870/71 in drei selbständigen Einzelschriften: „Bis zur Kapitulation von Metz", „An der Loire", „Die sieben Tage von Le Mans. Als aufmerksamer Beobachter, in alle wichtigen operativen Fragen eingeweiht, konnte er unter Benutzung der Akten des Oberkommandos von dem Gang der Ereignisse noch unter dem frischen Eindruck des Erlebten ein lebenswahres, anschauliches Bild entwerfen, ehe die offizielle Geschichtschreibung der kriegsgeschichtlichen Abteilung des großen Generalstabes so weit fortgeschritten war.

Die Kämpfe der II. Armee gegen die dritte französische Republik hatten dem damaligen Premierleutnant v. d. Goltz ein klares Bild von den Schwierigkeiten gegeben, die den deutschen Armeen noch bei der Niederwerfung der von den Franzosen organisierten Landesverteidigung entstanden. Vor allem diese Beobachtungen regten ihn zu dem Aufsehen erregenden Werke „Leon Gambetta und seine Armeen" (Berlin 1877) an. Die Schrift machte nicht nur Aufsehen, sie bereitete dem Verfasser auch unerfreuliche Stunden, indem er vorzeitig aus dem Generalstabe in die Truppe als Kompagniechef versetzt wurde und als ein Gemaßregelter erschien. — Wenn man heute das Werk wieder liest, erscheint dies schwer verständlich. Die Ausführungen lassen eine gewisse Bewunderung vor der unbeugsamen Tatkraft, den zwar manchmal dilettantischen Organisationsmaßregeln erkennen, aber sie forderten doch hierzu mit vollem Recht heraus durch ihre Groß-

zügigkeit, die, jeder bureaukratischen Rücksicht fremd, von brennender Vaterlandsliebe erfüllt, auch tatsächlich höchst Achtungsgebietendes leistete. — Daß bei Gambetta viel persönliche Eitelkeit und südländische Phantasterei eine Rolle gespielt haben, ist nicht entscheidend. Unbestreitbar ist, daß die französische Volkserhebung, dessen eigentliche Seele und Triebfeder der Diktator war, den deutschen Heeren doch noch ernste Kämpfe aufzwang, damit den Krieg in die Länge zog und die Möglichkeit fremder Einmischung schuf. Alle diese Umstände konnte Goltz an maßgebender Stelle verfolgen und deshalb die Bedeutung Gambettas sachgemäß würdigen. Das mangelnde Verständnis des Laien für die technischen Seiten der Kriegführung, seine oft verhängnisvollen Eingriffe in die Führung, das Verkennen des mit Truppen dieser Art Erreichbaren werden auch in dem Werke hervorgehoben. Trotzdem erregte es aus mehreren Gründen Anstand. Zunächst ließ es zwischen den Zeilen lesen, daß die deutschen Anordnungen, um die Armeen im Verlaufe des Krieges auf einer den noch zu lösenden Aufgaben angemessenen Höhe zu erhalten, keineswegs gleichen Schritt mit den Anstrengungen des Gegners hielten. Wenn es heute für die Richtigkeit dieser Tatsache noch eines Beweises bedürfte, so findet er sich in der Denkschrift Moltkes vom 8. Dezember 1870, die allerdings 1877 in der Öffentlichkeit noch nicht bekannt war (Moltkes Kriegslehren, III. Teil, S. 28). Der Chef des Generalstabes der Armee hat damals wenn auch schonend in seiner ruhig gemessenen Art so doch mit allem Nachdruck auf die Notwendigkeit einer Verstärkung des Heeres hingewiesen. Es ist eben eine unbestreitbare Tatsache, daß in Deutschland die Bedeutung der französischen Massenaufgebote, mochten sie auch noch so mangelhaft in ihrem inneren Gefüge gewesen sein und, mit ungeübten Führern, namentlich mittleren und unteren Grades, besetzt, noch so wenig Offensivkraft gehabt haben, wesentlich unterschätzt wurden. Der Premierleutnant v. d. Goltz hatte als Mitglied des Stabes des Oberkommandos der II. Armee die kritischen Tage von Orléans und Le Mans mitgemacht; sie standen bei Abfassung seines Werkes noch lebhaft vor seiner Seele. Möglich ist, daß er die ernste Stimmung, die scheinbaren Gefahren schärfer empfand als die wagemutige Truppe. Aber ein Fehler blieb es, daß die deutschen Heere nicht wenigstens ihre Kadres schneller wieder auf die volle Stärke durch Nachschub brachten, daß es Armeekorps geben konnte, deren Stärke durch die erlittenen Verluste von den planmäßigen 24 000 Mann Infanterie auf 14 000 Mann, ja stellenweis bis 7000 Mann sank. — Ein tüchtiger Infanterist *kann* mehr wert sein als zwei oder drei mangelhafte. Aber auch unter den flüchtig ausgebildeten Mannschaften des Nachschubes gab es doch brauchbare Soldaten. Man verfuhr damals wohl reichlich pedantisch in bezug auf die Ausbildung, faßte das einfach *gefechtsmäßig Notwendige* nicht scharf genug ins Auge, daher die zahlenmäßig zu schwache Infanterie, die schließlich zu einer Art Partikularbedeckung der Artillerie herabsank. — Für einen jüngeren Generalstabsoffizier war es ohne Zweifel kühn, diese Dinge in der Öffentlichkeit zu erörtern oder wenigstens anzudeuten. Aber das war noch nicht das Gefährlichste der Schlußbetrachtungen in „Leon Gambetta und seine Armeen". Um die zahlenmäßige Stärke des Heeres zu vermehren, befürwortete Goltz eine Herabsetzung der Dienstzeit. — Allerdings enthielten seine damaligen Vorschläge *verschiedene* Kautelen, die bessere Ausnutzung der Ausbildungszeit gewährleisten sollten, aber der Vorschlag fiel doch stark aus dem Rahmen der herrschenden Anschauungen. Um die dreijährige Dienstzeit fanden heftige parlamentarische Kämpfe statt. Die Herabsetzung auf zwei Jahre war eine Forderung des Linksliberalismus, der die Regierung nicht nachkommen wollte. Die Entwicklung der Dinge hat Goltz recht gegeben, allerdings erst sechzehn Jahre später unter dem Druck besonderer Verhältnisse. Sehr bezeichnend ist es, daß schon 1877, von vielen Einzelheiten abgesehen, die Bedeutung körperlicher Ausbildung in der Volksschule von ihm scharf betont wurde, und daß er hierin eine wichtige Ergänzung der militärischen Erziehung sah. Auch einige andere Anregungen, namentlich in betreff Ausbildung der Offiziere des

Beurlaubtenstandes, finden sich in der Schlußbetrachtung, die inzwischen zur Einführung gelangt sind.

Das Gebiet der Kriegsgeschichte betritt Goltz in seinem hochbedeutenden Werke „Roßbach und Jena" (Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1882), das zum großen Teil auf archivalischen Quellen fußt, aber ebenso die schon gedruckten Untersuchungen beachtet und nachweist, worin die Ursachen bestanden, daß das siegreiche Heer Friedrichs d. Gr. bei Roßbach fünfzig Jahre später einen so unrühmlichen Zusammenbruch bei Jena erleben konnte. Zunächst soll untersucht werden, „welche Anstalten der Staat getroffen hatte, um die Fortschritte seiner Nachbarn zu beobachten, welche Stellung die freie militärische Forschung einnahm, welchen Standpunkt die zeitgenössische Literatur". „Die Betrachtung der Zeit vor Jena wird dazu beitragen," heißt es weiter, „das Verständnis für sie zu fördern, damit niemals wieder, solange das Vaterland besteht, die kostbaren Gelegenheiten versäumt und die Zeichen der Zeit verkannt werden. Die Niederlagen unserer Väter von damals sollen keinen Stoff für wohlfeile Krittelei abgeben, kein Anlaß zur Überhebung sein, wohl aber — nach einem Worte Heinrich v. Treitschkes — allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demut und Treue." — Goltz findet mit Recht, daß die heftigen Angriffe, welche gleich nach der Katastrophe gegen das Offizierkorps, vor allem gegen „die Federbüsche" gerichtet wurden, denen man fast allein die Schuld an der Niederlage gab, stark übertrieben waren. Vieles war begründet in dem ganzen Charakter der Zeit, dem sich die Offiziere ebensowenig entzogen wie alle anderen Schichten der Gebildeten. An offenen Augen für die Schäden des Heerwesens hat es nicht gefehlt, wohl aber an der gehörigen Zähigkeit, dem Ansehen der Klarblickenden, um sich durchzusetzen. Das entrollte Bild weicht etwas von der temperamentvollen Schilderung ab, die Max Lehmann in seinem „Leben Scharnhorsts" entwirft, aber ohne die tatsächlich vorhandenen Schäden zu bemänteln. Kommt es doch heute weniger darauf an, noch einmal in alten Wunden zu wühlen, und von diesem richtigen Gefühl geleitet, hat Goltz seinem Werke „Roßbach und Jena" das andere „Von Jena bis Preußisch-Eylau, des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung" (Berlin 1907) folgen lassen. Noch einmal wird hier der Verlauf des Untergangs des ruhmreichen preußischen Heeres auf dem Rückzuge von Jena geschildert. Mit schonungsloser Offenheit werden alle Fehler, die Kopflosigkeit, die gänzliche Verkennung des innersten Wesens des Krieges, dargestellt, aber auch die psychologische Seite hervorgehoben, die sich aus der geistigen Depression infolge der Niederlage ergab. Die Mutlosigkeit im Heere hing eng mit der allgemeinen Entartung des kriegerischen Sinnes in Preußen zusammen. Der lange Friede hatte die Neigung zum Genuß, zu behaglicher Lebensführung befördert, den altpreußischen Heldensinn verwirrt. „Das irregeleitete Geschlecht begriff es nicht mehr, daß in einer Tat der Verzweiflung oft die höchste Klugheit liegt, die zur Rettung führt, wo der grübelnde Verstand keinen Ausweg mehr findet." Man verstand Napoleons Vernichtungsstrategie noch nicht. Steht aber schon das Verhalten Blüchers und seiner Truppen trotz aller Mängel in der Ausrüstung und Verpflegung, die Tatkraft Scharnhorsts und Yorcks in erfreulichem Gegensatz zu den Unglücksfällen jener Zeit, so zeigt das Eingreifen der preußischen Kräfte in den schweren Kampf bei Preußisch-Eylau, daß Tapferkeit aus dem preußischen Heere noch nicht geschwunden war. Auf Grund genauer Ermittlungen und sorgsamer Geländestudien entwirft Goltz ein anschauliches Bild, wie das Korps L'Estocq, bei dem Scharnhorst als Generalstabschef tätig war, in einer der blutigsten Schlachten der napoleonischen Epoche trotz aller strategischer wie taktischer Schwierigkeiten heldenhaft sich bemühte, die fast verlorene Schlacht wiederherzustellen. Diese Anstrengungen würden auch zum Erfolge geführt haben, wenn nicht der russische Oberbefehlshaber, Bennigsen, selbst die Nerven verloren, sich für besiegt erklärt

und den Rückzug befohlen hätte. Die Parallele mit der Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour ist naheliegend, wie denn die zahlreich eingeflochtenen Hinweise auf unser lebendes Geschlecht und die heutigen Verhältnisse das Werk zu einem Mahn- und Weckruf machen, der nicht unbeachtet verhallen sollte.

Das eigentlich epochemachende Werk des Feldmarschalls ist „Das Volk in Waffen". Er schrieb es 1883 als Major im Großen Generalstabe: „Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit", gab ihm aber, als es 1890 in vierter Auflage erschien, den Vermerk mit, daß sein Inhalt nicht Taktik und nicht Strategie, nicht eine systematische Lehre vom Kriege bilde, sondern daß von den Angelegenheiten des Volkes in Waffen die Rede sei, für die es das Verständnis in der großen Masse der Gebildeten, in allen deutschen Herzen wecken will. Lediglich für unsere Zeit, für die Gegenwart, geschrieben, werden alle verwickelten Definitionen vermieden, da „bei dem langen Destillationsprozeß sehr oft nichts anderes herauskommt als etwas höchst Selbstverständliches". Dagegen werden für die Grundlagen der modernen Heere, die Bedingungen des Erfolges im Kriege, die Führung der Heere, Märsche und Kampf, die Nachschubverhältnisse mit sicherer Hand die großen Linien festgelegt. Voll lebhafter, doch wohlgezügelter militärischer Phantasie, ein scharfsinniger Beobachter, stützt Goltz sein Urteil auf gründliches Studium der Kriegsgeschichte und auf mannigfaltige Kriegserfahrung. Dem Werke ist als Motto der bekannte Spruch vorgesetzt: „Das Schicksal der Staaten ist dem menschlichen Leben ähnlich, sie entstehen, wachsen, blühen, geraten in Verfall und hören auf." In gesundem Optimismus sieht der Verfasser Deutschlands Stern noch im Steigen. — Eine Ergänzung dieses Werkes bildet ein kleines Kompendium unter dem Titel: „Kriegführung, kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen." Es betrachtet vor allem die operative Seite des großen Krieges und wendet sich mehr an den Fachmann.

In dem großzügig angelegten Sammelwerke „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung", herausgegeben von Paul Schlenther, hat der Feldmarschall die Bearbeitung der „Kriegsgeschichte im neunzehnten Jahrhundert" übernommen, von der Band I, eine zusammenfassende Darstellung der Kriege in der Epoche Napoleons, bereits erschienen ist (Berlin 1910). Er gibt einen allgemeinen Überblick, der in gefälliger Form glänzend gelungen ist.

Ein völlig neues Arbeitsgebiet hat der Generalfeldmarschall als Vorsitzender des am 13. November 1911 gegründeten Bundes betreten, dessen Aufgaben er in der Broschüre „Jung-Deutschland, ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege" dargelegt hat. In seiner klaren, eindrucksvollen Art entwickelt v. d. Goltz darin den Gedanken, daß und warum wir uns der körperlichen Ausbildung der Jugend mehr annehmen müssen als bisher. Es komme nicht darauf an, diesen Bestrebungen ein spezifisch militärisches Gepräge zu geben, vielmehr sei das zu erstrebende Ziel allgemeine körperliche Kräftigung, Schärfung der Sinne und Belebung der moralischen Eigenschaften. Zahlreiche, schon 35 Jahre vorher in „Leon Gambetta" enthaltene Andeutungen konnten zum Ausgangspunkte der Erörterungen gemacht werden, die sich auf den Ausspruch Jahns stützen: „Das deutsche Volk wird seiner hohen Kulturaufgabe nur gerecht werden können, wenn seine Wehrhaftigkeit, die zugleich der Ausdruck seiner inneren Lebenskraft ist, auch den kommenden Geschlechtern gesichert bleibt," und „Volkskraft und Wehrkraft sind eins" hat Schenkendorf gesagt, und in diesem Sinne hat die Jung-Deutschland-Bewegung, die v. d. Goltz angeregt, einen Umfang gewonnen, der für die Zukunft das Beste verheißt.

Das Lebenswerk des Generalfeldmarschalls, auch in literarischer Hinsicht, würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht der Episode gedächten, während der er als Reformator des Militärbildungswesens und des Heeres in der Türkei tätig war. Sie umfaßt die Jahre 1883—1895, und ihre wichtigste Frucht war die Schrift: „Der Thessalische Krieg und die türkische Armee, eine kriegsgeschichtliche

Studie" (Berlin 1898). Zahlreiche Essais und Aufsätze, die zum größeren Teil in dieser Zeitschrift erschienen sind, zeugen für das warme Interesse, das er seinen dortigen Freunden und Schülern bewahrt hat. Während der schweren Niederlagen des türkischen Heeres im Herbste 1912 ist er aber Gegenstand heftiger Angriffe geworden. Seine Tätigkeit als Instruktor ist scharf verurteilt worden; man hat namentlich bemängelt, daß er den Zusammenbruch des türkischen Heerwesens, das gänzliche Versagen der Armee, die unrühmlichen Niederlagen nicht vorausgesehen und dementsprechend vor verhängnisvollen Täuschungen gewarnt hätte. Nach welcher Richtung sich in dieser Hinsicht seine Ansichten geäußert haben, ob er dazu überhaupt Gelegenheit gehabt hat, steht dahin; denn in der Öffentlichkeit hat darüber nichts bekannt werden können. Inwieweit sich seine Meinung mit den Auffassungen der Deutschen Botschaft in Übereinstimmung oder zu ihnen im Gegensatz befunden haben, ob endlich die dauernd und bis in die jüngsten Tage zur Beurteilung berufenen Personen sich ebenfalls geirrt haben, nicht nur Goltz-Pascha, der vor 17 Jahren sein Amt als Instruktor niedergelegt hat, ist ebenso unbekannt. — Was sachlich auf die gänzlich unbegründeten Anwürfe, namentlich der ausländischen Presse, zu erwidern war — über seine Reformarbeit in dem osmanischen Heere und die Schwierigkeiten, dort etwas Greifbares inmitten politischer Wirren zu schaffen oder auch nur zu erhalten, das hat Goltz in dem Aufsatze: „Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererholung" (Deutsche Rundschau, Februarheft 1913) gesagt. Was gegen Goltz bei dieser Gelegenheit vorgebracht ward, entsprach letzten Endes doch nur der Abneigung gegen Deutschland. Es gilt noch immer die Ansicht Moltkes, daß wir seit Befestigung unserer Weltmachtstellung zwar überall an Achtung, aber an Liebe nirgend gewonnen haben.

Schon diese kurze Skizze, die sich vorwiegend mit der literarischen Tätigkeit des Feldmarschalls beschäftigte, wird seine Vielseitigkeit, seine auch hinsichtlich der Form große schriftstellerische Begabung, seinen rastlosen Fleiß erkennen lassen. Alle seine Arbeiten sind entstanden inmitten anderweiter ausgiebig bemessener Berufspflichten. Das war nur möglich, weil er mit seiner raschen Auffassungsgabe, seiner lebhaften, wohlgeschulten militärischen Phantasie sich erstaunlich schnell in fremden und vielfach wechselnden Gebieten zurechtfand, sie durchdrang und sicher beherrschte. Daher ist auch allen seinen Schriften ein moderner Zug gemeinsam. Jede geschichtliche Tatsache, alle kriegerischen Erscheinungen werden unter den Gesichtswinkel der Jetztzeit gebracht, und der Wert des Althergebrachten wird immer nur auf seine Bedeutung für die Gegenwart geprüft. Die Abneigung gegen zeitgemäße Reformen hat von Roßbach nach Jena geführt. Neuerer, Bahnbrecher sind zwar selten bequem, sie irren sich auch gelegentlich, aber wie oft sind die selbstzufriedenen Menschen im Staatsgetriebe, namentlich im Heerwesen, verhängnisvoll geworden.

Wir wüßten dem Generalfeldmarschall v. d. Goltz zu seinem siebzigsten Geburtstag nichts Besseres zu wünschen, als daß ihm die freudige Schaffenskraft lange noch erhalten bleibe, der wir einen so reichen Ertrag zu verdanken haben.

v. Zwehl,
Generalleutnant z. D.

Aus dem Berliner Musikleben.

Der Horizont war trübe, als das Spieljahr für unsere Oper begann. Während in Stuttgart dem gesprochenen und gesungenen Schauspiel ein neues prächtiges Doppelhaus sich unter der Teilnahme ganz Deutschlands festlich öffnete, wurden unsere Erwartungen durch Hemmnisse und Wechselfälle verschiedener Art herabgedrückt. Im Theater des Westens brannte noch vor Beginn der Spielzeit das Bühnenhaus aus, wodurch die Tätigkeit dieses Unternehmens auf Monate hinaus brachgelegt wurde. Direktor Monti muß es nachgerühmt werden, daß er mit Geschick und Tatkraft die schwierige Lage, in die dadurch die Mitglieder seines Ensembles geraten waren, überwinden half. Noch ist der Verlust, der durch das Eingehen der von Gregor kunstfördernd geleiteten „Komischen Oper" entstand, schmerzlich fühlbar. Und einen vollen Ersatz hat die Kurfürstenoper trotz einzelner guter Leistungen bei wechselndem Glück nicht bieten können, und noch vor Ende der Spielzeit mußte Palfi die Leitung dieser Anstalt niederlegen.

Durch diese Umstände wurde die Sympathie noch gesteigert, die das Publikum einem neuen großen Unternehmen entgegenbrachte, dem „Deutschen Opernhaus". Das immer dringendere Verlangen nach einer eigenen Oper großen Stils im Westen Groß-Berlins, das in den letzten Jahren schon mehrfach zu Plänen und gescheiterten Unternehmungen geführt hatte, ist damit zu aller Befriedigung erfüllt worden. Der Entschluß der Stadt Charlottenburg, nach dem rühmlichen Vorgang mehrerer Provinzstädte durch einen beträchtlichen Jahreszuschuß die Zukunft des neuen Hauses sicherzustellen, verdient volle Anerkennung. In der Bismarckstraße, an deren Anfang freund-nachbarlich das Schiller-Theater jeden Abend seine Tore öffnet, erhebt sich der eindrucksvolle Bau, sich bescheiden der Flucht bürgerlicher Wohnhäuser einfügend. Die sehr geräumige Bühne ist mit Schiebevorrichtungen versehen, die schnelle Verwandlungen gestatten. Der Bestimmung der Volksoper entspricht die Größe des Zuschauerraumes, dem kein anderes hiesiges Theater einen gleichen an die Seite stellen kann. In sehr flacher Terrasse erheben sich die Ränge, und von allen Plätzen ist ein freier Blick über die Bühne möglich. Die Akustik ist verhältnismäßig gut, wenngleich sie besonders dem gesprochenen Wort nicht günstig erscheint. Am 7. November 1912 wurde das Haus mit Beethovens „Fidelio" würdig eröffnet. Es folgten Mozarts „Figaro", Lortzings „Zar und Zimmermann" und Nicolais „Lustige Weiber", eine Auswahl, die gleich zu Beginn Vertrauen zu dem ernsten künstlerischen Streben des aus Essen berufenen Direktors Georg Hartmann fassen ließ. Es ist nicht zum mindesten sein Erfolg, daß er die enge Fühlung mit dem Publikum sofort gefunden hat, die für die Blüte eines so großen Unternehmens unerläßlich ist. Das von sachkundigsten Männern zusammengestellte Orchester bewährte sich unter der sicheren Leitung seiner Dirigenten Eduard Mörike, Rudolf Krasselt und Ignatz Waghalter ausgezeichnet. Die Sänger und Sängerinnen boten tüchtige, wenn auch noch keine charakteristischen Leistungen. Aber die Mitglieder dieses jungen Unternehmens zeigten Freude am Spiel und Gesang, die sich auf die Zuschauer überträgt und eine Bedingung ist für das Erfassen der Grundstimmung, aus der ein Kunstwerk entstand. So berechtigt alles zu der Hoffnung, daß die Oper Richard Wagners hier im nächsten Jahre von einem gutgeschulten

Ensemble, in das hervorragende Kräfte, wie Frau Böhm van Endert, Knote, Julius Lieban, eintreten, aufgenommen und den breitesten Volkskreisen in würdiger Form vermittelt werden wird.

Richard Strauß' neue Oper „Ariadne auf Naxos", die am 27. Februar im Königlichen Schauspielhause gespielt wurde, nachdem sie in Stuttgart die Uraufführung erlebt hatte, hebt sich in Musik und Handlung vorteilhaft von den vorhergehenden Werken des Komponisten ab, wenn sie auch wohl weniger Aussicht auf Popularität hat als jene. Die Dichtung Hoffmannsthals mischt den schlichten Ernst des heroischen Stils mit der burlesken Harlekinade, und Strauß' Musik — mag ihr auch die rechte, natürliche Herzenswärme fehlen — zeigt soviel Innerlichkeit, Zartheit, Grazie, ist so sicher in der Stilisierung, daß sie einen tiefen Eindruck hinterläßt. Dieser Eindruck ist nicht gleichmäßig. Wir fragen, welche künstlerische Notwendigkeit vorlag, der Zerbinetta die große Koloraturarie zu geben, voll so großer technischer Schwierigkeiten, daß es kaum noch zwei oder drei Sängerinnen geben mag, die sie so sauber und leicht singen können, wie es Frau Hermine Bosetti tat. Das sind Formen, die Rossini liebte, für deren Beseitigung Richard Wagner seine ganze Kraft einsetzte. Dagegen birgt aber die Partie der Ariadne (Alt) und ebenso das Frauenterzett in ihrer Klarheit und Einfachheit nicht mindere Schönheiten als etwa der entzückend humoristische Gesang Zerbinettas und ihrer vier Liebhaber. Überhaupt gereicht dieser Oper das Hervortreten des Liedhaften, in dem Strauß ein Meister ist, sehr zum Vorteil. Und das kleine Orchester, das hier im Gegensatz zu aller modernen Praxis verwandt ist, bietet ihm reiche Gelegenheit, intime Wirkungen hervorzurufen und seine Kunst in der individuellen Behandlung der Instrumente zu bewähren. Die große Trauer Ariadnes um Theseus, der sie auf der Insel Naxos im Stich gelassen hat, gibt dem Werk die Grundstimmung. Todessehnsucht erfüllt ihr Herz:

Was bleibt, was bleibt von Ariadne?
Laß meine Schmerzen nicht verloren sein.

Bacchus, den jungen schönen Gott, der eben der heimtückischen Circe entronnen und auf der Insel gelandet ist, hält sie für den Boten des Todes, der sie sanft von ihrer Qual erlösen will, und erwacht in seinen Armen zu neuem Leben. Während sich Ariadne einsam ihrer Schwermut hingibt, ist sie von unerkannten Nymphen und Kobolden umringt, von Dryade, Najade, Echo und der lustigen Zerbinetta mit Harlekin, Scaramuccio, Brighella, Truffaldin. Und gutmütig, wie Naturwesen sind, suchen sie die Trostlose zu erheitern durch treuherzigen Zuspruch oder Tänze. Leider hat Hoffmannsthal diese köstliche, tiefsinnige Fabel nicht zur Selbständigkeit ausreifen lassen; er hat eines Rahmens bedurft, um die Vereinigung tragischer und heiterer Motive zu erklären. Dazu übernahm er eine Szenenfolge aus Molières „Bürger als Edelmann" und läßt den eitlen Parvenu Jourdain im letzten Augenblick vor der Aufführung die Verquickung zweier an sich nicht zusammenhängender Kompositionen anordnen. Diese Flucht ins Geistreiche hat der Wirkung Abbruch getan und keine innere Begründung geschaffen. Man wird stets dieses in sich nicht befriedigende Schauspiel, das Strauß mit entzückenden Einlagen versehen hat, als ein störendes Beiwerk empfinden.

Unter den neuen Opern beansprucht sodann ein Werk seines Gegenstandes wegen besondere Teilnahme. Während seiner Beschäftigung mit der germanischen Heldensage, als deren Ergebnis zunächst der Text des Nibelungenrings 1853 vor das Publikum trat, hatte Richard Wagner den Entwurf zu einem Drama „Wieland der Schmied" geschrieben, den er aber alsbald hinter anderen Arbeiten zurücktreten ließ. Im Oktober 1850 übersandte er die Handschrift der Fürstin Wittgenstein mit dem Ersuchen, Liszt für die musikalische Ausführung zu gewinnen: „Ist dieser Wieland aber imstande, Liszt beim ersten Bekanntwerden damit so zu begeistern, wie er mich begeisterte, so bitte ich ihn, ihn als Eigentum zu betrachten." Liszt ist auf diesen Vorschlag nicht eingegangen. Wagner hoffte dann, daß Berlioz

oder andere befreundete Musiker die Arbeit übernehmen würden. Aber der Entwurf blieb liegen, bis jetzt Kurt Hösel den Versuch gewagt hat, aus dem Geiste Wagners und in der sprachlichen und musikalischen Form seiner Musikdramen das Werk zu vollenden. Er nahm sich selbstverständlich das Recht, Änderungen zu treffen, und ist daher allein für die endgültige Form verantwortlich. Der vielfach dem Nibelungenring verwandte Stoff gibt dem Werk von vornherein eine schwierige Stellung, weil es unwillkürlich zum Vergleiche auffordert: da ist der Schmied Wieland, der waffenkundige, dessen Schwerter Sieg verleihen; er freit die Walküre, Schwanhilde; da ist der Ring als wundertätige Kraft, freilich nicht fluchbringend, er verhilft vielmehr dem Mann, der ihn trägt, zum Siege, der Frau zur Liebe; da ist der Kampf heldenhafter Recken, der Wikinger gegen die auffässigen Niaren; die dämonische Liebe der boshaften Frau, die den edlen Helden gewinnt und zur Untreue gegen die Gattin verführt. Die schon von Wagner mit sicherer Hand in ihren Grundzügen geprägte Fabel ist reich an dramatischen Momenten und wechselnden Bildern. Ungenügende Motivierung im einzelnen haben aber bei Hösel Unwahrscheinlichkeiten im Gefolge. Wielands Leichtsinn erscheint nicht hinreichend als wesentlicher Zug seines Charakters gewertet. Er hängt den Ring, den ihm die Geliebte schenkt, an die Tür seines Hauses, ebenso leichtsinnig verläßt er sodann die schutzlos ruhende Gattin, um den heilkundigen Bruder nach einem Mittel für die „leichte Verletzung" zu befragen. Was Wunder daher, wenn bei seiner Heimkehr der Ring gestohlen und das Haus vom bösen Feinde eingeäschert ist? Der zweite Akt bringt das große tragische Motiv. Wieland, durch den geraubten Ring an Bathilde gefesselt, lebt in Feindesland und schmiedet die Schwerter für den Kampf gegen die eigenen Volksgenossen, die die ihm angetane Unbill rächen wollen. Der Zufall aber muß Hösel dazu verhelfen, den Ring wieder Wieland in die Hände zu spielen: er wird durch einen Schwerthieb beschädigt, und Bathilde liefert ihr Kleinod dem Feinde aus, damit er es wieder heil mache. Damit hat sie die Macht über ihn verloren. Wieland, dem man die Fußsehnen zerschnitten hat, schmiedet sich Flügel und erhebt sich zu seinem Weib Schwanhilde, das ihm treu blieb, in die Lüfte empor. Bei seiner Aufführung im „Deutschen Opernhaus" übte das Werk keine tiefere Wirkung aus: gar zu sehr in der Nachahmung Wagners befangen, zeigte die Musik Hösels wenig originelle Züge, vor allem fehlte es an dramatischer Kraft.

Der Glanz des sterbenden Rokoko liegt über der neuen volkstümlichen Oper Wilhelm Kienzls „Der Kuhreigen", die unter Direktor Palfis Leitung in der Kurfürstenoper mit dauerndem, wohlverdientem Erfolg zur Aufführung kam. Den Text hat Richard Batka nach einer Novelle von Rudolf Hans Bartsch geschickt in der Art bearbeitet, daß die Schilderung des Milieus die individuelle Charakteristik überwiegt und der besonderen Begabung des Komponisten für die Ausmalung des Lyrischen und Idyllischen ein weiter Spielraum bleibt. Der Gegensatz zwischen dem fröhlichen Lebensgenuß, der graziösen Frivolität, wie sie im ancien régime herrschten, und der biederen Gesinnung, die in harter, erfolgreicher Arbeit ihre Stütze findet, bildet die Achse des Stücks. Die Schweizer, die Ludwig XVI. als zuverlässige, wohldisziplinierte Soldaten zur Sicherung seines schwankenden Thrones unterhält, leben in heimlicher Feindschaft mit den einheimischen Regimentern. Sie leiden unter den Stichelreden, den lockeren Liebesliedern ihrer französischen Kameraden, und als sie einmal bei sinkender Nacht sich allein wähnen, singen sie trotz des strengen Verbotes das Lied von der Heimat, den Kuhreigen. Sie werden dabei ertappt und als ihr Anstifter wird der Unteroffizier Primus Thaller durch den Kommandanten der Garnison, den Marquis Massimelle, verhaftet. Seiner Frau, der schönen Blanchefleur, die Gefallen an dem schmucken Schweizer gefunden hat, gelingt es durch ihre Fürsprache bei dem schwächlichen König, sein Leben zu retten. Aber dem Traum eines arkadischen Spieles, das sie sich mit ihm in ländlicher Abgeschiedenheit erhofft, bereitet der Ausbruch der Revolution ein Ende.

Sie wird mit dem ganzen Hofstaat gefangen gesetzt, ihr Mann endet auf dem Schafott. Primus Thaller, von den revolutionären Banden zum Kapitän ernannt, sucht sie im Gefängnis auf und möchte sie durch die eheliche Verbindung mit ihm aller Gefahr entrücken. Doch sie verzichtet auf seine Hilfe, sie will untergehen mit der Welt, in der sie gelebt. — Lied und Tanz haben in der Musik Kienzls die Herrschaft. Jeder Akt ist zu einem einheitlichen Bild gerundet. Auf die herausfordernden Weisen der französischen Soldaten folgt, aus dumpfer gepreßter Stimmung sich zu einem lauten Bekenntnis erhebend, der sehnsuchtsschwere Reigen: „Zu Straßburg auf der Schanz", und durch gut motivierte Steigerung entgeht der Komponist der drohenden Gefahr weicher Sentimentalität. Mit feiner Ironie schildert der zweite Akt das Levee des Königs, den Aufmarsch der Hofchargen zum Morgengruß; in der Erfindung schalkhafter, graziöser Melodien und ihrer im leicht beschwingten Rhythmus der Gavotte gehaltenen Entwicklung feiert Kienzls humoristische Begabung hier ihren schönsten Triumph. Die erregten Volksszenen zu Beginn des dritten Aktes entbehren der dramatischen Wucht und auch textlich der Klarheit im Aufbau, während der wirkungsvolle Schluß scharfe Kontraste gegeneinander stellt: Die grauen, feuchten Kellermauern des Temple umschließen die Hofgesellschaft, die, der Gewohnheit treu, ein Menuett tanzt; dazwischen ruft die schrille Stimme des Henkers einzelne zum Schafott: Macht euch bereit, zu sterben! Doch der Vortänzer befreit die Zurückbleibenden aus ihrer Verwirrung: Mesdames, Messieurs, der Tanz geht weiter. Die feingearbeitete Musik begleitet diskret die Vorgänge auf der Bühne, ohne sie deuten zu wollen, und so bleibt sie uns, da sie eine zu bescheidene Rolle spielt, doch etwas schuldig. Bei der ersten Aufführung gab Franz Egenieff einen ausgezeichneten Primus, später übernahm Emil Borgmann diese Rolle mit gutem Erfolg, während Eva von der Osten als ein häufiger Gast aus Dresden erschien und als Blanchefleur durch ihren hellen Sopran und ihr anmutiges Spiel das Berliner Publikum erfreute.

In unseren Konzertsälen herrschte während des Winters ein ungemein reges Leben. Gerade unter den reproduzierenden Künstlern und Dirigenten haben wir einen Reichtum an Talenten. Und das Publikum, dadurch verwöhnt, steigert seine Ansprüche. Arthur Nikisch ist einer der populärsten Dirigenten, und die von ihm geleiteten Symphoniekonzerte des Philharmonischen Orchesters sind zu einem Mittelpunkt in unserem Musikleben geworden. An ihnen läßt sich Neigung und Geschmack des Publikums vielleicht am besten studieren. Die Zusammensetzung der Programme weist auf eine feste Tradition, auf Stetigkeit und Vorsicht im Fortschritt. Den Grundstock bilden die klassischen Meister: Beethoven, Mozart, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms; daneben stehen moderne Stücke von Wagner, Bruckner, Richard Strauß, Mahler. Auch dem noch sehr jungen, begabten Wiener Komponisten Korngold verschaffte er Gehör. Nikisch führt das Orchester, als sei es ein Instrument, in dem alle Seiten gleichmäßig abgetönt sind. Die scheinbar mühelose Wiedergabe verrät doch die Spuren ernsten Fleißes und sorgfältiger Vorbereitung. Er charakterisiert keine Einzelheit auf Kosten des Ganzen, er hebt die großen Linien sicher hervor und gibt weite Perspektiven. Eine starke persönliche Note weiß er den Werken slawischer Meister zu verleihen, in denen gedämpfte Melancholie die wild auflodernde Leidenschaft unterbricht, wie bei Tschaikowski; Mendelssohns erhabene Beredsamkeit und melodiöse Lyrik liegt ihm näher als die strenge Architektonik Bachs. — Auf die Leistungen Siegmund v. Hausseggers als Leiter des Blüthnerorchesters und Max Fiedlers, der die Orchesterwerke von Brahms meisterlich dirigierte, werden wir bei nächster Gelegenheit zurückkommen.

Oskar Fried bewies in sechs Konzerten mit dem Philharmonischen Orchester aufs neue seine hervorragenden Eigenschaften als Dirigent; scharfe Charakteristik auch im kleinsten und ein hinreißendes Temperament sind ihm eigen. Aber es war ein gewagtes Experiment, dem Publikum fast ausschließlich Werke modernster Art zu bieten, unter denen an jedem Abend mindestens eins in Berlin zum ersten Mal

aufgeführt wurde. Er fand daher auch keine Resonanz im Publikum. Die beiden nachgelassenen Werke Gustav Mahlers, die neunte Symphonie und „Das Lied von der Erde", sechs chinesische Gedichte, die von einer männlichen und weiblichen Stimme (Tenor und Alt) abwechselnd mit symphonischer Orchesterbegleitung gesungen werden, wurden kühl oder gar mit Widerspruch aufgenommen. Sie konnten nur den Eindruck erwecken eines rastlosen, ergreifenden Ringens nach Einheit, dessen Ergebnis lediglich die Paraphrase bleibt. Mahler umschreibt mit allen Mitteln einer hochentwickelten Technik die Gedanken, die selbst auszusprechen ihm versagt ist. Ja, es scheint das Merkmal seiner Musik zu sein, daß sie an die Stelle einer klaren musikalischen Idee, die sich selbst trägt, eine oft verwirrende Mischung von Rhythmen und Klängen setzt und sich mit dem Auskosten von Stimmungen und farbigen Reizen begnügt.

Johann Sebastian Bachs „Matthäus-Passion" führte Siegfried Ochs mit seinem philharmonischen Chor am Bußtage auf. Keinerlei Kürzung war an dem Werk vorgenommen. Der erste Teil wurde mittags, der zweite Teil abends gegeben. Es war ein außerordentliches Wagnis. Aber unseres Meisters unvergängliches Werk, das, seit Felix Mendelssohn-Bartholdy es zu neuem Leben erweckte, in der Karwoche jeden Jahres von der Singakademie aufgeführt wird, erstrahlte unter Ochs' Händen in neuem Glanz. Mit erstaunlicher Sicherheit folgte der Chor und das besonders in den Holzbläsern sehr verstärkte Orchester dem Willen des Dirigenten, und trotz der schnellen Tempi — die ganze Aufführung dauerte kaum mehr als vier Stunden — wüßte ich keine Stelle zu nennen, wo es diesen ungeheuren Tonmassen an der schärfsten Präzision gefehlt hätte. Jede einzelne Szene der Leidensgeschichte wußte Ochs dramatisch zu beleben und aus der Umgebung charakteristisch abzuheben. Der Evangelist war nicht der ruhige Erzähler, er schien selbst bewegt und ergriffen von dem, was er berichtet; auch die Chöre, die die Textworte singen, folgten diesem Zuge und boten reichen Wechsel im dramatischen Ausdruck. Nicht im gewohnten Fortissimo, sondern leise wie ein Flüstern und Tuscheln erklang es im Rat der Ältesten: „Ja nicht auf das Fest . . ." Ein Wutgeheul der rasenden Menge war das „Kreuzige!"; in der Behandlung der Choräle brach Ochs entschieden mit aller Tradition. Auch für sie wurde die Situation maßgebend. Die erregte Frage der Jünger: „Herr, bin ich's?" ließ Ochs anschwellen, bis plötzlich im wuchtigen Gleichmaß der Akkorde das Geständnis der Seele: „Ich bin's, ich sollte büßen" die epische Darstellung unterbrach. Diese Auffassung wirkte zunächst erschütternd; doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die dramatische Kunst des Dirigenten sich hier eines Teils des Werkes bemächtigt hat, die sich dieser Behandlung ihrem Wesen nach entzieht. In dem Eingangs- und Schlußchor, in den Chorälen und Arien, wo die Töchter Zions, die Schar der Gläubigen oder die Seele des Dichters in Ergriffenheit und doch scheuer Zurückhaltung der größten Tragödie folgen, fordert die andächtige Betrachtung tiefste Ruhe. Indem Ochs auch diese Teile dramatisch zu beleben suchte, beschränkte er ihre Wirkung. Der Eingangschor, dessen enorme Schwierigkeiten leicht überwunden wurden, ließ den breiten Pinselstrich vermissen, und die gar zu nuancenreiche Wiedergabe des Schlußchores nahm ihm etwas von seiner einfachen Größe. Meschaert bot als Christus eine überragende Leistung. Wieder haben wir die Kunst bewundert, mit der er die Worte Jesu beim Abendmahl: „Das ist mein Leib" wiedergibt. Fest und mit Bedeutung fügt er die Worte: „Das ist" nebeneinander, aus der Ergriffenheit des Herrn und dem Willen, den Bund mit seinen Jüngern zu besiegeln, stammt diese Kraft. Erst den langgezogenen Ton auf „Leib" durchbebt ein leises Zagen, die Ahnung des Todes, die aber zurückweicht vor dem Blick in die Verklärung, die diesen Prophetenworten die männliche Entschlossenheit zurückgibt.

Wenn wir von Bach kommen, mögen uns in Verdis „Vier heiligen Stücken", die Ochs in einem anderen Konzert seines Chores aufführte, die

Säulen zu schlank erscheinen für einen Tempel der Andacht. Aber es lebt ein schlichter kindlicher Sinn in dem Werk, das der greise Künstler, fündundachtzigjährig, seiner heimgegangenen Gattin gewidmet hat. Überirdisch geklärt beginnt der a-capella-Chor das Ave Maria, und im dritten Satz nehmen vier Frauenstimmen das „Lob der heiligen Jungfrau" wieder auf. Dazwischen stehen zwei Sätze: Stabat mater und Tedeum, große Chorstücke mit modernem Orchester. Merkwürdig rasch ist der Wechsel in der Dynamik, starke Horneinsätze künden den jubelnden Lobpreis, der bald wieder zarter Trauer und der Ehrfurcht vor den großen Geheimnissen weicht. Es ist die Kunst der Oper, die für dieses Werk die Mittel hergegeben hat. Nicht so sehr aus einer großen Empfindung heraus, vielmehr im einzelnen illustrierend, folgt der Komponist den Worten des Textes. Die Sprache seiner Töne ist lebhaft und melodienreich, klar und eindringlich in jeder Wendung.

Der Mozart-Gemeinde sind wir dankbar, daß sie die große C-moll-Messe des Meisters, die nach hundertjähriger Vergessenheit 1897 Alois Schmitt ans Licht zog, nach elfjähriger Pause wieder aufgeführt hat. Der Zehlendorfer Chor und der Brahmsverein, die sich zu diesem Zwecke vereinigt hatten, zeichneten sich durch Sauberkeit und Schmiegsamkeit aus unter der verständigen, sicheren Leitung des Dirigenten Fritz Rückward. In dem demütig drängenden Gebet Qui tollis peccata und in dem dramatischen Schlußchor Gloria entfaltete er sein bestes Können. Ein unbeschreiblicher Zauber geht von diesem Werke aus. Wo ist so viel Anmut im Ernst, so viel herzbezwingende Kraft in der Klage, im Schmerz; so viel Größe ohne die erdrückende Last des Pathos? Hier hat keine „Buß' und Reu' des Sünders Herz entzwei gebrochen", kein grübelnder Verstand die in himmlisch klaren Rhythmen schwingende Phantasie gehemmt.

Nur mit einem kurzen Hinweis, aber darum nicht geringerer Anerkennung heben wir aus der großen Reihe von Chorkonzerten die Aufführungen hervor, in denen wir den Domchor wegen des prachtvollen Materials an Stimmen und seiner sicheren Schulung unter Hugo Rüdel bewundern konnten, und schließen mit einem Blick auf die Kammermusik, an der das Publikum ein steigendes Interesse nimmt, während unsere Komponisten sie zu Unrecht sehr vernachlässigen; im Gegensatz zu den modernen Franzosen, die gerade auf diesem Gebiet unermüdlich zu neuen Formen und Wirkungen vorzudringen suchen. Beethoven ist bei uns unbestrittener Herrscher. Seine sämtlichen Trios, Violin- und Cellosonaten haben Schnabel, Flesch, Gérardy uns in vollendeter Form vorgetragen. Seine Quartetts stellen uns vor immer neue Aufgaben, sei es, daß das Klingler-Quartett die letzten unter ihnen vor einer andächtigen Menge in der Singakademie aus einer überquellenden Empfindung heraus und mit klugem Verständnis spielt, oder daß die — leider in Berlin noch viel zu wenig geschätzten — Capets uns in ihrem durchgeistigten Vortrag zeigen, wie Frankreichs hohe musikalische Kultur dem deutschen Genius gerecht zu werden sucht. Unter unseren Quartettvereinigungen erfreut sich die von Karl Klingler und Genossen der größten Beliebtheit. Sie setzen die Tradition fort, die Joachim geschaffen. Stets finden wir bei ihnen ein ernstes Musizieren, voll Hingabe und Schönheit. Daneben erinnern wir uns mit besonderer Freude der Gäste aus Wien, des Rosé-Quartetts. Sie spielten unter anderem das Brahms-Quintett, das sie vor 22 Jahren aus der Taufe gehoben haben. Ihr Vortrag zeigt in selten hohem Grade edle Tonbildung, Geschlossenheit und ein ausgeglichenes Zusammengehen der Stimmen.

Bruno Hake.

Literarische Rundschau.

Der deutsche Idealismus.

Geschichte des deutschen Idealismus. Von M. Kronenberg. Erster Band: Die idealistische Ideenentwicklung in ihren Anfängen bis zu Kant. Zweiter Band: Die Blütezeit des deutschen Idealismus. Von Kant bis Goethe und Hegel. München, C. H. Beck. 1909—1912.

Der Kampf um einen neuen Idealismus ist sehr charakteristisch für die geistige Lage der Gegenwart. Es handelt sich dabei durchaus nicht um eine bloß theoretische Konstruktion einer neuen „Weltanschauung". Man ist vielmehr von dem Wunsche beseelt, die infolge des Zivilisationsfortschritts entstandene Disharmonie zwischen Seele und Welt zu beseitigen und die Einheit in unserem Leben wiederherzustellen. Die Sehnsucht nach Verinnerlichung und Harmonisierung des Daseins ist es, die uns dazu führt, den Naturalismus auf den verschiedenen Lebensgebieten zu bekämpfen und das Werk der großen Idealisten der Vergangenheit fortzusetzen.

M. Kronenbergs „Geschichte des deutschen Idealismus" kann man als einen vortrefflichen Führer in diesem Kampfe bezeichnen. Wir haben es nicht mit einer „Geschichte der Philosophie" im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu tun. Wir finden darin keine „Darstellung des Lebens und der Werke" der deutschen Dichter und Denker. Das vorliegende Werk ist in hohem Grade ein Tendenzwerk. Es verficht mit großer Energie eine Überzeugung: die Überzeugung von der Möglichkeit der Wiederherstellung der inneren Einheit im Leben der Menschheit. Daher kommt es, daß Kronenberg oft bei der Auslegung etwas einseitig verfährt. Seine Konstruktionen sind manchmal sehr gewagt, und ich glaube, daß man schwerlich mit Kronenbergs Interpretationsweise überall übereinstimmen würde. Aber derartige Werke dürfen nicht vom Standpunkte dieser oder jener Einzelheit beurteilt werden. Als Ganzes muß man sie betrachten. Tut man aber dies, so wird man Kronenberg für seine Leistung nur beglückwünschen.

„Die wahre Gigantomachie ist der Kampf zwischen Subjekt und Objekt" — diese Überzeugung Platos ist gleichsam das Leitmotiv der Kronenbergschen Komposition. Der Gegensatz von Subjekt und Objekt bildet nach Kronenberg das Grundthema aller Kulturentwicklung, und die wichtigsten Erscheinungen des Kulturlebens sind im Grunde nur ebenso viele Variationen desselben.

Zwei große Kulturvölker und namentlich zwei große Perioden der Weltgeschichte haben nach Kronenberg den größten Anteil an dem gigantischen Kampfe von Subjekt und Objekt genommen: das klassische Athen und das klassische Deutschland. „Nie wieder hat es auf engbegrenztem Kulturboden und in kürzester Zeitspanne ein so intensives und zu so glanzvoller Höhe gesteigertes Geistesleben gegeben als in der Periode der Plato und Aristoteles, Sophokles und Euripides, Phidias und Praxiteles auf der einen und der Kant und Fichte, Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven auf der anderen Seite." Kronenberg erstreckt die Parallele weiter und vergleicht die deutsche Verstandesaufklärung mit der griechischen Sophistik auf der einen und Sokrates mit Kant, Aristoteles mit Hegel auf der anderen Seite. Daher sah er sich auch genötigt, auf die Wurzel des deutschen Idealismus zurückzugreifen und nicht nur den griechischen Idealismus, sondern auch den Neoplatonismus, den christlichen Idealismus, die idealistischen Bestrebungen der Renaissance und namentlich das Schaffen Descartes' und Spinozas kurz zu charakterisieren.

Was Kronenberg unter Idealismus versteht, wird man allerdings nicht genau angeben können. Seine Auffassung des Idealismus enthält ebenso viele Nüancen, als er Denker behandelt. Doch lassen sich einige charakteristische Merkmale an-

führen, so z. B. der Kampf um eine Innerlichkeit, das Überwiegen des intuitiven Verfahrens statt des bloß verstandesmäßig-begrifflichen, die Überzeugung, daß das wahrhaft Seiende im Geiste liegt, d. h. nicht im individuellen, sondern im überindividuellen, transsubjektiven, übermenschlichen, kosmischen Geiste, ferner das Streben nach Einheit, die Rückkehr zur Ursprünglichkeit des Lebens, die Sehnsucht nach dem völligen Einswerden Ich und Gottes, der endlichen und unendlichen Subjektivität, des empirischen und absoluten Ichs usw. So sind Fichte und Spinoza hervorragende Vertreter des Idealismus. Während aber Spinoza der entschiedenste Vertreter der reinen Objektivität ist, insofern er die Substanz als das Sein schlechthin betrachtet, ist Fichtes Philosophie ausschließlich Lehre von der reinen Subjektivität oder dem Ich; das Ich ist eins und alles.

Der erste, der erkannt hat, daß der Ursprung alles Wirklichen im Subjektiven liegt, und daß das wahrhaft Seiende der Geist ist, ist Anaxagoras. Für Plato sind Objekt und Subjekt durchaus geschieden; die Welt des Subjektiven ist *jenseits* der Welt des Objektiven, deren Wahrheit sie doch ist, und die einzelnen Dinge haben wohl teil an den Ideen, aber dennoch sind sie von ihnen getrennt. Von einem christlichen Idealismus kann man insofern sprechen, als es die Erscheinungen des subjektiven Lebens und zum Teil die sublimiertesten Ideen des ausgehenden griechischen Denkens sind, an welche die mythenbildende Phantasie personifizierend sich anknüpft. Was den philosophischen Idealismus der Neuzeit anlangt, so tritt er nach Kronenberg von Anfang an als eine Erscheinung auf, die mit der Eigenart deutscher Geisteskultur untrennbar verknüpft ist. So gehört Descartes, der eigentliche Begründer des philosophischen Idealismus, in der Zeit seiner geistigen Reife fast ganz der deutschen Kulturwelt an. Spinoza, Descartes Nachfolger, lebt und wirkt auf der Peripherie deutscher Geisteskultur, in Holland. Mit Leibniz endlich dringt der philosophische Idealismus in den Mittelpunkt Deutschlands vor, breitet sich alsdann nach allen Seiten aus. Das Wesen der großen Umwälzung, welche Leibniz' Monadologie für die Geistesgeschichte bedeutet, besteht in der Überzeugung, daß jene höchste Einheit in der Mannigfaltigkeit *alles* Wirklichen, welche das ewige Thema aller Philosophie und aller Erkenntnis bildet, nicht im Objektiven, sondern im Subjektiven liegt; sie ist nicht die absolute Substanz, sondern das intellektuell anschauende Ich. Leibniz' System der Weltharmonie ist die in gewaltiger Melodienfülle ertönende Harmonie des Geistes. Die deutsche Verstandesaufklärung bildet nach Kronenberg den denkbar schroffsten Gegensatz zur deutschen Mystik, aus deren Geist der deutsche Idealismus geboren ist. Und ich glaube, daß das, was Kronenberg in dem Abschnitte über die deutsche Mystik sagt, zu dem Zutreffendsten gehört, was über das Wesen des deutschen Geistes geschrieben worden ist. Die Aufklärung, hingegeben an die Breite des Daseins und die Fülle des Objektiven, sucht auch im Denken die Vielheit — die Mystik, ganz in die Innerlichkeit des Subjektiven zurückgezogen, strebt überall nach der Einheit; jene fördert die Wissenschaft und lebt ganz besonders im Elemente der Dialektik (Logik) und Rhetorik — diese verachtet die Wissenschaft als das eminent Weltliche, das von der Innerlichkeit abzieht, und sie sucht die Ekstase, die mystische Erhebung über die bunte Vielheit des Objektiven, oder die Intuition, das mystische Schauen ihrer Einheit in der Idee. Die Genieperiode oder die Sturm- und Drangperiode ist in hohem Grade von der deutschen Mystik beeinflußt. Hamann und Jacobi gaben den ersten Anstoß zur idealistischen Gedankenrevolution, indem sie den Geist der deutschen Mystik ins Allgemeinmenschliche zu übersetzen und in die deutsche Kultur und Bildung überzuführen versuchten. In Winckelmann und Lessing sieht Kronenberg die ersten großen Vorläufer der Renaissance des griechischen Idealismus, d. h. des dem Christentum entgegengesetzten Bewußtseins der Harmonie des Subjektiven und Objektiven, der Einheit von Geist und Natur, Idee und sinnlicher Erscheinung. Aber auch bei diesen Männern macht sich der Einfluß der deutschen Mystik fühlbar. Lessing ist indessen auch von dem Spinozismus beeinflußt worden. Lessing ist der eigentliche Führer der neu-spino-

zistischen Gedankenbewegung. Es ist das leidenschaftliche Brausen der Geniezeit, es ist die wilde Gärung der Subjektivität, die zur Ruhe kommt in der spinozistischen Kontemplation des reinen Objekts. Herder ist der erste große Vertreter des idealistischen Universalismus. Auch Herders Kindheit und erste Jugendzeit ist erfüllt von der Vorstellungsweise einer schlichten innig-gläubigen Frömmigkeit im Geiste der Mystik oder des Pietismus. Dies einerseits und Rousseaus Einfluß andererseits führte Herder dazu, der Greisenhaftigkeit der Verstandesaufklärung den Krieg zu erklären und ihr als Ideal jene kraftvolle Einheit der Geisteskultur gegenüberzustellen, wie sie im jugendlichen Blütezeitalter der Nationen, allen voran der Griechen, anzutreffen ist. Die Mystik Herders hat fast ausschließlich religiösen Charakter. Das beherrschend Objektive, welches seinen Geniestolz zu Boden gedrückt hatte, war Gott in seiner allumfassenden Schöpferkraft — nun mildert sich dieser schroffe Gegensatz im mystischen Empfinden der Einheit beider, des Menschen und Gottes, des individuellen Geistes und des Allgeistes. So trifft auch Herder, wie Lessing, erst auf der Höhe seines Denkens mit Spinoza zusammen.

Mit der Kantischen Epoche erhält nicht bloß diese oder jene vereinzelte oder zeitlich begrenzte Kulturströmung, sondern der Gesamtgeist der menschlichen Kultur eine neue Richtung. Und Kronenberg zögert nicht, Kants Gedankenrevolution mit der großen französischen Revolution zu vergleichen. Wie einstmals Sokrates und Plato, so begründet Kant die idealistische Denkweise von neuem, indem er nicht mehr, wie die Naturphilosophen, das Subjekt um das Objekt, sondern, gleich einem zweiten Kopernikus, dieses um jenes kreisen ließ. Auch auf Kant hat die Mystik einen großen Einfluß ausgeübt. Kants Kopernikanismus ist durchaus nicht identisch mit dem Subjektivismus. Das Wesen des Menschen ist nach Kant nicht zu finden und zu erkennen im Besonderen, Individuellen, im Umkreise der einzelnen Seele, sondern in einem Allgemeinen, Überindividuellen, Transsubjektiven, in einem Geistigen, das weit erhaben ist über die menschliche Besonderung und alle Vielheit des menschlichen Seelenlebens. Fichte ist der größte und entschiedenste Verkünder des reinen philosophischen Idealismus, den es je gegeben. So wie die Philosophie der reinen Objektivität nur einmal konsequent und mit aller intellektuellen Energie zu Ende gedacht worden ist durch Spinoza, so die Philosophie der reinen Subjektivität durch Fichte. Indem alles Sein nur durch und für das Ich, zuhöchst für das praktische Ich, ist, so löst sich bei Fichte alle Erkenntnis, auch alle Welt- und Naturerkenntnis, auf in Ethik. Auch Fichtes Idealismus ist insofern mystisch, als nach ihm das Ziel alles Strebens in dem völligen Einswerden des empirischen mit dem absoluten Ich, oder dem Absoluten schlechtweg liegt. Goethe ist der universellste aller modernen Humanisten. In seiner Welt- und Lebensanschauung erreichte die neuspinozistische Gedankenbewegung ihren Höhepunkt. Der Gegensatz des Inneren und Äußeren ist aufgehoben in der intuitiven Erkenntnis Goethes, die anschaulich denkend die substantielle Einheit, das rein Objektive ergreift. Und so handelt es sich nach Goethe darum, das eigene Selbst in steter Arbeit gewissermaßen zu überwältigen, um es einfügen zu können in die Einheit des Ganzen, der Menschenwelt wie der Natur. Sehr eingehend und in verschiedenen Zusammenhängen behandelt Kronenberg den Idealismus Schillers. Er findet, daß der tausendjährige Streit von Subjekt und Objekt bei Schiller, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen (nämlich des Ästhetischen), beigelegt und beendet worden war. Mit dem Begriffe der Freiheit in der Erscheinung hat Schiller den Höhepunkt seines Denkens erreicht. Dieser Begriff bedeutet: Natur und Freiheit, Sinnliches und Geistiges, Erscheinung und Idee, Objekt und Subjekt sind nicht durchweg geschieden (wie bei Kant); sie sind auch zur Einheit und Harmonie innig verknüpft.

Die romantische Ironie ist nach Kronenberg der Ausdruck der unbedingten Souveränität des Subjekts gegenüber aller Mannigfaltigkeit des Objektiven. Allerdings hat die ältere Romantik die Vereinigung von Platonismus und Spinozismus, Fichte und Goethe, die universelle Verknüpfung von Objekt und Subjekt, Natur und Geist, Notwendigkeit und Freiheit erstrebt. Aber diese Synthese gelang zuerst

Schelling. Insofern nimmt Schelling eine Mittelstellung zwischen der Romantik und Hegel ein. Das Neue, der entscheidende Fortschritt, den Schelling in der Entwicklung des romantischen Geistes herbeiführte, liegt darin, daß er die Lösung jenes Zwiespaltes, die Einheit von Subjekt und Objekt, nicht, wie Schiller und die ältere Romantik, ausschließlich im Geiste, sondern auch in der Natur, nicht bloß im Individuum, sondern im Universum suchte. Schellings Naturphilosophie ist genau genommen Philosophie der reinen Subjektivität, angewandt auf die objektive Erscheinungswelt; sie ist Philosophie des Geistes, angewandt auf die Natur, Freiheitslehre, übertragen auf das Reich der Notwendigkeit. Schleiermacher fand die Einheit des Subjektiven und Objektiven in der Religion (wie sie Novalis in der Kunst, insbesondere in der Poesie, fand). In der Religionslehre Schleiermachers kehren alle wesentlichen Züge der deutschen Mystik wieder, und so vor allem das Ergreifen jenes universellen Du (Welt oder Gott) durch das Ich im religiösen Gefühle, welches aufs nächste verwandt ist mit der Liebe, d. h. dem Einswerden des endlichen Ich mit dem endlichen Du.

Seinen höchsten Gipfel erreicht nach Kronenberg der gesamte deutsche Idealismus in der Hegelschen Lehre. Denn jene große Synthese, der die ganze Entwicklung des deutschen Idealismus zugestrebt hatte, erreicht hier nicht nur ihre monistische, sondern zugleich damit ihre pluralistische Vollendung: indem das Absolute, das Unendliche eins wird mit der Vielheit des Endlichen und Relativen. Und so entsteht in der Hegelschen Lehre jene, von Novalis erträumte und sogenannte zyklische Philosophie, in der alles mit allem untrennbar verknüpft ist — also „ein geschlossenes Weltreich des Gedankens, ein Universal-Epos in Begriffen, das größte unzweifelhaft, das es gibt." Hegels Enzyklopädie, Goethes Faust — die absolute philosophische Tragödie, wie Hegel sie nennt — und Beethovens neun Symphonien sind „drei zeitlich ganz parallel sich entwickelnde Welt-Epopäen, die, bei aller Verschiedenheit, übereinstimmen in dem Streben nach zyklischer Einheit und Geschlossenheit, nach Universalismus und Totalität; nur Hegels Enzyklopädie nach Totalität des Geistes, Goethes Faust nach Totalität des Lebens, Beethovens Symphonien nach der des Empfindens und der Innerlichkeit".

In dieser dithyrambischen Stimmung verläßt uns der zweite Band. Kronenberg beabsichtigt, im dritten Bande das Fortwirken der Gedankenwelt des deutschen Idealismus bis auf unsere Tage zu verfolgen, sie nicht nur historisch, sondern auch kritisch mit dem atmenden Leben der unmittelbaren Gegenwart, mit der ganzen Mannigfaltigkeit der in ihr zutage tretenden geistigen Strömungen zu verfolgen. Damit ist aber zugleich gesagt, daß das vorliegende Werk mit dem zweiten Bande einen gewissen Abschluß erhält. Und in der Tat wird der Leser den Eindruck bekommen, als ob nach Kronenberg, der die ganze Geschichte des menschlichen Denkens durchziehende Widerstreit von Subjekt und Objekt in der Hegelschen Philosophie in der bestmöglichen Weise geschlichtet worden sei, und daß die künftigen Generationen nur die durch Hegel gewiesenen Bahnen einzuschlagen brauchen, um die ersehnte Harmonie herbeizuführen. Man wird mit dieser allzu rationalistischen Geschichtsauffassung nicht ohne weiteres übereinstimmen können. Ebenso wird man finden, daß es übertrieben ist, Descartes als Adoptivsohn der deutschen Kulturwelt und den Idealismus ausschließlich als eine deutsche Angelegenheit zu betrachten. Man wird vielmehr geneigt sein, zu glauben, daß auch in den anderen Ländern die idealistische Denkrichtung ebenso fruchtbar gewesen ist wie in Deutschland. Man denke z. B. an Frankreich. Aber alle diese Einwände und viele andere, die wir hier nicht anführen können, sollen uns nicht hindern, die Vorzüge des vorliegenden Werkes zu sehen. Indem Kronenberg mit aufrichtiger Sympathie den mächtigen Anteil darzustellen versuchte, den die deutschen Idealisten an der Verinnerlichung des Lebens genommen haben, hat er einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des deutschen Geisteslebens geliefert. Dadurch hat er zugleich gezeigt, daß alle echte Philosophie und Dichtung idealistisch ist. J. Benrubi.

γ. **Le roman social en Allemagne.** Par J. Dresch. (1850—1900). Paris, Alcan. 1913.

Wir haben schon mehrfach an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß seit 1870 die Franzosen mit großem Eifer sich auf das Studium der deutschen Sprache und Literatur geworfen haben, und daß daraus eine stattliche Anzahl von Werken erwachsen ist, die auch bei uns höchste Beachtung und Anerkennung verdienen. Wir zählen zu diesen Werken das oben genannte. Dresch, Professor an der Universität von Bordeaux, ist nicht gewillt, eine vollständige Geschichte des sozialen Romans bis in alle Einzelheiten zu geben, und er macht auch darauf aufmerksam, daß es zwei Auffassungen vom sozialen Roman gebe: die einen sehen darin nur die getreue Schilderung der Gesellschaft, die anderen schreiben ihm die Absicht einer Einwirkung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu. Dresch läßt dem Begriff alle Elastizität, welche ihm anhaftet, greift aber aus der Masse der Schriftsteller vier besonders ausgeprägte Figuren heraus: Gutzkow, den Mann von 1830; Spielhagen, den 1848er Demokraten; Freytag, den Apostel des Nationalliberalismus mit all seiner Zaghaftigkeit, seinen Widersprüchen, seiner halb bewußten Heuchelei, aber auch seiner Zähigkeit, seiner unbedingten Hingabe ans Vaterland, seiner rührenden Überzeugung von Preußens deutschem Beruf; endlich Fontane, den Verteidiger der von Spielhagen angegriffenen Aristokratie, den Bewunderer Friedrichs des Großen. Indem er diese vier studiert und ihre Werke zergliedert, gibt Dresch ein fesselndes Bild von den Grundlinien der deutschen Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Er zieht auch die Werke der Historiker, Briefe, Denkwürdigkeiten, theoretische Essays für seine Betrachtung heran und kontrolliert an den Quellen die Arbeit der Dichter. So entsteht ein Buch, das man auch als Deutscher mit wachsender Anteilnahme liest, in dem die wesentlichen Momente unserer politischen, literarischen und sozialen Geschichte seit 1850 anschaulich vorgeführt werden. Dresch bestrebt sich sichtlich, unparteiisch zu sein, und erreicht sein Ziel in erfreulichem Grad. Es gewährt ihm offenbar eine gewisse Befriedigung, daß alle vier Autoren Deutschlands Einheit erstrebten, aber mit der von Bismarck geschaffenen Form dieser Einheit nicht ganz oder gar nicht zufrieden waren. Darüber wollen wir mit ihnen und mit ihm nicht rechten. Diese Form hat sich durchgesetzt und uns groß gemacht; das genügt: der Lebende hat recht.

γ. **Lessing und das Christentum.** Von D. Paul Wernle, Professor an der Universität Basel. Tübingen, Mohr. 1912.

Diese Schrift ist weit entfernt von einer Übertreibung der Verdienste und der Bedeutung Lessings für die Theologie. In diesem Punkt ist nach Wernles Ansicht der Hallesche Professor Semler weit höher einzuschätzen. Aber Lessing überragt diesen durch seine Fähigkeit, das, was er dachte, packend auszudrücken; „keiner war imstande, das, was er zu sagen hatte, so zu sagen wie Lessing", und daher werden seine theologischen Streitschriften heute noch von der Jugend verschlungen. Lessing hat auch in seinem Kampf mit den evangelischen Bibeltheologen das katholische Traditionsprinzip in einer Weise als Bundesgenossen verwertet, welche sonderbar anmutet; die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe ist ihm — ganz katholisch — Quelle der wahren Lehre, die man bloß nachträglich durch die Bibel bestätigt hat. Weder ein tiefes Verständnis der Religion noch eines des Evangeliums kann man Lessing nachrühmen — und doch hat er nach Wernle dem Christentum einen großen Dienst erwiesen. Im Gegensatz zu der polternden Orthodoxie wie zu dem neumodischen Vernunftchristentum, diesem hellen Rationalismus und hellen Wunderglauben, erscheint er als Befreier und Erlöser, der mit sittlichem Mut den Halbheiten und Vermittlungen ein Ende bereitet und mit der Vernunft nicht mehr tändelt und spielt, sondern sie resolut in ihr Hoheitsrecht einsetzt, ohne nach kirchlicher Brauchbarkeit und Opportunität zu fragen. Er nötigt das Christentum, sich entweder aus seiner unfreien Form zu lösen und sich zur innerlich verpflichtenden und beseligenden Religion froher Gottesgewißheit und tätiger Bruderliebe zu erheben, oder aber in die Rumpelkammer alter Sachen zu wandern, mit denen die heutige Menschheit nichts mehr anfangen kann.

γ. **Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler.** Von Karl Köth. S. J. Mit 29 Abbildungen und mit einem Geleitswort von Graf Droste-Vischering. Freiburg, Herder. 1912.

Der Freiherr v. Ketteler, Bischof von Mainz, hat zweifellos als Kirchen- wie als Sozialpolitiker zu den interessantesten Gestalten des vorigen Jahrhunderts gehört. Ein frommer Katholik, der dem Unfehlbarkeitsdogma an sich beistimmte, seine Erklärung aber unter den damals obwaltenden Umständen als unzeitgemäß erachtete, ein eifriger Seelsorger, ein warmer Freund aller wirtschaftlich Abhängigen und Gedrückten, ein Vorkämpfer kirchlicher Autorität gegenüber dem Staat, ein wirkungsvoller Redner, Schriftsteller und Parlamentarier — so steht er in der Geschichte da, mit festen Überzeugungen, mit scharfen Kanten, für Würdigung gegnerischer Standpunkte wenig geeignet. Die vorliegende Biographie ist durchaus auf den Ton gestimmt, der nur rühmt und preist; sachlich bietet sie wertvolle Mitteilungen; wer ultramontane Arbeiten zu lesen versteht, dem wird sie viel Aufschluß bringen, wenn nicht über die Dinge selbst, so doch über die Art, wie sie sich in ultramontanen Köpfen spiegeln. Daß

„Döllinger und seine Sippe" auch nicht auf ein Gran Verständnis rechnen dürfen, versteht sich von selbst.

M. **Études de Morale.** Par F. Rauh. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, F. Alcan. 1813.

Die Pietät seiner Schüler hat dem verstorbenen Lehrer ein Denkmal gesetzt, indem sie seinen letzten Vorträgen die bleibende Form gaben. Rauh ist bei aller Wissenschaftlichkeit kein Theoretiker. Er weiß, um wieviel mehr ein gut gelebtes Leben als tausend Bücher sind. Das seinige empfiehlt vor allem die freie Selbstbestimmung in bezug auf die höchsten, dem Gewissen anheimgestellten Fragen und die Ausbildung der Charaktereigenschaften, auf denen das Wohl des Vaterlandes beruht. Bei Besprechung der modernen Theorien über die Erziehung des Kindes u. a. betont er zu unserer besonderen Genugtuung, daß das normal veranlagte, in seiner Unschuld bewahrte Kind eine instinktive Scheu davor empfindet, über ihm glücklicherweise noch verschlossene Dinge „aufgeklärt" zu werden, woraus folgt, wie verkehrt es ist, die Jugend nach dem Maßstab der schon früh Entgleisten um das Glück der Unbefangenheit bringen zu wollen. Die Abhandlungen über die sozialen Fragen der Gegenwart enthalten ein historisch vielseitiges, alle Kulturländer berücksichtigendes Bild der Theorien seit Kant, Feuerbach, Hegel, A. Comte und der neueren deutschen, französischen und englischen Soziologen. Das Werk des früh Dahingeschiedenen ist der Anregungen voll und ein Aufruf zur Tat.

M. **Franz von Assisi.** Legenden von F. A. Holland. München, Kösel. 1912.

Der Titel dieses Büchleins ist leise irreführend. Auf den ersten Blick dürfte jeder Leser zunächst an Legenden von Franz von Assisi denken, es sind aber, mit Reminiszenzen aus dem Leben des Heiligen, frei erdichtete Legenden von F. A. Holland. Sie zeugen von der begeisterten Liebe, zu der sich der Verfasser für den Liebling so vieler Seelen bekennt. Den Ton des dreizehnten Jahrhunderts zu treffen, ist ihm jedoch nicht gelungen. Manches in diesen Erzählungen läßt sich nicht mit der schlichten Einfachheit der Franziskanergeschichten zusammenstimmen, die eben deshalb so mächtig wirken, weil sie auf alles künstliche Beiwerk verzichten. Es genügt, auf den Absatz Seite 12 über die Hände „der Helden von Galiläa" zu verweisen, um deutlich zu machen, wie weit entfernt solche Stilübungen vom Geist des Hl. Franziskus sind.

Bl. **Francesca da Rimini in der Literatur, bildenden Kunst und Musik.** Von Professor Baron Guglielmo Locella. Bearbeitet und herausgegeben von Baronin Marie Locella. Eßlingen a. N., Paul Neff Verlag. 1913.

Dreiundzwanzig Terzinen der „Göttlichen Komödie" — in dieser knappen, niemals wieder übertroffenen oder auch nur erreichten Form ist der Welt das innigste, furchtbarste und ergreifend rührendste Liebesdrama der Poesie geschenkt worden. Sehr wenige Denkmale der gesamten Literatur dürfen das Lob beanspruchen, sie seien vollendet, vollkommen im Ausdruck, im Gedankengang, in der Empfindung. Ein solches Kunstwerk ist Dantes Francesca. Der Plan, ihren Weg durch die Literatur, die bildende Kunst und Musik mit liebevollem Verständnis zu verfolgen, hat den Dante-Forscher Baron Guglielmo Locella Jahre hindurch beschäftigt. Das Material zum geplanten Werk war gesammelt, als ihn selbst der Tod ereilte. Der Pietät der Gattin und der Freunde ist es gelungen, die Aufgabe zu Ende zu führen, die ein lückenloses Bild der durch Dantes Schöpfung angeregten Inspiration bietet. Sie bestärkt den Eindruck, daß alle Versuche, das Vorbild dichterisch erreichen zu wollen, seine Wirkung nur abgeschwächt haben. Das beste, was sie zu geben hatten, ist dem Dichter entlehnt und nur auf ihre Weise umschrieben. Freier waltet die bildende Kunst, deren beste Gaben in nahezu hundert Abbildungen dem Text beigefügt sind. Mit schlichten Miniaturen beginnend, gelangt die Malerei bis zu zeitgenössischen Leistungen, die Plastik ebenfalls bis zu Rodin, dessen titanische Kraft dem Marmor den Ausdruck eines namenlosen Schmerzes entrissen hat. Eigentümlich, nicht sympathisch, ist dagegen die dem Gedicht widersprechende Auffassung Böcklins. Die Wahl des Titelblattes, die vergeistigte Vision des in Schuld und Liebe unzertrennlichen Paares, wie G. F. Watts sie erfand, verrät die Vorliebe der Verfasser für ein Werk, das auch wir für den Höhepunkt des Empfindens in bezug auf die künstlerische Wiedergabe der Francesca-Episode in Dantes Gedicht halten.

Bl. **Études de littérature italienne.** Par Maurice Mignon. Paris, Hachette et Cie. 1912.

Die Zahl der mit italienischer Literatur vertrauten Franzosen ist verhältnismäßig immer noch klein, aber Beiträge wie die von F. Ozanam und E. Gebhart gehören dafür zum besten, was auf diesem reichen Gebiet geleistet worden ist. Die vorliegenden Studien lehnen sich an diese Vorbilder an und verfolgen bescheiden den Zweck, auf die Dantestudien von H. Hauvette und die vortreffliche Biographie Carducci's von A. Jeanroy verweisend, diesen Autoren das Interesse des Publikums zuzuwenden und zur Lektüre der Dichter selbst anzuregen, von denen Mignon Skizzen zeichnet. Sein eigener Geschmack ist ein eklektischer, der von Katharina von Siena zu Goldoni gelangt, um mit einer Betrachtung über Pascoli zu schließen, die ihm besonders gelang.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aathal. — Suka — Bumi Estate. Novelle aus dem Tabakpflanzerleben Delis. Von Werner von Aathal. Berlin, Kurt Wigand. 1913.

Apponyi. — Vingt-cinq ans à Paris. (1826—1850). Journal du comte Rodolphe Apponyi, attaché de l'ambassade d'Autriche à Paris. Publié par Ernest Daudet. 1831—1834. Avec trois gravures. Paris, Librairie Plon. 1913.

Baedeker. — Österreich-Ungarn nebst Cetinje, Belgrad, Bukarest. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 75 Karten, 76 Plänen, 7 Grundrissen und 2 Panoramen. 29. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1913.

Baum. — Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart, in Gemeinschaft mit Max Diez, Eugen Gradmann, Gustav Keyssner, Gustav Pazaurek, Heinrich Weizsäcker bearbeitet von Julius Baum. Mit 39 Farbtafeln, 12 Gravüren, 36 Kunstdrucktafeln und 229 Textillustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Berger. — Gesammelte Schriften von Alfred Freiherrn von Berger. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Anton Bettelheim und Karl Glossy. 1. Band: Autobiographische Schriften. Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag. 1913.

Bibliothèque française. — XVIIe siècle. Racine. Deux tomes. Textes choisis et commentés par Charles le Goffic. Paris, Librairie Plon. 1913.

Bloem. — 1813. Geschichte eines jungen Freiheitshelden. Von Walter Bloem. Berlin, Ullstein und Co. 1913.

Boletin del ministerio de relaciones exteriores. República oriental del Uruguay. Mayo de 1913. Montevideo, Gregorio V. Mariño. 1913.

Borgerhoff. — Le théatre anglais à Paris sous la restauration. Par J.-L. Borgerhoff. Paris, Librairie Hachette. 1913.

Brillat-Savarin. — Physiologie des Geschmacks oder Betrachtungen über höhere Gastronomie. Den Pariser Feinschmeckern gewidmet von einem Professor, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. Nach Carl Vogts Übersetzung in 6. Auflage neu herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1913.

Burger. — Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. Lieferung 4. 5. 6. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft M. Koch. 1913.

Bürger. — Deutschtum und Judentum. Von Kurt Bürger-Lichterfelde. Berlin, Verein zur Abwehr des Antisemitismus. 1913.

Candidus. — Das Weltstreben. Das Wesen von Kraft, Stoff und Leben. Von L. Candidus. München, Theodor Ackermann. 1913.

Carnegie endowment for international peace. Founded 14. December 1910. Year book for 1912. Washington, 2 Jackson place. 1913.

Chéradame. — Douze ans de propagande en faveur des peuples balkaniques. Par André Chéradame. Paris, Librairie Plon. 1913.

Cochin. — Descartes. Par Denys Cochin. Paris, Félix Alcan. 1913.

Contenson. — Les réformes en Turquie d'Asie. La question arménienne, la question syrienne. Par Ludovic de Contenson. Paris, Librairie Plon. 1913.

Cristofani. — Italiens Soldatenlektüre. Von Leutnant der Reserve Professor Ugo Cristofani. Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1913.

Dejean. — La duchesse de Berry et les monarches européennes. (Aout 1830—Décembre 1833). D'après les archives diplomatiques et des documents inédits des archives nationales. Par Etienne Dejean. Paris, Librairie Plon. 1913.

Derrécagaix. — Le général de division comte de Martimprey. Par général Derrécagaix. Avec sept planches hors texte et cinq cartes. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Desbrière. — Aperçu sur la campagne de Thrace. Par colonel breveté Desbrière. Avec cinq croquis. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Dünnebier. — Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. Von Dr. Hans Dünnebier. Zürich, Franz Ketner. 1913.

Ehrler. — Frühlingslieder. Von Hans Heinrich Ehrler. München, Albert Langen. O. J.

Eisler. — Handwörterbuch der Philosophie. Von Dr. Rudolf Eisler. Lieferung 1. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Engel. — Die vier Könige. Roman von Georg Engel. Leipzig, Grethlein und Co. O. J.

Espé de Metz. — Vers l'empire .... Par G. Espé de Metz. Préface du sénateur Henry Bérenger. Avant-propos de M. Edmond Locard. Paris, Librairie Ambert. S. A.

Este. — Der Trampel. Die Geschichte eines zielbewußten Mädchens. Nach der Natur erzählt. Von Em. Este. München, Albert Langen. O. J.

Fink. — Ein verteufelter Spaß. Politische Komödie in drei Akten. Von Carl Fink. Leipzig, Richard Lipinski. O. J.

Finke. — Die Frau im Mittelalter. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Heinrich Finke. Mit einem Kapitel: „Die heiligen Frauen im Mittelalter" von Dr. Lenné. Band 62 der „Sammlung Kösel". München, Jos. Kösel. 1913.

Fittbogen. Das Deutschtum im Ausland in unseren Schulen. Von Gottfried Fittbogen. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Freytag. — Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch. Herausgegeben und erläutert von Hans F. Helmolt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Friedlaender. — Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Darstellung merkwürdiger Strafrechtsfälle aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit. Nach eigenen Erlebnissen von Hugo Friedlaender. Eingeleitet von Justizrat Dr. Sello-Berlin. IX. Berlin, Hermann Barsdorf. 1913.

Gerlich. — Geschichte und Theorie des Kapitalismus. Von Dr. Fritz Gerlich. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1913.

Goethe. — Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Sechster Band (1819—1832). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. O. J.

Grimm. — Südafrikanische Novellen. Von Hans Grimm. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Groddeck. — Hin zur Gottnatur. Von Georg Groddeck. Dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1913.

Haberl. — Sturmhaube und Flöte. Gedichte. Von Meinrad Haberl. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Hainisch. — Die Mutter. Von Marianne Hainisch. (Aus der eigenen Werkstatt. Vortragszyklus im Wiener Volksbildungsverein). Wien, Hugo Heller und Co. 1913.

Handel-Mazzetti. — Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman. Von E. von Handel-Mazzetti. 1.—6. Tausend. Kempten und München, Jos. Kösel. 1913.

Hanel. — Junge Ehe. Von Hermine M. Hanel. Mit Illustrationen von der Verfasserin. München, Hans Sachs-Verlag. 1913.

Heidenstam. — Der Wald rauscht. Erzählungen und Sagen. Von Werner von Heidenstam. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen. München, Albert Langen. O. J.

Hessel. — Der Kramladen des Glücks. Roman von Franz Hessel. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Hesselbarth. — Drei psychologische Fragen zur spanischen Thronkandidatur Leopolds von Hohenzollern. Mit Geheimdepeschen Bismarcks, Prims usw. Von Professor Dr. Hermann Hesselbarth. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Hirth. — Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz. Ungedruckte Briefe von und an den Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik einzelner Werke. Herausgegeben und erläutert von Friedrich Hirth. München, Georg Müller. 1913.

Hoeniger. — Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Militärwesens. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 15. Februar 1913. Von Prof. Dr. Robert Hoeniger. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Hofmann. — Anno 1813. Historisches Schauspiel in drei Akten. Von Arthur Hofmann. Leipzig, Richard Lipinski. 1913.

Hoyer. — Axel Martens Heimat. Roman von Niels Hoyer. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Huggenberger. — Die Stille der Felder. Neue Gedichte von Alfred Huggenberger. Mit Umschlagzeichnung von Otto Marquard. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Hundert Silhouetten. Schattenrisse von einem anonymen Wiener Meister des XVIII. Jahrhunderts nebst einigen neueren Stücken. Wien, Ed. Beyers Nachfolger. 1913.

Hurd, Castle. — German sea-power. Its rise, progress and economic basis. By Archibald Hurd and Henry Castle. With maps and appendices giving the fleet laws etc. London, John Murray. 1913.

Japanische Sprichwörter. Aus dem Japanischen übersetzt von Dr. H. Sandaya. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Jensen. — Mona Roß. Roman aus dem heutigen Island. Von Thit Jensen. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Jerusalem. Fünfte und sechste Auflage. Mit einem Bildnis des Verfassers. Wien, Wilhelm Braumüller. 1913.

Kahn. — Fensterrecht (Aussichtsrecht, Lichtrecht). Nach den wichtigeren geltenden Partikularrechten Deutschlands. Von Richard Kahn. Gekrönte Preisschrift. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1913

Ketelhodt. — Das Werturteil als Grundlage der Lehre vom Wert. Von Gerd Freiherr von Ketelhodt. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1913.

Köppe. — Die Veredelung der Matrikularbeiträge. Von Professor Dr. H. Köppe. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1913.

Koschmieder. — Herders theoretische Stellung zum Drama. Von Arthur Koschmieder. Stuttgart, J. B. Metzler. 1913.

Koser. — Geschichte Friedrichs des Großen. Von Reinhold Koser. Vierte und fünfte vermehrte Auflage. Dritter Band. Mit drei Schlachtskizzen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1913.

Kromer. — Arnold Lohrs Zigeunerfahrt. Roman von Heinrich Ernst Kromer. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Kurz. — Wandertage in Hellas. Von Isolde Kurz. München, Georg Müller. 1913.

Kurz. — Der Krummbacher und der Katzengusti. Erzählungen von K. F. Kurz. München, Albert Langen. O. J.

La guerre de la succession d'Autriche. (1740—1748). Campagne de 1744 dans les Pays-Bas. Opérations militaires sur le Rhin et sur le Main en 1745. Par le major Z***. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Lakshmi Narasu. — The essence of buddhism. By P. Lakshmi Narasu. Second edition. With illustrations of buddhist art. Madras, Srinivasa Varadachari and Co. 1912.

Landersdorfer. — Die Kultur der Babylonier und Assyrier. Von Dr. P. S. Landersdorfer. O. S. B. Mit 31 Abbildungen und einer Karte. Kempten, J. Kösel. 1913.

Lanessan. — Nos forces militaires. Par J.-L. de Lanessan. Paris, Félix Alcan. 1913.

Latreille. — Un procès militaire sous l'ancien régime. L'affaire du régiment royal-comtois. (1773—1791.) Par capitaine Albert Latreille. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Lehmann. — Die Erhebung von 1813. Rede zur Feier des Gedächtnisses von 1813 am 3. Februar 1813, im Namen der Georg-August-Universität gehalten von Max Lehmann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1913.

Leitgeb. Das Hohelied. Novellen von Otto von Leitgeb. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1913.

Lewinneck. — Die Freunde des Kronprinzen. Auch eine Schrift zum 25jährigen Regierungsjubiläum unseres Kaisers. Von Artur Lewinneck. Königsberg i. P., Hartungsche Buchdruckerei. 1913.

Lochmöller. Unsere Zukunft liegt auf dem Balkan. Afrikanische oder europäische Politik. Von Willy Lochmöller. Leipzig, Bruno Volger. 1913.

Loevenich. An Ernst Moritz Arndt. Eine Huldigung deutscher Dichter und Denker zur Jahrhundertfeier 1813—1913. Gesammelt und herausgegeben von Joseph Loevenich. Leipzig, Bruno Volger. 1913.

Luquet. — Essai d'une logique systématique et simplifiée. Par G. H. Luquet. Paris, Félix Alcan. 1913.

Martin. — La crise politique de l'Allemagne contemporaine. Par W. Martin. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Martin. — Psychologie de la volonté. Par Eugène Martin. Préface de M. P. Malapert. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Mau. — Pompeji in Leben und Kunst. Von August Mau. Anhang zur zweiten Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1913.

Mayen. — Die Neugeburt der Religion. Mit einem kritischen Überblick als Anhang. Von Edmund Mayen. Leipzig, W. Härtel und Co. O. J.

Mayer. Der Raub der Europa. Von Karl L. Mayer. Berlin, Dr. Basch und Co. O. J.

Meinecke. Radowitz und die deutsche Revolution. Von Friedrich Meinecke. Zugleich Schlußband des Werkes: Joseph Maria von Radowitz. Von Dr. Paul Hassel. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Meyer. — Freiheit und Vaterland. Eine Betrachtung über die Zeit der deutschen Erhebung. Kaisergeburtstagsrede von Oberlehrer Dr. Friedrich Meyer. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1913.

Meyer. — Deutsche Stilistik. Von Richard M. Meyer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. München, C. H. Beck. 1913.

Miller. — The ottoman empire 1801—1913. By William Miller, M. A. Cambridge, University press. 1913.

Miller. — Von Stoff zu Form. Essays von Oscar Miller. Vierte, revidierte und ergänzte Auflage. Frauenfeld, Huber und Co. 1913.

Mirbeau. — Dingo. Par Octave Mirbeau. Paris, Bibliothèque Charpentier. 1913.

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Herausgegeben vom Direktorium. Jahrgang 1912. Mit zahlreichen Abbildungen. Nürnberg, Verlagseigentum des Germanischen Museums. 1913.

More. — The drift of romanticism. Shelburne essays eighth series. By Paul Elmer More. London, Constable and Co. 1913.

Mörike. — Erzählungen und Märchen. Von Eduard Mörike. Mit 87 Zeichnungen von Robert Goeppinger. München, Martin Mörike. 1913.

Müller. — Hemmungen des Lebens. Von Johannes Müller. Vierte, vermehrte Auflage. 12.—16. Tausend. München, C. H. Beck. 1913.

Müller. — Wegweiser. Von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1913.

Murat. — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat. 1767—1815. Publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. VII. Royaume de Naples. Avec gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1913.

Neuner. Krieg und Frieden. Betrachtungen in Gesprächen. Von Ludwig Neuner. Hildburghausen, Thüringische Verlags-Anstalt. 1913.

Neustadt. — Japanische Reisebriefe. Berichte über eine Fahrt durch Japan. Von Arthur Neustadt. Mit 15 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Berlin, Paul Cassirer. 1913.

Paquet. — Limo, der große beständige Diener. Ein dramatisches Gedicht. Von Alfons Paquet. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Patenôtre. — Souvenirs d'un diplomate. Voyages d'autrefois. Par Jules Patenôtre. Avec un portrait en héliogravure. Tome premier. Paris, Librairie Ambert. 1913.

Pirro. — Schütz. Par André Pirro. Avec portraits hors texte et citations musicales dans le texte. Les maitres de la musique, publiés sous la direction de M. Jean Chantavoine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Plotke. — Heinrich Heine als Dichter des Judentums. Von Georg J. Plotke. Dresden, Carl Reissner. 1913.

Pochhammer. Dantes Göttliche Komödie, in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dantebild, Buchschmuck und zehn Skizzen. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Polligkeit. — Notland. Ein Stück Leben. Von Dora Polligkeit. München, C. H. Beck. 1913.

Prager staatswissenschaftliche Untersuchungen. Herausgegeben von H. Rauchberg, P. Sander, L. Spiegel, A. Spiethoff, R. Zuckerkandl. Heft 1: Gesetz und Recht. Vorträge und Aufsätze zur Rechtsquellentheorie. Von Ludwig Spiegel. — Heft 2: Verfassung und Geschichte der Aktienbanken. Von Heinrich Kleine-Natrop. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1913.

Pratella. — Musica futurista per orchestra. Di Francesco Balilla Pratella. Riduzione per pianoforte. Bologna, F. Bongiovanni. 1912.

Rabe. — Von alten hamburgischen Speichern und ihren Leuten. Von Johs. E. Rabe. Mit drei Abbildungen. Zweiter Band der „Quickbornbücherei". Hamburg, Alfred Janssen. 1913.

Rassow. — Spiegelfechter Eros. Zeugnisse seiner Macht und Ohnmacht. Von Fritz Rassow. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Reuß. — Bei Türken und Kroaten. Von Franz Reuß. Jena, Hermann Costenoble. 1913.

Rouchès. — La peinture bolonaise à la fin du XVIe siècle (1575—1615). Les Carrache. Par Gabriel Rouchès. Avec 16 planches hors texte. Paris, Félix Alcan. 1913.

Rumpf. — „Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren — —" Soldatenlieder, gesammelt und mit neunzehn vielfarbigen, handkolorierten, ganzseitigen Bildern versehen von Fritz Rumpf. Zweite Auflage. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Rung. — Die lange Nacht. Von Otto Rung. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Sageret. — Le système du monde des Chaldéens à Newton. Par Jules Sageret. Avec 20 figures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1913.

Salus. — Seelen und Sinne. Neue Novellen von Hugo Salus. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Santillana. — Marqués de Santillana. Canciones y decires. Edición y notas de Vicente Garcia de Diego. Clasicos Castellanos. Madrid, „La Lectura". 1913.

Schaukal. — Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit. Von Richard Schaukal. München, Georg Schaukal. 1913.

Schellhorn. — Die Favoriten. Dichtung von Max Schellhorn. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Schlösser. — August Graf v. Platen. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und seines dichterischen Schaffens. Von Rudolf Schlösser. Zweiter Band: 1826—1835. München, R. Piper. 1913.

Schmidt. — Mansfelder Skizzen. Dichtung und Wahrheit aus der alten Grafschaft. Von Max C. P. Schmidt. Mit 12 Abbildungen. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1913.

Schneider. — Johannes. Ein Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Schneider. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1913.

Scholz. — Schleiermacher und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Von Heinrich Scholz. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1913.

Schubring. — Hilfsbuch zur Kunstgeschichte. Heiligenlegenden, Mythologie, technische Ausdrücke, Zeittafeln. Von Paul Schubring. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Karl Curtius. 1913.

Seillière. — Mysticisme et domination. Essais de critique impérialiste. Par Ernest Seillière. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Seippel. — Adele Kamm. Von Paul Seippel. Aus dem Französischen übersetzt von Susanne Elkan. Bern, A. Francke. 1913.

Seton-Watson. — Die südslavische Frage im Habsburger Reiche. Von R. W. Seton-Watson (Scotus Viator). Berlin, Meyer und Jessen. 1913.

Sieper. — Deutschland und England in ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen. Verhandlungen der deutsch-englischen Verständigungskonferenz. Herausgegeben von Ernst Sieper. München, R. Oldenbourg. 1913.

Stamm. — Das Hohelied. Lyrische Dichtungen von Karl Stamm. Mit einer Original-Radierung und Buchschmuck von Karl Gäbler. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Tamm. — Die Hingstberger. Roman von Traugott Tamm. München, Albert Langen. O. J.

Tönnies. — Die Entwicklung der sozialen Frage. Von Prof. Dr. Ferdinand Tönnies. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, G. J. Göschen. 1913.

Tovote. — Zu Befehl. Die Geschichte einer scheuen Liebe. Von Heinz Tovote. Berlin, Ullstein und Co. 1913.

Treitschke. — Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. Von Heinrich Treitschke. Auswahl. Berlin, Georg Reimer. 1913.

Troeltsch. — Religion und Wirtschaft. Vortrag, gehalten in der Gebe-Stiftung in Dresden am 15. März 1913 von Prof. D. Dr. Troeltsch. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Übersberger. — Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten. Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein dargestellt von Hans Übersberger. Erster Band: Bis zum Frieden von Jassy. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Verhaeren. — Rubens. Von Émile Verhaeren. Übertragung von Stefan Zweig. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Vermeil. — Le Simsone Grisaldo de F. M. Klinger. Étude suivie d'une réimpression du texte de 1776. Par Edmond Vermeil. Paris, Félix Alcan. 1913.

Vogel. — Vogels Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer im Maßstab von 1:500000, ausgeführt in Justus Perthes' geographischer Anstalt in Gotha. Neu bearbeitet und erweitert unter Leitung von Prof. Paul Langhans. 1. Lieferung. Gotha, Justus Perthes. 1913.

Vogt. — Die Hexe. Schauspiel in vier Akten von Martha Vogt. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Voßler. — Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur klassischen Neuzeit. Von Prof. Dr. Karl Voßler. Heidelberg, Carl Winter. 1913.

Wächtler. — Zur Jahrhundertfeier in Halle a. S. Predigt im Festgottesdienst der evangelischen Gemeinden in der Oberpfarrkirche U. L. Frauen am 10. März 1913. Von D. A. Wächtler. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1913.

Waldt. — Tannhäuser im Kloster. Dichtungen. Von Dietrich Waldt. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Waxweiler. — Archives sociologiques. Publiées par Émile Waxweiler. Chronique du mouvement scientifique, chronique de l'Institut. Bruxelles, Misch et Thron. 1913.

Weber. — Fenn Kaß. Der Roman eines Erlösten. Von Batty Weber. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Weigand. — Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Westermann. — Wirklichkeit. Vorurteilsfreie Darlegungen von Hermann Westermann. Leipzig, Wilhelm Heims. 1913.

Westphal-Westen. — Preußens Unglücksjahr und sein Auferstehungsjahr 1813. Von Westphal-Westen. Leipzig, Bruno Volger. O. J.

Wiegand. — Eine staatlich organisierte Urlaubs-Reise. Ein gelöstes Problem für eine 14tägige Erholungsreise an die See für den Gesamtpreis von 40 Mark. Von Friedrich Wiegand. Leipzig, Weltfragen-Verlag. O. J.

Wille. Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister. Von Bruno Wille. Berlin, Bong und Co. O. J.

Winterstetten. — Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Von Dr. K. von Winterstetten. München, J. F. Lehmann. 1913.

Wocke. — Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen. Von Helmut Wocke. Stuttgart, J. B. Metzler. 1913.

Zlatnik. — Neue Lieder. Ausgewählte Gedichte von Franz Josef Zlatnik. Baden-Baden, Peter Weber. O. J.

Zoff. — Das Haus am Wege. Roman von Otto Zoff. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Zorn. — Das deutsche Reichsstaatsrecht. 1. Band: Die deutsche Reichsverfassung. Von Dr. Ph. Zorn, Geh. Rat und Professor in Bonn. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrechte vorbehalten.

Das Haus „Zum großen Kefig".

Erzählung

von

Ruth Waldstetter.

(Schluß.)

Unterdessen gingen größere Ereignisse als Evas Novizenerfolg im Hause Wohltraut vor. Der Termin der Liquidation war auf den 1. Dezember festgesetzt worden. Jakob Wohltraut ging gramvoll einher, schüttelte den Kopf über Gott und das Leben und sandte seine Gedanken ratlos in die große Leere, die sich jenseits des Geschäftsverkaufs auftat. Er wußte nicht, sollte er nach dem Handelshaus auch noch das ehrwürdige Wohnhaus aufgeben und sich und sein Dasein in einem anderen Landeswinkel in Dunkelheit verbergen, oder sollte er sich in den würdevollen und behäbigen Räumen des „Großen Kefig" etwa als kleiner Agent für Seide oder Baumwolle um seinen glanzlosen Lebensrest mühen. So oder so warf er den Stolz seines Daseins über Bord, und nicht einmal ein ehrliches Durchkommen konnte er sich sichern.

In dieser Zeit, als Jakob Wohltraut von Tag zu Tag sorgenvoller in die Zukunft bangte, klopfte eines Tages ein eleganter Herr an seine Tür und schob sich ebenso sicher als unterwürfig in seine Nähe und in sein Schicksal. Es war Herr Loewy vom Warenhaus Loewy und Ullinger.

Herr Loewy wollte durchaus nicht stören und Herrn Wohltrauts Zeit nur auf wenige Minuten in Anspruch nehmen, da Herr Wohltraut ohne Zweifel in diesen Tagen sehr beschäftigt war.

Der Angeredete bedeutete Herrn Loewy bei dieser Anspielung mit einer sprechenden Gebärde, zur Sache zu kommen.

Herr Loewy konnte übrigens Herrn Wohltraut nur beglückwünschen zu seinem Entschluß, sich vom Geschäft zurückzuziehen; man wußte ja, was für eine Arbeitslast auf ihm gelegen hatte, während er den großen Betrieb persönlich leitete und dem An- und Verkauf den Einfluß seines eigenen Geschmacks angedeihen ließ. Seine Verdienste um die feine Konfektion berechtigten Herrn Wohltraut vollauf, sich nun zur Ruhe zu setzen. Es bedeutete ja allerdings einen Verlust für die Branche. In der Geschäftswelt war das Bedauern allgemein, daß ein so hervorragender Fachmann, ein Kenner von so seltenem Feingeschmack dem Handel verloren gehen sollte. Es war darüber

geredet worden, ob Herr Wohltraut seine Kenntnisse und Befähigungen der Branche wohl noch in irgendeiner Weise werde zugute kommen lassen. Ja — Herr Loewy lächelte bei dem Gedanken — man hatte die Vermutung ausgesprochen, Herr Wohltraut werde sich bei einem großen Unternehmen als Spezialist in einer seiner Liebhabereien, etwa im Seidenfach oder in der Hutkonfektion, beteiligen. Natürlich nur unter günstigen Bedingungen. Der Gedanke — Herr Loewy lächelte abermals — der Gedanke hatte ihm wahrhaftig zu schaffen gemacht. Er hatte sich gesagt, wenn Herr Wohltraut schon eine derartige — er möchte es Feierabendtätigkeit nennen — annehmen wolle, so dürfte man jedenfalls nicht ruhig zusehen, wie ein solcher Mann, ein solcher Kenner der Branche vielleicht der Stadt entzogen würde. Er wußte ja nichts, möglicherweise war die Vermutung aus der Luft gegriffen; aber offen gestanden, die Sache hatte ihn beschäftigt; wenn er daran dachte, wie engverkettet Herr Wohltraut sich doch mit Gantersburg fühlen mußte, und daß in seinem Alter eine Verpflanzung keine Kleinigkeit war, so fragte er sich, ob es keine Mittel gäbe, Herrn Wohltrauts vornehme Handelskraft der Stadt vorweg zu sichern. Und es schwebte ihm so etwas vor von einem selbständigen Posten in einer Oberleitung mit freiem Verfügen über die Bestellungen und mit beschränkter Arbeitszeit, von einer verantwortlichen Persönlichkeit hinter den Kulissen sozusagen, ohne repräsentative Pflichten und mit dem Salär eines Direktors, kurz, einer Kraft, wie er sie eigentlich längst in seinem eigenen Geschäft entbehrte. Da der Posten eine beträchtliche Verausgabung für das Haus bedeuten würde, hatte er sich bisher gescheut, ihn zu schaffen. Wenn er jedoch einen bewährten Fachmann in Bereitschaft hätte, so würde er sich dennoch entschließen, ihn zu kreieren. Herr Loewy legte die gespreizten Fingerspitzen aufeinander und blickte über Herrn Wohltraut hinweg in die Luft, während dieser sich räusperte und zu Boden sah.

Da Herr Loewy mit Herrn Wohltrauts Intentionen jedoch durchaus nicht vertraut war, konnte natürlich von einem Vorschlag seinerseits nicht die Rede sein. Er hatte bloß Herrn Wohltraut den Gedanken in Erwägung bringen wollen, für den Fall, daß er sich selber etwa mit ähnlichen Plänen trage, weil ja doch, wie Herr Loewy zu seinem großen Bedauern erfahren hatte, der Betrag der Liquidation Herrn Wohltraut nicht für die Zukunft sicher stellen konnte.

Als Herr Loewy bei diesem Punkt seiner Rede angekommen war, stand Wohltraut plötzlich auf und erklärte seinem Besuch ohne Förmlichkeiten, daß er sich bis jetzt mit einem derartigen Plan nicht befaßt habe und ihm auch in Zukunft nicht näher treten würde.

Herr Loewy verabschiedete sich verbindlich und ließ sich nicht mehr sehen bis dicht vor dem Schlußtermin der Liquidation. Dann aber hatte er eines Morgens eine längere Unterredung mit Herrn Wohltraut und am Nachmittag desselben Tages abermals eine. Noch in der gleichen Woche — es war die letzte, in welcher die Firma „Wohltraut zum großen Kefig" bestand — unterzeichneten Herr Loewy von der Firma Loewy und Ullinger und Herr Jakob

Wohltraut einen Vertrag, nach welchem der letztere mit dem Titel eines Direktors in die Oberleitung des Warenhauses eintrat.

Herr Loewy lächelte, als er das Papier seinem Kollegen Ullinger zeigte; Herr Wohltraut aber dachte daran, daß er nun unbehelligt im „Großen Kefig" leben und sterben würde.

Und wenn er auch tief das Haupt beugte unter der schweren Demütigung, die Gott über ihn verhängt hatte, so meinte er doch, ein sorgenloser Lebensabend wäre für einen schwergeprüften alten Mann nicht zu verschmähen. Und er versuchte, den Stolz, der sich ihm im Herzen bäumte, damit zu beschwichtigen, daß er sich ausmalte, wie er jährlich seine Einkaufsreisen machen, große Warenposten mit großen Summen bezahlen, für die Modebedürfnisse der Gantersburgerinnen das Geschmackvollste ohne Sorge um Preis und Zahlung auswählen und von seinem verborgenen Standpunkt aus doch die Hand am Steuer des Großbetriebes haben würde, und endlich, wie ihm diejenigen, welche die Tragik seines Geschickes kannten, ihre respektvolle Teilnahme würden angedeihen lassen.

Übrigens erlebte Herr Wohltraut in den Tagen der Bedrängnis, während sein Kaufmannsgut und sein Stolz langsam und unaufhaltsam dahinschwanden, eine kleine, warme Heimfreude.

Im „Großen Kefig" ließ sich eines Tages Christoph Holzer, der Missionar, melden. Und als Wohltraut, den seine Kümmernis für eine Freundlichkeit empfänglich gemacht hatte, erwartungsvoll ins Wohnzimmer trat, fand er den jungen Mann in demütiger Haltung, den Hut in der Hand, als einen Bittenden vor sich stehen.

Christoph Holzer kam als Freier um Fräulein Margaretes Hand. Und was er zugunsten ihrer Verbindung vorbrachte, war geeignet, Herrn Wohltrauts volle Zustimmung zu gewinnen. Denn der junge Mann glaubte sich vergewissert zu haben, daß es der Wunsch seiner Erwählten war, sich dem Werke der Heidenmission zu widmen, das er selbst mit neugesammelten Kräften eben wieder aufnehmen wollte, und er meinte, aus ihren Worten verstehen zu dürfen, daß sie gewillt war, mit ihm vereint und unter seinem Schutz der ernsten Berufung zu folgen.

So sah Herr Wohltraut nicht nur das künftige Leben seiner Tochter in gesicherten Bahnen, sondern auch den Segensglanz der frommen Werktätigkeit auf ihrem Haupte ruhen und sein eigenes rückwirkend bestrahlen.

Margrit war eine liebliche Braut. Die Freude leuchtete ihr aus den Augen; aber ihr Gebaren war ernst und fast weihevoll; denn die künftige Missionarin betrachtete sich mehr als eine Braut des Himmels, denn des Mannes. Ja, anfänglich, wenn ihr Verlobter ihr in die verehrungsvoll aufblickenden klaren Augen sah, wurde der junge Streiter Gottes klein vor sich selber.

Er hatte sich zwar nichts vorzuwerfen; in seinem Lebensbuch gab es keine Geheimnisse; aber die langeingedämmte Kraft seiner Jugend schwoll bei dem Vorgefühl des nahen Besitzes. Doch allmählich erwärmte sich auch Margrits Wesen an dem ihres Verlobten. Wenn Christoph aber gewahrte,

daß die Sehnsucht, die seiner zuchtgewohnten Natur trotz aller Selbstbewachung entströmte, der Liebenden Blicke und Gebärden löste, deren Sprache sie selber nicht verstand, so nahm er sich von neuem in doppelt strenge Hut. Denn er hatte seiner Liebe noch ein Opfer vorgesetzt, von dem allein er selber wußte.

So kam es, daß auch Margrits von einer gottgefälligen Zukunft vorgeweihter Brautstand den Wechselwinden solcher Zeiten nicht entging.

Überdies machte sie sich Sorgen um den Vater, der sie oft seufzend ansah, ihr die Hand auf die Schulter legte und traurig sagte: „Und du willst uns also verlassen?“ Sie verwies ihn wohl auf Eva, aber er winkte ab: „Ach, die hat ihre Singerei im Kopf.“

Und wirklich hatte Eva nichts von Margrits fürsorglich obwachendem Blick, ihrer freundlichen Aufmerksamkeit auf das Kleine und Kleinste. Sie ging mit einer in sich gekehrten Miene umher und machte in ihrem schweigenden, aber rasch bewegten Wesen den Eindruck eines Menschen, der von einer Idee erfaßt ist und unablässig auf ihre Verwirklichung denkt.

Abends, wenn die Schwestern zu Bett gingen, gab es sich manchmal, daß sie plauderten und mehr, als sonst ihre Gewohnheit war, sich gegeneinander äußerten. Margrit war es dann zumeist, die die Tür zum Zimmer der Schwester öffnete und fragte: „Eva, bist du noch auf?“

Sie tat es auch in dieser Zeit eines Abends, blieb aber unschlüssig im Türrahmen stehen und sagte unvermittelt mit einem Seufzer: „Siehst du, Eva, ich mache mir Sorgen, Papa allein mit dir zu lassen.“

Eva wandte sich verwundert um und rief: „Ach Gott, Margrit, bekümmere du dich doch darüber nicht! Wenn du fort willst, so ist es eben nicht anders zu machen, als daß ich deine Arbeit kriege und Papa mit mir vorlieb nimmt.“

„Man sollte nie eine Pflicht für eine andere verlassen müssen!“

Die Schwester schwieg.

„Wenn ich nur wüßte, daß jemand die Aufgabe mit Liebe auf sich nähme!“ klagte Margrit weiter.

„Aber was willst du von mir? Was soll ich tun?“ rief Eva aus.

„Ich kann dir's nicht sagen; du mußt es selber wissen. Ich weiß, wie du an deinem Singen hängst. Du mußt spüren, was — was Gottes Wille mit dir ist. Ich will dir sicher nicht darein reden —“

„Das kannst du auch nicht. Das könnt ihr nicht,“ brach Eva in plötzlicher Heftigkeit aus. „Wenn ich mich wollte von allen Hindernissen aufhalten lassen, so hätte ich schon lange die Flügel zusammenlegen müssen. Damals zuerst, als ich Lehrerin werden sollte; dann, wie die Heiserkeit kam, und wieder, als Papa nicht mehr zahlen wollte. Was wäre denn geworden, wenn ich nicht bei Roswolts mein Stundengeld zusammenverdient hätte? Ich weiß überhaupt auch nicht, was ich im Sommerquartal tun soll. Wenn mich Roswolts nicht im voraus bezahlen — dein lieber Gott schickt mir keine Fünfhundertmarknote!“

„Eva, Eva, du versündigst dich!“ rief Margrit entsetzt.

Eva wurde plötzlich ruhig und ließ den Kopf hängen. „Ach, du weißt nicht, wie schwer es oft geht," sagte sie trüb. „Das Lernen ist so lang und kleinlich. Immer ist wieder etwas nicht richtig, und wenn man glaubt, auf alles zu achten, so hat man gerade die Hauptsache vergessen. Und dabei steht man allein und muß noch tun, als wäre man das reine Wunder und hätte sich für weiß was für ein Talent zu wehren, und niemand hat eine Freude, daß man etwas wird. Ja, andere würden sich ein wenig freuen, wenn eines eine Stimme hätte, nicht nur eine Stimme, sondern" — sie brach ab und wurde rot — „es ist natürlich dumm, daß ich es selber sage."

„Nein, nein," meinte Margrit, „es ist gut, wenn man sich ausspricht. Du hättest es nur früher heraussagen sollen. In dieser Sache fehlt dir eben Mama. Ich weiß ja, wie ich sie selber entbehrt habe in der letzten Zeit."

„Du hast doch Christoph!"

„Eben darum." Margrit seufzte und sah lange in eine Ecke, dann fuhr sie sich mit der Ärmelspitze ihres Nachthemdes über die Augen, und es war zugegeben, daß sie weinte.

„Aber Margrit!"

„Ich bin so unruhig in den letzten Tagen," flüsterte die Schwester. „Ich glaube" — sie schluchzte leise auf — „ich habe ihn zu lieb. Es ist nicht recht von mir."

Da lachte Eva auf. „Was? Deinen eigenen Bräutigam?"

„Ja, du verstehst das nicht," sagte Margrit zwischen kleinen Schluchzern. „Wir sind durch das Werk zusammengekommen und für das Werk. O, wenn Christoph wüßte — er ist so edel, so selbstbeherrscht —, daß ich nicht anders kann, als an ihn denken, an ihn selber!"

„Aber das darfst du doch! Und dann könntest du doch mit ihm darüber reden —"

„Nein, nein! Sage du nur nichts!"

„Weißt du, Margrit, ich glaube, es würde ihn erst noch freuen. Ja, sicher, das glaube ich. Denn er hat manchmal so merkwürdige Augen, wenn er dich ansieht, solche, als ob er sich allerlei Gedanken machte."

„Ich weiß," flüsterte Margrit, „das ist, wenn er seine Krankheit wieder spürt, und dann tut er mir so leid, und es kommt erst recht über mich, daß ich an ihn denke, an ihn allein." Sie seufzte auf, trocknete sich die Augen und schlich in ihr Zimmer.

Zu derselben Zeit, als man im „Großen Kefig" einer Hochzeit entgegenlebte, machten sich im Hause Jäger Meinungsverschiedenheiten über das Thema des Heiratens geltend.

Schon lange hatte Jäger Emmys Verkehr mit Fred Türk, dem Salonstudenten, wie er ihn nannte, nicht gern gesehen. Und als man ihm eines Tages offen zur Verlobung seiner Tochter gratulierte, beschloß er, der Sache ein Ende zu machen. Er erklärte Emmy, daß sie sich durch ihre Freundschaft mit Fred Türk dem Geschwätz aussetze, und daß er diesen Verkehr auf das Maß, das die verwandtschaftliche Rücksicht erfordere, herabgesetzt wünsche, solange der Vetter nicht die Basis habe, um ernste Absichten zeigen zu dürfen.

Emmy erwiderte nicht viel und erzählte bei nächster Gelegenheit ihrem Freund unter bedeutsamen Blicken die Rede ihres Vaters, mit Weglassung der kränkenden Anspielung auf die fehlende Basis.

Fred Türk ging an jenem Abend tiefsinniger, als es seine Gewohnheit war, in seinem Zimmer auf und ab und überlegte sich die Sache.

Er war ein junger Mann, der das Leben von der heiteren Seite und als Genießer auffaßte. Das einzige, was seine Munterkeit trübte, war eine chronische Geldverlegenheit, der ihn seine Mutter, obwohl sie ihm sonst zärtlich zugetan war, mitleidslos überließ.

Frau Türk hatte unter ihrem ersten Gatten Gelegenheit gehabt, ihre angeborenen kaufmännischen Fähigkeiten auszubilden, und den Wert des Geldes hatte sie schon im Kurzwarenladen ihrer Eltern schätzen gelernt. Als ihr die Früchte des gemeinsamen Wirkens mit ihrem Gatten als Witwe zufielen, nahm sie die Verwaltung des Vermögens in eigene Hände, und die Söhne aus zweiter Ehe erfuhren nie, wieviel dasjenige war, was Frau Türk den „Notpfennig ihres Alters" nannte. Sie wußten nur, daß die alte Dame hoffte, mit Gottes Hilfe ihren Söhnen und deren künftigen Frauen einst nicht zur Last fallen zu müssen. Die Wirtschaftlichkeit aber, die dem Kaufmann Bob an seiner Mutter imponierte, war dem Studenten mißliebig; denn er blieb einstweilen von Frau Türks Gutwilligkeit abhängig, da sie die Nutznießung auch seines väterlichen Vermögens genoß. Und er hatte oft genug von ihr hören müssen, daß diese Erbschaft weiter nichts, als einen kleinen Sparpfennig bedeute, und es schien ihm selber so, seit er in einer müßigen Stunde ausgerechnet hatte, wieviel ihm sein Schneider in einer Zeit von dreißig Jahren kosten würde. Es war ihm seither zu einer dringenden Angelegenheit geworden, sich in den Besitz eines Vermögens zu setzen, aus dem sich geruhsam leben ließe; denn er hatte, wie er sich zu seiner Mutter äußerte, ein sicheres Vorgefühl davon, daß es ihm nicht bestimmt sein werde, durch seine Arbeit große Reichtümer zu erwerben. Worauf diese antwortete, sie habe ein Vorgefühl, daß ihm niemand seine Schulden bezahlen werde, wenn er es nicht selber tue. Und Fred kannte seine Mutter.

So war es nicht verwunderlich, daß der junge Mann die Ohren auftat bei den Reden seiner Freundin. Enthielten sie nicht einen deutlichen Wink für ihn? Der alte Jäger hatte den Studenten zwar bis jetzt eben nicht mit hohen Ehren empfangen; aber es brauchte viel, um Freds Selbstvertrauen zu erschüttern, und diesmal wurde seine Zuversicht überdies von einem Wunsche unterstützt. Er hätte sich zwar den strengen Herrn Jäger nicht eben als Schwiegervater und Salomon, den Tropf, noch weniger als Schwager ausgelesen; aber er tröstete sich, jeder habe sein Familienkreuz, und Emmy schien munter genug, ein wenig aus der Art geschlagen, und das mütterliche Vermögen war vermutlich jederzeit verfügbar. Der Plan, den er sich überlegte, gefiel ihm mehr und mehr, und eines Tages nahm er seinen schwarzen Anzug samt Zylinderhut und Handschuhen zur Prüfung vor, und da er alles tadellos fand, stand dem Gang nichts mehr im Wege, zu dem er nach seiner Meinung in diskreter Weise eingeladen worden war.

Über seine Unterredung mit Ludwig Jäger verlautete nichts in Gantersburg; doch verreiste Fred Türk noch vor Beginn des Sommersemesters für längere Zeit auf eine auswärtige Universität, um dort seine Studien zu vollenden.

Frau Türk blieb nun allein in ihrer hübschen Etagenwohnung am Domplatz. Und sie verwandte ihre Muße dazu, von dem dünnverhängten Wohnzimmerfenster aus die täglichen Passanten zu beobachten. Es war meist nicht schwer, Ziel und Ursache der regelmäßigen Gänge zu erraten, und Frau Türks Phantasie blieb dabei nicht viel zu tun übrig. Desto mehr betätigte sie ihr Gefühl, indem sie den Vorübergehenden ihr Wohlwollen oder Mißfallen, ihre Neugier, ihre Entrüstung oder mitleidsvolle Teilnahme zuwandte. Diese letztere entfloß ihrem Herzen aber am reichlichsten, wenn sie ihren alten Freund Wohltraut, der einst ein schöner Mann gewesen war und jetzt noch einen Schimmer glatter Würde über sich hatte, seinem unfrohen Berufsgeschäft nachgehen sah. Oft, wenn sie wieder seiner gebeugten Gestalt mit sinnendem Blick nachgesehen hatte, mußte sie sich einen Augenblick in ihren Denkwinkel am Kamin setzen, und während sie mit der Hand glättend über die straffgespannte Taftbluse strich, stellten ihre einsamen Gedanken eine Rechnung an mit ungewöhnlichen Größen, unter denen der müde alte Herr eine zwar an sich nur mittlere Ziffer darstellte, die aber beträchtlich wurde, wenn man sie mit gewissen Posten aus Frau Türks Konto, wie Wohlhabenheit, behagliches Heim usw., multiplizierte.

Unterdessen ging der also bezifferte Mann den Weg der sauren Pflicht. Er hatte es in den wenigen Wochen seiner neuen Berufstätigkeit täglich und stündlich in sich hineinwürgen müssen, daß es ein anderlei sei, im eigenen Geschäft den Mann zu stellen, oder sich als Glied in die Maschinerie des Großbetriebes füglich einzupassen. Zwar wahrten ihm die Herren Loewy und Ullinger in kluger Schonung den Stolz einer freien Stellung, und es hörte sich auch gar nicht als persönliche Beschwerde an, wenn Herr Wohltraut beim Abendessen zu seinen Töchtern kopfschüttelnd sagte: „Da arbeitet man nun in einem Betrieb mit, von dessen Grundsätzen man so vieles nicht billigen kann! Ich frage mich oft vor Gott und mir selbst, ob es sich mit dem Gewissen eines ehrlichen Kaufmanns verträgt, da mitzutun. Es sind mir wieder mehrere Erfahrungen zusammen gekommen, die tief in die Grundschäden des Warenhausbetriebes blicken lassen." Und er erzählte, wie die Firma Konkurswaren zu einem Schandengeld aufgekauft hatte und nun zu Spottpreisen wieder losschlug, denen keine Konkurrenz standhalten konnte, oder von Angestellten, die unterlohnt waren, sich mit Betrügereien halfen und weggejagt wurden. Oder es entschlüpften ihm Andeutungen über das Privatleben des Herrn Loewy, die er aber in Anwesenheit seiner Töchter nicht weiter ausführen mochte. So fand seine entrüstete Seele den Weg, sich über ihre Kränkung emporzuschwingen in die kühle Höhe unpersönlicher Urteile.

Eines Tages aber kehrte Herr Wohltraut mit ungewöhnlich verdüsterter Miene vom Bureau nach Hause, verzehrte seine Mahlzeit schweigend und sagte zu Margrit, als sie sich nach Tisch entfernen wollte: „Kannst du

noch einen Augenblick bleiben, Kind? Sieh, das ist mir heute in die Hände gefallen, dieser Wisch!" Und er schlug mit den Fingerspitzen auf ein Zirkular der Firma Loewy und Ullinger, in welchem sich die Unterzeichneten die Ehre gaben, einem tit. Publikum ihr wohlassortiertes Lager von Frühlings- und Sommerstoffen, Konfektion der Saison usw. zu geneigtem Besuch zu empfehlen, in dem sie sich ferner beehrten, ihrer werten Kundschaft bekannt zu machen, daß sie in der Stoff- und Konfektionsbranche die unschätzbare Mitarbeit des in dieser Stadt bestens bekannten und vom allgemeinen Vertrauen ausgezeichneten Konfektionärs Herrn Jakob Wohltraut (Zum großen Kefig) für ihr Haus gewonnen hätten. Sie rechneten es sich zur besonderen Ehre an, ihrem pp. Publikum die Mitteilung von der Akquisition dieser hervorragenden Kraft zu machen, und hofften, sich ferners seines werten Zuspruchs vergewissern zu dürfen.

„So wird nun meine Nachgiebigkeit ausgebeutet," rief Herr Wohltraut, „der Entschluß, den ich aus Not, aus Sorge um euch gefaßt habe! Eine Reklame wird daraus geschlagen für das Warenhaus, für den Ramschhandel, den ich immer bekämpft habe. Kann Gott es wollen, daß ich noch länger dabei mitmache!" Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte lange mit trüben Augen auf sein gewohntes Zeitungsblatt, während ihm Margrit Trost einsprach, so gut sie konnte.

„Es kann ja nicht mehr lange dauern, Papa," sagte sie. „Siehst du, ich komme jetzt fort, Eva und Gerhart werden in kurzem selbständig sein und können mit ihren Künsten genug für einen Haushalt zu dreien verdienen."

„Ja, Eva und Gerhart, das sind eben die Rechten, auf die kann sich ein Vater verlassen! Und daß ich dich nun noch hergeben soll!"

An diesem Abend fragte Margrit ihre Schwester, wie lange ihr Studium noch dauern würde.

„Solange ich Geld habe, es zu bezahlen," antwortete Eva in so abweisendem Ton, daß Margrit keine weiteren Erörterungen wagte.

Bei Eva war allerdings die Zahlungsfrage dringend geworden. Sie sollte in kurzer Zeit das Stundengeld für das Sommerquartal entrichten, und da sie zum voraus wußte, daß eine Bitte um Hilfe an ihren Vater nur eine unerfreuliche und nutzlose Unterhaltung hervorrufen würde, entschloß sie sich, einen peinlichen Bittgang zu Frau Roswolt zu tun und sie um Vorausbezahlung des Ferienhonorars zu ersuchen.

Ehe sie aber ihr Vorhaben ausführen konnte, traf sie eines Tages Frau Roswolt auf der Straße. Die würdige Dame nickte ihr zu und reichte ihr die Fingerspitzen aus dem Seidenmuff heraus. „Wie geht es denn Ihnen? Ich hätte Sie schon lange gern einmal zu uns gebeten; aber ich habe seit der Krankheit meines Mannes alle anderen Pflichten vernachlässigt."

„Herr Roswolt war krank?"

„Haben Sie es nicht gewußt? Er leidet ja schon seit zwei Monaten!" Frau Roswolt schickte sich seufzend zu weiteren Mitteilungen an, und Eva erfuhr, daß sich Herr Roswolt bei einem Sturz vom Pferde innerlich verletzt

habe, und daß er diesen Sommer an einem Badeort die Kur gebrauchen solle. „So bleibt Klingenstein in diesem Sommer leer, und wir werden leider auf Ihre liebe Gesellschaft verzichten müssen," schloß Frau Roswolt.

Eva ging beschwerten Herzens davon. Sie wußte keinen Rat mehr, und durch das neue Mißgeschick erschien ihr die gewohnte Sorge plötzlich riesengroß.

Es kam ihr zugute, daß die nächsten Tage und Wochen, die letzten vor Margrits Hochzeit, ihr nicht Zeit ließen, der Kümmernis nachzuhängen. Es gab zu ordnen, zu rüsten und vorzubereiten bis zur letzten Stunde. Christoph hatte noch eine Vortragsreise zu Missionszwecken unternommen, und Margrit verbrachte schlaflose Nächte in unerklärlichen Ängsten um ihren Verlobten und war tagsüber in ihren Gedanken mit ihm unterwegs. Sie wähnte ihn krank, bedroht und überanstrengt, und es kam vor, daß sie beim Zählen des Leinens, beim Packen der Koffer oder während eines Einkaufes plötzlich in Geistesabwesenheit verfiel und dann kopfschüttelnd zu Eva sagte: „Weißt du, er ist nicht stark!"

Die Schwester lachte sie aus und regierte unterdessen die Geschäfte der sehnsuchtsvollen Braut mit einer eigensinnigen und an ihr ungewohnten hausfraulichen Energie.

Christoph kehrte erst am Vorabend der Hochzeit zurück, matt von der Reise und bleich, aber mit gutem Bericht von anstrengungsvoll errungenen Erfolgen. Er sah mit müder Zufriedenheit in das festliche Treiben, als nun die Hochzeitsgeschenke ankamen und auf einer geschmückten Tafel aufgestellt wurden. Und während er tief zurückgesunken im Lehnstuhl saß, Hand in Hand mit seiner Braut und der geschäftigen Schwägerin zunickend, rief Eva: „Nichts ist so behaglich, Christoph, als wenn man dich einmal träge sieht! Man meint, die Zeit selber stehe still."

„Ich möchte sie auch gern ein wenig anhalten, hier bei euch," sagte Christoph mit einem tiefen Seufzer.

Margrit schaute ihn fragend an.

„Darf man nicht auch einmal müde sein?" sagte er.

Ein Geschenk wurde gebracht, über das sich Christoph für seine Schwarzen freute. Es war ein Wandspiegel in prunkhaftem, ein breites Band von Rosen und Schleifen darstellendem Goldrahmen, von Frau Türk gesandt.

„Den hängen wir an den allerbesten Platz; du sollst sehen, Margrit, was die Neger für Augen machen werden!" rief Christoph.

Vorerst jedoch wurde der Spiegel in einer Kiste verborgen, damit Herrn Wohltraut nicht beim Gedanken an die Spenderin unangenehme Gefühle erweckt würden.

Der Hochzeitstag brach mit lichtem Frühlingssonnenschein an. Man fuhr unter einem blauen Schönwetterhimmel zur Kirche. Während der Trauung fielen bunte, staubglänzende Sonnenstrahlen durch die Bogenfenster und erhellten die Tiefe des Schiffes. Das durchsonnte Gotteshaus hatte ein heiteres und trauliches Aussehen, und die Versammlung empfand den feierlichen Anlaß festlicher in dem freudigen Glanze.

Als die ergreifende Stunde vorüber und der Segen gesprochen war, beeiferte man sich nach Gantersburger Sitte, der Braut seinen Kuß und dem Bräutigam seinen Händedruck zu geben. Man küßte sich auch untereinander in übereinstimmenden Gefühlen, und aus dem Zuhörerkreise der nicht zum Fest Geladenen drängte sich da und dort die Gestalt eines Teilnahmsvollen herzu. Margrit überließ ihre Hand und Wange den Glückwünschenden, ohne recht zu wissen, wer da kam und küßte und zu ihr sprach.

Endlich, als der Küster schon mit einem runden Armschwingen die Bewegung nach dem Ausgang vordeutete, fühlte sich Margrit noch von einer Dame angehalten, die sie einen Augenblick mütterlich in die Arme preßte und sich dann, ihre Rührung verbergend, rasch zurückzog.

Herr Wohltraut, der eben seine Gestalt aufreckte, um dem Zuge mit Würde vorzuschreiten, hörte ein Rascheln von steifer Seide neben sich und sah, wie Frau Türk, die, in schweres Schwarz gekleidet, heute von ihrer Witwenschaft leidvoll umfeiert schien, sich mit der Hast und Ziellosigkeit einer vom Gefühl Übermannten an ihm vorbeidrängte. Er sandte ihr einen langen Blick nach. Er war in diesem Augenblick wehmütig ergriffen, und es schien ihm möglich und schön, der Witwe, die sich da trauernd hinwegstahl, die schwere Verfehlung ihres Sohnes seufzend zu verzeihen.

Als er, im Hochzeitszuge durch die Kirche schreitend, noch einmal die schwarzgekleidete Frau gewahrte, feierten seine Augen eine kurze, aber bedeutungsvolle Begegnung mit den ihren.

Zum Festmahl, das im Hotel aufgetragen wurde, war nur eine kleine Anzahl von Gästen geladen. Doch herrschte in der Gesellschaft eine würdevoll freudige Stimmung, denn man hatte nicht nur ein in Liebe geeintes Paar zu bedichten und zu besingen, sondern man durfte das irdische Glück der beiden unter jenen höheren Segen stellen, der über ihrer Berufung zu dem gottgefälligen Werk waltete.

In dem kleinen Kreise fehlte zur Vollzahl der Zugehörigen nur einer, Gerhart, der den gelegentlichen Rückblick in die trübe Welt seiner Sorgenjahre vermieden hatte. Man erinnerte sich jedoch seiner in Worten und Gedanken, und die hübsche, heute etwas wehmütig dreinblickende Emmy Jäger, die als erste Brautjungfer an den ehrenvollen Platz zur Seite des schweigsamen Bräutigams verbannt war, verlebte den Abend in einer unruhigen Erwartung, als müßte noch jemand überraschend eintreten.

Christoph war außergewöhnlich still. Er begrüßte, wenn er begrüßt wurde, dankte, wo es zu danken gab, und sah, je nach Art der Tischreden, ernst oder mit einem unbeweglichen Lächeln in das gefüllte Weinglas, von dem er nicht trank. Wenn seine Braut ihm in die Augen blickte, so grüßte er sie mit einer Bewegung der Lider.

Als am späteren Abend Eva durch die Garderobe ging, sah sie dort einen Mann allein am offenen Fenster sitzen und erkannte ihren Schwager. Sie rief ihn an, und er wandte sich mit einem Ruck ihr zu.

„Christoph, was hast du?" rief sie erschrocken; denn sein Gesicht war bleich und entstellt, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Aber er winkte schweigend ab, straffte in einem Augenblick seine Züge und zog sich vom Stuhl empor. „Es geht vorbei,“ flüsterte er, „sage nur nichts zu Margrit!“

„Aber du mußt etwas für dich tun! So krank darfst du nicht reisen!“ rief Eva.

Er schüttelte wortlos den Kopf. Dann legte er Eva die Hand auf den Arm und sagte schwer atmend: „Eva, ich hatte geglaubt, ich sei wieder gesund. Es ist anders gekommen. Aber laß Margrit nichts merken. Ich sorge vor — für jede Möglichkeit.“ Seine Stimme brach ab, er bedeckte das Gesicht mit der Hand und ging langsam zur Tür.

Als Eva wieder zur Gesellschaft kam, sang man Volkslieder. Sie hörte Herrn Wohltraut sagen: „Ach, seien wir doch nicht so blasiert!“ und darauf mit seinem schon etwas schütternden Bariton das Lied „Freut euch des Lebens“ anstimmen.

Das Paar verreiste am gleichen Abend auf kurze Zeit in die Berge, um sich zu stärken vor der Einschiffung in Hamburg.

Im Hause Wohltraut aber kehrten stille Zeiten ein. Die zwei Zurückgebliebenen lebten jedes für sich allein.

Eva sang, spielte und deklamierte in einem entlegenen Zimmer bei verschlossenen Türen und Fenstern. Wenn der Vater nach Hause kam, stellte sie sich mit zerstreuter Miene zum Essen ein und blieb meist still und wortkarg während der Mahlzeit. Sie fühlte sich einsam und hatte oft so starkes Heimweh nach Margrit, nach der Mutter und nach Gerhart, daß ihr am hellen Tage die Tränen in die Augen traten.

Auch Herr Wohltraut ging, ohne Aussprache zu finden, seinem täglichen Berufsärgernis nach. Er alterte; seine Gestalt füllte die Kleider nicht mehr aus, und sein Gang wurde trippelnd; aber er war mit den regelmäßigen Gesichtszügen und dem gepflegten Vollbart noch immer eine gewählte Erscheinung, ja sein Aussehen hatte sich mit dem beginnenden Verfall der Kräfte verfeinert.

Eines Nachmittags, als er gesenkten Hauptes seinen Pflichtweg ging, warf sich ein Schatten vor ihm über den Weg, und aus der nächsten Haustür trat Frau Türk. Er hemmte unbewußt den Schritt und hielt den sprechenden Blick aus, den die Dame auf ihn heftete. Es kam von selbst, daß er ihr grüßend zunickte, und sie bot ihm die Hand.

„Es ist lange, seit man uns zusammen gesehen hat,“ sagte sie.

„Es ist vieles über einen gegangen in dieser Zeit,“ antwortete Wohltraut seufzend.

„Schweres und Freudiges.“ Frau Türk setzte sich in der Richtung seines Weges neben Herrn Wohltraut in Bewegung und fuhr fort: „Und schließlich bleibt man ganz allein und hat Zeit, über manches nachzudenken.“

Er schwieg.

„Sieh,“ sagte Frau Türk entschlossen und hielt den Schritt an, „ich weiß ja, was zwischen uns steht. Ich habe oft und oft zu dir kommen wollen, ich bin schon auf dem Wege zu dir gewesen, ich wollte dir Bobs

Briefe zeigen, in denen Worte wahrer Reue stehen, ich habe mit dir reden und dich erbitten wollen; doch ich habe den Zorn gespürt, den du mir entgegenhieltest; ich konnte nicht über deine Schwelle. — Aber komm zu mir, daß ich dir seine Briefe zu lesen gebe, ja, komm, komm zu mir —" Frau Türk sah Herrn Wohltraut mit glänzenden und mutigen Augen an. Aber als er nicht antwortete, wurde ihr Blick trüb, sie schüttelte den Kopf und sagte eindringlich: „Zwei alte, einsame Menschen wie wir, Jakob!"

Herr Wohltraut seufzte bedeutungsvoll.

„Du bist ja auch allein, und ich — die Freunde werden rar im Alter."

„Da hast du recht, Minna," sagte Wohltraut, „da hast du recht."

Sie schwiegen. Dann fragte Minna zögernd: „Und künftighin?"

Wohltraut reichte ihr mit einem schwermütigen Aufblick die Hand.

„Darf ich — darf ich dich in meinem einfachen Heim erwarten, vielleicht Sonntags in einer stillen Nachmittagsstunde, wenn deine Jugend ausgeflogen ist?"

Wohltraut gab ihrer Hand, die er noch hielt, einen kleinen Druck und sagte: „Wir hätten allerdings mancherlei zwischen uns zu bereden."

„Und ich glaube, Jakob, wir werden als die alten Freunde auseinandergehen," sagte Minna mutig. „Jetzt behüt dich Gott."

„Leb wohl, Minna!"

In diesen Tagen tat Eva einen Gang, den sie lange erwogen und immer wieder aufgeschoben hatte. Sie begab sich eines Abends bei Dämmerung in die winkligen Krämergassen der Altstadt, ein kleines Paket fest in der Hand haltend, und trat bei einem Juwelier ein. Dort wickelte sie das Päckchen aus und legte einen alten Diamantring auf den Ladentisch. Der Goldschmied prüfte ihn durch die Lupe, tunkte ihn in eine milchige Flüssigkeit, hielt ihn ans Licht und sagte, indem er ihn vor Eva niederlegte: „150 Mark Diamantwert; mit Fassung 160 Mark."

Sie legte eine Mark Schätzungsgeld auf den Tisch, wickelte den Ring wieder ein und merkte mit Verwunderung, daß sie über den geringen Wert des Ringes erfreut war, der sie der Pflicht enthob, ihn zu veräußern.

Auf dem Rückweg traf sie Emmy Jäger an.

„Ach sieh, bist du auch einmal aus deiner Unsichtbarkeit aufgetaucht!" rief Emmy. „Du übst wohl den ganzen Tag?"

„Manchmal," sagte Eva zerstreut.

„Etwas muß man haben," fuhr Emmy fort, „ich bin auch sehr beschäftigt. Ich spiele jetzt Laute und habe Brandmalerei angefangen, dreimal in der Woche lese ich in der Blindenanstalt vor, dazu bin ich augenblicklich Gabensammlerin für den Basar, du weißt doch, zugunsten der Kleinkinderkrippe. Übrigens kommst du mir gerade recht: du könntest mir zwei Billetts abkaufen zum Eröffnungsabend für deinen Papa und dich, bloß drei Mark die Karte. Es wird sehr nett: ein Lustspiel von Benedix wird aufgeführt, eine Dame tanzt Chopin, ich singe altdeutsche Lieder zur Laute, ein Streichquartett spielt zwei Sätze Beethoven, und nachher servieren wir den Tee in japanischem Kostüm. Also ihr nehmt zwei Karten, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht. Frage lieber Papa —"

„Aber wozu? So was bezahlt man doch aus seinem Taschengeld!"

Eva wurde rot, sagte, sie habe es sehr eilig und verabschiedete sich.

Als sie nach Hause kam, zeigte ihr das türöffnende Mädchen eine bestürzte Miene. „Es ist ein Telegramm gekommen, der Herr hat es drinnen," flüsterte sie.

Herr Wohltraut saß im Lehnstuhl und streckte Eva ein bedrucktes Papier entgegen. Darauf las sie die Worte: „Christoph Fieber gestorben, bleibe Afrika. Margrit."

Jakob Wohltraut wischte sich die Augen und seufzte einmal übers andere: „Es ist zuviel! Das arme Kind! Es ist zuviel! Alles kommt über uns, alles über uns!"

Eva verharrte in stummer Bestürzung. Sie hatte das Unglück nicht so nahe geglaubt; es schien ihr nun doch unwahrscheinlich und unwahr.

Erst in der Folge, als die Tage keinen Widerruf brachten, erfaßte sie die harte Tatsächlichkeit des Geschehenen, und nun hinterließ die unerbittliche Vollendung eines Schicksals, von dessen Anfängen sie machtloser Zeuge gewesen war, in ihrem Gemüt eine quälende Verschüchterung. Sie hatte in den folgenden Wochen Schreckträume des Nachts und fürchtete am Tage Bekanntes und Unbekanntes, das Klingeln der Hausglocke, das Kommen des Briefträgers und unbestimmte schlimme Ereignisse, die jeden Augenblick hereinbrechen konnten.

Sie befand sich noch in dieser Gemütsverfassung, als sie am Schlußkonzert des Konservatoriums auftreten sollte. Schon im Stimmzimmer überkam sie eine weinerliche Laune, und als sie anfing zu singen, gehorchte ihr der Atem nicht, der Stimmansatz war zittrig und der Ton erlosch in der Kopflage. Sie sang ihre Arie unter tausend schnellen Angstgedanken maschinenmäßig herunter. Als sie geendet hatte, machte sie sich eilig fort und entfernte sich durch die stillen Gassen der Altstadt, um niemand anzutreffen.

Ihr Versagen in der Kunst, die sie durch alle Gefährdungen hindurch gepflegt hatte, schien ihr die schwerste ihrer Betrübnisse, und damit entsank ihr der Mut. Während sie durch die entlegenen Gäßchen und Steige schritt, rannen ihr die Tränen zorniger Bekümmernis übers Gesicht, und sie hielt sich nur an dem einen Vorsatz aufrecht, den kläglichen Zustand der letzten Zeit nicht weiter dauern zu lassen. Sie beschloß, bei nächster Gelegenheit dennoch mit ihrem Vater zu sprechen.

Beim Nachhausekommen fand sie Herrn Wohltraut im Wohnzimmer, wie er, die Hände auf dem Rücken, hin und her schritt. Sie ließ sich keine Zeit zu Bedenken, sondern trat auf ihn zu und leitete eine Unterhaltung über das eben bedachte Thema mit den Worten ein: „Papa, in einer Woche fangen meine Ferien an. Wenn man sich nicht zu Beginn abmeldet, so wird angenommen, man studiere im nächsten Semester weiter."

Herr Wohltraut sah Eva unter bedeutungsvollem Nicken an: „Ich habe von etwas ganz anderem mit dir reden wollen, Kind!"

Er machte noch ein paar Schritte, wie um sich zu sammeln, und Eva

beobachtete ihn unruhig. Als er darauf bei ihr stillstand, sagte er mit bewegter Stimme: „Du sollst wieder eine Mutter haben, Eva."

Sie rührte sich nicht und wartete.

„Macht dir das keinen Eindruck?" fragte er befremdet.

„Wer ist es?"

Er seufzte auf. „Meine liebe, alte, wiedergewonnene Freundin Minna."

Eva sah zu Boden. „Ziehst du aus?" fragte sie dann.

Er blickte kopfschüttelnd auf seine Tochter. „Aber Kind, hast du mir nichts anderes zu sagen?"

Sie bemerkte leise: „Es ist ja eine fertige Sache."

„Also das ist deine Antwort!" Er fing wieder an hin und her zu gehen.

„Es ist natürlich für dich etwas anderes," lenkte sie ein.

„Warum? Ich bin überzeugt, daß dir Minna eine liebe und verständige Mutter sein wird. Sie kommt dir mit der besten Meinung entgegen. Und für eine junge Tochter ist es auch nicht das Wahre, ohne eine mütterliche Aufsicht dazustehen. Gerade dir wird Minna viel sein können. Du weißt gar nicht, wie sehr dir oft ein weiblich-gefälliges Wesen abgeht."

Eva schwieg, und Wohltraut hub wieder an: „Du hast mich vorhin über unser künftiges Wohnen gefragt. Wir bleiben im ‚Großen Kefig'. Und — ich will es dir jetzt schon sagen — dein Vater kann sich dann endlich etwas Ruhe gönnen und die unerfreuliche Arbeit aufstecken."

„Das ist allerdings ein Glück," sagte Eva.

„Und, was dich angeht: vielleicht, wenn du mit Minna sprichst, kann sie auch dir auf irgendeine Weise dein weiteres Studium ermöglichen, etwa durch ein Darlehen. Sie hat so nett und verständig von dir geredet, daß ich dir die sichere Hoffnung machen kann, sie wird etwas für dich tun. Ihr erster Gedanke war, wie sehr dir ein mütterlicher Rat und Beistand nützlich sein könnte."

Eva horchte auf und sagte: „Sprich ihr, bitte, einstweilen nicht von meinem Anliegen, nicht wahr, Papa?"

„Ganz wie du willst. — So, und unser Essen?"

Eva war nach dieser Unterhaltung wie betäubt; sie brauchte Tage, bis es ihr klar wurde, was sie tun und wie sie sich zu der Neuigkeit stellen sollte. Dann aber kam mit der Stärke eines triebhaften Widerwillens die Gewißheit über sie, daß sie mit Minna Türk zusammen nicht im Hause walten konnte, daß sie die Frau mit den scharfen Augen und der mächtig daher wogenden Gestalt nicht in den Räumen sehen mochte, die von der Erinnerung an das stille und feine Dasein der Mutter erfüllt waren. In ihrer neuen und größeren Ratlosigkeit aber sah Eva nur noch einen Ausweg, denselben, den sie vor einem Jahr fast entrüstet verschmäht hatte: Herrn Roswolts Vorschlag, der ihr den Besuch eines auswärtigen Konservatoriums in Aussicht stellte, mit den unausgesprochenen möglichen Verpflichtungen anzunehmen. Sie fühlte sich keinem Menschen mehr in Liebe verbindlich, vor ihr selber rechtfertigte die Not ihr Tun, und sie fand in ihrer mädchenhaften Vorstellung nur ein unklares Bild dessen, was ihrer warten mochte, wenn sie auf Herrn Roswolts

Plan einging. Zwar ängstete sie die Möglichkeit des ungewiß Erahnten; aber sie sagte sich, daß ein günstiges Geschick sie bewahren könne, und daß sie jetzt keine Wahl habe, als sich blindlings der Zukunft anzuvertrauen. Nach den Überlegungen einiger Tage und Nächte entschloß sie sich eines Morgens, Roswolt in seiner Stadtwohnung aufzusuchen.

Der „Ritter", ursprünglich ein vor den Toren der Stadt gelegenes Landhaus, stand in einem großen Garten, der sich in Terrassen zum Strom hinunterstufte. Am anderen Ufer grünte ein sonniges Rebgelände, und Bergzüge schlossen den Horizont. Vom blauen Strom aber hoben sich leuchtende Blumenrabatten ab, die ihren Duft zu den Fenstern des Hauses sandten.

Als Eva nach Herrn Roswolt fragte, wurde sie in ein Wohnzimmer geführt, von welchem sich Fenster und Tür auf die oberste Terrasse öffneten und den Blick auf das blühende Stromgelände freigaben.

Eva stand noch in zerstreuten und erregten Gedanken vor dem schönen Bilde, als sie schleppende Schritte hörte und die Tür sich auftat.

Es war Herr Roswolt, der ins Zimmer trat; aber Eva mußte einen Augenblick scharf hinsehen, um sich zu vergewissern, daß sie sich nicht täuschte. Die Gestalt, die sie vor sich sah, war schlaff und leicht gebeugt, die Brust war eingefallen, die Gesichtshaut welk.

„So, das ist sehr liebenswürdig, daß Sie uns besuchen, bevor wir verreisen," sagte Roswolt mit belegter Stimme. „Leider ist meine Frau nicht zu Hause; aber wollen wir uns nicht auf die Terrasse setzen? Es ist schön warm in der Sonne. Oder wird Ihnen am Ende zu heiß? Sie haben junges Blut. Unsereins genießt die Sonne noch, so lange man kann."

Sie setzten sich ins Freie, vor Augen den Blumengarten und das sonnige Rebland überm Strom. Herr Roswolt fragte nach Evas Ergehen. Während sie in wenigen Worten von ihrem letzten Jahr und ihren Studien erzählte, lehnte er sich tief im Stuhl zurück und sah sie an.

Als sie schwieg, sagte er: „Ich habe immer gedacht, daß Sie Ihren Weg machen würden. Ich hab es Ihnen angesehen. Es wäre mir eine Freude, ja wahrhaftig, es wäre mir eine Freude, Ihnen zum ersten Konzert den ersten Lorbeerkranz zu schicken. Aber — wenn einmal ein Axthieb sitzt, so ist es am besten, die anderen folgen auch bald."

Eva wollte erwidern, als ein Diener an Herrn Roswolts Stuhl trat und leise etwas meldete.

„Ach, ich soll schon wieder essen!" sagte Roswolt zu Eva. „Wenn es Sie nicht stört, so lasse ich mir die kleine Aufwartung hier herausbringen. Vielleicht darf ich Ihnen auch etwas anbieten?"

Aber Eva stand schon auf und versicherte, sie müßte gehen. Roswolt hielt sie nicht, er reichte ihr die Hand, dankte für den Besuch und sagte: „Nun wünsche ich Ihnen alles Glück zur Vollendung Ihrer Studien. Ich habe jene Tage auf Klingenstein nicht vergessen, wo ich Sie musizieren hörte, während ich in meinem Zimmer saß und arbeitete. Ihre Stimme hat da so frisch und klar zu mir heraufgeklungen — es kam mir oft vor, der alte Herr müsse dabei noch einmal jung werden. Na, man macht sich so seine Gedanken.

Jetzt bin ich zu müde, um Musik zu hören. Leben Sie wohl!" Er drückte leicht ihre Hand. „Leben Sie wohl!"

Der Diener begleitete sie durch den Garten zum Tor. Dort blickte sie sich um. Herr Roswolt stand noch, auf die Stuhllehne gestützt, am gleichen Fleck und sah ihr nach. Er hatte die Sonne und den blauen Himmel im Rücken. Sie winkte zurück, und er grüßte.

Als Eva sich dem „Großen Kefig" näherte und der traurige Eindruck dieser Begegnung von ihr wich, empfand sie wieder die wunderliche Erleichterung wie damals, als sie den Ring nicht verkauft hatte. Und doch wußte sie heute keinen Rat mehr. Aber eine gedankenlose Müdigkeit war auf die Anstrengung dieses letzten Versuchs gefolgt, die Wünsche und Enttäuschungen entkräftete. Sie plante nichts mehr und beklagte auch nichts; sie hatte nur den Wunsch, einzuschlafen und erst zu erwachen, wenn bessere Zeiten kämen.

Zerstreut und nicht aufgelegt zu reden und zu hören kam sie zum Mittagsmahl. Aber Herr Wohltraut war an diesem Tage gesprächig und aufgeräumt und verbreitete sich mit Behagen über seine Zukunftspläne. Die Hochzeit sollte im Spätsommer, wenn das Trauerjahr für Elisabeth vollendet war, stattfinden. Er hatte auf das nächste Vierteljahr seine Stellung gekündigt. Man würde Frau Elisabeths und Margrits Zimmer für Minnas Möbel räumen und Gerharts nun nicht mehr feuchte Stube für Fred Türks Ferienbesuche reservieren. Es war Minnas Bedingung gewesen, daß ihr Sohn fernerhin ein Heim bei ihr haben sollte. Von einer Anwesenheit des älteren Türk konnte selbstverständlich nicht die Rede sein; er hatte sich erst vor Gott und der Welt zu rehabilitieren.

Eva hörte zu, ohne ihre Meinung zu äußern. Aber die peinlichen Reden des Vaters weckten sie aus ihrer Dumpfheit, und schon tauchte auch in ihren erregten Gedanken ein neuer Plan zur Hilfe auf.

Sie konnte diesmal vor Spannung kaum erwarten, ihn auszuführen.

Nachdem sie sich nach Tisch zu einer kurzen Ruhe gezwungen hatte, packte sie eine sorgfältig ausgewählte Anzahl von Noten zusammen, sang am Klavier ein paar Übungen durch und machte sich von neuem auf den Weg. Ihr Ziel war das Konservatorium, und bald stand sie im Sprechzimmer des Direktors.

Der lebhafte Mann, der als Leiter der Anstalt und Dirigent der städtischen Chorkonzerte viel beschäftigt war, forderte sie auf, sogleich zu sprechen. Als er ihre ernste und scheue Frage hörte, ob ihr vielleicht ein Stipendium zugänglich wäre, um die Gesangsstudien zu Ende zu führen, sah er sie einen Augenblick nachdenkend an, sprang dann auf und winkte sie mit einem kurzen „Kommen Sie!" an den Flügel.

Und ehe Eva sich besinnen konnte, hatte er sie in eine genaue Prüfung auf Stimme und Gehör genommen. Darauf fragte er sie: „Sie haben Noten mit?" Und schon präludierte er eine Arie. Eva, die nicht Zeit gehabt hatte, sich ängstliche Gedanken zu machen, sang mit ernstem Eifer darauf zu. Der Direktor nickte mehrmals bestätigend, fing an, ihr zwischen seinem Klavier-

ſpiel mit der Hand gewiſſe Feinheiten vorzudeuten, und am Schluß der Arie wandte er ſich um und rief: „Das iſt ſehr gut, ſehr gut! Was war denn neulich mit Ihnen, als Sie am Schülerkonzert ſangen?"

Sie ſchwieg, errötete und ſah zu Boden.

„Nun, nun, Liebeskummer?" fragte er lachend und klopfte ihr auf die Schulter.

Sie lachte ebenfalls; aber bei ſeiner freundlichen Berührung löſte ſich der vergangene Kummer in eine Wehmut, der ſie vergebens Herr zu werden ſuchte.

„Jetzt werden wir aber etwas für Sie ausfindig machen," rief er dann. Er ging mit raſchen Schritten an ſeinen Schreibtiſch, zog eine Mappe heraus und teilte Eva an der Hand der darin enthaltenen Schriftſtücke mit, daß nächſtens ein Stipendium zur Ausſchreibung gelange, das alle drei Jahre verabfolgt werde und einem Gantersburger Geſangsſchüler ermögliche, vier Semeſter an einem ſelbſt zu wählenden ausländiſchen Konſervatorium zu ſtudieren. Sie würde, wenn ſie ſich darum bewerben wolle, ein Geſuch einzureichen und eine Prüfung zu beſtehen haben.

„Da ich die Leiſtungen unſerer Schüler ſo ziemlich kenne," ſchloß der Direktor, „ſo kann ich Ihnen Hoffnung auf den Preis machen. Verlaſſen dürfen Sie ſich aber nicht darauf."

Eva hatte während der Rede des Direktors mit ihrer Gemütsbewegung gekämpft; jetzt erhob ſie ſich, dankte, ohne aufzublicken und wollte ſich entfernen.

Doch er hielt ſie an der Hand feſt, hob ihr das Geſicht in die Höhe und ſah ſie an. „Aber was gibt es denn noch? Haben Sie ſo ernſtliche Sorgen? Ich will Ihnen etwas ſagen: Die großen Sorgen in der Kunſt kommen erſt ſpäter; das jetzige iſt Kinderkummer. Aber wenn ich Ihnen etwas helfen kann, ſo ſagen Sie mir alles."

Eva war unter dem gütigen Ton ſeiner Stimme in hilfloſes Schluchzen ausgebrochen und brachte auf ſeine Fragen nur hervor: „Ich bin ſo froh jetzt!"

Er nahm ſie um die Schulter und führte ſie in ein Nebenzimmer, drückte ſie auf das Sofa nieder und ſagte: „So, nun warten Sie hier, bis Sie ganz ruhig ſind. Solche Kriſen kommen einmal vor; und wenn wir ſie nicht hätten, wir brächten unſer Lebtag nichts Rechtes zuſtande."

Einige Wochen ſpäter erhielt Eva gleichzeitig zwei Briefe, von denen der eine den Stempel des Konſervatoriums, der andere Margrits Handſchrift trug. Der erſte enthielt die Zuerkennung des Stipendiums, der zweite das folgende Schreiben, das Margrit an einem Hafenplatz der afrikaniſchen Küſte aufgegeben hatte:

„Liebe Eva!

„Wenn dieſer Brief ankommt, habt Ihr ſchon lange die Nachricht vom Tode meines Chriſtoph. Wie es war und wie es in mir ſelber ausſieht, davon kann ich noch nicht ſchreiben. Den äußerlichen Hergang habe ich in dieſer Einlage aufgezeichnet, die ich bitte an Papa zu geben.

„Die Missionsleute hier tun ihr Möglichstes für mich; aber ich bin meiner selber noch nicht mächtig. Ich weiß nur eines: daß ich hier bleiben und Christophs Erbe, die Arbeit an den Schwarzen, für die er sich zugrunde gerichtet hat, übernehmen will. Er hat mir ja kein anderes Vermächtnis hinterlassen und keine Hoffnung auf ein solches. Wenn ich für ein Kind von Christoph leben dürfte, so hätte ich einen Trost! Aber ich habe ihn nur wie einen Bruder gekannt; er hat mir in seiner edlen Rücksicht jede Mühseligkeit während der Reise ersparen wollen. Es ist schwer, nicht mit Gott zu hadern.

„Ich weiß, Du kannst alles dies nicht mit mir fühlen, Eva; aber ich hatte Sehnsucht, es einem Menschen zu sagen. Später, wenn es mir möglich ist, will ich Dir von Christoph erzählen; er ließ dich zuletzt noch grüßen. Denke an mich und schreibe mir auch.

„In Liebe Deine Margrit."

Als Eva auf die beiden Briefe vor ihr blickte, die Zeugen des unabwendbaren Auf- und Niederganges der Geschicke, schämte sie sich all des Wünschens und Klagens der letzten Jahre, und in das Dankgefühl über den langerwünschten Besitz, der ihr eine Zukunft nach eigener Hoffnung gewähren sollte, mischte sich, die Unruhe des Glückes dämpfend, eine Ahnung unwandelbarer, ewig ausgleichender Gesetze, unter denen schmerz- und freudevolles Schicksal seinen vorbemessenen Lauf vollzieht.

Drei Jahre später, an einem hellen Maisonntag, waren am Gantersburger Dom die Türen weit geöffnet, aus dem Innern drang das gedämpfte Getön von Instrumenten, die gestimmt wurden, und über den Kirchplatz und aus Gassen und Gäßchen bewegte sich eine schwarze Menschenmenge auf das Münster zu. Im Dom wurde Konzert gefeiert.

Das jährliche Kirchenkonzert war für die Gantersburger ein Ereignis. Und wenn sie jemals vor den Nachbarstädten zeigten, was eine während Generationen gepflegte Kunstübung, eine durch Maß und Form zur Feierlichkeit geweihte Stätte und geschulte Haushalter, die eine Ausgabe zum großen Zweck nicht zu scheuen brauchen, vermögen, so war es in diesen Tagen des erlesenen Genusses, dem von fern und nah die Liebhaber zuströmten.

Allerdings waren die Gantersburger auch eine schwer zu befriedigende Gemeinde, und wenn sie einsichtige Ehrfurcht vor der hohen Kunst besaßen, so fanden sie sich auch berechtigt, kraft dieser und der Macht ihres zahlungskräftigen Geldbeutels die höchsten Ansprüche an die Vermittler des Kunstwerkes zu stellen.

An diesem Maisonntag aber wappneten sie sich zu dem Genuß mit besonders urteilsmutigem Geist. Denn sie erwarteten das erste Auftreten einer jungen Mitbürgerin: Eva Wohltraut sollte diesmal die Sopranpartie singen. Sie war schon öfters im „Tageblatt" unter der Rubrik „Gantersburger im Ausland" lobend erwähnt worden, und man wollte das Eigengewächs einmal erproben.

Eva war am Vorabend angekommen, begleitet von Gerhart, der seit seinem Auszug in die Fremde zum ersten Male die Heimat wieder betrat.

In der Fensternische des Hotelzimmers mit der Aussicht auf den Strom und die grünenden Rebenhügel hatten die beiden zusammengesessen und sich aus dem Leben der letzten Jahre erzählt. Eva hatte im Winter ihre Studien vollendet, und Gerhart war vor kurzem beauftragt worden, in einer Metallwerkstätte für eine kunstgewerbliche Ausstellung zum nächsten Jahr mitzuarbeiten. Der Auftrag ermöglichte ihm, seinen Unterhalt selbst zu verdienen, und er war darüber in froher Stimmung.

Zu ihrer Konzerttoilette fand Eva die schönsten Rosen in einer getriebenen Schale, die Gerhart selbst verfertigt und ihr zum Geschenk gebracht hatte. Sie bildeten ihren einzigen Schmuck, und als der Bruder sie darauf aufmerksam machte, erzählte sie ihm, daß sie den Ring ihrer Mutter und eine goldene Kette verkauft hatte, um sich ihr erstes Konzertgewand zu beschaffen.

„Du bist auch nicht immer auf Rosen gewandelt!" sagte Gerhart. „Aber ich will dir einen neuen Ring und eine Kette machen, und du sollst sehen, was wir Jungen können!"

Als Eva am Abend auf der Estrade des Münsters saß und aus der Dämmerung des Kirchenschiffes tausend Blicke auf sich geheftet fühlte und das Raunen und Zischeln der Wartenden hörte, überkam sie das hemmende Bewußtsein, daß sie sich mit denjenigen zum ernsten Tun vereinen, vor ihnen ihr Bestes geben sollte, die ihre unreife Jugend beobachtet hatten, und die jetzt gekommen waren, nicht nur um das Werk, sondern um Eva Wohltraut zu hören. Aber während sie noch mit dem beklemmenden Gefühl kämpfte, setzten plötzlich mit einem gewaltigen Ton Chor und Orgel zum Kyrie eleison an. Und damit verwandelte sich die Welt.

Der ernste und hohe Wille, der aus den Tönen brauste, stellte sich nun in der aufstrebenden Gestalt des Baues dar und zuckte wie Feuer in den lauschend teilnehmenden Menschen auf. Der Grundton, auf den sich der Geist fernster Zeiten mit verschiedenstem Ausdruck einte, überklang in seiner Stärke die Melodie, die jeder der Anwesenden in der vom Alltag erfüllten Seele hatte, und auf ihn stimmten sich mitschwingend für einen Augenblick die zerrissenen und mißklingenden Eigentöne eines jeden.

Das Größte aber ward denjenigen zuteil, die selber eine Stimme sein durften in dem Zusammenklang von Ton, Wort und Gestalt, dem Sinnbild jener Harmonie, die wir kraft unserer Sehnsucht als das letzte der Dinge behaupten.

Auch in Eva wirkte der glückliche Vorgang. Vor dem großen Gefühl, das auf sie eindrang, wich ihr eigenes zurück, und das Übertragene strömte in ihrem Gesang mit ursprünglicher Inbrunst auf die Zuhörer aus.

Als das hohe Werk mit einem gewaltigen Schlußchor zu Ende gebracht war, entfernten sich die Sänger in glücklicher Erregung. Auf Eva trat der Dirigent zu und sagte lebhaft, indem er ihr die Hand schüttelte: „Es war sehr schön, sehr schön, stimmlich und musikalisch. Sie müssen wieder zu uns kommen, Sie Gantersburgerin!"

Am Portal erwartete sie Gerhart und neben ihm Jakob Wohltraut mit seiner Frau.

„So, da bist du ja, Kind," sagte Wohltraut gerührt und sah ihr mit einem feuchten Blick in die Augen. Er war hinfällig geworden und zeigte an seinem Äußeren die Spuren einer pflegenden Hand.

Minna Türk beglückwünschte Eva nachträglich zu dem „erfolgreichen Abend".

„Ja, du kannst mir glauben," nickte Wohltraut, „wir haben für dich gebangt und gehofft."

Als Evas Wagen vorfuhr, sagte er: „Ach so, du gehst jetzt nicht mehr zu Fuß. Ich wollte eben vorschlagen, daß man ein Stück weit zusammenginge. Wann sieht man euch denn einmal bei uns? Man muß es ja jetzt für eine besondere Ehre halten."

Eva sagte eine Verabredung für den nächsten Abend nach Konzertschluß zu, denn die Veranstaltung sollte am folgenden Tag zu einem wohltätigen Zweck wiederholt werden.

Minna Türk bemerkte, daß sie eben nur ihre Hausmannskost aufzutischen habe, und daß die beiden sie nehmen sollten, wie sie gegeben sei: in guter Meinung. Sie ließ aber gleichzeitig die Hoffnung durchblicken, doch in Küche und Keller etwas ausfindig zu machen, was die in der Fremde Verwöhnten am Ende noch ihrer Hotelkost vorziehen möchten. Sie hätte ja überhaupt gerne, sagte sie, die lieben Gäste bei sich selber beherbergt, wo es auch heute noch nicht eben unbehaglich sei; aber das Hotel biete allerdings eine Bequemlichkeit, welche den Ansprüchen vielgereister Personen besser entspreche; das hatte sie sich gleich gesagt und deshalb gar nicht erst ihr Haus angeboten.

Man verabschiedete sich freundschaftlich. Frau Minna zog den Arm ihres Gatten durch den ihren, und man sah das Paar in dem vorsichtigen Tempo des alten Herrn, der mit seinen gebeugten Schultern eben noch die Höhe der aufrechten Frau erreichte, über den Kirchplatz wandern.

Gerhart und Eva aber verließen in glücklichem Schweigen das Gebäude, das ihnen in ahnungsvoller Kindheit eine unerkannte Welt vorgedeutet hatte und jetzt mit immer reicherer Verheißung enthüllte.

Am nächsten Morgen, während Eva in den Tag hineinschlummerte, machte sich Gerhart auf den Weg zu Onkel Jäger. Als er das breite, niedere Haus erblickte, das in seinem grünen Garten wie das Sinnbild einer vergessenen, beschaulicheren Zeit zwischen steilen Neubauten lag, tauchten deutlich, aber ohne die Gegenwart zu beunruhigen, die Erinnerungen seiner Jünglingszeit vor ihm auf. Er war froh, sie aus der ebnenden Entfernung der Jahre betrachten zu können, und er meldete sich wohlgemut in dem kleinen Haushalt an.

Drinnen war alles wie vor Jahren, der breite, weißgescheuerte Hausflur mit den alten Schränken und dem feuchten, süßlichen Geruch, das Wohnzimmer, zu dem man zwei Stufen hinunterstieg und wo sich auf weißen Dielen ein altmodischer grün-roter Teppich ausbreitete und hinter dem mit Prachtwerken belegten Tisch das schwere, lederbezogene Familiensofa lagerte.

Auch der alte Wandschmuck, ein von goldgerahmten Photographien gebildeter Bogen, dessen obere Rundung der gestickte Spruch „Gott ist unsere Stärke" bildete, wahrte dem Raum sein altmodisch kleinbürgerliches Aussehen.

Indem Gerhart sich aber umblickte, fiel ihm eine Neuerung ins Auge: an dem Fenster stand ein Damenschreibtisch im Jugendstil und davor ein Stuhl mit nach unten stark verdünnten Beinen und einer Rücklehne, die sich nach oben zu einer Spitze verengte. Den Wandstreif über dem Schreibtisch zierten Aquarellskizzen, die ländliche Häuser, Häuserchen und Häuserwinkel mit reichlicher Beigabe von Brunnen, Blütenzweigen, Wolken und Baumstümpfen darstellten.

Gerhart betrachtete noch heiteren Blicks diese Skizzierkursromantik, als er ein Kleid an der Tür rascheln hörte und die Tochter des Hauses eintrat.

Emmy hatte augenscheinlich alle in ihrer Familie erlaubte Eleganz zu diesem Empfang aufgeboten; und das braune Kleid mit der vielen Stickerei und Seide sah wirklich nicht ärmlich, doch auch nicht sonderlich vorteilhaft aus. Obenauf ragte ihr immer noch hübsches, jetzt etwas erhitztes Gesicht wie ein glühendes Tülpchen.

Gerhart lachte ihr zu. „Guten Tag, Emmy! Das ist aber sehr nett, daß du dich auch sehen läßt."

Emmy antwortete viel und hastig. Leider sei der Papa ausgegangen; aber er könne jeden Augenblick zurückkommen. Wie es ihm gehe? Ob er noch längere Zeit in München bleiben wolle? Ob ihm das Kunstgewerbe Freude mache? Sie habe nun auch zu malen angefangen — natürlich ohne sich mit ihm vergleichen zu wollen, sie tue es ja nur zum Zeitvertreib. Aber er solle ihr doch von München erzählen! Sie würde so gern einmal hinfahren; aber ihr Papa erlaube ihr nicht, allein zu reisen, und Gelegenheit zu Anschluß sei selten vorhanden. Ob er finde, sie könne die Reise allein wagen?

„Aber anstandslos!" meinte Gerhart.

Doch sie würde bange sein allein in einer fremden Stadt, ohne Bekannte, ohne Begleiter.

O, daran gewöhne man sich. Leider könne er sich augenblicklich nicht zur Gesellschaft anbieten, da er durch einen Arbeitsauftrag sehr in Anspruch genommen sei.

Darauf meinte Emmy, sie hätte es schließlich in Gantersburg mit ihren Freunden, ihrem Lesekränzchen, ihren Malstunden und der netten Geselligkeit auch weitaus am schönsten und brauche sich wirklich nicht nach anderen Zerstreuungen oder einer sogenannten Tätigkeit umzutun, wie heutzutage so manche Mädchen, die zu Hause nicht zufrieden wären.

Emmys Rede wurde durch das Erscheinen Ludwig Jägers unterbrochen.

Als er Gerhart erblickte, blieb der alte Herr vor Verwunderung breit in der Tür stehen und rief: „Ja, was, du bist also hier! Das ist aber schön, daß du gleich zu dem alten Paten kommst! Jetzt, Emmy, mußt du uns eine Flasche vom Versiegelten holen. Ich habe zwar meinen Frühschoppen schon gehabt, aber heute darf es auch ein Tropfen über die

Gewohnheit sein. — So, jetzt laß mich erst das Nötigste fragen. Du bist zum Konzert gekommen? Das Kind hat sehr gut gesungen; ich lasse ihr von Herzen Glück wünschen. Richte es aber aus! Wir hatten immer so eine kleine Freundschaft miteinander; sie ist ein gutes Mädchen. Und hat sich wohl da draußen nicht viel verändert, könnte ich mir denken?"

„Gar nicht," sagte Gerhart. „Äußerlich hat sie sich ja günstig entwickelt."

„Sie schlägt der Mutter nach, die eine liebliche Erscheinung war. Übrigens, dir bekommt die Fremde auch nicht übel; du hast dich gekräftigt."

„Mir geht es ausgezeichnet."

„Du bist ein anderer Anblick, als damals bei Frau — Kabosch — Kobasch . . ."

„Kabisch," lachte Gerhart. „Ja, wenn ich's damals hätte allein durchreißen sollen, wär's noch durch manche Pfütze gegangen.

„Jetzt ist die Karre durch, und man spricht nicht mehr davon," sagte Jäger, das Thema abschließend.

„Nur noch eine Kleinigkeit, Onkel, weil wir eben dabei sind. Nämlich mein Werkstättenauftrag läßt mir die Abende von 6 Uhr an frei. Dann arbeite ich was zum Vergnügen für mich. Die Entwürfe werden nicht übel bezahlt, es ist ein Glücksfall. Ich glaube, ich werde im Monat 80—100 Mark beiseite legen können, ohne mich einzuschränken. Und ich habe mir gedacht, die beste Verwendung, diejenige, die den günstigsten Einfluß auf Stimmung, Selbstgefühl und dergleichen Subtilitäten hätte, ganz egoistisch gesprochen, die beste Verwendung wäre, mit diesem Überschuß wenigstens eine Kleinigkeit von meinen Schulden abzutragen. Ich kann es direkt mit deiner Bank abmachen."

„Ja so, ja so," sagte Jäger, der darauf nicht vorbereitet war, nachdenklich. „Hör mal, ja, schicke du deine Pfennige, wenn es sein muß. Du weißt, ich habe noch so allerlei Geschäfte an der Kunkel, ein Handelsmann kann ja seine Finger nie davon lassen; da plazieren wir deine kleine Angelegenheit mit, und wenn sich's ordentlich rentiert und du machst dich dann mal selbständig oder denkst ans Heiraten, dann weißt du, wo du einen Spargroschen findest."

Gerhart wollte erwidern; aber Emmy trat ein mit Gläsern und der Versiegelten, und Gerhart half ihr den Tisch von seiner Bücherlast befreien, um Platz zu schaffen. Emmy errötete, als sie ihn beim Hantieren beobachtete. Er sah gut aus mit dem gebräunten Gesicht und der großen, schlanken Gestalt. Und daß sein Hinken ihm einen Anflug von Unbehilflichkeit gab, gewann ihm ihr weiblich-mütterliches Gefühl.

Auch Gerhart beschäftigte sich in Gedanken mit Emmy. Jägers letzte Worte hatten ihm eine peinliche Vermutung erweckt. Als sie wieder allein waren, sagte er deshalb, dem alten Herrn zugleich für seine Güte dankend, daß es bei ihm noch gute Weile habe, bis er sich zur Seßhaftigkeit entschließen werde, und daß er sich zur Hausvaterschaft nicht geeignet fühle, die Bekehrerin müßte ihm denn noch begegnen.

„Warten! Warten!" sagte Jäger. „In sechs, acht Jahren sieht sich's anders an. Es ist mit den Mädels ja auch so. Zwei, drei Partien hat

man in seiner übermütigen Jugend ausgeschlagen, und ein paar Jahre später ist einem jeder Taugenichts recht. Ein Glück, wenn man dann noch ein warmes Nest hat, so wie meine eigensinnige Jungfer Emmy. Und wer weiß, vielleicht wär's erst noch besser gewesen, man hätte das Kücken mal selber sein Korn finden lassen.“ Jäger nahm bedachtsam einen Schluck Wein. „Aber wir Leute von der alten Sorte haben halt anders darüber gedacht.“

„Sie kann ja noch immer hinaus, sich auf eigene Füße stellen —“

Jäger schüttelte den Kopf. „Man hat zu lange auf seinem Fleck gesessen und ist zu warm geworden darauf. Immerhin besser in seinem Nest bleiben als mit so einem Kuckuck davon, so einem ewigen Studenten —.“ Jäger verschluckte den Rest seiner Rede und den Namen, den Gerhart ersetzen konnte. Er nahm das Glas und hub mit froherer Stimme an: „Und jetzt einen Tropfen auf das Wohl der wackeren Jugend! Prost!“

Gerhart blieb noch eine Weile plaudernd und trinkend bei dem alten Herrn, der sich gern ein Neues aus dem fremdartigen Leben der Kunststadt erzählen ließ. Dann verabschiedete er sich, um zu der Schwester zurückzukehren.

Am Abend öffnete sich den Geschwistern wiederum der Dom. Und in dem festlichen Raume, dessen Schönheit den Blick entferntester Geschlechter auf das Abbild planvoller Gesetzmäßigkeit sammelt, verlassen wir unsere Freunde.

Bernard Shaw.

Von

Otto Seeck.

Der echt moderne Dramatiker, von dem wir hier reden wollen, wohl der modernste, den es gibt, hat drei seiner Stücke unter dem Titel: „Three plays for Puritans“ zusammengefaßt und bekennt sich in der Vorrede zwar nicht zum Glauben der Puritaner — dem steht er so fern, wie das nur möglich ist —, wohl aber zu ihrer Sittenlehre. „Ich liebe,“ heißt es dort, „schöne Musik und feine Architektur so sehr, wie Milton sie liebte oder Cromwell oder Bunyan; doch wenn ich fände, daß sie zu den Werkzeugen eines systematischen Götzendienstes der Sinnlichkeit würden, so würde ich es für die Tat eines guten Staatsmannes halten, jede Kathedrale in der Welt mit Dynamit in Stücke zu sprengen, Orgel und alles, ohne die geringste Rücksicht auf das Kreischen von Kunstkritikern und hochkultivierten Wollüstlingen. Und wenn ich sehe, daß das neunzehnte Jahrhundert den Götzendienst der Kunst durch die Vergötterung der Liebe gekrönt hat, so daß man von jedem Dichter meint, er sei zu dem Heiligsten des Heiligen vorgedrungen, wenn er verkündigt hat, daß Liebe das Höchste sei oder das Genug oder das All, so fühle ich, daß die Kunst in den Händen des allerfanatischsten von Cromwells Generalen besser geschützt war, als sie es sein würde, wenn sie jemals in die meinen geriete. Die Genüsse der Sinne kann ich mitfühlen und teilen; aber sinnliche Erregung an die Stelle von geistiger Regsamkeit und Rechtschaffenheit zu setzen, ist der rechte Teufel.“ So wird dem, was bisher als der Kern aller Dichtung galt, und das nicht nur im neunzehnten Jahrhundert, sondern schon seit den Zeiten der Sappho, drohend der Krieg erklärt. Und wirklich ist in den drei Stücken, zu denen diese Vorrede gehört, von Liebe kaum die Rede. Das eine davon behandelt das Verhältnis von Cäsar zu Kleopatra, das zweifellos eine Liebschaft war; doch aus der Darstellung Shaws würde man dies gar nicht erkennen, wenn man es nicht aus der Geschichte wüßte. Wohl ärgert es den Helden, daß die schöne Königin ihn „alter Herr“ nennt und über seine Glatze spottet; dies aber dient nur zur Vervollständigung der Charakteristik, damit neben den vielen großen Zügen auch das kleine Menschliche nicht fehle. Das Wesentliche des Inhalts ist, daß Cäsar sich als Erzieher des halben Kindes fühlt und sie zur Herrscherin bilden will, aber gänzlich damit scheitert. Hoheit und Machtgefühl weiß er ihr beizubringen, aber der Erfolg ist nur, daß sie um so ungescheuter ihren Tyrannenlaunen folgt. Was die beiden Hauptgestalten dichterisch verbindet, ist nicht die gegenseitige Anziehung der Geschlechter, sondern der Kontrast des echten Herrschergeistes zu dem rohen

Despotismus, dessen innere Schwäche sich in einem Weibe am deutlichsten enthüllen läßt. Und ebenso sind alle die anderen Personen des Dramas jede für sich zwar von sprühender Lebensfülle, aber doch jede nur dazu dienend, die Größe eines Cäsar durch den Gegensatz hervorzuheben. Höchst absichtsvoll macht noch am Schlusse der Dichter darauf aufmerksam, daß für diesen Herrschergeist die Liebe nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen kann. Als er von Alexandria scheidet, fällt ihm ein, daß er noch etwas vergessen habe, doch kann er sich nicht gleich darauf besinnen; und dies Etwas ist — von Kleopatra Abschied zu nehmen.

Ohne Zweifel ist das arge Übertreibung, und um den Zuschauern seine Absicht recht deutlich zu machen, scheut Bernard Shaw auch sonst vor diesem Fehler nicht zurück. Er teilt eben nicht die Meinung vieler Shakespeare-Ausleger, daß *das* ein guter Dichter sei, bei dem es erst nach Jahrhunderten der knifflichsten Interpretation gelinge, herauszubringen, was er eigentlich habe sagen wollen. Zudem treibt ihn in diesem Falle eine gesunde Reaktion gegen die Liebeduselei seiner Vorgänger, sich etwas gar zu gewaltsam in das entgegengesetzte Extrem zu stürzen. Denn gleich unserem Goethe fühlt auch er den Drang, immer zu protestieren. Doch in anderen Dichtungen hat er gezeigt, daß ihm das Verständnis der süßen Leidenschaft keineswegs versagt ist. Wie wäre dies auch anders möglich bei einem Manne, der alles Menschliche so klar durchschaut und zugleich selbst das heiße Blut des echten Dichters in sich fühlt! Er kennt sogar die Liebe auf den ersten Blick, wie sie Shakespeare in Romeo und Julia geschildert hat, ja er geht noch weiter. Einen schwärmerischen Engländer läßt er einer sechsunddreißigjährigen Dame einen Heiratsantrag machen, obgleich er sie noch gar nicht gesehen, sondern nur im Dunkeln das weiche Singen ihres einschmeichelnden irischen Dialektes gehört hat. Der Erfolg ist dann freilich, daß sie ihn für betrunken hält. Da sie dieses Zustandes bei ihren Landsleuten nur zu gewohnt ist, nimmt sie ihn hilfsbereit unter den Arm, um ihn sicher nach Hause zu bringen. So blickt Shaw mit überlegenem Humor auf die Wirkungen der Verliebtheit herab. Auch wo er sie ernster nimmt, fällt es ihm doch niemals ein, die unglücklich Liebenden in Verzweiflung untergehen zu lassen; sie finden sich immer noch ganz gut mit dem Leben zurecht. Selbst die leidenschaftlichste seiner Heldinnen, die er wohl nicht ohne bewußte Anspielung Julia genannt hat, heiratet zuletzt, wenn auch mit bitterem Mißvergnügen, einen anderen. Man sieht voraus, daß sie ihren Mann zwar weidlich quälen, das Paar aber nicht viel Schlimmeres erleiden wird als den täglichen kleinen Ärger, der den meisten von uns armen Sterblichen nun einmal beschieden ist.

Der übliche Schluß unserer Schauspiele, daß „sie sich kriegen", kommt bei Shaw nur äußerst selten vor, und wenn doch, so hat es damit seine ganz besondere Bewandtnis. In „Getting married" soll das Brautpaar schon zur Hochzeit geschmückt werden, als *ihr* eine Broschüre in die Hand fällt, welche die rechtliche Sklaverei der Frau in der Ehe schildert. Zugleich liest *er*, daß er für die Sünden seiner künftigen Gattin mit seinem ganzen Vermögen haftbar sein wird. Sie aber ist sehr tätig in der Frauenbewegung und hat schon

in öffentlicher Rede gegen einen Lokalpolitiker schwere Beleidigungen ausgestoßen. So muß er fürchten, daß durch ihre Strafgelder sein ganzes kleines Einkommen aufgezehrt wird. Der Konflikt wird dadurch gelöst, daß sie sich durch fremde Beispiele überzeugen läßt und er eine Assekuranzgesellschaft aufsucht, um sich gegen die Wirkungen, welche die Politik seiner Frau haben könnte, versichern zu lassen. So steht nichts mehr im Wege, daß die beiden ein glückliches Paar werden. Noch bezeichnender ist der Schluß von „Widowers houses“. Da der Dichter in Deutschland leider noch zu wenig bekannt ist, sehe ich mich gezwungen, die Fabel des Stückes hier kurz zu erzählen, die auch in anderer Beziehung für ihn sehr charakteristisch ist.

Herr Sartorius hat sich aus den dürftigsten Verhältnissen zu großem Reichtum emporgearbeitet. Sein Haupterwerb besteht darin, daß er elende, halb verfallene Häuser für billigen Preis ankauft und dann ihre einzelnen Gelasse an ganz armes Volk vermietet. Wenn man den Zins mit der nötigen Härte eintreibt, ergibt das einen Ertrag, der außer allem Verhältnis zu der Kapitalanlage steht. Wie in ihm, so ist auch in seiner Tochter die ganze Roheit des angestammten Plebejertums noch lebendig. Wenn sie bei übler Laune ist, prügelt sie ihre Zofe, und auch was die Geldangelegenheiten betrifft, steht sie auf dem Standpunkte des non olet, obgleich sie über die sauberen Geschäfte ihres Herrn Vaters nicht unterrichtet ist. Doch je peinlicher sie ihre niedrige Herkunft empfinden, desto mehr befleißigen sie sich einer gesuchten, streng exklusiven Vornehmheit und täuschen dadurch einen unschuldigen Jüngling von sehr guter Familie, mit dem sie im Auslande auf einem Rheindampfer zusammentreffen. Die Tochter kommt ihm sehr deutlich entgegen, und ihrer derben, sinnlichen Schönheit gelingt es, ihn zu gewinnen. Herr Sartorius ist besorgt, daß die hohe Verwandtschaft seines Schwiegersohnes ihn schneiden werde; aber da er reich ist, begrüßen Lords und Ladies die Verbindung mit größter Genugtuung. Anders der hochidealistische Bräutigam. Sobald er erfährt, wie Herr Sartorius sein Geld verdient, weigert er sich, irgendetwas von ihm anzunehmen, und will seine künftige Gattin verpflichten, sich allein mit den ärmlichen 700 Pfund, die sein eigenes Vermögen trägt, einzurichten. An höhere Ansprüche gewöhnt, erklärt sie das für ausgeschlossen, und da sie seine Motive nicht kennt, erblickt sie in einer so unmöglichen Forderung nur den Versuch des hochgeborenen Jünglings, von ihrer Niedrigkeit loszukommen. Nachdem sie im Zorn auseinandergegangen sind, treten die Männer zu einer Beratung zusammen, und der Idealist erfährt, daß die Hypothek, von der er lebt, auf dieselben Schandlöcher eingetragen ist, aus denen Herr Sartorius seine Einkünfte zieht. So ist er dessen Mitschuldiger gewesen, ohne es zu wissen, und muß es auch künftig bleiben. Denn nur weil sie auf so zweifelhafte Objekte fundiert ist, trägt seine Hypothek die hohen Zinsen, die er zu seinem Leben braucht. Würde er sein Kapitälchen anständig unterbringen, so würde er bei dem sehr niedrigen Zinsfuß, der in England üblich ist, darben müssen. Zu diesem Opfer reicht sein Idealismus nicht aus. Gern würde er jetzt zu seiner früheren Braut zurückkehren, doch das Verlöbnis ist aufgehoben, und zunächst läßt sich der Bruch nicht heilen.

Nach ein paar Monaten ändert sich das. Die Tochter erfährt, warum ihr Bräutigam sich mit ihr entzweit hat, und obgleich sie seine Skrupel durchaus nicht teilt, würdigt sie doch seinen Idealismus. Zugleich wird ihrem Vater verraten, daß seine Häuser expropriiert werden sollen, und wenn sie in ihrem elenden Zustande bleiben, hat er nur eine sehr geringe Entschädigung dafür zu erwarten. Während er vorher den Eintreiber seiner Mieten davongejagt hat, weil dieser ein ganzes Pfund auf eine notwendige Reparatur verwendet hatte, ist er jetzt entschlossen, die Schmutzhöhlen in höchst anständige Wohnungen umzubauen, um so mehr Geld vom Staate erpressen zu können. Doch zu solchem Aufwande ist die Zustimmung des Hypothekengläubigers erforderlich, und der frühere Bräutigam, der sich seither dem Hause ferngehalten hat, wird zu einer geschäftlichen Verhandlung eingeladen. Das erste Mal hatte man ihm erzählt, die elenden Löcher seien eine Wohltat für das arme Volk, weil bessere Wohnungen natürlich teurer sein müßten und es sie nicht bezahlen könne; jetzt heißt es, daß Sartorius sich seiner Pflicht bewußt geworden sei, für die Hygiene seiner Mieter zu sorgen. Doch jener erkennt, daß wieder ein schmutziges Geschäft dahinter steckt, und leistet Widerstand. Da richtet man es so ein, daß er mit seiner früheren Braut unter vier Augen zusammentrifft. Ihr sinnlicher Reiz führt ihn in ihre Arme zurück; das Pärchen ist glücklich und noch glücklicher der Herr Schwiegervater, der jetzt zu allem, was er unternehmen will, auf die Zustimmung des bekehrten Idealisten rechnen darf.

Wie man sieht, ist dies ein bitterer Hohn auf das glückliche Ende, das sonst das Lustspiel zu krönen pflegt. Hier geht es nicht mehr nach dem alten Komödienrezept: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch"; nein, das Laster triumphiert über die Tugend, und das Werkzeug seines Sieges ist die Erfüllung der Liebessehnsucht. Doch meine man deshalb nicht, daß Shaw von den Frauen niedrig denke. Kein männlicher Dichter, selbst Goethe nicht, ist so tief in ihr innerstes Wesen eingedrungen; keiner ist imstande gewesen, eine so erstaunliche Mannigfaltigkeit von Frauentypen zu zeichnen. Darunter müssen dann freilich auch so abstoßende sein, wie Cleopatra oder die Tochter des Herrn Sartorius, obgleich auch sie des poetischen Reizes nicht entbehren, den feines Verständnis und kraftvolle Schilderung selbst Gegenständen, die an sich unschön sind, verleihen können. Doch während sonst diejenigen, die sich Kenner der Weiber nennen, meist ihre Verächter sind, hat bei Shaw die reiche Kenntnis zu hoher Verehrung geführt. Sein Ideal hat er in der „Candida" geschildert. Als zwei Männer um sie streiten, wählt sie den, den sie für den schwächeren hält, weil er ihrer am meisten bedarf. „Wenn er geben konnte," sagt sie von ihrem Gatten, „tat er es selbst; wenn er versagen mußte, tat ich es für ihn." So nimmt sie ihm die Unannehmlichkeiten des Lebens ab, um sie den eigenen Schultern aufzubürden. Er ist ein berühmter Volksredner; sie hält man für eine schöne, aber sonst ganz gewöhnliche Frau. Und doch ist sie es, die durch tausend unscheinbare Dienste seine Kräfte stützt und sein Leben erhöht. Denn auch Shaw meint mit Goethe, daß Dienen des Weibes Bestimmung sei, aber auch er fügt

hinzu: „Durch Dienen gelanget sie endlich zum Herrschen." Eine seiner Lieblingsgestalten, die in mannigfachen Variationen mehrfach bei ihm wiederkehrt, ist das beherrschende Weib, das allen Männern gegenüber ihren Willen unfehlbar durchsetzt, weil es ihrem Theoretisieren und Prinzipienreiten sein gesundes Gefühl für das Praktische entgegensetzt und niemals rauh befiehlt, sondern immer nur durch kluge Milde wirkt. Sehr ergötzlich wird dieser Typus durch die Anne in „Man and Superman" repräsentiert. In unschuldiger Heuchelei spielt sie immer die Unterwürfige, die nur nach den Befehlen von Vater und Mutter handelt, tut und erreicht aber alles, was sie will. Der Mann ihrer Wahl ist der Sozialist Tanner, der sie seit ihrer Kindheit genau kennt und daher weiß, welche Dienstbarkeit ihn als Ehemann erwarten würde. Obgleich er Neigung zu ihr empfindet, läuft er doch vor ihr davon und flieht per Automobil bis in das fernste Spanien. Sie aber weiß ihn auch dort zu erreichen, und ob er will oder nicht, er muß sie nehmen, wobei sie sich doch nie durch auffällige Zudringlichkeit etwas vergibt. Als sie sich endlich gefunden haben, predigt er in feuriger Rede, wie er seine ganze Ehe nach den Prinzipien des Sozialismus einrichten will, also im schroffsten Gegensatze zu aller hergebrachten Sitte, die sie mit weiblichem Taktgefühl immer streng beobachtet hat. Trotzdem findet sie wahren Genuß an seiner schönen Beredsamkeit und ermuntert ihn durch ein entzücktes: „Go on talking." „Talking?" fragt er entrüstet, und alle Umstehenden lachen ihn aus. Sie wissen sehr wohl, daß es für ihn beim Reden bleiben wird; sie wird ihn auch künftig mit Beifall anhören, aber ihr gemeinsames Leben nach ihrer, nicht nach seiner Art einrichten. Und er wird schelten und predigen, aber sich doch ganz wohl dabei fühlen, daß er seinen Prinzipien nicht folgen kann.

Zu großartiger Kühnheit gesteigert erscheint dieser Typus dann in der Lady Cecily (Captain Brassbounds conversion), die nur von einem kleinen Hunde begleitet ganz Afrika durchzogen hat. Wir glauben ihr das, wenn wir sehen, wie sie immer nur das Vernünftige will und mit dem sicheren Takt ihrer nie fehlenden Menschenkenntnis es auch dem Widerstrebendsten aufzuzwingen weiß. Sie ist eine Dame zwischen Vierzig und Fünfzig, aber immer noch von bezwingender Schönheit; denn die gehört freilich zum herrschenden Weibe. Doch empfindet Shaw, daß dieses sein Ideal zu seiner vollen Entwicklung schon hoher Reife bedarf, und hat daher eine Vorliebe für nicht ganz junge Mädchen und Frauen. Wie er selbst ausdrücklich sagt, sind dreißig Jahre für ihn das anziehendste Alter (The man of destiny). Aber auch dem Backfisch weiß er gerecht zu werden. So häufig dieser auf unserer Bühne erscheint, hat sie doch nie ein reizenderer betreten als seine Dolly in „You never can tell". Doch ist er klug genug, das liebe Ding nur in unbekümmerter Kindlichkeit spielen zu lassen, nicht nach der Manier gewöhnlicher Lustspielmacher es vorzeitig unter die Haube zu bringen. Dazu empfindet er den heiligen Ernst der Ehe viel zu tief. Daß er nicht trotzdem, sondern deswegen dafür eintritt, die Scheidung zu erleichtern, versteht sich bei einem so klaren Kopfe von selbst.

Ich habe mich bei dem Verhältnis unseres Dichters zu den Frauen etwas länger verweilt, weil nach meinem Empfinden die Art eines Mannes sich hierin wohl am deutlichsten ausspricht. Wir haben gesehen, daß er für den Wert echter Weiblichkeit und den Reiz der Liebe durchaus nicht unempfänglich ist, aber sie zum Mittelpunkte seiner Dichtung zu machen, wie die meisten anderen es tun, stolz verschmäht. Und wenn die Dichtung das Leben widerspiegeln soll, hat er darin zweifellos recht. Denn welchem meiner Leser, selbst den glücklichsten Ehemann nicht ausgenommen, steht Frauenliebe im Mittelpunkte seines Lebens? Gewiß ist auch der junge Werther, der sich totschießt, weil er seine Lotte nicht kriegen kann, aus dem Leben gegriffen. Lesen wir doch fast täglich in den Zeitungen von Selbstmorden aus unglücklicher Liebe. Doch solche Erscheinungen sind krankhaft, nicht normal. Wir alle, die wir alt geworden sind, haben so und so viel Mal unglücklich geliebt und uns immer mit einer neuen Liebe oder auch ohne sie darüber getröstet. Und kann nicht auch ein Junggeselle, der auf seine Liebe ganz hat verzichten müssen, oder ein unglücklicher Ehemann trotzdem ein glücklicher Mensch sein, wenn er in seinem Berufe Erfolg und Befriedigung findet? Mit Recht nennt Shaw den Antonius Shakespeares, der an einer Dirne zugrunde geht, einen erbärmlichen Kerl und stellt ihm seinen Cäsar entgegen, der mit der Liebe spielt und sie niemals über sich Herr werden läßt. Was würde er erst von den Helden eines Frank Wedekind sagen, wenn er es der Mühe wert fände, dessen Dramen zu lesen? Der normale Mensch ist so reich besaitet, daß, wenn wirklich eine Saite springt, sei's auch die feine und süßtönende der Liebe, doch immer noch eine volle Harmonie übrigbleiben kann. Und was Shaw darstellen will, sind normale Menschen; das pathologische Beobachten von Seelenkrankheiten ist seiner gesunden Männlichkeit zuwider. So gibt er ein Bild der Welt, wie sie im Durchschnitt wirklich ist; die traurigen Ausnahmen, die ja manchmal recht interessant sein mögen, aber doch Ausnahmen bleiben, läßt er ganz bei Seite.

Man begreift es kaum, daß die Schilderung des ganz Gewöhnlichen doch ungewöhnlich und überraschend neu sein kann. Natürlich gehört dazu eine starke dichterische Kraft und ein hoch ausgebildetes technisches Können; aber obgleich dies das Entscheidende ist, brauchen wir nicht weiter davon zu reden, weil es sich von selbst versteht. Wohl aber muß erklärt werden — und vielleicht wird es auch dann nicht jeder begreifen —, warum Shaw, auch abgesehen von seiner künstlerischen Begabung, ein Ausnahmemensch ist. Er selbst erzählt, daß er sich einmal die Augen habe untersuchen lassen und der Arzt ihm gesagt habe, sie seien ganz normal. Danach habe er geglaubt, daß er nicht anders sehe, als die meisten Menschen, sei aber gleich eines besseren belehrt worden. Denn wirklich normale Augen gehörten zu den seltensten Ausnahmen; bei fast allen sei die Sehkraft in der einen oder der anderen Weise getrübt. Diese normalen Augen nimmt er auch geistig in Anspruch, und soweit seine Dramen in Betracht kommen — denn mit den Vorreden und Abhandlungen steht es anders —, hat er ein Recht dazu. Was für die meisten Menschen, namentlich für die meisten Dichter, mit dem Nebel der

idealistischen Phrase umhüllt ist, sieht er klar, wie es ist, und eben dadurch ist er ein Bevorzugter vor Millionen. Darum aber steht er auch in schärfster Opposition gegen den ungeheuren Schwarm der Andersseheuden, vor allem gegen das Volk, in dessen Sprache er schreibt.

Bernard Shaw lebt unter Engländern und dichtet für sie, fühlt sich aber doch als Ire ihnen fremd. Dies ist zunächst ein großer Vorteil für den Beobachter als solchen. Denn wer in einem Lande geboren und erzogen ist, dem fällt es gar nicht ein, auf die Volksart zu merken, weil er sie als selbstverständlich betrachtet. Wer es als Reisender besucht, achtet zwar mit neugierigem Interesse auf das Fremde, das ihm hier entgegentritt, hat aber selten die Möglichkeit, tief in den Geist der Bewohner einzudringen. Den Engländern gegenüber vereinigt sich in Shaw die aufmerksame Beobachtung des Fremden mit der gründlichen Kenntnis des Einheimischen und befähigt ihn, ein Bild der Nation zu entwerfen, das von schlagender Wahrheit, wenn auch nichts weniger als unparteiisch ist. Denn er haßt ihre formelle respectability — ein deutsches Wort dafür weiß ich nicht zu finden —, ihr zähes Hängen am Althergebrachten, ihre Scheinheiligkeit, vor allem ihren phrasenreichen Idealismus, den er nicht müde wird, mit Hohn zu überschütten. Gleichwohl kann er sich nicht enthalten, alle die Erfolge, die sie trotz dieser Eigenschaften, ja zum Teil durch dieselben gewonnen haben, mit bitterem Neide anzuerkennen. Geistig fühlt er sich als vorurteilsfreier Ire hoch über ihnen und muß doch ihre praktische Überlegenheit halb widerwillig zugeben. Am deutlichsten tritt dies in dem Lustspiel „John Bull's other island" hervor, das man fast ein Selbstbekenntnis nennen kann. Natürlich gibt der Dichter darin nicht sein ganzes Selbst; denn kein Kunstwerk, mag es auch noch so inhaltreich sein, kann die Ganzheit eines wirklichen Menschen erschöpfen. Wohl aber rühmt er sich darin seiner eigenen Stärke und enthüllt seine eigene Schwäche zugleich mit dem bitteren Schmerz über sein verkommendes Heimatland. Daß dies mit lachendem Munde geschieht, ändert nichts an dem tiefen Ernste seiner Empfindung. Man weiß es ja, daß Humoristen oft schwermütige Menschen sind und über die Torheit der Welt nur lachen, um nicht über das Elend der Welt weinen zu müssen. Molières „Misanthrop", das Werk, in das der große Spötter wohl am meisten von seinem eigenen Selbst hineingelegt hat, ist ein tief trauriges Stück.

Der Engländer Tom Broadbent und der Ire Larry Doyle sind in London Kompagnons und innige Freunde geworden. Doyle, das Gegenbild Shaws, hat seine Kräfte erst außerhalb Irlands entwickeln können; dort hätten sie verkümmern müssen. Nach achtzehnjähriger Abwesenheit fürchtet er sich, die alte Heimat wiederzusehen, weil ihre trostlose Enge ihn bedrücken würde und er mit dem Gedankenkreise der Seinen längst nichts mehr gemein hat. Trotzdem fühlt er sich noch immer als Ire, am wenigsten ist er Engländer geworden. Aus der heimischen Erde herausgerissen, hat er doch in der neuen nicht feste Wurzel fassen können, sondern überschaut seine Umgebung mit dem vorurteilsfreien Blick des heimatlosen Weltbürgers. Nur mit Mühe läßt er sich überreden, bei einer Reise in seinen Geburtsort Roßcullen den Freund zu begleiten. Dieser ist der typische Engländer, fest überzeugt, daß

in den liberalen Phrasen das Heil der Welt liege und daß die nächsten Parlamentswahlen alles bringen werden, wonach die Menschheit nur verlangen könne. Doch weiß er ganz instinktiv und unschuldig seinen Idealismus immer so einzurichten, daß er ihm Vorteil bringt. Natürlich schwärmt er für das romantische Irland und seine naiv urwüchsige Bevölkerung; aber die Hauptquelle, um sie kennen zu lernen, bleibt für ihn der rote Bädeker, den er bei seiner Reise in der Hand trägt. Denn als echter Engländer besitzt er gar nicht das Organ für das Verständnis fremder Volksart. Er baut sich ein Phantasie-Irland, das er unbekümmert um die Brutalität der Tatsachen in dem wirklichen wiederzufinden meint. Daß er sich vor den Iren lächerlich macht, merkt er gar nicht. Trotzdem erringt er den Sitz im Parlament und führt die Braut heim, zwei Erfolge, auf die Doyle freilich keinen Wert legt. Aber während dieser von seiner Reise nichts gehabt hat als den zweifelhaften Genuß sehr unbehaglicher Beobachtungen, heimst der idealistische Engländer alle materiellen Güter ein, nach denen sein Herz Verlangen trug.

Wir können es uns nicht versagen, einen Teil des Dialoges, in dem der Gegensatz der beiden so eng verbundenen Nationen am klarsten ausgesprochen ist, in der Übersetzung hier wiederzugeben.

Broadbent: Alle fähigen Leute in Irland sind von englischer Herkunft. Es ist mir oft als ein höchst bemerkenswerter Umstand ins Auge gefallen, daß die einzige Partei im Parlament, in der sich der echte englische Charakter und Mut zeigt, die irische Partei ist. Blicke auf ihre Unabhängigkeit, ihre Entschlossenheit, ihren Trotz gegen schlechte Regierungen, ihr Mitgefühl mit den unterdrückten Nationen der ganzen Welt! Wie englisch!

Doyle: Nicht zu erwähnen die Feierlichkeit, mit der sie altmodischen Unsinn schwatzt, von dem sie ganz genau weiß, daß er ein Jahrhundert hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Das ist englisch, wenn es dir so gefällt.

Broadbent: Nein, Larry, nein. Du denkst an die moderne Bastardbrut, die jetzt England monopolisiert. Heuchler, Schwindler, Deutsche, Juden, Yankees, Fremde, Protzen, kosmopolitischer Abfall. Nenne sie nicht England! Sie gehören nicht der teuren alten Insel an, sondern zu ihrem verdammten neuen Kaisertum, und bei George, sie sind seiner wert, und ich wünsche ihnen Genuß davon.

Doyle (unbewegt durch diesen Ausbruch): Schön! Jetzt fühlst du dich wohler? Nicht?

Broadbent (trotzig): Freilich! Viel wohler.

Doyle: Mein lieber Tom, für dich bedarf es nur eines Hauches von dem irischen Klima, um ein ebenso großer Narr zu werden, wie ich selbst es bin. Wenn all mein irisches Blut in deine Adern gegossen würde, du würdest nicht ein Haar an deiner Leibes- und Seelenbeschaffenheit ändern. Aber geh und heirate die englischste Engländerin, die du finden kannst, und erziehe euren Sohn in Roßcullen, und seine Art wird so ähnlich der meinen sein und so unähnlich der euren, daß jeder mich anklagen wird, sein Vater zu sein. (Mit plötzlicher Seelenpein:) Roßcullen! Großer Gott, Roßcullen! Die Dumpfheit! Die Hoffnungslosigkeit! Die Unwissenheit! Die Bigottheit!

Broadbent (nüchtern): So ist's nun mal auf dem Lande, Larry. Ganz ebenso hier.

Doyle (hastig): Nein, nein; das Klima ist verschieden. Hier, wenn das Leben dumpf ist, kannst auch du dumpf werden, und es tut nicht viel Schaden. (In einen leidenschaftlichen Ton übergehend:) Aber dein Verstand kann nicht fest werden in jener weichen, feuchten Luft, auf jenen weißen, elastischen Wegen, in jenen nebligen Binsen und braunen Mooren, auf jenen Hügeln von felsigem Granit und violettem

Heidekraut. Ihr habt nicht solche Farben am Himmel, solchen Reiz in den Fernen, solche Schwermut im Abendschein. O, das Träumen! Das Träumen! Das quälende, ekelhafte, nie befriedigende Träumen, Träumen, Träumen, Träumen! (Wild:) Keine Ausschweifung, die je einen Engländer roh und gemein machte, kann ihm Wert und Nützlichkeit so austreiben wie dies Träumen. Eines Irländers Phantasie verläßt ihn nie, überzeugt ihn nie, befriedigt ihn nie; aber sie macht ihn so, daß er der Wirklichkeit nicht ins Gesicht sehen kann, noch sich mit ihr abfinden, noch sie handhaben, noch sie besiegen; er kann nur spötteln über solche, die das tun, und (bitter zu Broadbent) „angenehm sein für Fremde", wie ein nichtsnutzes Weibsbild auf den Straßen. Alles ist Träumen, alles Phantasie. Er kann nicht religiös sein. Der begeisterte Prediger, der ihn die Heiligkeit des Lebens und die Wichtigkeit seiner Führung lehrt, wird mit leeren Händen weggeschickt, während dem armen Dorfpfaffen, der ihm ein Mirakel oder eine sentimentale Heiligengeschichte bietet, Kathedralen gebaut werden von den Pfennigen des Armen. Er hat keinen politischen Verstand: er träumt von dem, was Shan van Vocht sagte im Jahre 96. Willst du ihn für Irland interessieren, so mußt du die unglückliche Insel Kathleen ni Hoolihan nennen und von ihr reden, als wäre sie ein altes Mütterchen. So erspart man sich Denken, so erspart man sich Arbeit, so erspart man sich alles außer Phantasie, Phantasie, Phantasie; und Phantasie ist solche Folter, daß du sie nicht ertragen kannst ohne Branntwein. (Mit wild zitternder Selbstverachtung:) Zuletzt wirst du so, daß du nichts Wirkliches mehr ertragen kannst: du verhungerst eher, als daß du dir eine Mahlzeit kochst; du gehst eher schäbig und schmutzig, als daß du dich um deine Kleider kümmerst und dich wäschst; du nörgelst und zankst zu Hause, weil dein Weib kein Engel ist, und sie verachtet dich, weil du kein Heroe bist; und du hassest das ganze Pack um dich her, weil sie nur arme, schlumpige, unnütze Teufel sind, wie du selbst. (Seine Stimme senkend, wie ein Mann, der ein beschämendes Geständnis macht:) Und nichts unterbricht das schauerliche, sinnlose, unheilvolle Gelächter. Bist du jung, so gibst und nimmst du Getränke mit anderen jungen Männern, und gibst und nimmst gemeine Geschichten mit ihnen, und da du zu nichtsnutzig bist, um imstande zu sein, ihnen zu helfen oder sie anzuspornen, so höhnst und verlachst und verspottest du sie, weil sie nicht tun, was du selbst nicht wagst. Und indessen wird immer gelacht, gelacht, gelacht! Ewiger Spott, ewiger Neid, ewige Narrheit, ewiges Herabsetzen und Beschmutzen und Verkleinern, bis, wenn du zuletzt in ein Land kommst, wo Männer eine Frage ernst auffassen und ernste Antwort darauf geben, du sie verlachst, weil sie keinen Sinn für Humor haben, und dich brüstest mit deiner eigenen Wertlosigkeit, als wenn sie dich besser machte als sie.

Broadbent (durch Doyles Beredsamkeit zu tiefster Ernsthaftigkeit erhoben): Verzage nicht, Larry. Es gibt noch große Möglichkeiten für Irland. Home Rule wird Wunder wirken unter englischer Führung.

Doyle (schnell auffahrend, das Gesicht zuckend von einem widerwilligen Lächeln): Tom, warum suchst du dir meine tragischsten Augenblicke aus für deine unwiderstehlichsten Witze?

Broadbent: Witze? Ich war ganz ernsthaft! Was meinst du eigentlich? Zweifelst du an meinem Ernst in bezug auf Home Rule?

Doyle: Ich weiß, daß du es ernst meinst, Tom, in bezug auf die englische Führung.

Nachdem Broadbent noch ein paar „Witze" dieser unbeabsichtigten Art gemacht hat, zeigt er plötzlich ein merkwürdig feines Verständnis für das echt Menschliche, indem er ein Geheimnis halb errät, das Doyle ihm immer verschwiegen hatte.

Doyle: Thomas Broadbent, ich strecke die Waffen. Der arme, einfältig schlaue Ire zieht den Hut vor Gottes Engländer. Der Mann, der in aller Ernst-

haftigkeit deine letzte Bemerkung über Home Rule und Gladstone machen konnte, muß geradezu alle Blödsinnigen der Welt an Blödsinn schlagen. Aber der Mann, der schon im nächsten Satze alle meine einzelnen Entschuldigungen beiseite schieben konnte und grade losgehen auf das Herz meiner Motive, muß ein Mann von Genie sein. Aber daß der Blödsinnige und das Genie derselbe Mensch sein soll! Wie ist das möglich? (Aufspringend:) Bei Gott, jetzt durchschaue ich es! Ich will darüber eine Abhandlung schreiben und sie der „Natur" einsenden.

Broadbent (ihn anstarrend): Was in aller Welt —

Doyle: Es ist ganz einfach. Du weißt, daß eine Raupe —

Broadbent: Eine Raupe!!!

Doyle: Ja, eine Raupe. Nun achte auf das, was ich sagen will; denn es ist eine neue und bedeutsame wissenschaftliche Theorie über den englischen Nationalcharakter. Eine Raupe —

Broadbent: Ich bitte dich, Larry, sei kein Esel.

Doyle: Ich sage eine Raupe, und ich meine eine Raupe. Du wirst das gleich verstehen. Eine Raupe, wenn sie auf einen Baum gelangt, gibt sich instinktiv das genaue Aussehen eines Blattes, damit beide, ihre Feinde und ihre Beute, sie dafür halten und meinen, es sei nicht wert, sich über sie zu beunruhigen.

Broadbent: Was hat das mit dem englischen Nationalcharakter zu tun?

Doyle: Das will ich dir sagen. Die Welt ist so voll Narren, wie ein Baum voll Blätter. Schön! Der Engländer tut, was die Raupe tut. Er gibt sich instinktiv das Aussehen eines Narren und frißt alle die wirklichen Narren ungestört auf, während seine Feinde sich nicht um ihn kümmern und ihn auslachen, als wäre er ein Narr wie die übrigen. O, Natur ist listig, listig!

Broadbent (mit herzlicher Bewunderung): Weißt du, Larry, das wäre mir niemals eingefallen. Ihr irischen Leute seid erstaunlich klug. Natürlich ist das alles Blech; aber es ist so glänzend, was? Wie, zum Donnerwetter, kommt ihr auf solche Dinge? Wirklich, du mußt einen Artikel darüber schreiben, das gibt ein schönes Honorar.

Man sieht auch hieraus, Broadbent ist praktisch trotz seiner Narrheit und sein Freund ein blasser Theoretiker, so scharf er das Wirkliche zu erfassen und darzustellen weiß. Der Engländer bewundert den Iren und der Ire den Engländer, weil jeder von beiden gerade das hat, was dem andern fehlt. Doyle erkennt an, daß die Narrheit des Engländers ihre sehr nützliche Seite hat, kann aber doch nicht umhin, ihn auszulachen. Doch in eben diesem Lachen sieht Shaw den Fluch des irischen Nationalcharakters. Der Humorist schmäht den Witz, der Dichter die Phantasie. Doch was ihn als Mensch bedrückt und an seinem Volke verzweifeln läßt, das hat ihn als Dramatiker zu dem gemacht, was er ist.

So empfindet Shaw die Art des Iren, d. h. seine eigene Art, als tief unglücklich, die des Engländers als lächerlich. Sein männliches Ideal ist der nüchterne Schweizer, wie Bluntschli in „Arms and the man" ihn vertritt. Diesem fehlt der Hang zum Romantischen nicht. Er hat ihn getrieben, seinem Vater in früher Jugend davonzulaufen und dann überall, wo es Krieg gab, Dienste zu suchen. Doch betreibt er das abenteuerliche Handwerk des Landsknechts ohne alle Illusionen von idealem Heldentum. Er hat sich zum vollendeten Techniker des Kriegswesens ausgebildet, sucht aber nicht darin glänzende Erfolge, sondern nur die Gelegenheit, in ernsten und bedeutenden Aufgaben ehrlich und gewissenhaft seine Pflicht zu tun. Ein gesunder Sinn

für das schlicht Geschäftliche steht im Mittelpunkte seines Wesens. Ebenso entfernt von dem Phrasentum des Engländers wie von der witzigen Phantastik des Iren sieht er die Dinge in ihrer Wirklichkeit und weiß in jeder Lage das einfachste Mittel zu finden, das zum Ziele führt.

Jenes Fragment, dessen Übersetzung wir oben gegeben haben, kann meinen Lesern auch einen Begriff von Shaws dramatischer Technik geben. Sie werden bemerkt haben, daß er Wortwitze und sogenannte Schlager ganz verschmäht. Noch weniger gibt er sich dazu her, durch Zweideutigkeiten zu wirken; selbst wo er ein so bedenkliches Thema behandelt, wie in „Mrs. Warren's profession", geschieht es doch mit fast ängstlicher Dezenz. Seine Komik besteht nur in der feinsten Auszeichnung der Charaktere mit den leisen Übertreibungen, deren der Humorist kaum entbehren kann, und in ihrer kräftigen Kontrastierung. Darin gleicht er am meisten dem großen Molière, obgleich er sich einer Abhängigkeit von ihm wohl kaum bewußt ist. Denn Shaw ist ganz er selbst, was natürlich nicht ausschließt, daß er von seinen Vorgängern gelernt hat. Am entschiedensten hat wohl Ibsen auf ihn eingewirkt, nicht immer zu seinem Vorteil. Die gar zu sehr ausgeklügelte Fabel der „Candida" weist besonders deutlich auf dieses Vorbild hin. Doch ist er durchgängig wahrer und wirklicher, reicher in seinen Problemen und verständnisvoller für die Fragen unserer Zeit. Freilich würde er ohne das Beispiel dieses Vorgängers sich kaum zu einer so meisterlichen Handhabung des Dialogs erhoben haben. Schlagend folgen sich Rede und Gegenrede, immer ganz schlicht und natürlich aneinander anknüpfend und doch immer überraschend und fesselnd. Die Exposition ist von durchsichtiger Klarheit und selbst bei den verwickeltsten Verhältnissen einfach und ungezwungen, die Auflösung des Knotens durchaus folgerichtig, wenn auch meist nicht befriedigend in dem Sinne, wie man es bisher von der Komödie zu verlangen pflegte.

Es ist ergötzlich zu lesen, wie Shaw jene Überlegenheit des Engländers, die er in seinem Lustspiel zugegeben hat, in der Vorrede dazu wieder zu leugnen oder doch abzuschwächen sucht. Seine englischen Zuschauer haben ihr Abbild auf der Bühne zwar mit Lachen, aber doch mit freudiger Anerkennung begrüßt, und daß sie sich nicht geärgert haben, ärgert den Iren; denn er *will* Ärgernis erregen. Hat er doch einer seiner Sammlungen den Titel „Unangenehme Stücke" vorgesetzt, und wirklich müssen sie englischen Lesern recht unangenehm gewesen sein. Auch sonst stehen die Vorreden nicht selten zu dem in Widerspruch, was man aus dem Lustspiel selbst schließen muß, am auffälligsten in „The doctors dilemma". In dieser Satire auf den ärztlichen Beruf werden uns Vertreter desselben vorgeführt, von denen jeder eine andere Theorie über Natur und Heilung der Krankheit hat. Doch sind sie alle ehrlich bemüht, ihren Patienten nach bestem Wissen und Gewissen zu helfen. Die Sünde, die der von ihnen, der als Held im Mittelpunkte der Handlung steht, begehen muß, beschränkt sich auf das Folgende. In seiner Klinik hat er nur ein Bett frei und muß wählen, ob er es einem armen Kollegen zur Verfügung stellen soll oder einem gottbegnadeten Künstler. Aber seinem Charakter nach ist dieser ein Lump, der beinahe schon zum Schurken

geworden ist, und der Arzt hält es für ein gutes Werk, seine edle Frau von ihm zu befreien, wobei freilich auch das nicht uneigennützige Motiv einer aufkeimenden Liebe zu ihr mitspricht. Er entscheidet sich daher für den armen Kollegen, den er wirklich heilt, und überläßt den Künstler der Behandlung eines anderen Arztes, der zwar auch hochberühmt ist, von dessen falschen Theorien er aber annehmen kann, daß sie den Patienten ins Jenseits befördern werden. Dieser Erfolg tritt auch wirklich ein; aber die schöne Frau entgeht dem Arzt, und das Stück schließt mit seinem finsteren Bekenntnis, er habe vergebens gemordet. Man wird anerkennen, daß dies eine fast übertriebene Gewissenhaftigkeit ist. Da er nur die Wahl hatte, ob er einen braven Menschen oder einen Lumpen, der freilich zugleich ein großer Künstler war, vom Tode erretten sollte, wird man es ganz begreiflich finden, daß er lieber jenen der Welt erhielt. Seine Schuld besteht nur darin, daß er es nicht ohne Hintergedanken tat. Wenn er sich selbst trotzdem als Mörder anklagt, so zeigt dies, daß er einen sehr hohen Begriff von seinen ärztlichen Pflichten hat, und ohne Zweifel hat auch Shaw dies gemeint. Doch in der Vorrede stellt er es so dar, als wenn der Arzt vor allem für seine eigene Tasche arbeite und nicht nur, wie dies im Drama selbst erkennbar ist, durch falsche Theorien sündige, sondern viel mehr noch um des lieben Geldes willen.

Diese Widersprüche und noch viele andere erzählen uns deutlich von den zwei Seelen, die auch in seiner Brust wohnen. In seinen Stücken ist Shaw der Dichter, der die Wirklichkeit mit jenem normalen Auge sieht, das er selbst an sich rühmt, in seinen Vorreden und Abhandlungen der politische Agitator, dessen Sehschärfe durch die Parteibrille gründlich getrübt ist. Es gewährt ein lächerliches Bild von der Unvollkommenheit aller menschlichen Kraft, das der Behandlung durch einen Humoristen, wie Shaw selbst es ist, würdig wäre, wenn man sieht, daß derselbe Mann, der als Dichter jeden Idealismus geistvoll und schlagend bekämpft, als Politiker dem blutigsten Idealismus verfallen ist, den man Sozialismus nennt. Sein Gleichnis von der Raupe hat er den Lehren Darwins entnommen; aber daß dessen Kampf ums Dasein und das Vorrecht, das der Bestangepaßte beansprucht und verdient, die Theorie von dem gleichen Rechte aller Menschen aufs bündigste widerlegen, will er nicht begreifen. Er selbst verkündigt, daß „Geld und Schießpulver" die wichtigsten Faktoren für die Kultur der Menschheit sind, und will doch die Macht des Geldes wie der Waffen in der Welt vernichten. Er glaubt nicht mehr an das tausendjährige Reich und die ewige Seligkeit, aber von der zeitlichen Seligkeit und dem neuen Reich der Gleichheit und Brüderlichkeit, das seine Partei ihren Anhängern vorspiegelt, läßt er sich fangen. Doch daß Politik und Religion — der Sozialismus ist beides — auch die klarsten Köpfe verdrehen können, wissen wir ja schon zur Genüge aus anderen Beispielen, und was geht der Politiker uns an, wenn der Dichter uns erfreut! Wir wollen ihm gern vergeben, daß auch er ein irrender Mensch ist, und aus der tiefen und schlichten Weltkenntnis seiner Stücke für uns die Lehren ziehen, die er selber, durch falsche Theorien geblendet, nicht in vollem Maße daraus ziehen konnte.

Carl August
während des Krieges von 1813.

Von
Hermann Freiherrn von Egloffstein.

(Schluß.)

V.

Nach dem einen der uns erhaltenen zeitgenössischen Berichte hat der Herzog am 22. Oktober selbst in den Kampf eingegriffen. Mit dem Oberstallmeister v. Seebach soll er dem österreichischen General entgegengeritten sein und ihn mit dem Gelände und mit der Stellung des Feindes bekannt gemacht haben, worauf Seebach ein Regiment österreichische Dragoner durch die Ilm führte, das dem Feind in Rücken und Flanke fallen konnte [1]). Wie dem auch sei, jedenfalls bildet dieses Gefecht einen wichtigen Abschnitt in Carl Augusts Lebensgeschichte. Mit der Vertreibung der Division Lefèbre-Desnoëttes sah er endlich nach sieben langen Jahren sich und sein Land von den Leiden der Fremdherrschaft erlöst. Je schwerer man sie empfunden hatte, desto größer war der Jubel, der die siegreichen Reiter in Weimar empfing.

Was sich wenige Stunden nach ihrem Einzuge dort begab, war derart, daß es Goethe in seinen Briefen nicht anders als „das Ungeheuere" [2]) zu nennen wußte. In einem gleichzeitigen kleinen Gedichte [3]), der Danksagung an den Oberstleutnant v. Bock für die ihm gesandte Kosakenschutzwache, besingt er das Heer der Verbündeten, dessen linke Flügelkolonne ihren Weg vom Leipziger Schlachtfelde nach dem Rhein über Weimar nahm, als „die heilig-große Flut", die „den Damm zerriß, der uns verengte". Noch am Nachmittag des 22. Oktober begannen diese Menschenmassen, an deren Spitze österreichische Truppen aller Waffengattungen marschierten, sich über die Stadt zu ergießen. „Ununterbrochen," erzählt ein Augenzeuge, der Kupferstecher Theodor Götze, „folgte Regiment auf Regiment, von Freitag (den 22.) abends 5 Uhr die ganze Nacht hindurch bis Sonnabend gegen Abend; jedes Regiment mit seinem Musikkorps und fliegenden Fahnen, für das Auge und Ohr ein noch nie gesehenes und gehörtes Schauspiel. Hier sah man alle Völker vom Kaukasus in Asien und Persiens Grenzen, Slawonier, Illyrier, Ungarn usw.,

[1]) Genast, S. 71. Vgl. Krauße, S. 250.
[2]) Siehe Briefe, Bd. 24, Nr. 6626 ff.
[3]) Gedichte IV, S. 243.

und der gesamte Durchzug erfolgte ohne den mindesten Exzeß oder Nachteil für die Bewohner der Stadt Weimar." Ergänzt wird dieser Bericht durch die lakonische Bemerkung in Goethes Tagebuch: „Wachtfeuer in und um der Stadt."

Nach den verbündeten Heeren trafen am 24. Oktober mittags Kaiser Alexander und sein Bruder Konstantin, am nächsten Vormittage der Kaiser von Österreich ein, beide Herrscher inmitten einer glänzenden Umgebung von Staatsmännern, hohen Militärs und Diplomaten. Kaum vermochte das bescheidene herzogliche Schloß alle die vornehmen Gäste zu fassen: dem Kaiser Franz mußte Carl August seine eigenen Wohnzimmer einräumen und auch den Erbprinzen von Oldenburg noch bei sich aufnehmen [1]).

An demselben Tage, da er die zwei Monarchen unter seinem Dache und an seiner Tafel vereinigte, war ihr geschlagener Feind um drei Uhr morgens bei Regen, Wind und Dunkelheit von Erfurt, dem Schauplatze eines der größten Triumphe seines Lebens, gen Westen aufgebrochen. Napoleons bisheriger Vertreter, St.-Aignan, befand sich mit seinem Sekretär in Gewahrsam auf dem Stadthause zu Weimar [2]), die gefangenen französischen Soldaten aber irrten hungernd, zerlumpt und schmutzig zwischen den Siegern in der Stadt umher: fürwahr ein Wandel des Geschickes, den Carl August nach allem, was vorhergegangen, wie ein Wunder empfinden mußte. Das hätte er sich wohl nicht träumen lassen, als er vor kaum sechs Monaten seinen Kanossagang zu Napoleon nach Erfurt machte und darauf den Stolzen demütig als Gast an der Schwelle seines Hauses empfangen mußte.

Was die jüngsten Ereignisse für ihn bedeuteten, war ihm vom ersten Augenblick an klar: nicht nur die Freiheit hatte er, gleich den übrigen großen und kleinen Vasallen des Korsen, durch den Zusammenbruch seines Weltreiches wiedergewonnen; mit ihr war auch die Erfüllung seiner dynastischen Wünsche unversehens in greifbare Nähe gerückt worden. Auf den Zaren, der jetzt darüber zu entscheiden hatte, glaubte er sich verlassen zu dürfen. Je

[1]) Fourierbuch. Die Angabe Müllers, S. 309, und Götzes (bei Krauße, S. 252), der König von Preußen sei gleichzeitig mit den beiden Kaisern in Weimar eingezogen, beruht auf einem Gedächtnisfehler. Friedrich Wilhelm III. war zu derselben Zeit in Berlin und kam erst am 10. November nachmittags auf der Durchreise nach Frankfurt in Begleitung seines Sohnes Wilhelm zu kurzem Besuche nach Weimar. Dahingegen war der junge Kronprinz von Preußen gleichzeitig mit den beiden Kaisern vom 24. bis 26. Oktober dort.

[2]) Nach dem Fourierbuche war St.-A. am 14. September wieder nach Gotha abgereist (vgl. Aus Alt-Weimar, S. 204), am 11. Oktober kam er nach Weimar zurück, zum 19. ist bemerkt: „Der zeither anwesende französ. Gesandte Hr. Baron v. St.-Aignan ging heute gänzlich von hier ab, nachdem er in voriger Nacht von einem Commando russischer Kosaken zum Gefangenen gemacht, und auf sein Ehrenwort entlassen wurde;" zum 27. Oktober aber: „Der vormalige Gesandte am hiesigen Hofe, Mr. de St.-Aignan, wurde, nachdem er am verwichenen 24sten Abends nebst dem Leg. Secr. als Gefangene von Gotha aus hier aufs Stadthaus gebracht worden, heute aus seinem alten Logis weiter nach Prag abgeführt." Bekanntlich wurde er bald darauf von Metternich als Unterhändler zu Napoleon geschickt. Näheres hierüber bei Gentz, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Wien 1887.

weniger aber er und seine politischen Ratgeber an dessen Wohlwollen zweifelten, desto weniger trugen sie auch Bedenken, angesichts der Umwälzung, die sich soeben vollzogen hatte, ihre früher so bescheidenen Ansprüche etwas höher zu spannen. War doch das Königreich Sachsen von den Siegern soeben als erobertes Land einem russischen Generalgouverneur unterstellt worden, eine Maßregel, die Carl August die Sühne des Unrechts erhoffen ließ, das sein Ahnherr in den Tagen Carls V. von Moritz von Sachsen, dem Vorfahren des jetzt kriegsgefangenen Königs, erlitten hatte.

Um aber dieses Ziel zu erreichen, galt es, wie der Herzog richtig erkannte, zunächst sofort vom Rheinbund und dessen Schutzherrn abzufallen, dafür aber in aller Form zu Napoleons Gegnern überzugehen. Er ließ deshalb noch während Alexanders Anwesenheit in Weimar durch einen Mann seines besonderen Vertrauens, den Vizepräsidenten des Landschaftskollegiums, Freiherrn v. Gersdorff, dem russischen Staatskanzler Grafen Nesselrode einen für den Kaiser bestimmten Entwurf zu einer Akzessionsakte unterbreiten. Darin erbot er sich, gegen Zusicherung seiner Souveränität und seiner staatlichen Existenz, 800 Mann Truppen in den Dienst der Verbündeten zu stellen und einen Monatsbeitrag von 1000 Talern zu leisten[1]).

Nesselrodes Antwort ließ nicht auf sich warten und lautete durchaus im Sinne Carl Augusts. Seine Majestät, schrieb ihm der Kanzler am 27. Oktober[2]), komme dem geäußerten Wunsch so bereitwillig entgegen, wie man jeden derartigen Vorschlag aufnehmen müsse, (S. M. J. s'y est prêté avec l'empressement avec lequel on ne peut qu'accueillir toute proposition de cette nature) und habe ihm die entsprechenden Befehle erteilt. Der Herzog, heißt es weiter, werde gebeten, sich mit dem Freiherrn vom Stein ins Benehmen zu setzen, da er von den verbündeten Herrschern Vollmacht besitze, mit den deutschen Fürsten, die durch ihren Anschluß an den Bund zur Befreiung ihres Vaterlandes beitragen wollten, alles Nähere zu vereinbaren.

Stein war von früher her mit Carl August befreundet, und voll Vertrauen kam ihm dieser entgegen, trotz der Warnungen Müfflings vor dem „leidenschaftlichen tollen Menschen, der es nicht gut mit ihm meine", und trotz eines erst kürzlich eingetroffenen Schreibens des Freiherrn, worin dieser die Anerbietungen des Herzogs in nicht gerade verbindlicher Form für ganz unzulänglich erklärt hatte[3]). Eben deshalb aber erschien es um so

[1]) Die Einzelheiten des nicht auffindbaren Entwurfes ergeben sich aus dem weiter unten angeführten Schreiben des Freiherrn v. Stein an C. A., d. Leipzig 3. November, St. B. R. E. 2 Albrecht 38, Kop.

[2]) H. W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 156 Fol. 3. Kop. v. Voigt.

[3]) Leipzig 3. November. In diesem Schreiben hieß es: „Die Bevölkerung des Herzogthums Weimar und Eisenach ist nach den gedruckten statistischen Nachrichten 118000 Seelen, die von ihm zustellende Mannschaft wäre demnach (zu 2% gerechnet) 2220 Mann. Die Bestimmung des Beytrags an Geld (1000 Thaler monatlich) ist unverhältnißmäßig gegen den wahrscheinlichen Ertrag eines Landes von 35 □Meilen selbst nach Abzug der Erfordernisse der Landes Verwaltung — es ist der Ertrag eines einzelnen Domänen Amts, eines Ritterguts, und mehr als ein privat Mann hat in Rußland, Oesterreich und Preußen größere Opfer gebracht."

wichtiger, sich mit Stein mündlich auszusprechen. Vom 10. bis 11. November weilte er in Weimar auf der Durchreise nach Frankfurt a. M., wohin die Verbündeten ihr Hauptquartier inzwischen verlegt hatten. Sechs Jahre waren verflossen, seitdem der große Staatsmann, bald nach dem Tilsiter Frieden, den Herzog zum letzten Male gesehen hatte. Zur Wiederaufrichtung des besiegten preußischen Staates berufen, reiste er damals, auf dem Wege von der nassauischen Heimat nach Memel, an Weimar vorbei. Voll gerechten Stolzes auf die errungenen glänzenden Siege durfte er jetzt bei Carl August einkehren, denn niemand hatte sie wirksamer vorbereitet als er, der geniale Schöpfer des neuen Preußens, der Ratgeber Alexanders in entscheidenden Tagen, der kraftvolle Leiter der Volkserhebung in Altpreußen zu Anfang des Jahres 1813.

„Lang und freundschaftlich" war, wie Gersdorff an Voigt schrieb[1]), die Unterredung, die Stein am Abend des 10. November mit dem Herzog hatte. Sie wurde am nächsten Morgen wiederaufgenommen, und diesmal war auch Gersdorff zugegen. „Man verlangt das Notwendige, aber nichts Unmäßiges," berichtet dieser an Voigt über die Ansprüche, die Stein für die Sache der Verbündeten nach den von diesen selbst „ihm vorgeschriebenen Normen" an Carl August stellte[2]). Der letztere erklärte sich auch bereit, „daß er sich in allen Maasregeln wegen Truppenstellung u. Landsturms, nicht minder wegen Leistung von Geldpraestationen und Lieferung an Naturalien stets demjenigen conformiren wolle, was die Nachbarstaaten thun würden". Allerdings gab er zugleich der Hoffnung Ausdruck, „es werde das, was an die Armee, was an das Belagerungscorps von Erfurt und sonst schon abgeliefert worden, oder noch zu leisten seyn möchte, bey Bestimmung der Praestationen aller Art, nach einem festzusetzenden billigen Maaßstabe in Aufrechnung gebracht werden". In betreff der von Weimar beanspruchten Truppenzahl hoffte Gersdorff, man werde „auf jeden Fall mit 2000 Mann alles in allem wegkommen". Wegen des Landsturmes aber, den man außerdem noch von Weimar für den Notfall verlangte, machte sich Gersdorff keine großen Sorgen. „Heugabeln", meinte er, „sind hierbey auch Waffen."

Bei der Erörterung dieser Fragen sprach Carl August einen Gedanken aus, der schon im Sommer, zur Zeit der Übergabe jener Denkschrift an den Herzog von Bassano, angeregt worden war. „Der größern Einheit wegen", stellte er dem Freiherrn vom Stein vor, „könnte die Angelegenheit der Truppenstellung ebenso wie die der Geld- und Naturalleistungen durch alle herzoglich sächsischen Lande — mit Ausnahme des unter der gleichen provisorischen Verwaltung wie das Königreich Sachsen stehenden Altenburg — und durch die Fürstentümer Schwarzburg als ein Ganzes betrieben und die Leitung in einer Hand vereinigt werden." Ohne Zweifel hatte Gersdorff dem Herzog zu diesem Vorschlage geraten, denn er betrachtete ihn als sehr günstig in Carl Augusts und seines Landes Interesse. Für dieses, meinte er, müsse die

[1]) 11. November H. W. Abt. A XIX Carl August 163, Fol. 30, Ogl. Vgl. Deutsche Rundschau, August 1908, S. 205.

[2]) Stein an C. A. 3. November.

statistisch genaue Verteilung der zu tragenden Kriegslast von hohem Vorteil sein, für den Herzog aber der Umstand, daß durch die von ihm angeregte Zentralisierung der Oberbefehl von selbst in seine Hände gelange. Dadurch werde ihm ein entschiedenes Übergewicht über die anderen Fürstentümer des ernestinischen Hauses zuteil, das aber bedeute einen nicht unwesentlichen Schritt auf dem Wege der erstrebten Rangerhöhung und Gebietserweiterung.

Von Stein wurde Carl Augusts Idee, wie Gersdorff bemerkt, „dem Anschein nach nicht ungern aufgefaßt", was immerhin wichtig erschien, da sein Einfluß auf den Zaren wohl bekannt war.

Den entscheidenden Schritt bei Alexander erwartete man aber bekanntlich von Maria Paulowna. Wir erinnern uns ihres Briefwechsels mit Voigt zur Zeit des Waffenstillstandes. Nach dessen Ablaufe hatte sich die Großfürstin zunächst von Franzensbrunn nach Prag begeben, wo sie mit ihrem kaiserlichen Bruder und dessen beiden Bundesgenossen zusammentraf, von da aus aber war sie beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten nach Wien geeilt und hatte erst auf die Kunde von der Völkerschlacht den am kaiserlichen Hofe ihr gewährten Zufluchtsort wieder verlassen, um über Prag nach Weimar zurückzukehren[1]). Am 8. November traf sie wieder dort ein, offenbar eher als man sie erwartete, denn erst am 5. hatte ihr Voigt nach Prag geschrieben[2]) und seinem Briefe eine von Gersdorff verfaßte Denkschrift beigelegt, die bestimmt war, sie mit den Plänen ihres Schwiegervaters näher bekannt zu machen[3]). Sie bezeichnete einen Weg, auf dem der Herzog, wie man hoffte, seine Wünsche am ehesten erfüllt sehen würde.

Zu den Personen, mit denen Carl August hierüber gesprochen hatte, gehörte auch der ehemals sächsische, vor einem halben Jahre aber in russische Dienste übergetretene General Freiherr v. Thielmann, der, wie wir wissen, am 22. Oktober an der Spitze einer Legion preußischer freiwilliger Jäger in Weimar erschienen war. Er hatte dem Herzog in Anbetracht dessen, was er für sein Haus erstrebte, empfohlen, darauf hinzuarbeiten, daß die Verwaltung der gothaischen und weimarischen Lande dem russischen Generalgouverneur des Königreichs Sachsen, Fürsten Repnin, mit unterstellt und daß ebenso die gothaischen und weimarischen Truppen mit den königlich sächsischen vereinigt werden möchten[4]). Thielmanns Vorschlag wurde von Carl August ebenso wie von Voigt und Gersdorff mit Beifall aufgenommen. Der letztere unterließ auch nicht, in seiner Denkschrift darauf hinzuweisen. „Kann diese Maasregel", bemerkt er, „die Einheit der Verwaltung zum Besten des großen Ganzen befördern, vermag sie zu einem Beyspiel zu dienen für die anderen Fürsten der Herzogl. Sächs. Ernestinischen Lande; so werden Seine Durchlaucht sich desselben gern conformiren." Allerdings erbat sich Carl August für diesen Fall von den Verbündeten die Gunst, ihn zum „Administrator

[1]) v. Egloffstein, Maria Ludovica von Österreich und Maria Paulowna. Leipzig 1909, S. 19 ff.

[2]) H. W. Abt. A XIX Carl August 163, Fol. 6, Kpt.

[3]) A. a. O. Fol. 8—14, Ogl.

[4]) Th. an C. A., Leipzig 3. November, a. a. O. Fol. 161, Ogl.

der gesamten sächsischen Lande" zu ernennen. Was er damit erstrebte, war, wie Gersdorff hervorhob, im Grunde nur ein Ehrentitel; vor der Welt legte er aber auch darauf Wert, denn er „glaubte es seinen so ehrenvollen Verhältnissen zu der erhabenen Kaiserdynastie Rußlands schuldig zu seyn, vor dem Publico verständlich zu erscheinen, indem einen Platz Seiner Durchlaucht einzunehmen vergönnt würde, dessen Begriff die Anerkenntniß deutscher Fürstengesinnung von seiten der hohen zu Deutschlands Befreyung verbündeten Mächte genügend beurkundete . . . Für des Herzogs erworbenen Ruhm und für mögliche Folgen möchte allerdings etwas Reelles auch schon in dem bloßen Namen liegen," bemerkt Voigt hierüber in dem Empfehlungsbriefe, der Gersdorffs Denkschrift begleitete.

Je mehr die maßgebenden Personen in Weimar sich von der Fürsprache der Schwester beim Bruder erwarteten, desto lieber mußte es ihnen sein, daß Maria Paulowna schon wenige Tage nach ihrer Rückkehr Anstalten traf, Weimar wieder zu verlassen, um dem Kaiser ins Hauptquartier zu folgen. Vor der Abreise dorthin übergab ihr Voigt zum Gebrauch in Frankfurt einen Aufsatz, der ihrem Wunsche gemäß Carl Augusts Ansprüche möglichst kurz zusammenfaßte. Der Herzog, dem er eine Abschrift unterbreitete, war durchaus damit einverstanden. „Der Aufsatz für die Gr. F.", schrieb er Voigt am 17. November, „ist sehr gut, zumal er in zieml. allgemeinen term. gefaßt ist. Alle weile kan man doch nichts anderes thun als wie andeuten, acht haben, um von glückl. Augenblicken gebrauch zu machen" [1]).

Diese Absicht lag auch den kurzen Bemerkungen zugrunde, die er selbst für seine Schwiegertochter niederschrieb, und worin er ihr den Gebietszuwachs, der ihm geeignet schien, näher bezeichnete. Als wünschenswert nannte er erstens Erfurt und Blankenhain, zweitens beides unter Einräumung der „Suprematie" über Thüringen, drittens hierzu vielleicht noch das Königreich Sachsen; für die albertinische Linie schlug er eine Entschädigung „jenseits des Rheins, in der alten Pfalz, Zweybrücken etc." vor. Wie er Voigt gestand, hatte das Gesagte den Zweck, „der Großfürstin Ideen an die Hand zu geben; sie mag dann selbst Gebrauch davon machen, wenn sie es aufrichtig mit uns meint," setzte er zweifelnd hinzu. „Der Mangel eines Sohnes ist ein böses Ding."

Die Förderung der weimarischen Hausinteressen war übrigens nicht der einzige Auftrag, den ihr der Schwiegervater erteilte. Auch „die Ordnung der Lazarethe, Durchmärsche etc." sollte sie, seinem Schreiben an Voigt vom 17. November zufolge, sich angelegen sein lassen; zugleich aber hatte ihr der Herzog „von vorne herein ans Herz gelegt, ein Capital bey Bethmann — dem bekannten Bankhause — von 100 m th. für die cammer zu negotiiren, welches ich gleich zur Hälfte mit meinen Juwelen decken will, denn so hoch belauf (!) sich ohngefehr, deren werth. . . . Das ich", vertraut er dem Minister im weiteren Verlaufe des Schreibens an, „Gr. F. mit dem Geschäfte

[1]) A. a. O. Fol. 19, Ogl. Vgl. Deutsche Rundschau, August 1908, S. 204. Die dort enthaltene Darlegung dieser Angelegenheit ist nach der vorliegenden richtig zu stellen.

ein Capital zu negotiiren bemühe, und dabey vom verkauf meiner Juwelen spreche, thue ich mit Fleiß, damit sie etwas aufmerksam auf unsern Zustand werde."

Den gleichen Zweck wie Carl August hatte wohl auch Voigt im Auge, wenn er in dem für die junge Fürstin bestimmten Aufsatze unter den Gründen, die des Herzogs Wünsche rechtfertigen sollten, „den Kriegsruin des Landes" obenan stellte. Seine Spuren waren zu deutlich, als daß es Mühe gekostet hätte, die Großfürstin davon zu überzeugen. Nach allem Übel, das dem Lande von den französischen und Rheinbundstruppen während des ganzen Krieges und noch auf dem Rückzuge des durch Entbehrungen und Gewaltmärsche in seinem innersten Gefüge erschütterten napoleonischen Heeres widerfahren war, hatten auch die „hungrigen Sieger", wie Müffling die verfolgenden Truppen treffend kennzeichnet, gerechten Grund zur Beschwerde gegeben. In grellem Widerspruche mit dem Lobe, das Theodor Götze der Haltung der verbündeten Truppen spendet, schreibt der genannte General, im vorliegenden Falle gewiß ein unverdächtiger Zeuge, dem Herzog am 5. November: „Von Eisenach werden Euer Durchlaucht nicht die erfreulichsten Berichte über unsre Aufführung bekommen haben. Dieses ewige Plündern und Verwüsten bringt mich zur Verzweiflung, und ich beklage alle Länder, die wir betreten. Mit Freudenthränen werden wir empfangen, aber bald wandelt sich alles in Jammer um")[1].

Ein solches Bekenntnis läßt die Klagen Voigts und Goethes aus jenen „unruhigen und unzubändigenden Zeiten", wie der Dichter sich einmal ausdrückt, wohl verständlich erscheinen. Was es für die meisten hieß, sie zu durchleben, ergibt sich aus Goethes Versicherung, daß sein und der Seinigen Schicksal „gegen das so vieler andern höchlich zu loben" sei. Dabei hatte aber auch er nicht wenig zu leiden unter der Anwesenheit zahlreicher hoher und anspruchsvoller österreichischer Offiziere, die, mit dem tapferen Feldzeugmeister Grafen Hieronymus Colloredo-Mansfeld[2]) an der Spitze, drei Tage bei ihm wohnten und nach dem heißen Kampfe auf seine Kosten sich gütlich taten. Wenn er am 26. Oktober in seinem Tagebuche bemerkt: „Coloredo ab. Das Haus gereiniget", so möge man sich hiernach den Zustand ausmalen, in dem seine vornehmen Gäste dasselbe zurückgelassen haben werden[3]).

Von den Heimsuchungen aber, die der so heiß ersehnte Sieg der Verbündeten zur Folge hatte, blieb auch Weimars Fürstenhaus nicht verschont. Vor allem war es der Geldmangel, der sich je länger desto drückender am

[1]) Gießen 5. November, H. W. Abt. A XIX 75 Carl August, Vgl. In gleichem Sinne schreibt Müffling dem Herzog am 21. Dezember aus Höchst, Vgl. a. a. O. „Übrigens . . . treiben wir noch immer unser altes Metier, wie Sie es während Ihres Aufenthalts in Deutschlands Paris (Franckfurth) gesehen haben, d. h. wir freßen die Länder aus und trösten die unglücklichen Einwohner mit dem Glück der neu erlangten Freyheit."

[2]) Kommandant des k. k. I. Armeekorps.

[3]) Näheres hierüber und über den Eindruck der großen Ereignisse auf Goethe siehe Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, Bd. IV, S. 155 ff. Berlin 1910.

Hofe fühlbar machte. Schon das von Napoleons Generalen und Intendanten planmäßig betriebene Aussaugen des Landes und die dadurch bewirkte allgemeine Armut hatten die Einnahmen der herzoglichen Kammer wesentlich verringert, die Anforderungen aber, die an die Mildtätigkeit Carl Augusts und der Herzogin Luise gestellt wurden[1]), stiegen in demselben Maße, wie die Not der Bevölkerung wuchs. Ihren Höhepunkt erreichte sie im Spätherbst 1813. Neben der andauernden Last der Einquartierung und dem Zwange, für den Unterhalt des preußischen Belagerungskorps von Erfurt aufzukommen, nahmen seit der Flucht der Franzosen und dem Durchmarsch ihrer Verfolger durch Thüringen auch die ansteckenden Krankheiten, jene unheimlichen Genossen des Krieges, in erschreckender Weise überhand. Der Typhus oder das Nervenfieber, wie man ihn damals nannte, war bekanntlich schon im Frühjahr von den Franzosen eingeschleppt worden. Im Verein mit den von den Kosaken verbreiteten schwarzen Blattern griff er jetzt immer weiter um sich. „Wo man hinsieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen," schreibt Goethe am 1. Dezember an Sara v. Grotthuß, „alles klingt wieder von Jammer und Noth," und einige Tage später klagt er dem alten Freunde Knebel sein Leid darüber, daß ihm „von allen Seiten . . . die Nachrichten von dem Tode trefflicher Menschen einlaufen". Von den an der Heerstraße gelegenen Ortschaften wurden manche durch diese Seuchen ganz entvölkert, und erst im Laufe des nächsten Jahres gelang es, ihnen mit Erfolg entgegenzutreten[2]).

Während aber der Herzog und seine hochsinnige Gemahlin bei ihren bescheidenen Mitteln die größten Opfer bringen mußten, um das Elend, das sie umgab, zu lindern, konnten sie nicht umhin, zugleich die vielen Standespersonen würdig zu empfangen, die, von der großen Völkerflut getragen, mehrere Wochen hindurch in buntem Wechsel bei ihnen ein und aus gingen. Einige von ihnen blieben nur zu kurzem Besuche in Weimar, andere hingegen fielen dem Hofe um so länger zur Last. Als seine Gäste finden wir neben den beiden Kaisern und dem erst am 10. November durchreisenden König von Preußen Mitglieder der verschiedensten fürstlichen Häuser mit ihrem Gefolge im Fourierbuche verzeichnet. Unter den gleichzeitig erwähnten militärischen Befehlshabern, Diplomaten, Ministern und anderen Würdenträgern ist beispielsweise der Staatskanzler Hardenberg genannt, der das Wittumspalais vom 27. Oktober bis zum 1. November bewohnte, „mit einer großen Suite von Staatsräten usw.", ein Zusatz, aus dem die Zahl der Begleiter anderer ähnlicher großer Herren ermessen werden kann. „Ich begreife kaum," schreibt Voigt von dieser Menschenmenge, „wie man sie hat ernähren können"[3]).

Daß Carl August durch die Ausgaben, die ihm deren Anwesenheit verursachte, allmählich in ernste Bedrängnis geriet, ist nicht zu verwundern.

[1]) Über die im stillen geübte Wohltätigkeit der letzteren siehe v. Bojanowski, S. 337.

[2]) Über das Wüten der Seuchen im napoleonischen Heere siehe z. B. Friederich, III, S. 271 ff.

[3]) Aus Alt-Weimar, S. 206.

Wohl konnte ihn Voigt, wenigstens für den Augenblick, über den Stand der Hofkasse beruhigen[1]), indessen glaubte er doch die Einschmelzung des am Hofe entbehrlichen Tafelsilbers empfehlen zu sollen. Einen solchen Notbehelf von der Hand zu weisen schien nicht ratsam bei der Mühe, die es kostete, in der Eile andere Hilfsquellen zu entdecken. Den anfangs gehegten Plan, in England eine Summe von 40—50 000 Pfund Sterling aufzunehmen, hatte Carl August auf Anraten Steins wieder fallen lassen; die Landschaft des Herzogtums aber, die ihrem Fürsten unter günstigeren Verhältnissen vielleicht hätte aushelfen können, befand sich zurzeit selbst in so großer Verlegenheit, daß sie sich in Leipzig um eine Anleihe bemühte. —

Trotz dieser widrigen Umstände ließ jedoch der Herzog, frisch und elastisch wie immer, den Mut nicht sinken, sondern ging ohne langes Besinnen an die Erfüllung der Pflichten, die der Eintritt in den Bund der drei Monarchen ihm auferlegten. Bekanntlich hatte man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, das bisherige Truppenkontingent auf 2000 Mann, also um 1200 gegen früher, zu erhöhen. Die letztere Zahl sollte als Landwehr, das übrige aber, wie bisher, als Linienbataillon aufgebracht werden. Die Frage, wie dies zu ermöglichen sein würde, hatte das Landschaftskollegium in einem auf Carl Augusts Befehl erstatteten Berichte des näheren erörtert. Es war darin dargelegt, daß jenes Ziel ohne Bruch mit dem bestehenden Konskriptionssystem nicht erreicht werden könne. Man empfahl, „dafür die Aushebung der sämtl. Dienstpflichtigen vom Jahre 1794 mit Beyziehung der Freygegebenen und noch nicht eingestellten Dienstpflichtigen seit Einführung des Recruten-Regulativs zu bewirken und das Fehlende von der unverheyratheten Mannschaft bis zum 45ten Jahre übertragen zu lassen." Auf diese Weise hoffte man die Linientruppen, wenn man alle sonst verfügbaren Bestände hinzurechnete, sogar bis auf 1400 Mann zu bringen. Der Überschuß sollte nötigen Falles als Ersatz zur Linie übertreten, einstweilen aber zur Landwehr genommen werden. Diese letztere empfahl man vor allem aus Freiwilligen zusammenzusetzen, die öffentlich zum Kriegsdienst aufgefordert werden sollten[2]).

Die Truppenrüstung ging ziemlich glatt und rasch vonstatten. Bis zum 20. November kehrte das im Sommer ausgehobene Bataillon, das am 27. August in der Division Girard bei Hagelsberg mitgefochten, die Zeit vom Anfang September an aber in dem belagerten Magdeburg zugebracht hatte, noch immer 500 Mann stark, von dort nach Weimar zurück[3]).

In Anbetracht dieses sehr willkommenen Zusammentreffens konnte das Landschaftskollegium schon am 19. November dem Herzog melden, es halte den 20. Dezember „für den längsten Termin, wo das Bataillon von 800 Mann gehörig armirt, equipirt und formirt, auch sonst mit dem Erforderlichen versehen, von hier ausmarschiren kann." Gleichzeitig eröffneten sich auch für die

[1]) 17. November H. W. Abt. A XIX Carl August 163, Fol. 26, Ogl., als Antwort auf ein undatiertes Billett des Herzogs, a. a. O. Fol. 27, Ogl.

[2]) St. W. B. 40512 Fol. 14, Ogl.

[3]) Geschichtliche Übersicht der Schicksale und Veränderungen des Gr. Sächs. Militairs während der glorreichen Regierung Sr. K. H. des Großherzogs Karl August. Von August Müller, Gr. S. Hauptmann und General-Adjutant. Weimar 1825.

Errichtung der Landwehr günstige Aussichten. Je ängstlicher die deutsche Gesinnung und der Franzosenhaß bisher sich hatten verbergen müssen, desto lauter brachen sie jetzt hervor und kamen, wie allenthalben in deutschen Landen, so auch hier am deutlichsten in dem Eifer zum Ausdruck, mit dem die gebildete Jugend sich zu den Waffen im heiligen Kampfe, im Kriege gegen den „Erbfeind" drängte. „Übrigens brennt es hier in allen Köpfen der jungen Leute," schreibt Voigt am 21. November. „Soviel ist gewiß, daß es an Reserven nicht fehlen wird . . . Oberon", bemerkt er am 26. Dezember, „bläst hier noch immer sein Horn. Meine Schwester Erdmann gibt 4 Söhne her, einen mein Bruder, der Commissarius. Zwei Hufelande und ein Ofann sind auch dabei, also 8 Freiwillige aus einer Familie" [1]). Wie freudigen Widerhall daher im ganzen Lande der Aufruf Carl Augusts „An die Freiwilligen" vom 22. November hervorrief, läßt sich denken.

Solche Beweise der Vaterlandsliebe seiner Untertanen mußten den Herzog angesichts der schweren Not der Zeit, unter der sie seufzten, doppelt wohltuend berühren. Sehr befremdend empfand er daher das scheinbar gleichgültige Verhalten des Hauptquartiers, aus dem weder an ihn noch an einen der anderen Thüringer Fürsten die förmliche Aufforderung erging, ihre Kräfte in den Dienst der Gegner Napoleons zu stellen. Seinem Unmute darüber gab Carl August in einem Briefe an den Fürsten Repnin vom 21. November offenen Ausdruck. „Gestatten Sie mir, teuerster Freund," schrieb er, „Sie über einen sehr wichtigen Punkt um Rat zu fragen. Ganz Sachsen und selbst das Altenburger Land rüsten für die gute Sache. Die Herzöge von Sachsen und von Schwarzburg (!) sind die einzigen, die als thüringische Staaten mit verschränkten Armen zusehen, weil die organisierenden Minister der verbündeten Mächte nicht an sie denken und mir für meine Person nicht einmal die Ehre erweisen, meine Briefe zu beantworten. So geht es mir mit Herrn v. Stein und Herrn v. Hardenberg. Anderseits meldete sich bei mir eine Menge von gutgesinnten Leuten (une foule d'hommes de bonne volonté) und wünschen Kriegsdienste zu tun; ich kann ihnen nichts antworten, als daß es mir unmöglich ist, von ihren guten Absichten Gebrauch zu machen, da ich noch gar nicht weiß, was die Verbündeten mit meinen eigenen anzufangen wünschen. Mein Bataillon ist fast vollzählig von Magdeburg zurückgekehrt, und in vierzehn Tagen wird es bereit sein, 800 Mann stark zu marschiren. Ein Freiwilligenkorps und die Landwehr, 1200 bis 1500 Mann stark, kann „dans un clin d'œil" errichtet werden. Bitte, raten Sie mir jetzt, mein Fürst, ob ich dies tun oder ob ich noch warten soll? Der letztere Entschluß wäre mir sehr unangenehm, aber wenn Sie mir raten, dem Zuge des Herzens zu folgen, „alors", schließt er, „je vous adresserai les rapports et mettrai sous vos ordres le chef de la bande qui sera moi-même et sa sequelle" [2]).

Was sich in diesen Zeilen kundgibt, ist neben dem Groll über die nach seiner Ansicht ihm widerfahrene Zurücksetzung eine unbezwingliche Kampf-

[1]) Aus Alt-Weimar, S. 207, 212.

[2]) H.-W. Abt. A XIX Carl August 163, Fol. 23, Auszug.

begier. Dem Wunsche, an der Spitze seiner Landeskinder mit den Heeren der verbündeten Herrscher zu Felde zu ziehen, hatte er gewiß diesen schon mündlich bei ihrem Besuche in Weimar ausgesprochen und jedenfalls auch von ihnen eine Zusage erhalten. Mit Ungeduld harrte der tatenlustige alte Soldat jetzt ihrer Erfüllung, und wohl absichtlich, um seinem Verlangen mehr Nachdruck zu geben, stellte er die Streitkräfte des Landes Repnin gegenüber als so ansehnlich und wohlgerüstet hin.

Übrigens war Carl August an dem Tage, da er dem Fürsten schrieb, dem ersehnten Ziele näher, als er glaubte. Bald sollte er inne werden, daß seine Freunde in Frankfurt ihn doch nicht vergessen hatten. Am 24. November wurde dort im Kriegsrate beschlossen, ihm den Oberbefehl über das dritte deutsche Armeekorps zu übertragen. Daß diese Ernennung bevorstand, war ihm vielleicht von Maria Paulowna mitgeteilt worden, die am 19. November Weimar verlassen und versprochen hatte, ihm aus dem Hauptquartier Nachricht zu geben. So dürfte es wohl zu erklären sein, daß er sich nicht, wie ursprünglich geplant war, auf die Entsendung eines Vertreters nach Frankfurt beschränkte, sondern am 24. November selbst, von Gersdorff begleitet, dorthin abreiste [1]).

VI.

Der Truppenteil, an dessen Spitze er gestellt wurde, gehörte dem Verbande des russischen Heeres an und umfaßte die Streitkräfte des Königreichs Sachsen sowie der sächsisch-ernestinischen, anhaltischen und schwarzburgischen Fürsten. Die gleichlautenden amtlichen Schriftstücke, die Nesselrode und Metternich über den Konferenzbeschluß vom 24. November an Carl August ergehen ließen [2]), bezeichneten ihn als Beweis des Vertrauens der Verbündeten, und in der Tat war der Oberbefehl über die 24000 Mann Linientruppen und 20000 Mann Landwehren wohl viel mehr, als der Herzog erwartet hatte. Welche Freude ihm seine Beförderung bereitete, kann man sich nach dem Schreiben an Repnin leicht vorstellen. Ganz im Sinne des Gemahls bekennt Herzogin Luise einige Wochen später ihrem jüngsten Bruder Christian von Hessen-Darmstadt: „De la trempe dont est fabriqué le Duc, Votre beau-frère, il serait mort d'ennui et d'impatience, si au milieu de ce beau dévouement, de cette haine générale, il aurait dû rester tranquille spectateur chez lui. D'ailleurs c'est sa place, qu'un Duc de Saxe soit à la tête des Saxons“ [3]). Im Hinblick auf seine Zukunftspläne mußte es für Carl August allerdings von besonderem Werte sein, als Fürst des Hauses Wettin unter seinem persönlichen Befehl das gesamte kriegerische Aufgebot der sächsischen Lande zu vereinigen, die er, wenn nicht ganz, doch wenigstens teilweise für

[1]) Carl August an Voigt 18. November, H. W. Abt. A XIX Carl August 163, Fol. 2, Ogl. Vgl. Deutsche Rundschau, August 1908, S. 204. A. a. O. Fourierbuch, vgl. Goethes Tagebuch.

[2]) Frankfurt 29. November, H. W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 180 Fol. 3—6, Ogl. Entsprechendes Schreiben Hardenbergs nicht vorhanden. A. a. O. Fol. 9, Auszug aus dem Konferenzprotokoll Frankfurt 24. November 1813. Beilage eines Schreibens des Freiherrn vom Stein an Carl August vom 2. Dezember, a. a. O. Fol. 7, Ogl.

[3]) v. Bojanowski, S. 339.

sich zu gewinnen suchte. Durch die Waffenbrüderschaft im bevorstehenden Kriege durfte er hoffen, das Band, das ohnehin aus früheren Zeiten zwischen diesen Gebieten und seinem Geschlechte bestand, gleich im Anfang noch fester zu knüpfen. „Sehr freut es mich, wenn ich bey der sächsischen Armee zutraun zu meinen (!) guten Willen und Dienst Eifer finde," schrieb er einem ihrer Generale; „mich bitte ich als einen alten Freund und Landsmann der Armee aufzunehmen" [1]). Daß sein Sohn Bernhard unterdessen zum Oberst und Befehlshaber des Garde-Grenadierregiments aufgerückt war [2]), kam dem Vater ohne Zweifel sehr gelegen.

Ob er freilich bei seinem Streben nach Landerwerb in Sachsen auf Maria Paulowna werde zählen können, war ihm in Frankfurt sehr zweifelhaft geworden. Ärgerlich schrieb er über sie an seine Gattin [3]): „Notre belle fille fait un secret de ses projets ultérieurs . . . Elle ne peut écrire, parceque toute sa journée se passe a donner des audiences, et jouir des visites de ses illustres chers . . . . . La tête lui tourne, et ce genre la n'est fait que pour la représentation et pour dominer dans leur (!) garderobe." Die Großfürstin war eben noch jung, und nach den Drangsalen der letzten Zeit, denen sie ihr Herz keineswegs verschlossen hatte, atmete auch sie jetzt erleichtert auf und freute sich harmlos des von Napoleons Spähern nicht mehr überwachten Zusammenseins mit ihren Geschwistern. Dazu kam, daß sie wohl schon jetzt den Plan ihres Schwiegervaters, sich auf Kosten des doch befreundeten und stammverwandten sächsischen Königshauses zu bereichern, mißbilligte [4]), wenn sie sich vielleicht auch scheute, ihm dies offen zu sagen.

Je weniger der Herzog aber glaubte, an ihr eine sichere Stütze zu finden, desto mehr mußte er sich angespornt fühlen, der ihm übertragenen, dem Anschein nach nicht leichten Aufgabe seine ganze Kraft zu widmen und sich so gerechten Anspruch auf den Dank der Verbündeten, besonders des russischen Kaisers, zu erwerben.

Mit der Beförderung des Herzogs auf seinen Posten war ihm zugleich eröffnet worden, daß er die ihm anvertrauten Linientruppen bis Ende Dezember, die Landwehren hingegen noch vor dem 12. Januar marschbereit zu halten habe. Einem solchen Befehle nachzukommen, konnte selbst im besten Falle nur durch angestrengte Arbeit gelingen. Für unausführbar erklärte ihn aber der Herzog, wenn, der Anordnung Kaiser Alexanders entsprechend, der von Thielmann befehligte Rest des sächsischen Heeres gleich wieder ins Feld rücken müßte. Nach dem Anschlage des Kriegsrates sollte dieses mit 20000 Mann gewissermaßen das Rückgrat des dritten Armeekorps bilden,

[1]) An General v. Gablenz 30. Dezember 1813. Original im Besitz der Familie v. Gablenz.

[2]) Dankschreiben C. A.s an K. Friedrich August für die Ernennung B.s zum Obersten „de son infanterie", Teplitz 3. August, St. D. 3074, Ogl. Das Grenadier-Regiment erhielt der Prinz dann auf Antrag Thielmanns beim Zaren. Th. an C. A. 3. November.

[3]) 7. Dezember H. W. Abt. A XIX Carl August 75, Ogl. Vgl. Deutsche Rundschau, August 1908, S. 205.

[4]) Über ihren Standpunkt in dieser Frage bis zu deren Entscheidung siehe v. Egloffstein, Maria Ludovica v. Oe. und Maria Paulowna, S. 31, 36, 39.

doch hatte es im letzten Feldzuge so schwer gelitten, daß mehr oder weniger nur noch seine Stämme übrig waren. Unter Hinweis darauf setzte Carl August dem Kaiser in einem Schreiben vom 4. Dezember[1]) auseinander, wenn man diese Cadres, bevor sie ausgefüllt seien, zu Felde ziehen lasse, werde das sächsische Heer sich nie erholen, er selbst aber den ihm erteilten Auftrag schwerlich übernehmen können. Um ihm dies zu ermöglichen, müsse der Kaiser dem General Thielmann sofort in seinem Marsche Einhalt gebieten und dem Armeekorps einen bestimmten Punkt anweisen, um sich wieder instand zu setzen. Zu diesem Zwecke schlug Carl August vor, den Sachsen entweder die Stelle des Kleistschen Blockadekorps vor Erfurt anzuweisen, oder sie auf dem linken Elbufer zur Blockade Magdeburgs zu verwenden. Bei der Gelegenheit unterließ er auch nicht, den Kaiser auf den Mangel an schwerem Geschütz ebenso wie an Reiterei in seinem Korps aufmerksam zu machen und um Abhilfe zu bitten. Außerdem drang er auch darauf, daß das Korps keinesfalls einem anderen als dem russischen Oberbefehl unterstellt werden dürfe, und bat gleichzeitig auch, ihm selbst eine bestimmte und klare Einführung (une instauration positive et explicite) zu gewähren.

Seinem Ersuchen um Antwort auf diesen Vortrag wurde vom Zaren bald entsprochen; indessen nahm Alexander auf die Bedenken des Herzogs keine Rücksicht, sondern blieb, wie Maria Paulowna ihrem Schwiegervater eröffnete, zunächst noch bei dem gefaßten Beschlusse, daß Thielmann das noch in Waffen stehende sächsische Korps, etwa 9000 an Zahl, dahin führen solle, wohin er, der Kaiser, ihn schicken würde. Dafür hatte er Carl August ausersehen, die Organisation des sächsischen Heeres *im Lande selbst* zu überwachen.

Wie vorauszusehen, gab sich dieser mit einer so undankbaren Rolle nicht zufrieden. Ungesäumt wandte er sich an Alexanders Generaladjutanten und Generalquartiermeister, den Fürsten Wolkonsky, und richtete durch ihn an den Kaiser die dringende Bitte, die ihm zugedachte Tätigkeit auch fernerhin den Kommissaren zu überlassen, die dazu ernannt seien und sie schon bisher ausgeübt hätten. „Ich hatte früher", bemerkt er dabei von sich, „eine leidliche Reputation (quelque réputation) im Waffenhandwerk, und meine Waffenbrüder, meine besten Freunde, nehmen von mir an, ich würde versuchen, sie aufrecht zu erhalten, wenn sich eine schöne Gelegenheit bieten sollte. Die des jetzigen Krieges ist ganz einzig (unique), ich kann also jetzt nichts glühender wünschen, als daß man mich in die Lage setze, den Erwartungen meiner Freunde zu entsprechen. Ich wage also," fuhr er fort, „Seine Majestät den Kaiser untertänigst (humblement) zu bitten, mir zu gestatten, erstens baldigst heimzukehren (de m'en retourner au plus tôt), zweitens die ‚effektive' sächsische Armee dahin zu führen, wohin sie sich nach dem Befehle Seiner Majestät des Kaisers begeben wird"[2]).

Wie es scheint, ist dieses Schreiben unbeantwortet geblieben, aus späteren an den Herzog gerichteten Weisungen aber geht hervor, daß der Kaiser die

[1]) H. W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 180 Fol. 3, Kpt.
[2]) C. A. an W. 6. Dezember, a. a. O. Fol. 4, Kpt.

einmal getroffene Verfügung Carl Augusts Drängen zum Trotze nicht zurückgenommen hat. Indessen wollte er den Herzog wohl auch nicht kränken; wenigstens spricht dafür einerseits die Tatsache, daß ihm Thielmann ausdrücklich untergeordnet wurde[1]), andererseits Carl Augusts Ernennung zum Kaiserlich Russischen General der Kavallerie, die ihm Nesselrode als „une nouvelle preuve de la confiance et de l'attachement constant de S. M. I." in einem Schreiben vom 9. Dezember verkündete.

Der Herzog erhielt es am folgenden Tage im Augenblick, als er Frankfurt verließ. Ehe er von da nach Thüringen zurückkehrte, besuchte er noch in Darmstadt seinen Schwager Christian und in Rohrbach bei Heidelberg seine Schwägerin, die Markgräfin Amalie von Baden, dann aber eilte er heimwärts und erreichte Eisenach am Abend des 15. Dezember[2]). Zwei Tage hielt er sich dort auf, um mit den anwesenden Vertretern der gothaischen und anhaltischen sowie der schwarzburgischen Regierungen die Vorbereitungen zum Feldzuge zu besprechen, denn er hatte dafür zu sorgen, daß deren Kontingente, die zu seinem Armeekorps gehörten, so bald wie möglich kampffähig würden.

Ungleich wichtiger war aber natürlich die rasche Mobilmachung im Königreiche Sachsen. Um sich über ihren augenblicklichen Stand ein Urteil bilden und entsprechende Maßnahmen ergreifen zu können, reiste Carl August am 21. Dezember von Weimar aus nach Dresden. Daß man ihm die Frist verkürzen würde, deren er hierzu bedurfte, konnte er nicht annehmen. Hatte ihm doch, wie er an Thielmann schrieb, Kaiser Alexander bei seiner „Abfertigung" in Frankfurt am 10. Dezember ausdrücklich gesagt: „J'ai fait dire au Pr. Royal de Suède, qu'il est impossible que les Saxons marchent à présent, c'est un corps de troupes qui doit s'organiser"[3]). Indessen erhielt er schon am 24. aus Karlsruhe, wohin inzwischen das russische Hauptquartier verlegt worden war, im Namen des Zaren den Befehl, Thielmann zur Unterstützung des in die Niederlande eingedrungenen preußischen Generals v. Bülow unverzüglich nach Wesel zu entsenden[4]).

Die stillschweigende Weisung, die darin für ihn selbst enthalten war, konnte Carl August nicht mißverstehen, ihr aber nachzukommen und diese „occasion unique" zu neuen kriegerischen Lorbeeren sich entgehen zu lassen, war er so wenig wie früher gesonnen. Am folgenden Tage hielt er einen Kriegsrat mit Repnin, drei höheren Regierungsbeamten, Thielmann, dem sächsischen General Ryssel und dem russischen Generalmajor Ludwig v. Wolzogen, einem alten Bekannten, den ihm der Zar als Generalstabschef bei-

[1]) Wolk. an C. A. $\frac{30.\ \text{November}}{12.\ \text{Dezember}}$ a. a. O. Fol. 28, Ogl.

[2]) C. A. an Nesselrode 16. Dezember, H. W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 180 Fol. 2, Kpt.

[3]) C. A. an Th. 15. Dezember, H. W. Abt. A XIX Carl August 181, Fol. 1, Kpt.

[4]) Wolk. an C. A. 8. 20. Dezember, H. W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 180 Fol. 29, Ogl.

gegeben hatte [1]). Man kam überein, daß nicht Thielmann, sondern Carl August die aus elf Bataillonen Infanterie, neun Schwadronen Kavallerie und achtundzwanzig Geschützen bestehenden kriegsbereiten Streitkräfte befehligen und Anfang Januar an den Rhein führen solle. Thielmann wurde dafür beauftragt, zur Ausfüllung der Cadres vorerst noch im Lande zu bleiben, am 15. Januar aber mit ihnen und neun Bataillonen Infanterie gleichfalls abzumarschieren.

Sachlich begründet wurde dieser wohl auf des Herzogs Verantwortung hin gefaßte Beschluß [2]) in einem Schreiben, das er am 30. Dezember von Weimar aus an Wolkonsky richtete. Infolge neuer bedrohlicher Nachrichten vom Niederrhein hatte der Fürst auf Geheiß seines Kaisers an Thielmann unmittelbar die Aufforderung ergehen lassen, den Marsch seines Korps zu beschleunigen und sich, statt nach Wesel, nach Düsseldorf zu wenden. Wolkonsky hielt es jedoch, wie er Carl August am 26. Dezember schrieb [3]), für seine Pflicht, auch ihn von diesem plötzlichen Gegenbefehle in Kenntnis zu setzen. Da beide Briefe des Fürsten einem und demselben Kurier anvertraut waren, trug der Herzog kein Bedenken, ihren Überbringer selbst ebenso wie die für Thielmann bestimmte Sendung, von deren Inhalt er Einsicht nahm, in Weimar zurückzuhalten. „Ich habe mich," schreibt er zu seiner Rechtfertigung, „in Dresden über die Lage der Dinge unterrichtet und davon überzeugt, daß die Gegenwart des Generals Thielmann in Sachsen unbedingt nötig sei, um die Organisation der sächsischen Armee zu beschleunigen. Unsere Kenntnisse (facultés) reichten nicht entfernt dazu hin; dieser Teil der Verwaltung erheischt einen tiefen Einblick in die Nährkräfte (forces nutritives) des Staates und seiner Hilfsmittel. General Th. ist damit vertraut (y est initié), ich bin es nicht, und ich hätte eine kostbare Zeit damit verloren, mich hineinzuvertiefen. Ich habe daher den Entschluß gefaßt, mich an die Spitze des mobilen Corps zu stellen und General Th. in Sachsen zu lassen, um hier mein Werk zu vollenden, ich habe ihm befohlen, mir sobald wie möglich die Truppen zuzuführen.

Dem von Eurer Excellenz mir übersandten Befehl Sr. K. Majestät gemäß", berichtet der Herzog weiter, „lasse ich das mobile Corps, das aus etwa 7000 Mann besteht und in der Umgegend von Allstedt gesammelt ist, am 4. Januar aufbrechen in der Richtung nach Cassel, wo es am 8ten eintreffen wird und ich zu ihm stoßen werde. General v. Wolzogen wird an Eure Excellenz über dieses alles eingehend Bericht erstatten; ich habe ihn beauftragt, dafür zu sorgen. Ich wage zu hoffen, daß Se. K. Majestät der Kaiser meine Anordnungen genehmigen und geruhen wird zu billigen, daß General Th. noch zurückbleibt. Die Hindernisse, die sich der gesamten Mobilmachung des sächsischen Heeres entgegenstellen, sind außerordentlich, der

[1]) Wolk. an C. A. $\frac{26. \text{ November}}{8. \text{ Dezember}}$, H.W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 180 Fol. 25, Ogl.

[2]) Protokoll der Konferenz vom 13./25. Dezember, a. a. O. Fol. 30, Ogl.

[3]) Freiburg i. Br. 14./26. Dezember, a. a. O. Fol. 32, Ogl.

Mangel an Geld, an Gewehren, an allen Mitteln ist sehr betrübend. Ich sende," fährt er fort, „einen dieser Tage den in russischen Diensten stehenden Oberst von Geismar nach Düsseldorf und Umgegend, um dort die Lage der Dinge auszukundschaften und mir darüber zu berichten. Ich bitte Sie gleichzeitig, mein Fürst, wenn möglich, zu befehlen, daß das Czernosuboffsche Kosakenregiment, das sich zwischen Duisburg und Düsseldorf befindet, meinem Korps sich anschließe." . . . .

An demselben Tage, an dem Carl August dem Fürsten Wolkonsky seinen Entschluß mitteilte, anstatt Thielmanns selbst an den Rhein zu eilen, schrieb er dem sächsischen General v. Gablenz: „D. 9t Jenner sehn wir uns in Cassel."

Tatsächlich stand seiner Abreise auf den Kriegsschauplatz jetzt nichts mehr im Wege, denn die Rüstungen gingen allenthalben, soweit sich der Bereich seines Armeekorps erstreckte, ihrem Abschlusse entgegen; in seinem eigenen Lande hatten sie sich, wie wir uns entsinnen, von Anfang an ohne Schwierigkeit vollzogen, für ihren weiteren Verlauf aber kam es dem Herzog zustatten, daß die von den Verbündeten geforderte Truppenzahl auf 1600 Mann, um ein Fünftel niedriger, als er erwartet hatte, festgesetzt wurde[1]. Infolgedessen befahl er am 9. Dezember dem Landschaftskollegium, beim Linienbataillon die bisher bestehenden Konskriptionsbestimmungen auch jetzt beizubehalten. Um so unbedenklicher schien ihm dies zu sein, als er aus dem neuesten Berichte dieser Behörde entnehmen konnte, das Bataillon werde schon am 15. Dezember zum Abmarsche bereit sein.

Als Sammelpunkt wurde ihm Oldisleben an der Unstrut, unweit von Allstedt, angewiesen. Dorthin erhielten auch die noch kampffähigen Offiziere und Mannschaften des in Ruhla von den Preußen gefangengenommenen thüringer Bataillons Marschbefehl, das seitdem an den Kämpfen des schlesischen Heeres so ehrenvollen Anteil genommen hatte[2]. Ihr tapferer Führer, Major von Lyncker, wurde von Carl August zum Kommandeur des neugebildeten Bataillons Weimar ernannt und am 20. Dezember angewiesen, es in Oldisleben so rasch wie möglich unter dem General von Gablenz zu formieren. Was die Zahl von 800 Köpfen überschreite, solle, sofern es tauglich sei, zur Landwehr kommen.

Die Errichtung der letzteren wurde, ebenfalls am 20. Dezember, durch ein öffentliches landesherrliches Patent angeordnet; gleichzeitig damit machte Carl August noch einen Zusatz zu dem im November erlassenen Aufrufe an die Freiwilligen. Der Andrang zum Eintritt in ihre Reihen war so stark, daß das Landespolizeikollegium schon am 25. November beantragte, „in Eid und Pflicht genommene Diener" nicht zuzulassen. Dem von ihm geäußerten Bedenken vermochte sich auch der Herzog nicht zu verschließen. „Bei dem ohnehin nur eben hinreichend besetzten Staatsdienste", schrieb in seinem Namen Gersdorff an Voigt aus Frankfurt, „können Sereniſſimus Schritte ihrer Diener,

[1]) Prinz Paul von Württemberg an Erbprinz Carl Friedrich von Sachsen-Weimar. Gotha 4. Januar 1814 St. W. B. 405|2 Fol. 118, Ogl.

[2]) C. A. an das Landschaftskollegium 20. Dezember, a. a. O. Fol. 66, Kpt.

die einen an seinen Platz Unentbehrlichen unter die Waffen und dadurch in den Gang wichtiger Geschäfte Lücken bringen würden, nicht genehmigen." Sie vom Kriegsdienst auszuschließen, war er aber doch auch nicht willens, sondern sprach sich vielmehr dahin aus, „nicht nur jeden (!) patriotischen (!) Anerbieten seiner Hof- und Staatsdiener zum Dienst in der Schaar der Freywilligen die gebührende Würdigung angedeihen, sondern denselben auch während ihrer Kriegsdienste ihre Stellen vorbehalten und ihre Besoldungen fortbezahlen zu lassen." Diese Erklärung wurde am 20. Dezember ausdrücklich wiederholt; allerdings fügte Carl August erläuternd hinzu: „Damit jedoch hierdurch nicht eine Stockung in der Verwaltung der inneren Staatsgeschäfte verursacht werden möge, so behalten Wir Uns vor, diesen oder jenen von den sich meldenden Staatsdienern Unsern Staatsdiensten zu reserviren, obgleich auch eines solchen Name der Liste der Freywilligen einverleibt bleiben und sein patriotisches Bestreben von uns mit Achtung anerkannt werden wird."

Aus dem Anwachsen der „Schaar der Freiwilligen", für deren Ausrüstung trotz der allgemein herrschenden Armut bis zum 6. Januar 1814 2500 Taler durch eine öffentliche Sammlung aufgebracht wurden, dürfte es zu erklären sein, daß der Herzog das Landschaftskollegium am 30. Dezember anwies, für den Augenblick nur drei Kompanien Landwehr, je zu 200 Mann, mobil zu machen. Sie wurde mit den freiwilligen Jägern und dem weimarischen Linienbataillon sowie mit den Streitkräften der übrigen Kleinstaaten von Carl August als „Thüringisch-anhaltische Division" zu einem Ganzen verschmolzen und der Oberbefehl über sie dem Prinzen Paul von Württemberg, einem gemeinsamen Vetter des Zaren und des Herzogs, übertragen, den der erstere soeben als Generalmajor in seine Dienste aufgenommen hatte und im dritten Korps verwendet zu sehen wünschte [1]).

Die dem Prinzen unterstellten Linientruppen vereinte Carl August in der „thüringisch-anhaltischen Brigade" und beauftragte mit ihrer Führung den Obersten von Egloffstein, der im Frühjahr 1812 als Kommandeur des thüringischen Rheinbundregiments aus Weimar ausgerückt war, jetzt aber, infolge der Übergabe Danzigs nach elfmonatelanger Belagerung, endlich zurückkehren und sich seinem Herrn wieder zur Verfügung stellen konnte [2]). Egloffsteins Waffengefährte, Oberst von Germar, wurde mit ihm zugleich, am 5. Januar 1814, zum Kommandeur des aus der Landwehr und den Freiwilligen gebildeten anderen Bestandteils der Division ernannt.

Drei Tage danach, am 8., trat der Herzog die ersehnte Reise nach dem Kriegsschauplatze an.

Bezeichnend für die Gefühle, mit denen er in die Zukunft blickte, ist ein Billett an Voigt vom 1. Januar 1814 [3]). „Viel Glück zum Neuen jahre",

[1]) Nesselrode an C. A. $\frac{29. \text{ November}}{11. \text{ Dezember}}$, H. W. Abt. A XIX Carl August, Nr. 180 Fol. 27. Paul von Württemberg an Carl Friedrich von Sachsen-Weimar 4. Januar 1814.

[2]) Die Schicksale des Regiments in den Jahren 1812—13 sind eingehend geschildert von August Müller, Geschichtliche Übersicht usw., Weimar 1825.

[3]) H. W. Abt. A XIX Carl August 123, Fasc. 2 Fol. 165a, Ogl.

heißt es darin; „leichte kan dieses beßer werden als wie das vergangene: indeßen muß man die Vorsehung sehnl. bitten alle Hofnungen und erwartungen in erfüllung gehen zu lassen, die man mit rechte von diesem neuen jahre vermuthet. Die Anforderungen sind viele! !“

Gegenüber der ernst-gehobenen Stimmung, die sich in diesen Worten Carl Augusts kundgibt, schrieb Herzogin Luise scherzend kurz vor dem Aufbruche ihres Gatten: „J'ai la confiance dans son ange tutélaire, qu'il en aura soin et le ramenera sain et sauf“ . . . .[1]). Ihre Zuversicht täuschte sie nicht: am 1. September 1814 zog Carl August unter dem Jubel seiner getreuen Landeskinder wieder in Weimar ein. Den Erwartungen, mit welchen er acht Monate früher ausgezogen war, entsprach freilich nicht der Anteil, den man ihm am Feldzuge von 1814 gegönnt hatte. Er bestand darin, Belgien von der Herrschaft der Franzosen zu befreien, in ihm eine sichere Operationsbasis für das Hauptheer zu schaffen und zugleich die Hilfsquellen dieses reichen Gebietes zur Fortsetzung des Kampfes nutzbar zu machen: eine Aufgabe, die nicht gerade sehr dankbar zu nennen war, wie schwierig sie sich auch zu guter Letzt noch gestaltete. Carl August bemühte sich nach besten Kräften, ihr gerecht zu werden, und durfte daher in dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht auf diesen Feldzug zurückblicken.

Wenn er so lange mit der Heimkehr zögerte, so geschah dies, weil er sich von Belgien aus noch für längere Zeit nach dem eroberten Paris und nach England begeben, auf dem Rückwege nach Deutschland aber noch eine Badekur in Aachen gebraucht hatte, um sich zunächst von den für seine siebenundfünfzig Jahre nicht geringen Mühen und Strapazen der vorhergehenden Monate zu erholen. Mit ihrem Erfolge konnte er durchaus zufrieden sein und ebenso auch voll Genugtuung der unvergleichlichen Fülle gewaltiger und vielseitiger Eindrücke gedenken, die er während seiner auf den Feldzug folgenden Reise in sich aufgenommen hatte.

Den eigentlichen Anstoß dazu gab Carl Augusts Wunsch, das, was er für sich und sein Haus erstrebte, wenn möglich, in Paris durch mündlichen Vortrag beim Zaren sich zu sichern. Dies gelang ihm indessen nicht: wohl ließ es Alexander bei einer ihm gewährten Audienz an Versprechungen nicht fehlen, die endgültige Lösung der Frage verwies er jedoch auf den in Aussicht stehenden Wiener Kongreß, dem die Entscheidung aller derartigen Angelegenheiten vorbehalten worden war. Er gab dem Herzog anheim, sich in Person dazu einzufinden, und Carl August verkannte nicht, daß seine Gegenwart den Zwecken, die er verfolgte, in der Tat nach mancher Richtung hin förderlich sein würde. Schon am 10. September reiste er von Weimar nach Wien, dort aber erreichte er endlich das ersehnte Ziel, einen nicht unerheblichen Gebietszuwachs und die großherzogliche Würde.

[1]) v. Bojanowski, S. 339.

Die Kunst der Höhlenbewohner im südwestlichen Europa.

Von
H. Schoen.

Seit einigen Jahren haben ganz unerwartete Entdeckungen die allgemein verbreiteten Anschauungen über die künstlerischen Fähigkeiten der vorgeschichtlichen Menschen verändert. Daß der Höhlenbewohner, im Kampf gegen die ihm an physischen Kräften so vielfach überlegenen Feinde der Tierwelt, den wichtigen Schritt zur Benutzung von künstlichen Hilfsmitteln bereits gemacht und dadurch den Namen „homo faber“ schon verdient hatte, war allgemein anerkannt. Daß er aber auch uneigennützige Kunst, wahrscheinlich sogar eine Art religiöse Kunst, gepflegt hat, das haben erst die neuesten Forscher ans Licht gebracht. Und diese Tatsache hat mit einem Schlag die Geschichte der menschlichen Bildung und vielleicht der religiösen Anschauungen um Jahrtausende verlängert.

Obschon wir, allem Anscheine nach, nur am Anfang einer langen Reihe paläolithischer Funde stehen, wird es sich lohnen, die bis jetzt wissenschaftlich festgestellten Ergebnisse kurz zusammenzufassen.

I.

Fast überall, wo man bis jetzt sichere Spuren des paläolithischen Menschen wahrgenommen hat, war es in alten Höhlen oder an überhängenden Felsenwänden. Scheinen diese Grotten und Schutzdächer nicht von der Mutter Erde als Zufluchtstätten bereitet worden zu sein, die es dem Urmenschen möglich machen sollten, sich trotz seiner physischen Schwäche zu behaupten und langsam zu höheren Stufen heranzureifen? Doch die Höhlen waren dem vorgeschichtlichen Menschen mehr als natürliche Festungen, mehr als einfache Lager- und Ruheplätze. Die Gewohnheit, sie als Begräbnis- und Kultstätten zu benutzen, scheint nicht mit der historischen Periode angefangen zu haben. Sie reicht viel höher, bis in die dunkle Steinzeit hinauf, da der Urmensch die natürlichen Gesteinsspalten zu größeren Höhlen erweiterte.

So sind, wenigstens in Europa, die ältesten Spuren der vorgeschichtlichen Kunst und die ersten Zeichen des in der Menschenseele erwachenden religiösen Gefühls auf Höhlenwänden zu suchen.

Seit den berühmten Ausgrabungen, die Lartet und Christy zwischen den Jahren 1862 und 1869 im Vézèregebiet leiteten, wußte man, daß die Menschen der ersten Quaternärperiode, der sogenannten paläolithischen, nicht allein Stein und Bein auf geschickte Weise bearbeiteten, sondern auch manchmal darnach trachteten, die ihnen unentbehrlichsten Waffen und Werkzeuge zu schmücken. Sie liebten es, bald in Zeichnungen, bald in Schnitzereien allerlei Bilder auszuführen. Auf Wurfgeschossen und steinernen Spießen, auf Knochen und Elfenbeinstücken, ja sogar auf größeren Raubtierzähnen fand man eingeritzte Bilder vom Mammut, Auerochs (bos primigenius), Wisent, Renntier, Riesenhirsch, Wildpferd und sogar vom Wal und Seehund. Höchst selten waren bei den ersten Ausgrabungen Menschenbilder zu finden. Die eingeritzten Tierbilder waren aber oft außerordentlich genau und wahrheitsgetreu dargestellt.

Bald erschien eine höhere Stufe dieser primitiven Kunst, welche nur, wie man glaubte, dem natürlichen Trieb der Kinder und Naturvölker entsprach, die sie umgebende Naturwelt und besonders die ihnen auffallenden lebenden Wesen darzustellen. Auf die paläolithische Periode folgt nämlich ein späteres Steinzeitalter, die Periode des geschliffenen Feuersteins oder neolithische Erdepoche. Und schon damals begnügte man sich nicht mehr mit dem, was zum materiellen Leben unumgänglich nötig war; schon traten höhere Bedürfnisse an den Tag. Das beweisen nicht nur die schöneren und edleren Formen, die man den Geräten gab, sondern auch künstlerischer Zierat und eine immer größere Neigung, die Werke des menschlichen Fleißes mit Ornamenten jeglicher Art zu schmücken.

Diese immer augenscheinlichere Tatsache hatte schon an und für sich große Verwunderung erregt. Besonders im Lager der Anhänger der Evolutionstheorie wurde man genötigt, die angenommenen Hypothesen über den tierischen oder anthropoidischen Zustand des quaternären Menschen beträchtlich zu verändern. Nach und nach mußte man, ob gern oder ungern, anerkennen, daß der menschliche Zeitgenosse des Höhlenbären dem heutigen Europäer viel ähnlicher war als dem entwickeltsten Affen.

Plötzlich aber erfuhr man etwas ganz Erstaunliches: An den Wänden und Decken einiger Höhlen, die der vorgeschichtliche Mensch im Zeitalter des Mammuts bewohnt hatte, hätte man eigentliche Freskomalereien und eingeritzte Tier- und Menschenbilder entdeckt, die mit praktischen Zwecken nichts mehr zu tun hatten und nur ästhetischen oder religiösen resp. abergläubischen Rücksichten ihren Ursprung verdanken konnten. Der Troglodyte wäre schon ein eigentlicher Künstler gewesen und das ästhetische Gefühl in der Menschenseele älter als die sogenannte Bildung, ja sogar als der Trieb, künstliche Wohnstätten zu bauen!

Manche Gelehrte wollten zuerst nicht daran glauben. Die Echtheit der neuentdeckten Kunstwerke wurde in Frage gestellt. Wer mochte es den Kritikern übel nehmen? Ist der Zweifel nicht der Anfang der wissenschaftlichen Methode? So deuteten mehrere Skeptiker an, die glücklichen Finder

könnten wohl, wie es schon mehr als einmal vorgekommen sei, eine geschickte Spekulation in Aussicht gehabt haben.

Bald aber stellte sich heraus, daß jeder Betrug ausgeschlossen war. Die Echtheit der Bilder, d. h. die Tatsache, daß sie wirklich aus der paläolithischen Periode stammen, stand bald außer Zweifel. Sonst hätten sie eben ganz modern sein müssen. Denn bis vor 200 Jahren wußte kein Mensch, außer den Zeitgenossen des Höhlenbären, daß solche Tiere überhaupt im südwestlichen Europa gelebt haben. Und wären sie in den zwei letzten Jahrhunderten gezeichnet worden, so würde man es bemerkt und früher davon gehört haben. Auch sind die verschiedenen Schichten, in denen sich die betreffenden Höhlen befinden, von zuverlässigen Fachgenossen aufs genaueste untersucht worden. Die Tiere können also nur von denjenigen Menschen gezeichnet worden sein, die in derselben Erdperiode lebten und sie mit eigenen Augen gesehen haben.

Der erste Fund war, wie es so oft geschieht, einem Zufall zu verdanken. Ein spanischer Archäologe aus Santander, namens Sautuola, besuchte mit seiner Tochter die Höhle von Altamira. Plötzlich erblickte das Mädchen an den Wänden große gemalte Tiergestalten. Der Vater lächelte zuerst ungläubig, als ihn die Tochter darauf aufmerksam machte. Bei näherer Untersuchung bemerkte er aber, daß die Bilder keineswegs moderne Verzierungen sein konnten. Er ließ andere Fachgelehrte kommen, und alle mußten anerkennen, daß man vor den ältesten damals bekannten Zeugen des menschlichen oder wenigstens des europäischen Kunstsinns stand.

Das war der bescheidene Anfang der wichtigen Entdeckungen, die ein neues Licht über die Anfänge des Steinzeitalters werfen sollten.

Diese Höhlenfunde haben sich dann am Ende des vorigen Jahrhunderts und ganz besonders seit 1901 im nördlichen Spanien und im südwestlichen Frankreich auf ungeahnte Weise vermehrt. Schon im Jahre 1909 konnten die Herren Capitan, Breuil und Peyrony der Pariser „Académie des Sciences“ einen ausführlichen Bericht über die wichtigsten Höhlenzeichnungen des Dordognegebietes vorlegen. Nach ihnen oder neben ihnen haben dann Fachmänner wie Cartailhac, Rivière, Bourrinet, Graf Begouen, Adrien de Mortillet, Dr. Henri Martin, Gaston Lalanne, A. J. Marques da Costa u. a. neue Beiträge zur vorgeschichtlichen Kunst veröffentlicht[1]), so daß seit 1906 jedes Jahr etwas Neues ans Licht gebracht hat. Dank dem Fleiß dieser Gelehrten zeugen bereits nicht weniger als 81 Höhlen von der künstlerischen Tätigkeit unserer Vorfahren im südwestlichen Europa. Wir müssen sie zuerst äußerlich beschreiben und lokalisieren.

II.

Von diesen 81 vorgeschichtlichen Kunststätten befinden sich 29 in Südfrankreich, 51 in Spanien und nur eine in Italien, in Otranto am Adriatischen Meere.

[1]) Ihre Arbeiten sind besonders in der „Revue de l'École d'Anthropologie“, in dem „Bulletin de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres“ und in der Zeitschrift „L'Anthropologie“ zu finden.

Fast alle geschmückten Höhlen liegen in ganz bestimmten Gebieten, und es ist leicht, sie zu gruppieren.

Das Dordognedepartement enthält allein 13 von diesen Höhlen, also beinahe die Hälfte der französischen Grotten, und 11 von ihnen sind in der Gegend von Les Eyzies, in einer Entfernung von wenigen Kilometern zu finden, so daß sie der Fremde, der sie nur als Tourist besichtigen will, in zwei oder drei Tagen besuchen kann. Die wichtigsten sind Laussel, Font-de-Gaume, Les Combarelles, La Mouthe, Bernifal, La Grèze, La Calévie, Teyjat und Gontran.

Westlicher, in der Perigordgegend, befindet sich Pair-Non-Pair, bei Bourg-sur-Gironde, als das letzte Bollwerk der Höhlenbewohner in der Richtung des Atlantischen Ozeans. Östlicher liegt eine Grotte im Departement du Gard. Südlicher, im Pyrenäengebiet, aber nicht sehr hoch, finden wir Gargas (Hautes-Pyrénées), Marsoulas (Haute-Garonne), Le Portel, Pradières, La Vache, Bédeilhac, Le Mas d'Azil und vor allem Niaux im Ariègedepartement, sowie eine vom Grafen Begouen neu entdeckte Grotte in demselben Kreise[1]).

Der südliche Abhang der Pyrenäenkette ist an vorgeschichtlichen Kunstschätzen nicht weniger reich. In Kantabrien allein sind gegenwärtig 21 geschmückte Höhlen zu sehen, von denen die reichste die schon erwähnte Altamiragrotte ist, die man nicht mit Unrecht die „Sixtinische Kapelle" oder den „Salon carré" der prähistorischen Kunst genannt hat[2]).

Im unteren Aragonien, südlich vom Ebrofluß, zählt man 19 vorgeschichtliche Kunststätten. In Katalonien ist der Cogulfels, bei Lerida, besonders interessant. Hier sind es keine eigentlichen Höhlen, sondern mehr vorspringende Felsenabhänge oder Felsenwände, die von den Troglodyten bemalt wurden.

Im letzten Jahre haben neue Funde in der Estremaduraprovinz berechtigte Hoffnungen auf neue interessante Entdeckungen entstehen lassen. Auch bei Penalba (Provinz Ternel) und auf dem Abhang der Pena Francia, bei Salamanka, haben Calré und Breuil in diesem Winter neue Zeichnungen und Tierbilder entdeckt.

Endlich hat Pascual Serrano kürzlich bei Graja, unweit der portugiesischen Grenze, zahlreiche Bilder aus der Renntierzeit gefunden, die beweisen, daß sich die Höhlenbewohner bis in den westlichen Teil der iberischen Halbinsel ausgedehnt haben[3]).

Man sieht also, daß sich die meisten bis jetzt entdeckten Zeugen der vorgeschichtlichen Kunst — ausgenommen die beiden Höhlen zu Otranto und im Departement du Gard — südwestlich von einer Linie befinden, die wir von La Rochelle über Limoges und Aurillac bis nach Montpellier ziehen können.

[1]) Bericht des Grafen an die Pariser „Académie des Inscriptions et Belles-Lettres" vom 23. August 1912.

[2]) Breuil und Cartailhac haben die Kunstschätze dieser Höhle in einem Prachtwerk veröffentlicht: „La Caverne d'Altamira".

[3]) S. Pierre Paris, Bulletin Hispanique, Januar—März 1913.

III.

Warum aber mögen diese Gegenden, und besonders die Dordogne- und Vézèretäler, von unseren vorgeschichtlichen Vorfahren bevorzugt worden sein? Obschon zukünftige Funde in anderen Gegenden nicht ausgeschlossen bleiben, kann diese Vereinigung so zahlreicher prähistorischer Kunststätten auf so wenig voneinander entfernten Gebieten nicht des inneren Grundes entbehren.

Vor allem werden wohl geologische und klimatologische Gründe diese Tatsache erklären. Bei der furchtbaren Kälte, die sich mit der letzten Ausdehnung der Gletscher über ganz Zentraleuropa ausbreitete, mußten sich die Steinzeitmenschen dorthin flüchten und versammeln, wo die Witterung, dank der Nähe des atlantischen Ozeans, etwas erträglicher war. Und in diesen Gegenden haben sie gewiß, ganz wie es vor ihnen die Höhlenbären getan hatten, die natürlichen Grotten aufgesucht, die ihnen eine sichere Zuflucht gegen Raubtiere und einen relativen Schutz gegen die Unbill des eisigen Klimas gewährten. Oft haben sie diese Höhlen den Bären streitig gemacht, wie es die tief auf den Felsenwänden unter den gemalten Bildern eingeprägten Klauenspuren beweisen.

In den Kalkschichten und im Eocensandstein sind diese Grotten besonders häufig, während sie in kryställinischen Lagern gewöhnlich fehlen, und gerade diese günstigen Schichten finden wir in den bezeichneten Gegenden. Die vorhergehende Erdepoche hatte den zukünftigen lebenden Wesen Gesteinspalten und Felsenklüfte zu natürlichen Wohnungen vorbereitet. Gewöhnlich ließ ein Spalt das kohlensäurereiche Wasser von oben eindringen und einen weiten Hohlraum mit Gängen nach verschiedenen Seiten auslaugen. Diese Gänge wurden dann durch das fließende Wasser oder durch Einstürzen der Decke erweitert. Anderswo scheinen gewisse Höhlen einem Bruch der unter dem Druck der Gletscher sinkenden Masse oder dem Zusammenschrumpfen der erkaltenden Erdkruste ihren Ursprung zu verdanken.

Die Gänge hat dann der Eiszeitmensch zugänglicher gemacht und öfters miteinander verbunden; er hat den Boden geebnet, die allzu engen Schlupfwinkel erweitert, das Wasser abgeleitet; kurz, er hat die natürliche Höhle wohnbar gemacht. Ein Feuer vor der Öffnung, und kein Raubtier wagte es, den neuen Besitzer zu stören. Dort haben Europas älteste Bewohner Jahrhunderte und Jahrtausende gelebt.

Und wie wenn die Natur die ersten Wohnungen unserer Urahnen für die zukünftigen Geschlechter hätte aufbewahren wollen, ist es manchmal vorgekommen, daß der Eingang der Höhle durch Sand und Geröll verschüttet und äußerlich ganz unsichtbar gemacht wurde. So konnten Museen der Steinzeit im Schoß der Erde bis auf unsere Zeiten erhalten werden. Manchmal ist es dem unermüdlichen Fleiß und dem Ahnungsvermögen der Archäologen gelungen, sie wieder zu entdecken. Öfters aber haben auch Arbeiter auf dem Felde oder in Steinbrüchen, Holzhauer, spielende Kinder plötzlich einen alten Gang bemerkt. Oder es schuf die Wühlarbeit von Fuchs und Dachs einen engen Zugang, durch den der verfolgende Jäger in eine prähistorische Grotte kam.

Besonders aber boten die überhängenden Felsenwände des Vézèretales, des Pyrenäengebiets und überhaupt der ganzen iberischen Halbinsel eine wunderbare Gelegenheit zur Jagd, wie sie die vorgeschichtlichen Menschen verstanden. Es steht nämlich fest, daß die Höhlenbewohner der Dordogne sich nicht allein auf Pirsch-, sondern auch auf Treibjagden trefflich verstanden. Das bestätigen die ungeheuren Anhäufungen von Tierknochen und Feuersteinmessern in der Nähe der Vézèrehöhlen. In einer Zeit, da die Raubtiere dem Menschen Feld und Wohnung streitig machten, darf es nicht wunder nehmen, wenn die ersten Bewohner jenes Gebietes unter ihren natürlichen Feinden tüchtig aufgeräumt haben.

Wir müssen uns denken, daß die in Tierfelle gekleideten Jäger während der Nacht ganze Herden von Renntieren, Wisenten und Wildpferden mit Feuerbränden aufscheuchten und gegen die Felsenabhänge und Taleinschnitte drängten, wo diese schweren Tiere dann hinabstürzten und zugrunde gingen. Nur so ist das Rätsel der aufgefundenen Knochenhaufen zu lösen.

Oft haben die vorgeschichtlichen Menschen edle Tiere nur des Fells oder des Pelzes wegen in Massen abgeschlachtet, wie es ja in neuerer Zeit in Amerika und Australien noch vorgekommen ist. Ja, sie scheinen Hunderte und Tausende von Renntieren und Wildpferden getötet zu haben, nur um aus dem noch warmen Schädel des kaum verendeten Opfers das Gehirn als besondere Delikatesse herauszubrechen. Daß diese Gewohnheit in der vorgeschichtlichen Zeit auch im Rhonetal verbreitet war, haben die wichtigen Funde in Solutré bei Lyon bewiesen. Dort ist eine 95 m lange und $2^{3}/_{4}$ m dicke Schicht von Pferdeknochen am Fuß eines sehr steilen Felsenabhanges entdeckt worden, unter denen sich 20—24000 solcher aufgebrochenen Schädel fanden.

Alles scheint sich also vereinigt zu haben, um die rohen Jäger der paläolithischen Periode in das Gebiet der Vézère und der Pyrenäen zu locken, wie denn auch nirgends sonst in Europa so zahlreiche und hochinteressante Zeugen der ursprünglichen Kultur der vorgeschichtlichen Menschen ermittelt worden sind. Nirgends hat uns der Höhlenbewohner so großartige Spuren seiner Tätigkeit hinterlassen, wie in den Grotten und unter den Felsdächern von Laugerie basse und Laugerie haute, von Font de Gaume und Combarelles, von Le Moustier und Les Eyzies, von Lausel und Teyjat, von Niaux und Gargas, von Lerida und Altamira.

IV.

Um dem Leser einen Begriff vom Bilderreichtum dieser Felsenhöhlen zu geben, seien hier einige Zahlen angeführt.

In einem Höhlengang von 123 m, zu Font de Gaume, hat man in der zweiten Hälfte desselben (genau von 65 m bis zu 123 m) 195 Zeichnungen und Skizzen gezählt. In der neuentdeckten spanischen Höhle zu Pasiega (Santander) sind 262 zum größten Teil bemalte Bilder aus der paläolithischen Zeit zu sehen. Die Felsen zu Alpera (Provinz Albaceta) sind mit 160 wichtigen Fresken geschmückt. In der Grotte zu Niaux, die 1395 m lang ist, fangen die Bilder 500 m vom Eingang an und umfassen 75 verschiedene

Figuren. In der 225 m langen Combarelleshöhle sind es 180 Kunstwerke, die, nach den ersten 120 m beginnend, die Wände bis zum Ende der Grotte schmücken. In Gargas habe ich 152 Zeichnungen oder Skizzen gezählt, in Teyjat sind 45 Bilder auf einigen Quadratmetern zusammengedrängt.

Sehr oft sind, ganz wie bei den sogenannten Palimpsesten, mehrere Bilder übereinander gemalt, so daß wir mit Sicherheit behaupten können, daß die einen einer älteren, die anderen einer späteren Zeitperiode angehören. Da es offenbar den fleißigen Künstlern an frischer Felswand fehlte, haben sie einfach ihre Schöpfungen über diejenigen ihrer Vorgänger gemalt, ganz wie die Mönche des Mittelalters mit den Werken der alten Schriftsteller verfuhren.

Was die Größe der Bilder und Zeichnungen betrifft, so ist sie sehr verschieden. Gewisse Tiere sind in natürlicher Größe dargestellt worden. Manche Gestalten sind 2—2,50 m, andere nur 12 cm lang. Das größte Bild stellt einen Wisent in Font de Gaume dar, der beinahe 1,60 m hoch und 2,70 m lang ist. Doch die meisten Darstellungen sind kleiner. Manchmal befinden wir uns sogar vor wirklichen Miniaturbildern. Viele Zeichnungen mit oder ohne Farbe sind kaum 40, 30, 20 cm breit. In Cretas befindet sich ein gemalter Stier, der sogar nur 8 cm hoch und 12 cm lang ist. In Teyjat ist ein Hirsch, der kaum 11 cm mißt.

Meist hat sich der Künstler auf sehr verständige Weise je nach der Höhe oder Breite der Felswand gerichtet, die er schmücken wollte.

V.

Welche Motive haben nun die vorgeschichtlichen Künstler mit Vorliebe gewählt? Man kann drei Hauptgruppen unterscheiden: Tierbilder, Menschen oder menschenartige Wesen, geometrische und andere Zeichen (Hieroglyphen?).

Die erste Gruppe ist die bei weitem reichste und belehrendste. Mit besonderer Sorgfalt haben die Troglodyten des südwestlichen Europas die Tiere ihrer Umwelt dargestellt, zumal diejenigen, die ihnen durch Schönheit, Mut und Kraft imponierten oder vornehmlich von Nutzen waren.

Sehr häufig sind es Mammuts, mit riesigen Stoßzähnen und bis zum Boden herabhängenden Haaren, Riesenhirsche mit gewaltig ausladendem Geweih, Renntiere, Wisente, Wildpferde und hier und da ein mächtiger Ur. Die einzige Grotte zu Font de Gaume enthält nicht weniger als 23 Mammuts, 80 Wisente, 17 Renntiere oder Riesenhirsche und 40 Wildpferde. Seltener sind Bilder von Wildschweinen, Steinböcken, Rhinozerossen und einigen großen Tieren des Katzengeschlechts, sehr wahrscheinlich des felis leo. Nur ausnahmsweise kommt der Höhlenbär vor. Wäre dies aus Furcht, ihn in die frühere Wohnung zurückzulocken, unterlassen?

An Vögeln sind die Höhlen sehr arm. Bis jetzt hat man nur neun Exemplare entdeckt. Das eine in der Grotte zu El Pendo scheint, nach Breuil, einen Alk (alca torda) darzustellen, das zweite, zu Gargas, ist ein großer Stelzenläufer; das dritte, zu Gourdon, beweist, daß die wilde Gans (oder Wildente) damals in Europa schon bekannt war. Zu Mège in der Dordogne hat man einen Schwan, zu Montastruc einen Kranich gefunden.

Die anderen bis jetzt bekannt gewordenen Vogelbilder befinden sich auf Renntierknochen. So ist wahrscheinlich die Sphinx, die Piette auf einem Renntiergeweih zu erblicken glaubte, nur ein einfacher Auerhahn.

Der Höhlenbewohner hat wohl zu wenig freie Zeit gehabt, um auf den Gesang der Vögel zu lauschen und ihren Flug zu beobachten. Außerdem ist es nicht sicher, daß die meisten unserer Vögel damals schon in Westeuropa vorhanden waren.

Noch seltener kommen Fische in den ältesten Höhlen vor. Diejenigen zu Niaux sind so undeutlich, daß man sie nur schwer mit einem Namen bezeichnen könnte. Die neuentdeckte Grotte zu Pindal aber zeigt einen Seefisch, wahrscheinlich einen Thun (scomberg thynnus). Wenigstens ist der Schwanz ganz derjenige des heutigen Fisches; nur sind die Flossen nicht genau an derselben Stelle. Wahrscheinlich hat der Künstler, der auf dem Festlande arbeitete, aus dem Gedächtnis oder nach einem mündlichen Bericht gezeichnet.

Für Paläologen wird die Tatsache interessant sein, daß die ältesten Tierarten, diejenigen, die der kältesten Zeit entsprechen, Mammuts, Rhinozerosse, Bären u. a. m., fast nur im Périgordgebiet zu finden sind, während die späteren Tiere, Hirsche, Pferde, Ochsen, in den Pyrenäen und in den Sierras besonders häufig vorkommen. Die Périgordgegend scheint also die älteste bis jetzt bekannte Stätte der westeuropäischen Kunst zu sein.

Zu bemerken ist, daß die Tiere immer ohne jeden Hintergrund dargestellt worden sind. Kein Baum, kein Pflanzenbild ist uns auf den alten Höhlenwänden als Zeuge der vorgeschichtlichen Flora aufbewahrt worden. Der Wald, der auf Gallier und Germanen eine so mächtige Anziehungskraft ausübte, scheint den Höhlenbewohnern völlig gleichgültig gewesen zu sein.

Aber mit welcher Liebe haben sie die ihnen wohlbekannten Tiere dargestellt! Allerdings sind nicht alle Zeichnungen gleich gelungen. Manche Skizzen sind nur ungeschickte Versuche, das Gesehene wiederzugeben. Das richtige Verhältnis der verschiedenen Körperteile ist nicht immer richtig beobachtet worden. Nicht selten ist die Felswand daran schuld, öfters aber auch die Unerfahrenheit des Künstlers. Hier ist der Körper zu hoch, dort zu lang. Oft ist der Kopf zu groß oder zu klein. Aber gewöhnlich müssen wir die Mannigfaltigkeit dieser Höhlenbilder und besonders das Leben der dargestellten Gestalten bewundern. Hier erhebt ein ungeheurer Mammutelefant den mächtigen Rüssel, als ob er seinen Feind mit einem einzigen Hieb zerschmettern wolle, ein Schauspiel, das den ältesten Höhlenbewohnern gewiß aus Erfahrung bekannt war. Dort stürzt ein kräftiger Ur auf einen unsichtbaren Gegner. Anderswo steht ein edler Hirsch, ein Sechzehnender; die Spitzen des stolzen Geweihes berühren fast den Rücken, die Brust schwillt an, und es ist, als ob unter dem gewaltigen Trieb der Brunft der Liebesruf in hohlen Stößen aus dem Geäs in die Morgenluft dröhnte.

Zwei Renntiere begegnen sich auf der Weide und strecken den Hals aus, als ob sie sich beschnüffeln wollten. Ein moderner Tiermaler könnte sie kaum künstlerischer darstellen. Mit feurigen Blicken starren uns Wisente an. Stiere ruhen gemächlich auf dem Boden, Rehe schreiten gravitätisch vorüber, Wild-

schweine rasen im wildesten Galopp vorbei, und Steinböcke fliehen vor den Pfeilen der Jäger. Jedes Tier hat seine besondere Art und Weise der Bewegung, ganz wie sie noch heutzutage dieselbe Tierart aufweist. Sogar der Ausdruck des Auges ist, was die noch vorhandenen Gattungen betrifft, mit dem heutigen Blick derselben Tiere genau zu identifizieren. Man hat das Gefühl, daß sich diejenigen Modelle des vorgeschichtlichen Künstlers, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, seit so vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht im geringsten verändert haben.

Bei den Pferden hat man sogar zwei verschiedene Rassen unterscheiden können, deren eine sich mit dem modernen Wildpferd, so wie es Prjewalski in der Mongolei beobachtet und beschrieben hat, identifizieren läßt, während von der anderen unsere heutigen Pferde herstammen würden.

Oft sind einzelne Körperteile so genau gezeichnet, daß sie kein heutiger Zoologe wahrheitsgetreuer wiedergeben könnte. Bei einigen Pferden sind gewisse Details an Kopf und Hals so kräftig ausgedrückt, daß sie die Archäologen zuerst durch Halfter erklären und infolgedessen gezähmte Tiere voraussetzen wollten. Als man aber die Bilder einigen Anatomikern zeigte, erkannten sie, daß diese Züge gewissen Muskeln und Knochen entsprechen, die bei wilden Pferden ungewöhnlich stark entwickelt und anatomisch ganz richtig sind.

Diese Troglodytenkunst ist das Vorbild der besten realistischen Malerei. Sie ist aus der dem Urmenschen so unentbehrlichen, durch die Notwendigkeit entwickelten Gabe entsprungen, die ihn umgebenden Tiere scharf zu beobachten, sich ihre Lebensart, ihre Bewegungen zu merken, um im ungleichen und alltäglichen Kampf mit ihnen nicht zu unterliegen. Als geduldige, unermüdliche Jäger kannten sie das Wild so gut als der gelehrteste moderne Fachmann. Und wenn sie nach vollbrachter Arbeit das erlegte Tier mit ihren langen Messern aus Feuerstein vor ihren Höhlen zerlegten oder ihm das Fell abzogen, hatten sie die beste Gelegenheit, praktische anatomische Kenntnisse zu erwerben. Daher jene sichere Technik, jene wunderbar treue Nachahmung der Natur, die wir in ihrer Kunst bewundern müssen.

VI.

Groß allerdings ist unsere Enttäuschung, wenn wir in den vorgeschichtlichen Höhlen von den Tierbildern zu den Darstellungen des Menschen übergehen. Was würden wir nicht darum geben, die Zeitgenossen der prähistorischen Künstler so wahr und lebendig vor uns zu sehen wie die wilden Tiere, die sie feindlich umgaben!

In dieser Beziehung sind aber die neuentdeckten Höhlen außerordentlich arm. Während viele Wände mit Tierbildern überladen sind, zeigen die meisten Felsen gar keine oder kaum angedeutete menschliche Figuren, und auch diese höchst ungeschickt.

Bis jetzt sind nur in 15 Grotten menschenähnliche Darstellungen entdeckt worden. Es lohnt sich, die eigentümlichsten zu beschreiben.

In der Höhle zu Altamira sind einige menschliche Gestalten mit tierähnlichen Köpfen oder Gesichtern zu sehen. Sie haben längliche Schnauzen,

die denjenigen gewisser Raubtiere gleichen. Nach den letzten Hypothesen sollen diese Köpfe Larven vorstellen, die irgendeine religiöse oder rituelle Bedeutung haben könnten. Vielleicht auch sind sie das Zeichen, das Wappenschild (totem) des Stammes [1]). Doch kennen wir die Sitten der Troglodyten zu wenig, um zu einem wissenschaftlich begründeten Schluß zu gelangen.

In der Grotte zu Portel zeigt ein Mann ein dolichokephalisches Profil, eine kleine, nach hinten stark zurückweichende Stirn mit sehr spitzem Gesichtswinkel. Ein anderer Mann gleicht einem Affen und hat einen runden Rücken sowie lange, nach vorn gestreckte Arme. Es wäre jedoch gewagt, aus solchen Figuren irgendwelche Folgerungen zugunsten der Evolutionstheorie ziehen zu wollen.

Bei Batuecas und Albarracin im nördlichen Spanien sehen wir schlecht gezeichnete Jäger, die das Wild verfolgen. Die zu Pena Francia von Breuil neu entdeckten Bogenschützen sind besser gelungen; sie sind aber wahrscheinlich weniger alt [2]). Anderswo hat eine weibliche Gestalt einen fischförmigen Schwanz, wie eine Sirene; eine andere zeigt einen gekrümmten Schnabel, wie ein Raubvogel.

Von allen menschlichen Bildern der alten Höhlen ist bis jetzt das bedeutendste das Selbstporträt eines Steinzeitmenschen, das der Konservator des städtischen Museums zu Mont-de-Marsan (Departement des Landes), Dubalen, in der sogenannten Rivièrehöhle bei Dax kürzlich entdeckt hat. In der Grotte waren schon früher zahlreiche Werkzeuge aus Kieselstein, Knochen und Elfenbein aus der paläolithischen Periode gefunden worden. Das neu entdeckte Bild, die Darstellung eines menschlichen Kopfes, ist nicht auf einer Felswand, sondern auf dem großen Bruchstück eines Schenkelbeins eingeschnitten. Das Gesicht ist en face mit kräftigen Strichen eingeritzt, die Augen sind richtig unter einer niedrigen Stirn eingezeichnet und werden von einer kleinen Vertiefung umgeben. Die Nase ist mit einer ziemlich langen braunen Linie, augenscheinlich durch einen heißen Körper, in den Knochen eingebrannt, die beiden Nasenflügel sind so wenig deutlich, daß man, um sie zu sehen, das Licht unter einem bestimmten Winkel auf die Fläche fallen lassen muß. Der Mund ist groß, durch zwei tiefe, fast parallele Striche bezeichnet, das Kinn lang und spitz. Zwischen Nase und Mund bemerkt man rechts und links zwei Striche, die wohl den Schnurrbart andeuten sollen. An der linken Seite treten noch einige fast verwischte Striche aus der Umrißzeichnung des Gesichts hervor, in denen man wohl die Haare erblicken muß. Auch ein ziemlich großes Ohr ist deutlich zu erkennen.

Das Ganze macht den Eindruck eines sehr regelmäßigen Gesichts von guten Verhältnissen und läßt sich wenig mit der Neandertalrasse, wie man sie nach den Schädelfunden rekonstruiert hat, vergleichen. Es muß im Gegenteil einen höherstehenden Typus darstellen, was mit anderen neuen Entdeckungen hinsichtlich der Moustérienmenschen vollkommen übereinstimmt.

[1]) Man weiß, daß die Indianer Nordamerikas wie auch die alten Ägypter irgendeine Tiergestalt (totem) verehrten: sie bildeten sich ein, eine Emanation dieses Tieres zu sein, und trugen dessen Bild auf Waffen, Kleidern und Kopfbedeckung.

[2]) S. „La Revue“ vom 19. Februar 1913, S. 564.

Weniger künstlerisch sind die menschlichen Köpfe auf den Höhlenwänden zu Marsoulas. Hier sind die Schädel klein und mehrere von ihnen nach oben sehr zugespitzt. Man könnte versucht sein, an die zahlreichen spitzen Kinderschädel aus der neolithischen Periode zu denken, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Mit mehr Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß der Phallusdienst den Höhlenbewohnern des südwestlichen Europas nicht unbekannt war. Einen Beleg dazu liefert eine wichtige Gruppe von zehn menschlichen Figuren in der Grotte zu Cogul: neun Frauen, die um einen Mann zu tanzen scheinen. Sie sind schlank und kräftig; besonders die Hüften und die Beine sind sehr stark ausgebildet. Der Kopf ist nach oben zugespitzt, der Hals ziemlich kurz. Die Kleidung besteht aus einem glockenförmigen Unterrock, der kaum bis zu den Knien reicht. Die Brüste hängen tief herab. Die einzelnen Figuren wirken ebenso realistisch wie abstoßend. Die männliche Gestalt, die in der Mitte des Kreises steht, ist ganz nackt. Der Archäolog Lange hat die Hypothese aufgestellt, daß diese Gestalt nicht sowohl einen lebenden Mann als einen phallischen Götzen darstellen soll, und diese Erklärung ist wohl bis jetzt die befriedigendste. Das Bild wäre also wohl das älteste heute bekannte Zeugnis eines Dienstes, der zwar bei den alten Griechen (Heraklit, Fragment 127 über den Phallusdienst), nicht aber bei den Ägyptern noch bei den Israeliten vorkam und von dem fast ganz Amerika frei war.

Die letzte Entdeckung menschlicher Figuren aus der paläolithischen Periode verdanken wir einem spanischen Gelehrten, Pascual Serrano, der in der Nähe der iberischen Stadt Meca zahlreiche Felsenfresken aufgefunden hat. Sie scheinen auf eine vorgeschichtliche, von der südfranzösischen und nordspanischen sehr verschiedene Rasse hinzuweisen. Doch auch hier muß man warten, bis alle Zweifel beseitigt sind, um ein endgültiges Urteil fällen zu können.

VII.

Zahlreicher als vollständige menschliche Gestalten finden sich einzelne Körperteile auf den alten Felswänden, besonders Bilder von Händen, die denjenigen, die man in Australien und im südlichen Afrika entdeckt hat, ganz ähnlich sind.

In Castillo allein zählt man nicht weniger als 44 solcher Hände, von denen 35 die linke und nur 9 die rechte Hand darstellen. Ebenso in der Höhle zu Gargas, wo die Sammlung sogar 135 Bilder ergibt (genau 122 gegen 13). Woraus man wohl folgern darf, daß schon zur paläolithischen Zeit der Mensch feinere Arbeiten lieber oder leichter mit der rechten als mit der linken Hand ausführte. Denn der Künstler hat ohne Zweifel wie unsere Kinder gearbeitet, wenn sie Spritzmalerei machen. Die eine Hand, gewöhnlich die linke, wurde auf die Felswand gelegt, und die flüssige Farbe wurde mit der anderen Hand darauf gespritzt. Der bedeckte Teil des Felsens blieb von der Farbe unberührt, während die Wand rings herum rot, braun oder schwarz gefärbt wurde.

Alle diese Hände scheinen ganz wie die des modernen Menschen zu sein und haben gar nichts Tierisches an sich. Sie sind von den Vordergliedern

der menschenähnlichen Affen so verschieden wie irgendeine heutige Europäerhand. — Gewöhnlich war das benutzte Modell stark und breit, aber kaum kräftiger und nicht breiter als durchschnittlich bei unseren Arbeitern und Bauern.

Sogar das Verhältnis der verschiedenen Finger zueinander war beim Höhlenbewohner dasselbe wie bei unseren zivilisierten Völkern. Daumen, Mittelfinger und kleiner Finger stehen zueinander wie bei uns. Selbst das Verhältnis zwischen Zeigefinger und Ringfinger hat sich seit so vielen Jahrtausenden keineswegs verändert.

Die meisten Hände scheinen männliche zu sein, ein Beweis dafür, daß es damals mehr Künstler als Künstlerinnen gab.

So wenig wie bei den Händen ist bei den Füßen die geringste Spur einer Evolution zu bemerken. Wir dürfen annehmen, daß der Höhlenbewohner immer oder meistens barfuß lief, da man in den ältesten Höhlen nirgends irgendwelche Spur von einer Fußbekleidung entdeckt hat.

Merkwürdigerweise kommen aber neben den vollständigen Händen sehr viele unvollständige vor. Ein Finger oder zwei, manchmal sogar drei oder vier bestehen nur aus einem einzigen Glied. Es ist, als ob wir eine Verstümmelung vor uns hätten. Die Wirkung ist ergreifend. „On dirait," schreibt schon im Jahre 1910 Franck Delage in seiner vorzüglichen Arbeit über die ersten von Breuil und Capitan entdeckten Höhlen, „une collection anatomique, un musée de mutilations" [1]).

So sonderbar es auch scheinen mag, kann man hier kaum eine nur zufällige Erscheinung annehmen. Und da drängt sich uns die Frage auf: Waren diese vermutlichen Verstümmelungen gewollt oder nicht? Warum haben die Künstler so oft verstümmelte Finger dargestellt? Hatten viele Höhlenbewohner im Kampf mit den wilden Tieren die Hälfte einiger Finger verloren, und haben sie aus uns unbekannten Gründen die verstümmelte Hand mit Vorliebe in ihren heiligen Höhlen abgebildet (vielleicht zur Heilung)? Hätte irgendwelche Rücksicht auf praktischen Nutzen oder auf rituelle Zeremonien die Troglodyten zu derartigen Verstümmelungen veranlaßt? Auch eine solche Hypothese ist nicht unberechtigt, wenn man bedenkt, daß früher vielen Mädchen der Australier die zwei ersten Glieder des kleinen Fingers an der linken Hand abgeschnitten wurden, weil sie ihnen im Wege waren, wenn sie die Angelschnur um die Hand wickelten [2]). Viel Schlimmeres ist bei den ursprünglichen Bewohnern Galliens wissenschaftlich festgestellt worden. Zahlreiche Kinderschädel aus der Renntierzeit beweisen, daß die Köpfe der Neugeborenen aus noch unbekannten Gründen mit Gewalt nach oben zugespitzt wurden. Und auch in dieser Beziehung finden wir ähnliche Sitten bei den Naturvölkern, so bei vielen Indianerstämmen, wo die Köpfe der Kinder, so gut es eben gehen wollte, in die Form des Wappentieres (totem) umgemodelt werden [3]). Selbst an den Zähnen wurden die mannigfaltigsten Operationen vorgenommen, indem sie bald spitz oder kurz gefeilt, bald künstlich gefärbt

[1]) „Mercure de France" vom 1. September 1910, S. 5—25.

[2]) Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. I, S. 292.

[3]) Ranke, Der Mensch, Bd. I, S. 173.

oder gar ausgeschlagen wurden. Als Grund der Zahnverstümmelung wird von den Eskimos angegeben, daß sie auf diese Weise leichter die Nägel aus Holz ausziehen können (Bingham), oder auch, weil der Hauch, der als Geist gedacht ist, besser aus dem Munde ausgeatmet wird (Wundt)[1].

Wenn man solche Gebräuche bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts findet, darf man wohl annehmen, daß sich die Höhlenbewohner einige Jahrtausende vor Christi Geburt nicht gegen ähnliche Sitten sträubten. Solange wir nicht eine größere Anzahl historischer Dokumente über die Steinzeitmenschen besitzen, müssen wir uns bemühen, das Wenige, das wir haben, durch die Gewohnheiten der unzivilisierten Völkerschaften zu erklären oder zu vervollständigen.

VIII.

Neben den einzelnen Körperteilen erscheinen geometrische Figuren und geheimnisvolle Zeichen auf den Felsenwänden. Sie bestehen meist aus eingegrabenen oder gemalten Strichen, Dreiecken, Kreisen, Zickzacks, Bändern, Rauten, Langkreisen und allen nur denkbaren Winkelfiguren.

Manche Zeichen gleichen einem Dach (tectiförmige), andere einem Schild (scutiförmige); hier sehen wir leiterartige (scalaförmige), dort kammähnliche (pectiniförmige) Figuren, weiter Kreuze, Harpunen, Bogen, Pfeile, Stöcke Keulen u. a. m. Nicht wenige Zeichnungen sind so fein ausgeführt, daß sie ein spitzenartiges Aussehen erhalten. Die Gruppierung dieser verschiedenen Kombinationen ist so mannigfaltig, so persönlich, daß kaum zwei gleich ornamentierte Wände zu finden sind.

Viele Zeichen — Striche und Punkte — scheinen tatsächlich primitive Hieroglyphen zu sein[2]. Es wäre vielleicht gewagt, hier schon von einer wirklichen Schrift sprechen zu wollen. Doch haben sie gewiß irgendeinen bildlichen Sinn. Vielleicht sind es magische oder rituelle Formeln. Manche französische Gelehrte haben unter gewissen Bildern eine Unterschrift erkennen wollen. Wahrscheinlicher sind es einfache Erklärungen der dargestellten Zeichnungen.

Nach Breuil sind die meisten Zeichen nur vereinfachte Bilder aus der wirklichen Welt, die nach und nach zu schematischen Figuren geworden sind. So wäre das dachförmige Zeichen (∧) das Schema der Wohnung, die kammartige Figur ||||| das vereinfachte Schema der Hand.

Man muß staunen, wenn man bedenkt, wie mühevoll und schwierig die Herstellung solcher Bilder und Figuren sein mußte, da der Künstler fern vom Sonnenlicht und mit den rohesten Werkzeugen arbeiten mußte. Denn als Messer oder Meißel besaß er nur ein Stück Feuerstein. Der Maler mußte in der Gegend mineralische Farben wie roten Ocker (von Eisenoxyd gefärbten Ton) und andere erdige Metalloxyde aufsuchen. Oft spitzte er farbige Steinstücke in Gestalt eines großen Bleistiftes zu. Gewöhnlich aber bediente er sich eines Pinsels, der aus Tierhaaren leicht zu verfertigen war. Die Farbe wurde in einer kleinen Schale oder in einem hohlen Stein gerieben und wahr-

[1]) „Globus" 1882, Bd. 42, S. 251.

[2]) Die neulich zu Penalba in Spanien von Calré entdeckten Zeichen gleichen den ältesten in Südafrika aufgefundenen Aufschriften. Nach Pierre Paris würden sie sicher aus der Renntierzeit stammen (s. „Bulletin hispanique", Januar—März 1913).

scheinlich mit Tierfett oder Mark vermischt und geknetet. In Les Eyzies und anderen Höhlen hat man derartige Schälchen entdeckt. Und ein glücklicher Fund zu La Mouthe hat uns gelehrt, wie der Künstler seine Höhle beleuchtete. In einem ampelförmigen, von Herrn Rivière ausgegrabenen Stein hat nämlich der Chemiker Berthelot noch Spuren von Tierfett und Ruß entdeckt. Es war die erste Lampe des nach mehr Bildung strebenden Menschen. Das fahle Licht einiger in Fett getauchten Pflanzenfasern genügte dem scharfen und geübten Auge jener vorgeschichtlichen Jäger, um die feinsten Arbeiten auszuführen.

IX.

Der Geschicklichkeit der Höhlenbewohner als Maler entsprach ihre Fertigkeit als Bildhauer.

Zuerst war diese Kunst mit der Malerei eng verbunden. Man meißelte den Felsen aus, um ihn dann mit Farbe zu bedecken. So entstanden zahlreiche Reliefarbeiten. Dabei bemühte man sich, die natürliche Gestalt der Wand zu benutzen. Gewisse vorgeschichtliche Künstler haben es dabei zu großer Fertigkeit gebracht. Hier ist der Rücken eines Renntiers, eines Wisents oder eines Mammutelefanten durch eine natürliche Kante angegeben, dort werden die Gesteinsadern zu einem wirklichen Rahmen des Bildes. Anderswo ist eine kleine Erhöhung des Steines als Boden benutzt worden.

Die schönsten Beispiele dieser ältesten Kunst sind vor zwei Jahren zwischen Les Eyzies und Sarlat im sogenannten Bois du Cap Blanc von H. Breuil und Dr. Gaston Lalanne entdeckt worden. Sie stellen zwei Wisente, zwei Auerochsen, einen Renntierkopf und einige Wildpferde dar. Die Gestalten sind voll Leben und die Verhältnisse sehr richtig wiedergegeben. Wahrscheinlich waren sie ursprünglich bemalt[1]), doch die Farbe hat sich im Laufe der Jahrtausende verwischt.

Letztes Jahr hat Dr. Lalanne bei Laussel im Dordognedepartement eine noch bedeutendere, obschon ästhetisch weniger vollkommene steinerne Relieffigur entdeckt. Sie stellt eine nackte Frauengestalt dar, die wohl nicht ohne Berechtigung mit dem Typus der afrikanischen Buschmänner verglichen worden ist. Die Figur, kräftig und sehr realistisch gemeißelt, ist genau 45½ cm hoch. Der linke Arm ist über die Brust gebogen, deren Mitte von der Hand zum Teil bedeckt wird, wie bei gewissen griechischen Venusstatuen. Die rechte Hand hält ein Wisenthorn und erinnert an die alten germanischen Bildhauerarbeiten, die in Ostpreußen gefunden worden sind.

Diese eigentümliche Verbindung zweier so verschiedenen Typen ist den französischen Akademikern aufgefallen (Sitzung des 15. März 1912), und bereits hat Salomo Reinach die Hypothese eines gemeinschaftlichen Vorbildes aus der quaternären Steinperiode aufgestellt. Es ist aber verfrüht, schon jetzt etwas Bestimmtes darüber sagen zu wollen. Jedenfalls scheint dieses Werk aus Laussel die älteste weibliche Statue zu sein, die überhaupt bis jetzt in Westeuropa bekannt geworden ist; denn nach den Schichten, in denen sie aufgefunden wurde, stammt sie sicher aus der aurignazischen Periode, d. h. aus

[1]) S. die Zeitschrift „L'Anthropologie", Bd. XXII, 1911, Heft 4, S. 385—402.

der Mitte der paläolithischen Zeit. Auch diese Gestalt läßt keine beträchtliche Evolution des Menschengeschlechtes wahrnehmen. Arme, Brust, Beine, Hüften und Waden sind kaum anders als bei vielen modernen Arbeiterinnen auf dem Lande.

Noch höher stehen in rein künstlerischer Beziehung die Tierstatuen, die Graf Begouen und sein Sohn kürzlich in der Höhle zu Audoubert im Ariègedepartement entdeckt haben[1]). Aus Tonerde gebildet, stellen sie zwei Wisente, ein Männchen und ein Weibchen, dar, die den prähistorischen Bildern an den Wänden derselben Höhle vollkommen entsprechen. Die Tiere sind 30 cm hoch und 62 cm lang. Gestalt und Ausdruck sind außerordentlich schön und wahr. Die Gruppe ist so reizend, daß die französischen Künstler bereits Nachahmungen aus Gyps und Marmor verfertigt haben, die als Zimmerschmuck auf Ständern oder auf dem Kaminsims neben den Kopien der besten modernen Bildhauer bestehen können.

Der Ort des Fundes ist besonders interessant, weil wir hier die Arbeitsstätte des vorgeschichtlichen Künstlers in einem Zustand antreffen, wie wenn er sie vor wenigen Jahren erst verlassen hätte. Die beiden Wisente standen am Ende eines niederen, 700 m langen, zum Teil verschütteten Ganges, der mit zahlreichen Tierbildern aus der magdalenischen und aurignazischen Periode geschmückt ist. Der Boden ist noch von den Tatzen und Krallen der Höhlenbären durchwühlt. In manchen Ecken sind Bärenknochen zu bemerken, wie sie nach dem Tode der Tiere waren, die sich dorthin zurückgezogen hatten, um zu sterben. Nur sind die meisten Kinnladen zertrümmert. Der Mensch, der die großen und schönen Zähne der Bären bewunderte und als Schmuck benutzte, hat die gewünschte Beute herausgebrochen. Eine dieser Kinnladen ist auf einen Vorsprung der Wand gestellt worden. Dort hat sie im Laufe der Jahrtausende eine Kalkkruste mit dem Felsen an der Stelle verbunden, wo sie jetzt unseren erstaunten Augen erscheint.

Etwas weiter sieht man den Raum, wo der vorgeschichtliche Bildhauer Tonerde suchte. Noch kann man die Spuren seiner Hände erkennen. Kleine von ihm geknetete Tonwürstchen liegen noch auf dem Boden. Er hat sie vor Jahrtausenden dort vergessen, oder vielleicht ist er bei der Arbeit gestört worden.

X.

Wie müssen wir uns nun die verschiedenen Stufen jener paläolithischen Kunst vorstellen? Ist es möglich, sie zeitlich näher zu lokalisieren? Kann man in ihr eine historische Entwicklung wahrnehmen?

Von bestimmten Jahren oder selbst Jahrhunderten kann natürlich keine Rede sein, sondern nur von geologischen Perioden. Nach den Schichten, in denen sie entdeckt worden sind, steht fest, daß die meisten oben besprochenen Felsenbilder aus der ersten Hälfte der Quaternärzeit stammen. Doch gestattet uns nichts, bis auf den Anfang dieser Periode zurückzugehen. Die Bilder und Zeichen sind also nicht die ältesten bis jetzt bekannten Erzeugnisse der menschlichen Tätigkeit in Europa. Wir besitzen Gefäße und Waffen, die aus dem Anfange der paläolithischen Zeit, vielleicht gar, wiewohl das weniger sicher ist, aus dem Ende der tertiären Erdperiode stammen.

[1]) Ebenda, Bd. XXIII, Heft 6.

Die Kunst der Höhlenbewohner ist wahrscheinlich gegen Ende oder gleich nach dem Ende der Mousterienperiode entstanden, um sich dann in der aurignazischen und solutreischen Zeit bis zu Ende der magdalenischen und zu Anfang der neolithischen Periode weiter zu entwickeln.

Da nach der herrschenden Ansicht die paläolithische Periode wenigstens 6000—7000 Jahre vor unserer Zeitrechnung endete, sind die meisten Erzeugnisse der Troglodytenkunst gewiß 7000—8000 Jahre alt. Wieviel älter aber sind die ersten Spuren dieser Kunst! Vielleicht sind sie 8000, 9000 oder 10000 Jahre vor Christi Geburt, möglicherweise noch viel früher entstanden.

Wir haben uns also in einem Spielraum von zwei bis fünf Jahrtausenden die Entwicklung der neuentdeckten Kunst zu denken. Wer wird sich wundern, wenn es bei einer solchen Zeitdauer den fleißigen Arbeitern schließlich an der nötigen Felswand gefehlt hat und wenn sie manchmal fünf oder sechs Bilder übereinander angebracht haben. Dadurch aber ist es ermöglicht, die verschiedenen Perioden oder Stufen der paläolithischen Kunst festzustellen, die von einfachen Händeabdrücken auf Ton oder Lehm weiter schritt, indem sie einzelne Körperteile und Arabesken mit dem Finger zeichnete. Auch die ältesten, natürlich sehr ungeschickt ausgefallenen Tierbilder sind auf diese Weise entstanden.

Bald aber benutzten die Künstler eine Art dreizackiger Gabel aus Stein oder Gräte, um nicht nur Lehm, sondern auch Stein leichter ritzen zu können; dies bezeichnet die zweite Stufe der paläolithischen Kunst. Der Höhlenbär, der den Menschen manchmal bis in die Grotten verfolgte, hat die Spuren seiner Krallen auf diesen primitiven Versuchen des menschlichen Kunstsinnes zurückgelassen und sie so unwillkürlich datieren helfen.

Allmählich, da die Temperatur milder wird und die Raubtiere den Menschen mehr Ruhe lassen, verbindet die Malerei sich schüchtern mit der Bildhauerkunst. Zuerst werden nur einige Hauptlinien bemalt. Bald kommen einzelne Fleckchen vor, um die Farbe des Pelzes oder des Fells anzudeuten. Später werden dann Hörner, Kopf, Augen, Beine bemalt und zwar mit verschiedenen Farben, so daß die Hörner meist schwarz, der Körper braun, grau oder gelb, die Beine und Füße schwarz oder dunkelbraun sind. Wenn heutzutage oft nur Spuren der ursprünglichen Farbe sichtbar sind, so muß man doch staunen, daß ein so rohes Volk Farben herzustellen verstand, die Jahrtausende lang den Einflüssen der Witterung widerstehen konnten.

Diese Versuche scheinen der aurignazischen und solutreischen Periode anzugehören. Im magdalenischen Zeitalter ist der Fortschritt bedeutend. Die Figuren werden weniger steif. Der Riß ist gewöhnlich weniger tief. Die Details treten schärfer hervor. Der Künstler bemüht sich, die Gegenstände so abzubilden, wie sie von einem gegebenen Standpunkt aus dem Auge erscheinen. Es ist die Zeit, in welcher die oben beschriebenen Tierbilder entstanden.

Nun kommen die Renntiere und Wildpferde häufiger vor und verdrängen nach und nach das Mammut auf den Felsenwänden, wie sie es bereits auf den südwestlichen Plateaus und Tälern Europas ersetzt hatten. Zugleich erscheinen die dach- und spießähnlichen Figuren, die neue, uns bis jetzt unbekannte Anschauungen verraten — vielleicht das Heraufdämmern einer Schrift. —

Bald aber fängt der Verfall der Höhlenkunst an. Das Leben der Bilder nimmt ab, die Werke haben etwas Schulmäßiges an sich. Man fühlt, wie die technische Gewandtheit die Beobachtung der Natur nach und nach verdrängt. Der Künstler kennt die wilden Tiere nicht mehr so genau wie früher. Wahrscheinlich hat er die ältesten Tierarten überhaupt nicht mit eigenen Augen gesehen. Er arbeitet nach einem gewissen Schema. Cartailhac spricht sogar von überlieferten Formeln, von einer Tradition, von eigentlichen Kunstschulen. Er glaubt, es hätte schon damals berühmte Meister und fleißige Schüler gegeben. Nur so könne man die merkwürdige Ähnlichkeit erklären, die zwischen so vielen Höhlenbildern in Südfrankreich und in Spanien auffällt.

XI.

Eine letzte Frage, und zwar die schwierigste und fesselndste, bleibt noch zu beantworten. Warum haben sich die Künstler der paläolithischen Zeit so sehr bemüht, finstere, schwer zugängliche Höhlen auszuschmücken?

Daß viele Grotten und Felswände aus rein ästhetischen Gründen dekoriert worden sind, kann man wohl annehmen. Ist nicht der Trieb, das, was er liebt und bewundert, durch Bilder darzustellen, beim Menschen so alt wie der soziale Instinkt überhaupt? Goethe sagt schon mit Recht, die sinnlichen Wahrnehmungen dienten dem Menschen zunächst als Anknüpfungspunkte der Bedürfnisbefriedigung, er führe daneben aber „ein Leben in Gefühl und Phantasie".

Jenes „Leben in Gefühl und Phantasie" offenbarte sich schon bei unseren ältesten Vorfahren der paläolithischen Periode, da alle Werkzeuge aus unvollkommen behauenen Feuersteinen und gespaltenen Tierknochen bestanden. Ebenso können wir annehmen, daß manche Zeichnungen der Höhlenbewohner auf Waffen oder Geräten, vielleicht auch auf bestimmten Wänden ihrer Wohnungen, äußere Zeichen des Eigentums waren. Es steht ja fest, daß der Urmensch, wie noch heutzutage der Wilde, seiner ganzen Umgebung, den Sachen und Personen, sein Gepräge aufzudrücken sucht[1]).

Nicht weniger sicher ist aber auch, daß die soeben genannten Gründe nicht genügen, um die meisten neu entdeckten Bilder zu erklären. Warum hätte sich der Künstler bemüht, solche Räume, ja solche Gänge und Schlupfwinkel auszuschmücken, wohin das helle Tageslicht niemals eindringen kann und wo auch er nur kriechend hingelangen konnte? Es gibt Bilder an Orten, wo sich ein Mann unmöglich aufrecht halten kann, wo der Maler knieend oder sogar auf dem Rücken liegend arbeiten mußte (Combarelles, Font-de-Gaume u. a. m.). Solche Dachsgruben haben dem Menschen niemals als Wohnungen gedient.

Und dann, warum jene zahlreichen Hände, die immer etwas ergreifen möchten? Warum jene Pfeile, die ein fliehendes Wild erreichen wollen? Warum jene geheimnisvollen Zeichen, die uralten Hieroglyphen gleichen?

Um solche Bilder und Zeichen zu erklären, werden wir bei den heute noch vorhandenen Naturmenschen nach ähnlichen Erscheinungen forschen müssen.

[1]) Vgl. O. Flügels ausgezeichnetes Werk: „Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker", fünfte Auflage, Langensalza 1912, S. 53.

Da haben nun die neuesten Reisenden uns merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Nicht nur bei den Indianern, bei den Naturvölkern überhaupt ist der Glaube sehr verbreitet, daß der Besitzer eines Bildnisses Macht habe über den Abgebildeten [1]).

Dem Höhlenbewohner lag vor allem daran, gewisse Tiere in seiner Nähe zu behalten, die ihm Fleisch, Pelz, Hörner und Knochen, Fett und Mark, Sehnen, um seine Kleider zu nähen, und sogar Öl für seine Lampe lieferten. Er wollte sie sozusagen an die Gegend fesseln. Möglicherweise bildete er sich auch ein, dadurch auf ihre Vermehrung zu wirken, ihre Rückkehr bei periodischen Wanderungen zu sichern. Vielleicht wollte er gefährliche Raubtiere versöhnen oder unschädlich machen, oder er dachte daran, dem draußen lauernden Jäger seine schwierige Arbeit zu erleichtern. Der gemalte Pfeil zeigte sozusagen dem wirklichen Geschoß den richtigen Weg. Das tritt besonders in der vom Grafen Begouen neu entdeckten Höhle zu Montesquieu-Avantès (Ariegedepartement) zutage, wo man mehrere Pferde sieht, die deutlich auf Rücken und Flähme eingeritzte Pfeile tragen.

So arbeitete der Künstler im Dunkeln für den Kameraden draußen. Wie bei den alten Israeliten der Priester den Gott Zebaoth mit erhobenen Händen anrief, während die Brüder auf dem freien Felde kämpften, so stärkte der Maler den Jäger; er gab ihm Mut und Zuversicht.

Wenn diese Hypothese richtig ist, erhalten die sonst unerklärlichen Höhlenbilder eine neue Bedeutung. Um Hirns Ausdruck zu gebrauchen, haben wir hier etwas wie „homöopathische Mittel". In einem ausgezeichneten Vortrag beim vorletzten Kongreß der „Sociétés savantes" in Caen wollte Dr. Capitan in der Höhlenkunst sogar einen vollständigen Symbolismus erkennen.

Wer weiß, ob mit diesen Symbolen nicht ein eigener Kultus oder wenigstens magische Zeremonien verbunden waren. Nach den Fußspuren, die Graf Begouen auf dem Lehm seiner neuentdeckten Höhle erkannt hat, durften sich die Verehrer gewisser Bilder oder Tierstatuen nur auf den Zehen oder den Ferse nähern.

Daß solche Hypothesen berechtigt sind, hat ein Fund des Herrn Bourrinet bei Teyjat im Dordognedepartement bestätigt. Es handelt sich um einen Kommandostab, auf dem inmitten hübsch gezeichneter Tiere drei halbmenschliche Silhouetten zu sehen sind. In diesen Gestalten hat man zuerst tanzende Zauberer erblicken wollen. Nach dem bekannten Archäologen Salomo Reinach aber wären hier nicht tanzende, sondern schwebende Gestalten zu erkennen, die wohl mit den unsichtbaren, in der Luft lebenden „Ratapas" gewisser Australier zu vergleichen wären. Vielleicht waren diese schwebenden Geister auch für die Troglodyten die befruchtenden Gottheiten.

Wohl werden manche Kritiker solche Hypothesen verwerfen; jedenfalls aber scheint der Künstler in den paläolithischen Höhlen mit einem Priester viel gemein zu haben. Dadurch gewinnt der prähistorische Maler oder Bildhauer eine ungeahnte Autorität. Er ist das unentbehrliche Zwischenglied

[1]) Vgl. Tylor, Primitive Kultur, I, 9 und II, 14. — S. auch Andrée, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. — Fritz Schultze, Psychologie der Naturvölker, S. 264 ff.

zwischen der Geisterwelt und dem Menschen, der Mann, von dem der Erfolg im täglich erneuten Kampf abhängt. Denn er kennt die Geheimnisse der Natur, die magischen Formeln, die die unsichtbaren Mächte beschwören und den Sieg verleihen. Und so haben sich wohl schon damals Kunst und Religion harmonisch verbunden.

Aus den vorhergehenden Erörterungen ergibt sich, daß die Höhlenbewohner der Mammut- und Renntierzeit bereits eine höhere Bildungsstufe erreicht hatten, als man bis jetzt annahm.

Aber auch für die Geschichte der Evolution des Menschen seit der Mitte der Quaternärperiode haben die neuen Entdeckungen eine große Bedeutung. Angesichts der letzten Funde, nicht nur in den geschmückten Höhlen, sondern auch zu Galley-Hill, Bury St. Edmund, Ipswich und anderen Orten ist es heute nicht mehr möglich, den modernen Menschen von der sogenannten Neandertalrasse abzuleiten[1]). Wir müssen annehmen, daß schon in der Mitte der paläolithischen Periode zwei verschiedene Menschenrassen in Europa gelebt haben. Die eine, die Neandertalrasse (homo primigenius), zeichnete sich durch ihre kleine, rohe und plumpe Gestalt sowie durch flachniedere Vorderstirn und geringes Gehirnsvolumen aus. Die andere, die sogenannte Cromagnonrasse (homo sapiens), war größer, entwickelter und hatte einen weniger spitzen Gesichtswinkel. Sie scheint die erstere, trotz ihrer physischen Kraft weniger widerstandsfähige Rasse völlig verdrängt zu haben. Jedenfalls ist der homo primigenius in Europa rasch und völlig verschwunden.

Somit müssen wir das bis am Anfange unseres Jahrhunderts von den Anhängern der Evolutionstheorie angenommene Schema aufgeben. Man stellte sich die Abstammung des modernen Menschen folgendermaßen vor:

I. Große Anthropoïden (menschenähnliche Affen).
II. Pithekanthropos.
III. Neandertaltypus (homo primigenius).
IV. Cromagnontypus (homo sapiens).
V. Moderner Mensch.

Nun aber haben die neuesten Entdeckungen diese Kette gesprengt. Der „homo sapiens“ ist wenigstens so alt, wahrscheinlich älter als der „primigenius“. Er kann daher nicht von diesem stammen, von dem er außerdem zu verschieden ist. Noch weniger kann er direkt von einem hypothetischen Pithekanthropos kommen. Die ganze Stufenleiter muß also aufgegeben oder umgeändert werden. Unser Urahne, der „homo sapiens“, lebte schon ganz am Anfang der paläolithischen, vielleicht schon am Ende der tertiären Erdepoche, jedenfalls zwischen der dritten und vierten Eisperiode in Europa. Mehr haben uns bis jetzt die neuesten Funde nicht gelehrt. Eine breite Kluft trennt noch die paläolithische Zeit von der geschichtlichen Periode, und nur langsam wird es der unermüdlichen Forschung gelingen, eine Brücke von dieser zu jener zu schlagen.

[1]) Vgl. besonders in der „Revue de Paris“ vom 15. Juli 1913 die Arbeit von Jean Paul Lafitte, L'homme de la Chapelle-aux-Saints, S. 280—302.

1813.

Von
Gustaf Dickhuth.

X.

Was hatte nun in dieser ganzen langen Zeit die Hauptarmee der Verbündeten getan?

Um es gleich von vornherein zu sagen: so gut wie nichts. Als Napoleon seine Operationen gegen Blücher und den Kronprinzen begann, stand die Böhmische Hauptarmee in einer Breite von etwa 12 Meilen zwischen der Elbe und der großen Straße über Chemnitz nach Leipzig. Der rechte Flügel war noch ganz südlich des Erzgebirges, der linke unter Klenau an den Nordhang vorgeschoben.

Die sogenannte Polnische Armee unter Bennigsen war bei Leitmeritz angekommen. Sie zählte etwa 42000 Mann Infanterie, 11500 Reiter und 198 Geschütze. Der Wert ihrer Bestandteile war sehr verschieden. Einige Truppenteile waren vorzüglich ausgebildet und ausgerüstet. Aber die Milizen Tolstois führten die Pike statt der Flinte, und seine Reiter waren berufen, mit Pfeil und Bogen gegen die Kanonen Napoleons zu fechten.

Der längst geplante und immer wieder verschobene Linksabmarsch der Hauptarmee sollte nun beginnen. Da nur eine brauchbare Straße über das Gebirge führte, so waren auf dieser Straße von Teplitz über Brux, Komotau, Sebastiansberg die Truppen in einer einzigen tiefen Kolonne hintereinander.

Schwarzenbergs Disposition ging dahin, nach Überschreiten des Gebirges in der Linie Marienberg—Zwickau vorläufig haltzumachen. Auf die Verfolgung weiter gehender Pläne deutet kein Wort. Damit glaubte man schon etwas erreicht zu haben.

Die Meldungen vom 1. Oktober besagten, daß die französischen Truppen aus der Gegend von Dresden nach Leipzig abgerückt seien. Bei Dresden sollte nur ein Korps zurückgeblieben sein. Hiernach schien Napoleon seine Kräfte bei Leipzig versammeln zu wollen.

Diese Nachrichten lösten im österreichischen Hauptquartier keinen tatkräftigen Entschluß aus. Nach wie vor wollte man jeder Entscheidung auf dem Schlachtfelde aus dem Wege gehen. Die Aufgabe der Hauptarmee wurde immer nur darin erblickt, daß sie den Operationen des kleinen Krieges

als Rückhalt diene und durch Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen den Feind zum Rückzug aus Sachsen veranlassen solle.

Die Meldung vom Abmarsch der französischen Truppen war zu dieser Zeit noch verfrüht. Außer St.-Cyr und Lobau standen noch Macdonald, Sebastiani und die Garden bei Dresden. Von den Truppen Murats stand das Korps Victor bei Freiberg östlich Chemnitz. Nördlich von Chemnitz standen die Korps Lauriston und Poniatowski und das Kavalleriekorps Kellermann.

Die Aufgabe Murats bestand darin, die feindliche Hauptarmee so lange aufzuhalten, bis Napoleon mit Blücher und dem Kronprinzen abgerechnet hatte. Der Kaiser teilte am 1. Oktober mit, daß Schwarzenberg anscheinend eine Bewegung beabsichtigte, machte auf die Bedeutung von Chemnitz aufmerksam und befahl am 2. Oktober dem Marschall Victor direkt, dorthin vorzustoßen:

„Entweder ist Chemnitz nur schwach besetzt; dann vertreiben Sie den Feind, besetzen Sie die Stadt und verbinden Sie sich mit Lauriston. Oder der Feind hat eine Armee daselbst; dann handeln Sie in Übereinstimmung mit Lauriston und Poniatowski. Geben Sie sich keine Blöße und halten Sie mich stets auf dem Laufenden. Ich würde es als eine sehr günstige Nachricht ansehen, wenn der Feind mit einer Armee von 70000 Mann gegen Leipzig vorginge. Der Krieg würde bald beendet sein. Aber ich denke, er kennt zu genau meine Art, zu handeln, um sich derartigen Abenteuern auszusetzen."

Allmählich ließen nun aber die bei der Hauptarmee eingehenden Nachrichten keinen Zweifel mehr, daß die Hauptkräfte der Franzosen von Dresden abmarschiert waren. Unter unbedeutenden Gefechten mit Murat schob Schwarzenberg seine Truppen langsam vorwärts. Am 5. Oktober stand das österreichische Korps Klenau bei Chemnitz; das österreichische Korps Gyulay dahinter; das russische Korps Wittgenstein bei Zwickau, etwa 50 km westlich Chemnitz; das preußische Korps Kleist dahinter; die Reserven weit zurück, teilweise noch auf der Südseite des Gebirges.

Die Auffassung des Großen Hauptquartiers spiegelt sich in nachstehender Instruktion des Generalstabschefs Radetzky:

„Unsere Vorrückung auf Chemnitz—Zwickau hat zum Zweck, den Feind auf diese Seite aufmerksam zu machen und dadurch dem Kronprinzen von Schweden und dem General von Blücher das Debouchieren über die Elbe zu erleichtern. In dieser Hinsicht war diese Bewegung notwendig. Wenn man jedoch als Hauptgrundsatz annimmt, daß eine Hauptschlacht vermieden, einzelne feindliche Kolonnen aber so viel als möglich aufgerieben werden sollen, so dürfte man sich in der Gegend von Chemnitz und Freiberg nicht in allzu ernstliche Gefechte einlassen, weil der Kaiser Napoleon in zwei, höchstens drei Märschen von Dresden daselbst eintreffen kann und wird."

Wittgenstein soll also von Zwickau einen Vorstoß auf Altenburg machen. Wenn dann Napoleon sich gegen ihn wendet, soll er sich bei Zwickau ver-

teidigen. Wenn aber Napoleon ihn nicht direkt angreift, sondern sich weiter nördlich nach Leipzig wendet, dann soll Wittgenstein weit westlich herausmarschieren, bis nach Hof und Bayreuth, um die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen zu bedrohen. Alles andere soll während dieser Bewegung stehen bleiben.

Wir können uns heute kaum noch vorstellen, daß man damals wirklich geglaubt hat, der Schlesischen und Nordarmee zu helfen, indem man mit der Masse stehen blieb und mit einem kleinen Teil einen vereinzelten Vorstoß machte. Durch eine solche „Demonstration" wollte man Napoleon veranlassen, von seiner bereits angesetzten Offensive auf Wittenberg wieder abzulassen. Wie schlecht kannte man ihn, wenn man das für möglich hielt. Nur durch rücksichtslosen Angriff auf der ganzen Front war dieses Ziel vielleicht zu erreichen.

Aber solchen Angriff wagte man nicht, „weil der Kaiser in zwei, höchstens drei Märschen bei Chemnitz eintreffen konnte". Die Angst vor dem gewaltigen Manne lähmte jede kühnere Regung. Man übersah dabei gänzlich, daß das Vorgehen Blüchers und des Kronprinzen auf Leipzig die Hauptarmee sofort entlasten mußte, wenn sie von Napoleon angegriffen wurde. Bei dieser erbärmlichen Kriegführung ist es nicht weiter erstaunlich, daß die drei schwachen Korps Murats wochenlang gegen eine vierfache Überlegenheit standhalten konnten.

Napoleon befahl, Chemnitz wieder zu besetzen und den Feind gegen das Gebirge zurückzuwerfen. Es ist ganz bezeichnend, daß der Kaiser die Langsamkeit der österreichischen Bewegungen als eine gegebene Größe in seine Berechnungen einsetzt.

Und er hat sich nicht geirrt.

Am 8. Oktober war die Hauptarmee seit elf Tagen unterwegs. In dieser Zeit haben die Preußen und Russen 18—20 Meilen zurückgelegt, die vordersten österreichischen Korps 14—15 und die Reserven nur 3 Meilen — also einen Tagemarsch.

Der Zar und König Friedrich Wilhelm waren sehr unzufrieden mit dem schleppenden Gang der Operationen. Und trotz der unglaublichen Langsamkeit der Bewegungen war die Armee nicht einmal um Chemnitz und Zwickau versammelt. Der linke Flügel war 6 Meilen tief, der rechte Flügel ganz zerstreut. In solcher Aufstellung konnte man allerdings nicht einen Angriff Napoleons mit Ruhe erwarten.

Der russische Oberst Neidhart, der im Stabe des österreichischen Generals Klenau war, schreibt an Diebitsch:

„Gestern hatte ich die Ehre, Euer Exzellenz zu berichten, daß wir den vor uns stehenden König von Neapel angreifen würden. Da wir aber heute nacht mit einer ungewöhnlichen Langsamkeit vorgingen und es auch schon ganz hell geworden, als unsere Kolonnen in der Gesichtsweite des Feindes erschienen, so machte er sich vor unserm Angriff aus dem Staube. Sicheren Nachrichten zufolge ist der Kaiser Napoleon mit seiner ganzen disponiblen Macht gegen Blücher marschiert und hat ihn angegriffen. Schon seit zwei

Tagen schlägt man sich, und die Sache ist noch nicht ausgefochten. Kein Gott wird uns je zu einer Schlacht bewegen!"

Die — übrigens unrichtige — Nachricht von einem Kampf zwischen Blücher und Napoleon war nun doch geeignet, die Geister etwas aufzurütteln, und trieb zu raschem Handeln. Im Kriegsrat war man einstimmig der Ansicht, daß nun die Zeit für entscheidende Operationen gekommen sei und daß man in Eilmärschen auf Leipzig vorgehen müsse. Aber diese Ansicht führte praktisch zu der Anordnung, daß am nächsten Tage die Truppen nicht vorgingen, sondern für den Vormarsch erst versammelt wurden. Erst am übernächsten Tag setzte sich die Armee in Bewegung und drängte die schwachen Abteilungen Murats zurück.

Sir Robert Wilson, im Hauptquartier Schwarzenbergs, schreibt an Lord Aberdeen:

„Wir bleiben in Echelons von Marienberg bis Penig stehen, und der Feldmarschall will keine entscheidende Schlacht liefern. Wahrscheinlich hat ein aufgefangener Brief Murats an seine Gemahlin dazu beigetragen, daß man sich entschloß, anzuhalten. Er war vom 8. datiert, und Murat sagt darin:

> ‚Die Verbündeten scheinen ihre feste Stellung in Böhmen zu verlassen und in die Ebene herabzusteigen. Das ist's, was Napoleon seit lange wünscht. Die Bewegungen des Kaisers sind kein Rückzug. Er sucht die Schlacht; das ist Plan von seiner Seite. Im Interesse der Verbündeten aber liegt es unter diesen Umständen, nicht auf den Entscheidungskampf einzugehen.'"

So kam es, daß am 10. Oktober Murat seine sämtlichen Truppen in vorteilhafter Stellung vereinigte, während Schwarzenberg seine vierfach überlegenen Kräfte dermaßen verzettelt hatte, daß sie auf jedem einzelnen Punkte schwächer als der Gegner und zu einer erfolgreichen Offensive ganz unfähig waren.

Die eingegangenen Meldungen besagten, daß Blücher bei Düben stehe, der Kronprinz südlich Dessau; daß Bennigsen bei Dresden nur noch 15 bis 20000 Mann gegen sich habe; daß die Masse des französischen Heeres nach Norden abgerückt sei. Hieraus schloß Schwarzenberg nun nicht, daß Napoleon sich gegen die Schlesische und Nordarmee gewendet habe, sondern daß er seine Truppen bei Leipzig versammele. Murat schien offenbar bestimmt, diese Versammlung zu decken. Wenn man also den König von Neapel noch weiter zurückdrängte, so konnte das zu einem Kampf mit dem großen Manne selber führen, und der mußte unter allen Umständen vermieden werden.

Es wurde also beschlossen, die Armee zunächst noch mehr zu versammeln; nicht um auf Leipzig vorzugehen, sondern um sich noch weiter links zu schieben, den französischen rechten Flügel zu umgehen und so den Kaiser von Leipzig wegzumanövrieren.

Damit es so aussehen sollte, als ob etwas geschehe, wurde eine Erkundung angeordnet. Wittgenstein erhielt Befehl:

„Da es hinsichtlich der ferneren Bewegungen der Armee von der größten Wichtigkeit ist, sich zu überzeugen, in welcher Stärke der Feind dem dermaligen

unter Euer Exzellenz vereinigten Korps gegenüber steht, so finde ich notwendig, Euer Exzellenz aufzutragen, morgen eine forzierte Rekognoszierung der feindlichen Linie zu unternehmen. Der General der Kavallerie Graf Klenau rückt mit seinem Korps auf Ihren rechten Flügel. Eine Schlacht ist um so notwendiger zu vermeiden, als der Kaiser Napoleon so nahe ist. Der Feind ist daher nur durch Kavallerieangriffe und Vorpoussierungen unter dem Beistand der Artillerie herauszufordern, seine Kräfte zu zeigen."

Wittgenstein schrieb darauf an Klenau, er werde mit seinem Vormarsch so lange warten, bis Klenau rechts neben ihm eingetroffen sei.

Klenau hatte zu diesem Zweck 34 km zurückzulegen; in der Nacht, im Regen, auf total durchweichten Wegen. Als die Truppen das Marschziel erreichten, waren sie so erschöpft, daß sie nichts mehr leisten konnten. Also tat Wittgenstein auch nichts.

Schwarzenberg glaubte inzwischen irrtümlicherweise, daß die Schlesische und Nordarmee westlich der Saale stünden, Front nach Osten, mit dem rechten Flügel bei Merseburg, mit dem linken bei Halle. Von dieser Vorstellung ausgehend, erließ er folgende Disposition:

Auf dem äußersten linken Flügel der Hauptarmee sollte das österreichische Korps Gyulay Aufstellung nehmen zwischen Merseburg und Weißenfels; das ergibt eine Frontbreite von 17 km. Rechts anschließend das russisch-preußische Korps Wittgenstein von Weißenfels bis Pegau, 20 km. Weiter rechts das österreichische Korps Klenau von Pegau bis Borna, 20 km. Rechts daneben das österreichische Korps Colloredo von Borna bis Rochlitz, 25 km.

Der bei Leipzig angenommene Gegner sollte also in einem etwa 100 km langen Bogen umstellt werden. Die Reserven standen bei Zeitz und Altenburg.

So wollte Schwarzenberg die Ankunft Bennigsens abwarten, der von Dresden herbeigerufen war. Dann wollte man, wie die Disposition sagt, „mit der größten Sicherheit und vollkommensten Übereinstimmung aller Armeen nach und nach täglich mehr und mehr Terrain gewinnen".

Dieses Unternehmen setzte voraus, daß Napoleon völlig untätig bei Leipzig stehen blieb. Es konnte nur Erfolg haben, wenn der Kaiser diesen Aufbau seiner Feinde nicht im geringsten störte, sondern geduldig wartete, bis die Verbündeten die künstlich gestellte Schlinge zuzogen.

Und man konnte doch allmählich gelernt haben, daß Napoleons Stärke gerade darin bestand, die Schwächen seiner Gegner zu durchschauen und mit blitzähnlicher Schnelligkeit auszunutzen. Aber die Scheu vor der taktischen Berührung mit dem Feinde war so groß, daß Schwarzenberg schon ängstlich wurde, Wittgenstein könne bei der ihm anbefohlenen Erkundung zu weit gehen. Er schreibt ihm:

„Nachdem der Allianz-Traktat mit dem Königlich Bayerischen Hofe assekuriert ist, so dürfte ohnehin dieses Ereignis auf den Feind selbst in einigen Tagen seine Wirkung ausüben. In dieser Hin-

sicht glaube ich nun Euer Exzellenz infolge der denselben erteilten früheren Disposition zur morgigen Rekognoszierung noch nachtragen zu müssen, daß das beigefügte Wort „forzierte" Rekognoszierung keineswegs als ein vollkommener Angriff zu verstehen ist."

Man traut seinen Augen kaum, wenn man das liest. Schwarzenberg bildet sich demnach alles Ernstes ein, daß die Nachricht von dem Abschluß des österreichisch-bayerischen Bündnisses Napoleon veranlassen wird, um Frieden zu bitten, und daß also eine Schlacht gar nicht mehr nötig ist.

Als diese Disposition zur Kenntnis des russischen Generaladjutanten Toll kam, erklärte dieser sofort dem Zaren, daß sie in keiner Weise der Lage entspreche. Er war durchdrungen von der Überzeugung, daß jetzt die Zeit gekommen sei, dem fortwährenden Herumziehen ein Ende zu machen, dem Zusammenstoß mit dem Feinde nicht mehr auszuweichen, sondern auf Leipzig vorzugehen, entschlossen zum letzten entscheidenden Kampf; und hierfür setzte er alle Hebel in Bewegung.

Der Kaiser Alexander wollte doch einen direkten Eingriff vermeiden und wies Toll an, selbst mit Schwarzenberg zu verhandeln. Es ist ein glänzendes Zeichen für Tolls diplomatisches Geschick, daß es ihm wirklich gelang, eine Änderung der Disposition herbeizuführen.

Die Linksschiebung bis an die Saale wurde aufgegeben. Nur Gyulay sollte westlich der Elster bleiben; alle andern Korps sollten gerade vorwärts marschieren auf Leipzig.

Auch so blieb die Disposition sehr mangelhaft. Durch die Flußläufe der Elster und der Pleiße wurden die Angriffskolonnen in drei Gruppen zerlegt, die ganz außerstande waren, sich gegenseitig zu unterstützen. Aber obgleich die Mängel der Anordnung offen zu Tage lagen, wurde sie doch mit Jubel begrüßt, denn sie machte doch der dumpfen Tatenlosigkeit ein Ende.

Dem General Wittgenstein wurde die bereits angeordnete Erkundung erneut befohlen.

Die bisherigen Meldungen besagten, daß die Franzosen südlich Leipzig standen auf einem Höhenrücken, der sich von Markkleeberg nach Osten über Wachau bis Liebertwolkwitz hinzog. Man glaubte, daß das nur noch eine Arrieregarde sei, die wenig Widerstand leisten würde.

Tatsächlich waren die Truppen Murats folgendermaßen verteilt:

Das Korps Poniatowski stand bei Markkleeberg mit 5400 Mann Infanterie, 600 Reitern und 30 Geschützen.

Dahinter das 4. Kavalleriekorps mit 1800 Reitern. Das Korps Victor links neben Poniatowski, zwischen Markkleeberg und Wachau, mit 15 000 Mann und 58 Geschützen.

Das Korps Lauriston links neben Victor, zwischen Wachau und Liebertwolkwitz, mit 12 000 Mann Infanterie, 700 Reitern und 53 Geschützen.

Das 5. Kavalleriekorps dicht hinter Lauriston mit 4000 Reitern. Endlich weiter zurück, als Reserve südlich Leipzig das Korps Augereau mit 9500 Mann und 14 Geschützen.

Alles zusammen 32000 Mann Infanterie, 9800 Reiter und 156 Geschütze.

Napoleon hat seinen Neuformationen immer hochtrabende Namen gegeben, um den Gegner zu täuschen. Die geringe Stärke der Verbände fällt auf. Das „Korps" Poniatowski ist eine schwache Brigade.

Gegen die Stellung der Franzosen ging zuerst die Avantgarde Wittgensteins unter dem General Pahlen vor. Zu ihr gehörten von russischen Truppen die Grodno-, Sumy- und Lubny-Husaren, 3 Kosakenregimenter und eine reitende Batterie; etwa 1800 Mann; von preußischen Truppen die Neumärkischen, heutigen Derfflinger-Dragoner, die Ostpreußischen, heutigen Wrangel-Kürassiere, 2 Schwadronen der Schlesischen, heutigen Katzler-Ulanen und eine reitende Batterie; etwa 1000 Mann.

Die Kosaken stießen bei Wachau-Markkleeberg auf starke französische Kavallerie und machten halt. Pahlen schickte ihnen die Grodno-Husaren zur Verstärkung, während die Lubny-Husaren sich gegen Liebertwolkwitz wendeten, wo ebenfalls eine lange Linie feindlicher Kavallerie erkennbar war.

Pahlen schickte zu Wittgenstein zurück und bat, ihm die preußische Reservekavallerie zu überlassen. Das waren die Brandenburgischen und Schlesischen, heutigen Nikolaus- und Leib-Kürassiere, 6 Landwehr-Schwadronen und 2 reitende Batterien; dazu 2 Detachements freiwillige Jäger.

Inzwischen hatte Pahlen außer einer langen Linie abgesessener französischer Kavallerie auch zahlreiche Geschütze erkannt. Er beschloß also, nicht nur die preußische Reservekavallerie abzuwarten, sondern auch die noch weiter rückwärts befindliche österreichische Kürassierdivision Duka.

Rechts von Pahlen standen die zum russischen Korps Gortschakow gehörigen Tschugujew-Ulanen und Grekow-Kosaken.

Die Infanterie Gortschakows unter Führung des Prinzen Eugen von Württemberg marschierte rechts neben der Wittgensteinschen Kolonne und wollte zunächst südlich von Liebertwolkwitz, bei Güldengossa, Stellung nehmen. Der Prinz war, von einer Schwadron begleitet, schon vor Pahlens Ankunft auf eine Höhe nördlich des Dorfes geritten. Er mußte sie wieder räumen, als von der feindlichen Seite ein hoher Offizier mit mehreren Schwadronen anritt — Seine Majestät der König Murat.

Prinz Eugen hatte aber Zeit gehabt, festzustellen, daß bei Liebertwolkwitz sehr starke französische Kavallerie stand, und schickte seiner Infanterie Befehl, südlich von Güldengossa zu halten.

Bei Pahlen war inzwischen der General Diebitsch angekommen. Der war durchaus befangen in der Vorstellung, daß man nur noch eine Arrieregarde des Feindes vor sich habe, und tadelte den Grafen Pahlen, weil er nicht im Vorgehen geblieben sei. Prinz Eugen, der in diesem Augenblick hinzukam, zeigte dem General Diebitsch die gewaltige Reitermasse der Franzosen, die man eben zu Pferde steigen sah, und ritt dann selbst zurück, um die Kürassier-Division Duka so schnell als möglich vorzuholen. Im Wegreiten hörte er noch den Donner der feindlichen Kanonen, die westlich von Liebertwolkwitz ihr Feuer begannen.

Pahlen fühlte sich in seiner Ehre gekränkt. Er hatte aus dem Tadel des Generals Diebitsch den Vorwurf persönlicher Feigheit herausgehört. Er wartete daher die preußische Reserve-Kavallerie nicht mehr ab, sondern ging mit den Sumy-Husaren und der reitenden Batterie auf die Höhe nördlich Güldengossa vor. Der Reserve-Kavallerie schickte er den Befehl entgegen, mit einer Brigade auf dem linken Flügel die Grodno-Husaren in der Richtung auf Wachau zu unterstützen, mit dem Rest auf dem rechten Flügel ihm in der Richtung auf Liebertwolkwitz zu folgen.

Als Pahlen die Höhe nördlich Güldengossa erreichte, sah er eine feindliche Kavallerie-Kolonne im Zurückgehen auf Liebertwolkwitz; anscheinend die Arrieregarde des abziehenden Gegners. Er ließ die reitende Batterie über die Höhe hinaus vorgehen und die feindliche Kavallerie mit Granaten beschießen.

Die beiden hintersten Regimenter der Franzosen machten sofort Front und ritten zur Attacke an; die feindliche Artillerie lenkte ihr Feuer auf die reitende Batterie. Zugleich attackierten die Sumy-Husaren; ihr Eingreifen ermöglichte es der Batterie, aufzuprotzen und auf die Höhe von Güldengossa zurückzugehen.

Die Sumy-Husaren waren zu schwach, um den Anprall zweier Regimenter auszuhalten; sie wurden nach kurzem Kampf auf Güldengossa geworfen.

Nun ritten die preußischen Derfflinger-Dragoner an. Die Franzosen waren durch den langen Ritt und das Handgemenge auseinander gekommen. Sie wagten nicht, den neuen Kampf anzunehmen. Wie mit einem Schlage machten sie kehrt und rissen auch eine eben herankommende zweite Staffel mit nach rückwärts.

Als aber nach und nach drei weitere Staffeln der Franzosen herankamen, da mußten die preußischen Dragoner wieder nach Güldengossa zurück.

Die Franzosen folgten nicht. Sie blieben stehen und ordneten ihre Verbände. Noch waren sie damit nicht fertig, als die preußischen Wrangel-Kürassiere gegen ihre Front und die Schlesischen Ulanen gegen ihre Flanke anritten. Im Halten wurden die Franzosen über den Haufen geritten. In wilder Flucht jagten sie auf Liebertwolkwitz zurück, verfolgt von den Preußen. Den Ulanen gelang es, in die feindliche große Batterie einzudringen. Natürlich konnten sie sich dort nicht lange halten. Als drei bis vier frische französische Regimenter angriffen, wurden die Kürassiere und Ulanen geworfen und wären wohl ganz zersprengt worden, wenn nicht die inzwischen wieder gesammelten Dragoner durch Anreiten gegen die Flanke die feindliche Verfolgung zum Stehen gebracht hätten.

Beide Teile sammelten nun, und es entstand eine Pause im Gefecht.

Murat verstärkte das Artilleriefeuer und zog eine neue Division heran. Bisher hatten zwei Divisionen des 5. Kavalleriekorps gefochten. Jetzt wurde die sogenannte spanische Division Milhauds eingesetzt; das Beste, was die französische Armee an Kavallerie besaß. Im ersten Treffen ritten zwei Regimenter in Linie. Im zweiten Treffen folgte der Rest hinter der Mitte in Divisionskolonne. Im dritten Treffen endlich die Division l'Héritier und die beiden leichten Divisionen.

In diesem Augenblick erschien bei Güldengossa die preußische Reserve-Kavallerie. Die Brandenburgischen und Schlesischen Kürassiere warfen sich sofort auf die vordere Ecke der anreitenden feindlichen Masse, brachten sie zum Stutzen, zwangen sie zum Kehrtmachen und verfolgten sie bis in die Artillerielinie hinein.

Als nun aber die beiden leichten Divisionen der Franzosen sich gegen die Flanken der Preußen entwickelten und zugleich die französische Infanterie zum Schutz ihrer Batterien vorging, da brach über die Kürassiere das Verhängnis herein. Nur einzeln und in kleinen Trupps sind sie nach Güldengossa zurückgelangt. Allein die Schlesischen Kürassiere haben 13 Offiziere und 169 Mann verloren.

Wieder waren es die Dragoner, die durch eine mit ungewöhnlicher Kühnheit und Ausdauer gerittene Gegenattacke die Situation retteten.

Abermals sammelten beide Teile; abermals entstand eine Gefechtspause.

Die Kosaken suchten auf ihre Weise die Pause auszufüllen. Sie ritten einzeln oder zu mehreren vor, prellten an den Gegner heran, schossen ihre Flinten oder Pistolen ab, verhöhnten den Feind mit Worten und Gebärden und trieben in dem Raum zwischen beiden Fronten ihre phantastischen Künste.

Schließlich wurde es den Franzosen zu bunt; sie erwiderten das Feuer und machten Jagd auf die kecken Reiter. Die machten sich aus dem Staube und wurden sofort von einzelnen Zügen oder Schwadronen aufgenommen.

Gegen diese ritten nun wieder französische Schwadronen an, die von russischen und preußischen Regimentern abgewiesen wurden, und so spielte sich eine ganze Reihe von vereinzelten Gefechten ab, die für den Verlauf des Ganzen ohne Bedeutung waren. Bei einem dieser Zusammenstöße wäre Murat beinahe gefangen worden durch den Leutnant Lippe von den preußischen Dragonern.

Es war ½12 geworden, als Klenau, der rechts von Wittgenstein vorging, den Befehl erhielt, Liebertwolkwitz von allen Seiten anzugreifen, um die Kavalleriekämpfe zur Entscheidung zu bringen.

Klenau hatte seine Kavallerie vorausgeschickt, und diese hatte sich rechts neben Pahlen aufgestellt.

Liebertwolkwitz war mit etwa 3000 Mann und 24 Geschützen besetzt; dahinter stand das ganze Korps Lauriston.

Klenau griff von zwei Seiten an, und es gelang ihm, in das Dorf einzudringen; aber weitere Erfolge vermochte er nicht zu erkämpfen.

Es war 2 Uhr vorbei, als Murat zum letzten Angriff sich entschloß. In einer einzigen kompakten Masse, dicht aufgeschlossen, ritten die 8000 Reiter an. Es muß einen überwältigenden Eindruck gemacht haben, als diese breite und tiefe Kolonne rasselnd, klirrend, donnernd aus dem dicken Pulverdampf hervorbrach. „Welch Schauspiel! Aber ach — ein Schauspiel nur!"

Auf die Tête stürzten sich die Schlesischen Ulanen, die Brandenburgischen Kürassiere und die russischen Husaren. Ihr mächtiger Anprall brachte die vorderste Linie zum Stehen, die folgenden Kolonnen ritten auf und keilten sich dermaßen ineinander fest, daß sie weder vorwärts, noch rückwärts, noch seitwärts konnten, zum unentwirrbaren Knäuel geballt.

In diese hilflose Masse brach nun von der Seite her die Kavallerie Klenaus ein. Klenau führte persönlich die Erzherzog-Ferdinand-Husaren und die Hohenzollern-Chevauxlegers; dahinter folgten die O'Reilly-Chevauxlegers und die Kaiser-Kürassiere.

Das Durcheinander der französischen Reiter löste sich nur, um das Heil in der Flucht zu suchen; in völliger Auflösung jagten sie zurück.

Die Österreicher verfolgten. Die Preußen konnten's nicht mehr. Ihre Pferde waren fertig.

Inzwischen war die Kürassier-Division Duka eingetroffen und von Pahlen auf den linken Flügel geschickt worden, den Grodno-Husaren zu Hilfe. Diese waren ursprünglich vor Wachau auf große Überlegenheit gestoßen und geworfen worden. Im rechten Augenblick erschien der General Mutius mit der Landwehr-Brigade der preußischen Reserve-Kavallerie. Er attackierte die verfolgenden Franzosen von der Flanke her und veranlaßte sie zum Zurückgehen.

Damit war auf diesem Flügel das Gefecht bereits beendigt. Die Franzosen unternahmen nichts mehr, und als Duka erschien, gingen sie hinter Wachau zurück.

So waren denn alle Reiterangriffe Murats gescheitert. Um 4 Uhr setzte er noch seine Infanterie ein. Aber es war zu spät; die hereinbrechende Dunkelheit machte dem Gefecht bald ein Ende. Nur in Liebertwolkwitz wurde noch mit wechselndem Erfolg bis zum Abend gekämpft. Schließlich behielten die Franzosen das Dorf.

Murat hat von Anfang an 75 Schwadronen zur Stelle gehabt mit 8000 bis 9000 Mann. Pahlen verfügte bis 2 Uhr nachmittags nur über 46 Schwadronen mit etwa 6000 Mann. Erst am Ende des Gefechts griff Klenau noch mit 16 Schwadronen ein. Die Division Duka ist überhaupt nicht mehr zur Tätigkeit gekommen. Der Hauptkampf hat sich abgespielt zwischen 34 Schwadronen Pahlens gegen 59 Schwadronen Murats; das sind 4000 gegen 7000.

In dem siebenstündigen Kampfe hat keiner der beiden Gegner wesentliche Vorteile errungen; die Verluste werden annähernd gleich gewesen sein. Dabei war dieses Gefecht von Liebertwolkwitz im Grunde genommen überflüssig gewesen; denn weder Pahlen noch Klenau konnten nach der Gesamtlage die Aufgabe haben, eine Entscheidung zu suchen. Wittgenstein sollte nur feststellen, ob die Franzosen nach der Mulde abzogen oder nicht. Sobald er erkannt hatte, daß Murat fest entschlossen war, seine Stellung zu behaupten, mußte er das Gefecht abbrechen.

Freilich — wenn er Aussicht gehabt hätte, die Franzosen aus ihrer ausgezeichneten Stellung zu werfen, dann mußte er es versuchen. Dazu aber hätten ganz andere Kräfte eingesetzt werden müssen. Daß es nicht geschah, fällt nicht Wittgenstein zur Last, sondern Schwarzenberg. Murat vollends konnte gar nicht daran denken, einen etwaigen Erfolg auszubeuten. Er mußte doch wissen, daß hinter Wittgenstein die ganze Böhmische Hauptarmee stand. Somit mußte er sich darauf beschränken, seine vorteilhafte Stellung zu halten.

Für den Verlauf des Kavalleriegefechts ist es verhängnisvoll geworden, daß Pahlen unter dem Einfluß persönlicher Gereiztheit voreilig mit unzureichenden Kräften vorging, statt die preußische Reserve-Kavallerie und die Kürassiere Dukas abzuwarten. Damit gab er die Leitung des Kampfes von vornherein aus der Hand.

Die nach und nach anlangenden Verstärkungen konnten nicht planmäßig eingesetzt werden. Sie wurden regimenterweise ins Handgemenge geworfen, wo es gerade nottat, immer auf die kranke Stelle. Pahlen kam überhaupt nicht dazu, etwas in der Hand zu behalten, und so war er niemals Herr der Lage. Er mußte die Dinge laufen lassen, wie sie eben liefen. Die Hauptsache haben schließlich die Unterführer gemacht. Sie haben eigentlich durchweg sachgemäß gehandelt, und die Truppe hat sich brillant geschlagen. Das Ergebnis war infolge des fehlerhaften Einsatzes trotz aller Tapferkeit nur gering — abgesehen natürlich von dem bedeutenden moralischen Erfolg.

Auf der entgegengesetzten Seite liegt der Mißerfolg an der geradezu abenteuerlichen Formation, in der Murat anritt. Seine Reiter waren Rekruten auf nicht durchgerittenen Pferden, die taktische Schulung der Schwadronen war sehr gering, und Murat mag der Manövrierfähigkeit seiner Regimenter nicht getraut haben. Um so toller ist eigentlich der Gedanke, in einer kompakten Masse anzureiten. Es konnte gar nicht anders kommen, als es gekommen ist. Mag sein, daß der Südfranzose seine Phantasie berauschte an dem überwältigenden Eindruck dieser Attacke von 8000 Pferden, und daß er so zu der Idee verleitet wurde, der Feind würde einen solchen Eindruck nicht aushalten.

Für die Verbündeten hatte das Gefecht schließlich als Ergebnis festgestellt: die Franzosen standen in ihrer alten Stellung Markkleeberg — Wachau — Liebertwolkwitz; sie machten keine Miene, zurückzugehen. So blieb denn nichts übrig als Angriff.

Am 15. Oktober wurde die Aufstellung dazu genommen. Abends standen:

die Korps Klenau, Kleist und Wittgenstein südlich von Leipzig der französischen Front gegenüber;

das Korps Gyulay südwestlich von Leipzig, bei Lützen;

die Reserven unter Merveldt hinter dem linken Flügel Wittgensteins;

noch weit zurück, im Anmarsch von Chemnitz und Dresden, das Korps Colloredo und die Armee Bennigsens.

So stand denn endlich auch die Hauptarmee unmittelbar vor dem großen Kampfe, der die Entscheidung über die Herrschaft in Europa herbeiführen sollte. Sie war mehr von den Ereignissen in diese Lage geschoben worden, als daß sie sie selbst herbeigeführt hatte.

Schwarzenbergs Lage gegen die drei vereinzelten Korps Murats war überaus günstig gewesen. Er hatte nichts getan, um sie auszunutzen. Im langsamsten Tempo war er von Teplitz nach Marienberg vorgerückt; dann von Marienberg nach Chemnitz; dann von Chemnitz nach Altenburg. Immer bestrebt, einem Zusammenstoß mit dem Feinde nach Kräften auszuweichen, hatte er eigentlich überhaupt nicht gehandelt, sondern nur gedroht zu handeln.

Die vielen kleinen Gefechte, die trotzdem fast täglich stattfanden, waren infolgedessen nicht nur nutzlos, sondern im Grunde genommen auch ganz zwecklos. Da immer nur unzureichende Kräfte eingesetzt wurden, war es trotz der vierfachen Überlegenheit nicht gelungen, den dünnen Schleier der Muratschen Deckungstruppen zu zerreißen. Vor allem aber hatte die Hauptarmee auch nicht das mindeste getan, um eine Niederlage Blüchers und des Kronprinzen abzuwenden. Und am 15. Oktober abends hatte Schwarzenberg nicht einmal seine eigenen Kräfte versammelt und zur Schlacht bereit. Colloredo und Bennigsen waren weit zurück.

Blücher und der Kronprinz waren nach Schwarzenbergs Anordnungen einer vernichtenden Niederlage ausgesetzt gewesen. Sie sind ihr entgangen durch die eigene Vorsicht und durch eine Reihe glücklicher Zufälle. Am Ende aber bleibt es doch ganz allein Blüchers Verdienst, daß alle drei Armeen am 14. Oktober sich nahe genug kamen, um vom 16. ab zusammenwirken zu können.

Der Grund für die eigentümliche Führung der Hauptarmee liegt vorzugsweise in der Persönlichkeit Schwarzenbergs.

Man hat der Anwesenheit dreier Monarchen im Hauptquartier die Schuld geben wollen. Aber der Kaiser Franz war viel abwesend; und der Zar und der König suchten antreibend zu wirken, nicht zurückhaltend.

Man hat darauf hingewiesen, daß von der nur notdürftig ausgebildeten Truppe nicht mehr zu verlangen war. Aber der Feind hatte auch vorwiegend Rekruten in seinen Gliedern, und schließlich hat die Truppe doch überall das geleistet, was von ihr verlangt wurde.

Schwarzenberg selbst hat über ungenügende Aufklärung geklagt. Das hätte er nicht tun sollen; denn er verfügte über eine Kavallerie, die der feindlichen nach Zahl und Ausbildung überlegen war. Was ihn in Wahrheit gehemmt hat, war das heimliche Bewußtsein, daß er der Aufgabe nicht gewachsen war, einen Gegner wie Napoleon zu schlagen. Trotz aller Überlegenheit der Zahl, trotz aller Tapferkeit der Truppen sah er voraus, daß er die Entscheidungsschlacht verlieren würde. Wenn das aber geschah, dann löste sich das große Bündnis auf, dann erzwang Napoleon den Frieden, und dieser Friede war sicherlich der Untergang Österreichs als Großmacht.

Das mangelnde Selbstvertrauen hatte zur Folge, daß Schwarzenberg eine Art von abergläubischer Scheu vor dem Genie Napoleons empfand, und die drückende Last der Verantwortung lähmte ihm jeden Entschluß. Sie veranlaßte diese ängstliche Kriegführung, die einzig darauf bedacht war, eine Schlacht zu vermeiden und den Feind durch strategische Manöver zu verwirren. Dazu kam, daß Schwarzenberg groß geworden war in einer Schule, die die Überlegenheit des Manövers über das „rohe Bataillieren" lehrte. Manchmal freilich mag auch dem österreichischen Feldmarschall eine Ahnung aufgestiegen sein, daß ein dauerhafter Friede sich doch nur nach einer Niederlage Napoleons erreichen lasse. Denn wenn Napoleon mit seinen 200 000 Mann nur über den Rhein „manövriert" wurde, dann kam er eben im nächsten Frühjahr wieder, und das Spiel mußte von neuem beginnen. In solchen Momenten

der Erkenntnis — sie waren recht selten — nahm Schwarzenberg einen Anlauf zu kühnerem Handeln. Aber der Anlauf blieb immer bald wieder im Sande stecken.

Man darf dem Feldherrn der Hauptarmee nicht Unrecht tun. Wir wissen heute, daß Napoleon die Schlacht bei Leipzig verloren hat; daß damit seine Herrschaft in Deutschland für immer gebrochen war; daß er über den Rhein zurückgeworfen und bis Paris verfolgt wurde; daß er seinen Thron verloren und sein Leben in der Gefangenschaft beschlossen hat. Aus solcher Kenntnis heraus urteilt es sich anders als aus der Stimmung, in der die Welt vor der Schlacht von Leipzig war. Wir müssen uns das Bild Napoleons vor Augen halten, wie er seinen Zeitgenossen damals erschien; noch umgeben von dem strahlenden Nimbus des nie besiegten Feldherrn.

In drei großen Kriegen hatte er bereits Österreich überwältigt. Er hatte Preußen so gut wie vernichtet, das übrige Deutschland in den Rheinbund gezwungen und zu willenlosem Sklavendienst verpflichtet. Italien war unterworfen. Selbst der Papst, an dessen Macht die gewaltigsten Herrscher des Mittelalters gescheitert waren, war in französischer Gefangenschaft gewesen. Ein Riesenreich, das von den Säulen des Herkules bis zur Weichsel reichte und von der Nord- und Ostsee bis zum Mittelmeer, gehorchte den Befehlen dieses einzigen Mannes.

Und wenn man dann auf der anderen Seite an die Folgen denkt, die eine Niederlage für Österreich notwendig haben mußte, dann wird man die Kriegführung Schwarzenbergs zwar nicht billigen, aber verstehen. Wenn irgendwo, dann schien hier Vorsicht geboten zu sein.

Gab es eine Möglichkeit, Napoleon ohne Schlacht aus Deutschland zu verdrängen, so glaubte man den Versuch dazu machen zu müssen.

So entspringen Schwarzenbergs Anordnungen mehr politischen als operativen Erwägungen. Diese Erwägungen wurden aber von allen maßgebenden Persönlichkeiten in Österreich durchaus geteilt. Auch der größte Teil der preußischen und russischen Generale würde an Schwarzenbergs Stelle den Feldzug nicht anders geführt haben.

Am letzten Ende waren sie alle befangen und in ihren Entschlüssen gelähmt durch die Furcht vor Napoleon. Daraus aber, daß sie dem größten Genius ihrer Zeit nicht gewachsen waren, kann man ihnen nicht wohl einen Vorwurf machen.

XI.

Das Schlachtfeld von Leipzig wird durch die Flußläufe in vier Abschnitte geteilt:

Die Elster kommt von Süden und biegt in der Stadt Leipzig scharf nach Westen um.

An dieser Biegestelle mündet von Osten her die Parthe.

An derselben Stelle mündet auch noch die von Süden kommende Pleiße.

Daraus ergibt sich im Schema die Figur eines lateinischen T, das zwei Grundstriche hat: $\overline{2}\overset{1}{\wedge}\overline{4}$. Am Schnittpunkt der Linien liegt die Stadt Leipzig.

Das Schlachtfeld zerfällt demnach in vier Abschnitte:

1. die nördliche Hälfte;
2. der südwestliche Abschnitt, zwischen dem Oberlauf und dem Unterlauf der Elster;
3. der südliche Abschnitt, zwischen der Elster und der Pleiße;
4. der südöstliche Abschnitt, zwischen der Pleiße und der Parthe.

Die Hauptkämpfe spielen sich im südöstlichen Abschnitt ab, zwischen der Pleiße und der Parthe.

Dort dehnt sich ein stundenweites Flachland aus, in dem die Übersicht nur durch die Dörfer unterbrochen wird. In der allgemeinen Richtung von West nach Ost ziehen sich viele niedrige Hügelwellen, die die Bewegung nicht stören, aber einem Verteidiger Deckung gegen Sicht, stellenweise auch gegen Feuer gewähren.

Der bedeutendste dieser Höhenzüge ist der, hinter dem am 14. Oktober die Truppen Murats standen. Er läuft von Markkleeberg über Wachau nach Liebertwolkwitz.

In den Falten dieser Geländewellen waren vor hundert Jahren noch viele sumpfige Gräben. Der Boden ist durchweg Lehm; er war zur Zeit der Schlacht durch wochenlange Regengüsse in einen zähen Schlamm verwandelt. Dadurch war die Gangbarkeit des Geländes, namentlich für die berittenen Waffen, sehr beschränkt.

Die Dörfer sind massiv gebaut, mit breiten Straßen. Stattliche Kirchen liegen inmitten ummauerter Kirchhöfe. Der Dorfrand ist umgeben von Gräben, lebenden Hecken und Lehm- oder Ziegelmauern.

Sehr ähnlich ist das Gelände in der nördlichen Hälfte des Schlachtfeldes; nur sind die Hügelwellen dort noch flacher.

Ganz anders aber sieht es aus in dem schmalen Abschnitt zwischen der Pleiße und der Elster. Diese Flüsse laufen, von Süden kommend, in der Stadt Leipzig in einem spitzen Winkel zusammen. Ihre Tiefe schwankt zwischen $^1/_2$ und 4 m; ihre Breite ist durchschnittlich 15 m.

Der nördlichere Teil des spitzen Winkels, nahe der Stadt Leipzig, hatte vor hundert Jahren einen ganz ähnlichen Charakter wie das Gelände bei Wartenburg. Er war ausgefüllt von einer Wiesenfläche, auf der Lachen und Sümpfe wechselten mit niederem Strauchwerk, buschartigem Gestrüpp und kleinen Waldparzellen; das Ganze durchschnitten von einem Labyrinth von Gräben und Wasserläufen.

Durch dieses Gelände führten nur zwei Wege: die große Chaussee von Leipzig über Lindenau nach Merseburg und weiter südlich ein Fahrweg von Connewitz nach Gautsch. Außerhalb der Wege waren Truppenbewegungen beinahe unmöglich.

Die Pleiße- und Elsterniederung ist von ungeheurer Bedeutung für eine Armee, die sich südöstlich von Leipzig schlagen will; denn sie deckt die rechte

Flanke vollkommen. Die beiden Straßenübergänge sind mit ganz geringen Kräften zu sperren. Die Straße über Lindenau führt in den südwestlichen Abschnitt, der von dem Oberlauf und dem Unterlauf der Elster gebildet wird. Ihre Wichtigkeit springt ins Auge. *Sie war die einzige Straße, die Napoleon zur Verfügung stand, wenn er den Rückzug nach Westen antreten mußte.* Und diese einzige Rückzugsstraße war ein langer Engweg.

Sie führte über die Pleiße- und Elsterniederung auf einem Steindamm, der 3 bis 4 m hoch, 15 m breit und etwa ½ Stunde lang war. Die zahlreichen Flußarme wurden überschritten auf fünf steinernen und mehreren hölzernen Brücken.

Die westlichste dieser Brücken reichte bis in das Dorf Lindenau hinein und wurde von den davor liegenden Höhen völlig beherrscht. Ihr Ausgang war brückenkopfartig geschützt durch Erdwerke, Palliſaden und spanische Reiter.

Diese kurze Schilderung zeigt, daß alle Vorteile des Geländes auf Seiten Napoleons waren.

Er hatte eine sehr gute Höhenstellung mit ausreichender Schußwirkung. Die Geländefalten gestatteten gedeckte Aufstellung und Bewegung, somit überraschende Verwendung der Reserven. Die Dörfer waren natürliche Stützpunkte der Verteidigung. Die rechte Flanke war an die Pleiße sicher angelehnt.

Nur eins war gefährlich an dieser Stellung: Napoleon mußte unbedingt siegen. Wenn er geschlagen wurde, gab es keine Rettung. Man kann nicht 200000 Mann auf einer einzigen Straße zurückführen; besonders nicht, wenn sie ein Engweg ist, den der Feind mit geringen Kräften sperren kann.

Am 14. Oktober abends gab Schwarzenberg seine Disposition für den 16. aus:

Klenau, Kleist und Wittgenstein, zusammen 72000 Mann, sollten in dem südöstlichen Abschnitt zwischen Parthe und Pleiße frontal vorgehen.

Merveldt mit den österreichischen Reserven und den russisch-preußischen Garden, zusammen 52000 Mann, in dem engen südlichen Abschnitt zwischen der Pleiße und dem Oberlauf der Elster.

Gyulay mit 19000 Mann von Lützen und Blücher mit 54500 Mann von Merseburg her in dem südwestlichen Abschnitt zwischen dem Oberlauf und dem Unterlauf der Elster gegen Lindenau.

Es waren somit in den drei Abschnitten der südlichen Hälfte des Schlachtfeldes drei Angriffskolonnen gebildet, die aber durch die Pleiße und den Oberlauf der Elster derartig getrennt waren, daß sie sich nicht gegenseitig unterstützen konnten. 52000 Mann, ein Viertel der Gesamtkräfte, waren in den sumpfigen Winkel zwischen Pleiße und Elster gewiesen, wo sie sich nicht entwickeln konnten, wo sie sich entweder unter dem Feuer des Feindes den Übergang über die Pleiße erzwingen mußten oder aber zur Untätigkeit verdammt waren. 70000 Mann waren gegen Lindenau eingesetzt, gegen eine 15 m breite Straßenmündung, deren Verteidigung mit weit geringeren Kräften nicht schwer sein konnte.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Gedanke, über Connewitz und Lindenau in die rechte Flanke der Franzosen einzubrechen, etwas sehr Verlockendes hat. Wenn diese Angriffe gelangen, so bedeuteten sie den Untergang des französischen Heeres. Es war nur nach Lage der Dinge mehr als unwahrscheinlich, daß sie gelangen. Und wenn sie keinen Erfolg hatten, dann waren zwei Drittel der verfügbaren Kräfte gefesselt, ohne auf den Ausgang der Schlacht den geringsten Einfluß ausüben zu können.

Napoleon suchte die Entscheidung zweifellos in dem südöstlichen Abschnitt, zwischen Pleiße und Parthe. Dorthin hatte Schwarzenberg nur 72000 Mann disponiert. Die sollten die Hauptkräfte Napoleons aus ihrer sehr günstigen Stellung von Wachau—Liebertwolkwitz vertreiben. Das war von vorn herein aussichtslos.

Toll verlangte denn auch, daß die Masse der Hauptarmee östlich der Pleiße verwendet und das Korps Klenau gegen die linke Flanke der Franzosen angesetzt werden solle. Aber diesmal gelang es ihm nicht, seine Absicht durchzusetzen. Schwarzenberg hatte das Gelände zwischen Pleiße und Elster in dem südlicheren Teil persönlich erkundet. Bis in die Gegend von Gautsch hatte er es für Truppenbewegungen nicht ungünstig gefunden. In den nördlichen, schwierigen Teil hatte er nicht vordringen können, da feindliche Kavallerie das Gelände sperrte. Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß brauchbare Karten damals nicht zur Verfügung standen; und so glaubte Schwarzenberg der Versicherung des ehemals sächsischen Generals Langenau, daß die Flußniederung auch in ihrem nördlicheren Teil denselben Charakter habe, wie im südlicheren.

In einer Beratung beim Kaiser Alexander platzten die Meinungen heftig aufeinander. Jomini erklärte geradezu, die Disposition sei so widersinnig, daß man glauben könne, Napoleon habe sie selbst diktiert, um sich einen entscheidenden Sieg zu verschaffen.

Der Zar sprach lange mit Schwarzenberg; vergebens. Endlich brach er im Zorn aus: „Nun, mein Herr Feldmarschall, da Sie darauf bestehen, so können Sie mit der österreichischen Armee machen, was Sie wollen. Was aber die russischen Truppen betrifft, so werden diese auf das rechte Ufer der Pleiße übergeführt, wo sie sein sollen, und nirgends sonst."

Schwarzenberg befahl darauf folgende Änderungen: Die Schlesische Armee blieb auf dem rechten Ufer der Elster, also in der nördlichen Hälfte des Schlachtfeldes, wurde nicht mehr gegen Lindenau eingesetzt, sondern gegen die Nordfront von Leipzig.

Gegen Lindenau blieb nur noch das Korps Gyulay, mit der Weisung, im Notfall dem Feinde die Straße nach Merseburg frei zu geben und sich nach Zeitz zurückzuziehen. Das ist ein bißchen weit. Gleich 5 Meilen südlich.

Zwischen Pleiße und Elster blieb Merveldt mit den österreichischen Reserven gegen Connewitz allein. Schwarzenberg hielt fest an der Hoffnung, dort die Entscheidung herbeizuführen.

Die russisch-preußischen Garden wurden auf das rechte Pleißeufer be-

fohlen. Sie sollten sich anderthalb Meilen südlich von Wachau aufstellen; also viel zu weit rückwärts. Sie konnten leicht zu spät kommen. Wenn es Napoleon gelang, den Übergang von Connewitz gegen Merveldt zu sperren — und das war mit Sicherheit vorauszusehen —, dann mußte nach wie vor Wittgenstein mit seinen 72000 Mann die ganze Last des Entscheidungskampfes tragen. Die 24000 Garden konnten erst nach geraumer Zeit Hilfe bringen.

Schwarzenbergs Disposition war sonach nicht glücklich, aber sie zeigte doch wenigstens den Entschluß, anzugreifen, nachdem man wochenlang die kostbare Gelegenheit nicht benutzt hatte, den vereinzelten Murat gründlich zu schlagen.

Jetzt hatte Napoleon seine Kräfte besser versammelt als Schwarzenberg. Die Nordarmee, die Polnische Armee, das Korps Colloredo fehlten; und die Hauptarmee war in drei Teile gespalten, die sich gegenseitig nicht unterstützen konnten.

Hatte man so lange gezögert, so wäre es nun schon besser gewesen, auch am 16. Oktober noch zu warten, bis die fehlenden Teile herangekommen waren. Schwarzenberg aber glaubte, daß Napoleon nach der Elbe abziehen wolle; er glaubte dadurch die Nordarmee schwer gefährdet und gedachte durch seinen Angriff den Kaiser bei Leipzig festzuhalten. Den Sieg aber erhoffte er nicht von dem Vordringen Wittgensteins gegen Wachau, sondern von dem Flankenstoß Merveldts gegen Connewitz.

Groß war wohl seine Hoffnung auf Erfolg überhaupt nicht. Wenigstens klingt der Brief recht resigniert, den er am Abend vor der Schlacht an seine Gemahlin schrieb:

„Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer erblicke, die sich vor mir ausbreiten, wenn ich bedenke, daß mir der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser gegenüber steht, dann ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siege, so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. Überlebe ich es, so werde ich in deinen Augen deshalb nicht kleiner, nicht wertloser erscheinen. Im Falle des Gelingens wie des Mißlingens habe ich im voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urteil der Welt wird mich lohnen oder strafen."

Wittgenstein, dem die Hauptarbeit des Kampfes zugewiesen war, hatte seine Truppen in vier Kolonnen geteilt:

Auf dem rechten Flügel sollte Klenau gegen Liebertwolkwitz vorgehen mit dem IV. österreichischen Armeekorps und der preußischen Brigade Zieten. Links daneben Gortschakow mit der V. russischen Division und der preußischen Brigade Pirch. Weiter links der Prinz Eugen von Württemberg gegen

Wachau mit dem II. russischen Infanteriekorps und der preußischen Brigade Klüx. Endlich auf dem linken Flügel unter Kleist die russische Division Helffreich und die preußische Brigade Prinz August. Zwischen den Kolonnen Gortschakow und Prinz Eugen befand sich die Kavallerie Pahlens.

Auffallenderweise ist das preußische Korps Kleist brigadeweise auf die vier Kolonnen verteilt. Es ist nicht recht verständlich, welchen Zweck diese Zerreißung der Verbände haben soll.

Die vier Kolonnen sind weit auseinander; jede einzelne ist zu schwach, um einen entscheidenden Angriff durchzuführen. Klenau hat zwar 27 000 Mann, also annähernd ein Armeekorps, aber Prinz Eugen 11 000, Gortschakow 9000 und Kleist nur 8000 — eine Brigade.

Wenn man die im Anmarsch befindlichen Garden mit dazu rechnet, befanden sich östlich der Pleiße rund 100 000 Mann mit 460 Geschützen. Zwischen der Pleiße und Elster gegen Connewitz Merveldt mit rund 30 000 Mann und 90 Geschützen. Gegen Lindenau stand Gyulay mit rund 20 000 Mann und 58 Geschützen, und nördlich der Elster die Schlesische Armee mit 54 000—55 000 Mann und 310 Geschützen. Alles in allem sind das rund 205 000 Mann mit über 900 Geschützen.

Um die Anordnungen Napoleons zu verstehen, ist es notwendig, noch einmal zurückzugehen bis zum 15. Oktober früh, zum Morgen nach dem großen Reitergefecht bei Liebertwolkwitz.

Napoleon schreibt an Macdonald:

„Es ist jetzt 8 Uhr, und die entsendeten Erkundungspatrouillen finden nichts vom Feinde. Entweder hat er eine Verteidigungsstellung genommen, um eine Schlacht anzunehmen; oder er ist zurückgegangen, weil er sieht, daß wir imstande sind, ihn zu vernichten. (Ein solches Verhalten war nach den Vorgängen dem österreichischen Feldherrn allerdings zuzutrauen.) Das Korps des Prinzen von Schweden hat die Saale passiert und marschiert auf Merseburg (hier ist der Kaiser im Irrtum) dergestalt, daß der Herzog von Ragusa (Marmont, der nordwestlich von Leipzig steht) nichts als Kavallerie gegenüber hat."

Der Kaiser glaubte aber auch von der Schlesischen Armee, daß sie auf dem linken Elsterufer stehe.

In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober erhielt er die Meldung Marmonts, daß in der Richtung auf Halle 7 feindliche Bataillone zu erkennen seien, im Lager hinter einem Dorfe. Marmont glaubte, daß er am 16. Oktober angegriffen werden würde. Napoleon konnte sich zu dieser Ansicht nicht verstehen. Er blieb dabei, daß die Schlesische Armee nicht von Halle, sondern von Weißenfels anmarschiere, um sich südlich Leipzig mit der Hauptarmee zu vereinigen. Er beschloß demnach, seine Hauptkräfte gegen Schwarzenberg einzusetzen.

Die bisherige Armee Murats (Poniatowski, Victor, Lauriston und 4 Kavallerie-Korps) sollte aus der Front Markkleeberg—Wachau—Liebertwolkwitz angreifen. Augereau, Macdonald, die Garden, das 1., 2. und

5. Kavalleriekorps sollten östlich ausholen und sich gegen die rechte Flanke der Verbündeten wenden.

Der Flankenangriff sollte Schwarzenberg veranlassen, seine letzten Reserven in dieser Richtung zu verwenden. Wenn dies geschehen war, gedachte der Kaiser den entscheidenden Stoß aus der Front zu führen mit den Truppen, die jetzt noch nördlich von Leipzig standen, sofern sie dort entbehrlich waren: Marmont, Reynier, Souham, die polnische Division Dombrowski und drei Kavalleriekorps.

Marmont beabsichtigte er sofort heranzuziehen und zwischen Leipzig und Liebertwolkwitz aufzustellen. Die anderen hoffte er auch bald frei zu bekommen, sobald sich herausgestellt hätte, daß die Schlesische Armee tatsächlich nicht von Halle, sondern von Weißenfels zu erwarten war.

Napoleon wollte erst angreifen, wenn er alle seine Truppen versammelt hätte. Da die Verbündeten ihre Truppen schon am Abend vorher bereitgestellt hatten, so kamen sie ihm mit dem Angriff zuvor. Bei Beginn der Schlacht standen die französischen Truppen wie folgt:

Auf dem rechten Flügel das Korps Poniatowski und das 4. Kavalleriekorps bei Connewitz und Markkleeberg.

Das Korps Victor hinter Wachau.

Das Korps Lauriston zwischen Wachau und Liebertwolkwitz.

Hinter Lauriston die junge Garde und die Division Curial der alten Garde.

Weiter zurück, in Reserve bei Zuckelhausen und Probstheida, das Korps Augereau, die Division Friant der alten Garde, das 1. und 5. Kavalleriekorps und die Gardekavallerie.

Endlich im Anmarsch von Taucha gegen die rechte Flanke der Verbündeten das Korps Macdonald und das 2. Kavalleriekorps.

Die Korps haben sehr ungleiche Stärke. Am stärksten ist Macdonald mit 19000 Mann; indessen ist das nach heutigen Begriffen auch nur eine Division. Am schwächsten ist Augereau mit nur 9000 Mann und 14 Geschützen.

Insgesamt verfügt Napoleon auf der Front Connewitz—Markkleeberg—Wachau—Liebertwolkwitz über 138000 Mann und 488 Geschütze. Er ist also um 38000 Mann stärker als die Verbündeten.

Zur Sperrung des Engweges von Lindenau war zunächst nur die Garnison Leipzig unter dem General Margaron bestimmt. Sie zählte 3200 Mann mit 16 Geschützen und war fast 16000 Mann schwächer als das feindliche Korps Gyulay. Indessen erschienen diese Kräfte zur Verteidigung vorläufig ausreichend.

Im Norden von Leipzig standen, als die Schlacht begann, noch die Korps Marmont (das nach Liebertwolkwitz abrücken sollte), Bertrand, Souham, das 3. Kavalleriekorps und die Division Dombrowski mit zusammen 49400 Mann; etwas schwächer als die Schlesische Armee. Das Korps Reynier stand noch bei Düben. Die Division Delmas mit den Bagagen und Trains des Korps Souham war im Marsch von Düben nach Leipzig.

Die Gesamtsumme der französischen Streitkräfte beträgt rund 190 000 Mann mit 690 Geschützen. Napoleon war also um 15 000 Mann und mehr als 200 Geschütze schwächer als die Verbündeten; aber die Verteilung der Kräfte setzte ihn durchaus in den Vorteil.

Die feindlichen Streitkräfte waren durch die Flußläufe getrennt. Napoleon konnte eine Gruppe seiner Gegner angreifen, während er die anderen nur abwehrte. Bei Connewitz und Lindenau brauchte er dafür nur ganz geringe Kräfte, und so kam es, daß bei Beginn der Schlacht in dem entscheidenden Abschnitt zwischen Pleiße und Parthe zunächst wenig über 70 000 Verbündete gegen 138 000 Franzosen standen.

Bei der Beurteilung der Verhältnisse darf man nun allerdings nicht vergessen, daß Napoleon diese Verteilung der Kräfte nicht ahnen konnte. Er mußte seinem Gegner das Vernünftige zutrauen und mußte also damit rechnen, daß er südlich der Linie Wachau—Liebertwolkwitz die gesamte Hauptarmee vor sich hatte.

Aber auch wenn das der Fall war, waren die Kräfte an dieser Stelle immer noch annähernd gleich. Der Kaiser konnte erwarten, hier einen entscheidenden Sieg zu erfechten, ehe Blücher und der Kronprinz, die er bei Weißenfels glaubte, zu Hilfe kommen konnten.

Die Partie stand ja allerdings anders, wenn Napoleon gewußt hätte, daß Blücher auf dem nördlichen Ufer der Elster gegen die Nordfront von Leipzig vorging. Indessen auch dann war die Lage noch nicht verzweifelt. Die Schlesische Armee stand noch so weit ab, daß sie für ihren An- und Aufmarsch mehrere Stunden brauchte. Die nördlich Leipzig stehenden französischen Kräfte konnten, gestützt auf Leipzig und die Parthe, den Blücherschen Truppen so lange Aufenthalt bereiten, bis die Entscheidung bei Wachau zugunsten Napoleons gefallen war.

Aussichtslos wäre die Situation nur dann gewesen, wenn auch der Kronprinz mit der Nordarmee schon am 16. Oktober hätte eingreifen können. Dazu war aber nach Lage der Dinge gar keine Aussicht.

Indessen, wenn auch die Nordarmee, die Polnische Armee, das Korps Colloredo für die Verbündeten fehlten — so war doch wenigstens der Entschluß zur Entscheidungsschlacht gefaßt, und dieser Entschluß hat trotz aller Schwankungen und Fehler die Herrschaft Napoleons in Deutschland gebrochen.

Christliche Elemente im Brahmanismus und Hinduismus.

Von
Richard Garbe.

(Schluß.)

II. Christliches in dem späteren Krischnaismus und in anderen hinduistischen Sekten.

Wir betreten sicheren Boden, wenn wir uns mit der Frage nach dem christlichen Lehngut zu der Phase des Krischnaismus wenden, die uns in der Literatur der Puraṇas, der puraṇaartigen Werke und der sich inhaltlich an die Puraṇas anschließenden Schriften entgegentritt.

Von allen indischen Religionen war der Krischnaismus, wie Hopkins richtig bemerkt[1]), seinem Wesen nach am leichtesten christlichen Einflüssen zugänglich. Der Buddhismus war, wenigstens in seiner ursprünglichen Gestalt, eine Religion, die keinen Gott und keine Seele anerkannte; der Schivaismus legt das Hauptgewicht auf Riten und Kasteiungen; der Krischnaismus aber in seiner volkstümlichen Form ist eine Religion der Freude, er verwirft die blutigen Opfer und predigt die Liebe. Diesen von Hopkins hervorgehobenen Grundzügen der indischen Religionen könnte man hinzufügen, daß auch die dem Buddhismus so nahe verwandte Religion der Jainas, die sich bis auf den heutigen Tag in Indien erhalten hat, in ihrer religiösen Stimmung keine Ähnlichkeit mit dem Christentum besitzt. Demgegenüber besteht eine innere Verwandtschaft zwischen Christentum und Krischnaismus, welche die Empfänglichkeit des letzteren für christliche Einflüsse erklärt. Zu dieser inneren Verwandtschaft tritt noch ein äußerer Grund, auf den schon öfter hingewiesen worden ist: die Ähnlichkeit der Namen Christus und Krischna, mit der noch heutzutage von Indern in religiösen Gesprächen und Schriften vielfach gespielt wird, hat gewiß die Übernahme christlicher Züge erleichtert. In manchen Gegenden Indiens wird das Wort Krischna als Krishṇa ausgesprochen[2]).

Ich beginne mit einem Element des Kultus, das aller Wahrscheinlichkeit nach das älteste christliche Lehngut im Krischnaismus ist und außerdem die

[1]) India old and new, 162.
[2]) Grierson, JRAS 1907, 316.

christlichen Einwirkungen in solcher Klarheit erkennen läßt, daß es eine zweckmäßige Grundlage für die Untersuchung der übrigen Einflüsse des Christentums auf den Hinduismus abgibt. Das ist die Feier von Krischnas Geburtsfest, über die wir die gelehrte und sehr eingehende — ich möchte sagen: allzu ausführliche — Abhandlung von A. Weber[1]) haben, deren Hauptresultate unanfechtbar sind, wenn sie auch in mancherlei Einzelheiten nicht das Richtige getroffen hat.

Die Auffassung Krischnas als eines göttlichen Kindes, die so viel zur Verbreitung des Krischnaismus über ganz Indien beigetragen hat, ist autochthon. Die Feier von Krischnas Geburtstag aber ist eine Nachbildung des Christfestes. Weber beschreibt[2]) 12 vom 13. Jahrhundert an datierbare Texte, in denen die Janmāṣṭamī (Krischnas Geburtsfest) oder eine Abart mit Namen Jayantī in größerer oder geringerer Ausführlichkeit behandelt ist, und gibt dazu, was historisch wichtiger ist, ein Verzeichnis der Purāṇas, die das Fest erwähnen, und der zitierten Purāṇastellen. Daraus ergibt sich, daß beinahe alle Purāṇas solche Erwähnungen enthalten[3]) und daß dabei hauptsächlich das Bhaviṣya- und Bhaviṣyottara-Purāṇa in Betracht kommen[4]), denen zufolge Krischna selbst, unmittelbar nachdem er seinen bösen Oheim Kaṃsa erschlagen hatte, das Fest eingesetzt haben soll, und zwar, unter allgemeinem Jubel für alle Kasten, auch für die Śūdras[5]).

Wenn Weber[6]) das Krischnafest durch die Zitate aus den Purāṇas für etwa das 11. Jahrhundert als sicher verbürgt erklärt, so beruht dieser späte Ansatz auf der großen Unterschätzung des Alters der Purāṇas, die zu der Zeit, als Webers Abhandlung erschien (1867), und noch später bei den Sanskritisten allgemein herrschte. Weber fügt jedoch gleich den Satz hinzu: „Die Übereinstimmung so zahlreicher Werke der Art indes führt uns wohl noch ein gut Stück höher hinauf, da eine solche allseitige Anerkennung des Festes in der Tat wohl den Schluß erheischt, daß dasselbe zur Zeit ihrer Abfassung ein allgemein rezipiertes war, womit dann eben eo ipso die weitere Annahme geboten ist, daß die Ansetzung oder resp. Einführung desselben in eine noch frühere Zeit zurückgreift." Diese „frühere Zeit" sucht er weiterhin durch folgende Erwägungen genauer zu bestimmen, immer

---

[1]) Über die Kṛishṇajanmāṣhṭamī (Kṛishṇas Geburtsfest) in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1867, 217 ff. Die ältere Literatur über die seit Mitte des 18. Jahrhunderts vielfach behandelte Frage des Zusammenhanges zwischen christlichen und krischnaitischen Legenden ist S. 310 ff. besprochen. Vgl. auch Hopkins, Religions of India, 430 ff.; India old and new, 162 ff.

[2]) A. a. O. 218 ff.

[3]) Seltsamerweise nicht das Bhāgavata-Purāṇa trotz seines (namentlich im 10. Buch besonders deutlichen) Krischna-sektarischen Charakters. Es beschreibt zwar eingehend den Zeitpunkt von Krischnas Geburt (10, 3, 1—8), sagt aber nichts von dem Fest. Das muß natürlich einen bestimmten Grund haben, der nach Weber (241) darin zu suchen ist, daß „im Bhāgavata-Purāṇa die moderne Wendung des Kṛishṇa-Dienstes vorliegt, welche sich hauptsächlich mit den Liebschaften Kṛishṇas beschäftigt, und bei welcher die Mutter des Gottes je später je mehr in den Hintergrund tritt".

[4]) Weber, 242 ff. [5]) Ebendas. 248. [6]) S. 240.

unter dem Banne seiner Überzeugung, daß die christlichen Einflüsse von dem ägyptischen Alexandria aus nach Indien gedrungen seien.

Weber geht von der Tatsache aus, daß das Geburtsfest Christi seit der Mitte des 4. Jahrhunderts in der christlichen Kirche gefeiert worden ist und daß in Alexandria eine Feier der Geburt Christi, verbunden mit dem Fest seiner Taufe am 6. Januar, bestanden hat, „an deren Stelle daselbst erst kurz vor dem Jahre 431 eine selbständige und ausschließliche Feier des Weihnachtsfestes am 25. Dezember getreten ist“ [1]). Weil nun die Namengebung auch einen integrierenden Teil von Krischnas Geburtsfest bildet, so scheint es Weber äußerst nahe zu liegen, daß die Übernahme des Festes durch die Inder in derjenigen Zeit stattgefunden habe, „während welcher jener eigentümlich ägyptische Brauch, am 6. Januar die Geburt Christi *zugleich* mit seiner *Taufe* zu feiern, bestanden hat, d. i. also in der Zeit von der *zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts bis zu dem Jahre* 431, wo die *Feier der Geburt allein*, und zwar am 25. Dezember, an ihre Stelle trat“.

Daß diese Vermutung Webers und ihre Begründung auf recht schwachen Füßen steht, ist klar. Webers Datierungsversuch scheitert daran, daß Alexandria als Vermittlerin christlicher Übertragungen gar nicht in Betracht kommen kann, weil es schon im Anfang des 3. Jahrhunderts seine Bedeutung für den Welthandel und speziell den direkten Verkehr mit Indien verloren hat. Außerdem hätte das Christentum eine so starke Einwirkung, wie sie beim Krischnaismus erkennbar ist, nicht aus weiter Ferne ausüben können. Dazu waren unmittelbare Berührungen erforderlich. Weber gibt auch gleich [2]) seine Datierung preis und geht auf das Jahr 640 herunter als auf ein Datum, mit dem die Schlüsse aus dem Alter oder der literargeschichtlichen Stellung der die Geburtsfeier Krischnas schildernden Texte sich in besonders gutem Einklang befinden würden. Wie aus einer früheren Stelle [3]) hervorgeht, meint Weber das Jahr 640 als terminus ad quem, weil Alexandria in diesem Jahre durch die Moslims erobert worden ist. Wir haben also hier wieder Alexandria als Argumentationsbasis.

Wenn nun auch Webers *Begründung* für die Zeit kurz vor 640 hinfällig ist, so fällt doch diese Datierung merkwürdig genau mit derjenigen zusammen, für die wir uns aus einem anderen Grunde entscheiden müssen. Aus dem Jahre 639 ist uns die erste nestorianische Mission im mittleren Nordindien bezeugt [4]); und da ohne Zweifel von den Nestorianern die Feier des Christfestes und andere christliche Elemente in jene Gegend, d. h. in die Heimat des Krischnaismus, gebracht worden sind, so stimmt die Zeit (erste Hälfte des 7. Jahrhunderts) sehr gut zu dem Alter der Purāṇas, die unsere ältesten Quellen für die Feier von Krischnas Geburtsfest sind. In diese Zeit fallen also die frühesten christlichen Beeinflussungen des Brahmanismus, wenn man von der dunklen Kunde absieht, die über die christliche Religion etwa

[1]) S. 337. [2]) S. 338. [3]) S. 323.
[4]) S. Deutsche Rundschau, April 1912, S. 87.

ein Jahrhundert früher in der Śvetadvīpa-Legende des Mahābhārata vorzuliegen scheint.

Bevor ich zu den Einzelheiten des Krischnafestes komme, verdient die Tatsache erwähnt zu werden, daß die Jahreszeit, in der dieses Fest in Indien begangen wurde und noch wird, nicht zu den Entlehnungen aus dem Christentum gehört. Der Geburtstag Christi ist zu Anfang auf den 5. oder 6. Januar, 28. März, 19. oder 20. April, 20. Mai oder 19. November und erst später auf den 25. Dezember verlegt worden; Krischnas Geburtsfest dagegen wurde nach unseren Quellen zwar an verschiedenen Tagen gefeiert, immer aber in der Zeit zwischen Juni und September[1]). Ob hierin eine Erinnerung an die wirkliche Geburtszeit Krischnas sich erhalten hat, muß dahingestellt bleiben.

Die Feier des Geburtsfestes gilt nicht Krischna allein, sondern auch seiner Mutter Devakī, an deren Brust liegend er dargestellt wird, — in unverkennbarer Nachahmung der christlichen Bilder der Madonna lactans. Die von Weber[2]) eingehend behandelte Frage nach dem frühesten Vorkommen christlicher Bilder der Art berührt uns hier nicht; für unsere Zwecke genügt es zu wissen, daß die Marienverehrung und die Darstellung der Maria mit dem Kinde seit dem Beginn der nestorianischen Streitigkeiten im 5. Jahrhundert gangbar war. Der christliche Einfluß auf das Krischnafest verrät sich ferner ganz deutlich darin, daß bei ihm die Szene der alten Krischna-Legende, nach der Krischna im Gefängnis unter Not und Gefahr geboren und schleunigst von seinem Vater fortgeschafft und gerettet wurde, völlig verändert erscheint. Krischnas Geburtsstätte ist ein friedlicher Kuhstall (gokula) geworden, in welcher Form zu dem festlichen Zwecke ein Wöchnerinnenhaus (sūtikāgṛha) herzustellen und mit einem Bilde der auf einem Ruhebett liegenden Mutter mit dem göttlichen Kinde an der Brust sowie mit Gemälden oder plastischen Darstellungen von Krischnas Vater, von Hirten und Hirtinnen, Rindern, Eseln usw., dazu von allerlei Göttern und Halbgöttern in der Luft auszustatten ist[3]). Also genau so, wie im Christentum zu erbaulichen Zwecken die Szene nach der Geburt des Heilands unter den Hirten dargestellt wird.

Nachdem der Stall in der eben beschriebenen Weise hergerichtet und ausgeschmückt ist, beginnt das eigentliche Krischnafest mit der Anbetung und Verehrung der heiligen Familie, wobei allerhand vegetabilische Darbringungen stattfinden und die Anrufung der „Gottesmutter" (devamātar) eine besondere Rolle spielt[4]). Das ganze Fest hat zur Folge gehabt, daß die christlichen Erzählungen von der Geburt Jesu in indischem Gewande bis auf den heutigen Tag unter den Hindus, auch wenn sie sonst nichts vom Christentum wissen, in weitestem Umfange bekannt sind.

Im Anschluß an die Geburtsfeier sind weitere Züge der christlichen Legende in die Geschichte von Krischnas Kindheit und späterem Leben ein-

[1]) Weber, Krischnas Geburtsfest, 338 Anm. 1.
[2]) Ebendas. 324 ff.
[3]) Weber, a. a. O. 248, 252, 272, 273, 280, 281.
[4]) Ebendas. 284, 310.

gedrungen. Hierher gehören die Erzählungen des Vischnupurāṇa, daß der Hirt Nanda, der Pflegevater Krischnas, zur Zeit von dessen Geburt mit seinem schwangeren Weibe Yaśoda zu Wagen nach Mathura reist, um seine Abgaben zu entrichten (vgl. Lukas 2. 4, 5)[1]), und daß Krischna kurz vor seinem Einzug in Mathura von der verkrüppelten Kubja ein Gefäß voll Salbe erhält und die Spenderin zum Lohn dafür von ihrem Gebrechen heilt. In dieser zweiten Geschichte, die von Weber[2]) irrtümlich erst aus dem Jaiminibharata belegt wird, scheinen zwei oder drei bekannte neutestamentliche Erzählungen[3]) kombiniert zu sein. Die Heilung bewirkt Krischna in der Weise, daß er das verkrüppelte Mädchen mit dem Daumen und zwei anderen Fingern am Kinn faßt, ihr Haupt in die Höhe hebt, während er zugleich mit seinen Füßen ihre Füße niederdrückt und sie so gerade zieht.

Diesen Erzählungen reihen sich die folgenden an, die Weber aus dem Jaiminibhārata beigebracht hat, einem krischnaistischen Werke von purāṇaartigem Charakter, über dessen Alter man nur sagen kann, daß es vor dem Anfang des 13. Jahrhunderts verfaßt sein muß, weil es um diese Zeit in das Kanaresische übersetzt worden ist[4]). Die dort berichtete Legende von der Wiederbelebung des toten Sohnes der Duḥśalā durch Krischna wird schon deshalb auf christlichen Einfluß zurückgeführt werden müssen, weil die ältere Form der Geschichte von Duḥśala, wie sie im Mahabharata XIV 2275—2297 vorliegt, noch nichts von der Auferweckung des Sohnes weiß[5]). Sehr wahrscheinlich wenigstens, weil solche Dinge von Krischna in den älteren Quellen nicht erzählt werden, und zum Teil sicher ist ferner der christliche Einfluß bei den Berichten von Krischnas Speisung ganzer Asketenscharen durch ein einziges in einem Winkel des Topfes zurückgebliebenes Gemüseblatt; von dem blutflüssigen Weibe, das Heilung suchend seinen Füßen naht; von der Berührung seines Fußes als eines Mittels, den Tod zu verscheuchen; von seinem sofortigen Zuhilfekommen, sobald man flehend seiner gedenkt; von dem Wunsche eines Frommen, nicht eher zu sterben, als bis er ihn gesehen habe; und von der sündentilgenden Kraft, die Krischnas Blick (oder Anblick) oder das Gedenken an ihn oder bloß das Nennen seines Namens haben soll. — Die

[1]) Ebendas. 338. Kurz vorher nennt Weber als indische Texte, in denen sich diese Entlehnungen finden, neben den Puraṇas und dem Jaiminibhārata irrtümlich auch den Harivaṃśa und „einzelne eingeschobene Stellen des Mahabharata". Auf Krischnas Wundertaten in der Kindheit und Jugend nimmt das Mahabharata überhaupt nur an einer, zu den spätesten Einschüben gehörenden Stelle (II 1436—1445) Bezug, nach Weber, 318 Anm. 5. Wer den Text nachliest, findet aber dort keine Parallele mit christlichen Erzählungen.

[2]) Ebendas. 339.

[3]) Matth. 15. 30, 31; 9. 20 ff. (Mark. 5. 25 ff., Luk. 8. 43 ff.); Luk. 7. 37, 38.

[4]) Über eine Episode im Jaimini-Bharata, Monatsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1869, 12 Anm. 3, 34 ff. Die von Weber angenommenen Entlehnungen aus dem Christentum mit den Stellen des Jaiminibhārata s. S. 37, 38.

[5]) Weber, Krischnas Geburtsfest, 315 Anm. 1, 318 Anm. 5, 339; Indische Streifen, II 392, Anm. 2.

Vorstellung von der Heilkraft seines Waschwassers ist jedenfalls eine Übertragung aus einem apokryphen Evangelium[1]).

So weit können wir mit Weber zusammengehen. Wenn er aber auch die Erzählung von den Nachstellungen und dem Kindermord des Kaṃsa in diesem Zusammenhang für eine Entlehnung aus dem Christentum erklärt, so ist das schon längst als ein Irrtum erkannt worden. Ebenso ist zu beurteilen, was Weber unmittelbar darauf „von dem Hinübertragen über den Fluß (Christophoros)" sagt, ohne eine Erklärung oder Begründung dazu zu geben. Hopkins[2]) spricht das einfach nach: „Wir finden auch in der Geschichte von Krischna die späte Christophorus-Legende", und doch wäre hier, wo man sich überlegen muß, was Weber überhaupt meint, eine Nachprüfung am Platze gewesen. Weber kann nicht gut etwas anderes im Auge gehabt haben als den Zug der Legende, der von der Rettung des eben geborenen Krischna handelt, den sein Vater Vasudeva über die Yamunā trägt, um ihn der Hirtin Yaśodā zu bringen und mit deren neugeborener Tochter zu vertauschen[3]). Daß Vasudeva bei dieser Gelegenheit die Yamunā durchschreiten muß, die ihn willig durch ihre Fluten hindurchläßt, ist also der einzige Grund, aus dem Weber hier eine Übertragung der Christophorus-Legende annimmt! Schon die bildliche Darstellung der Szene auf der beigegebenen Tafel I hätte als Warnung vor einer so voreiligen Behauptung dienen können. Ein eben geborenes Kind, das sein Vater durch schleuniges Fortschaffen und Vertauschen vor dem sicheren Tode rettet, ist doch etwas ganz anderes als ein Knabe, den ein riesenhafter Fährmann sich auf die Schultern setzt. Daß die Christophorus-Legende bei den Beziehungen zwischen der indischen und christlichen Erbauungsliteratur in einen ganz anderen Zusammenhang gehört, habe ich an einer früheren Stelle[4]) dargelegt.

Nicht anders als mit den beiden eben behandelten Einzelheiten steht es mit Webers Vermutung, „daß das ganze indische Sektenwesen, insofern sich dasselbe auf die ausschließliche Verehrung je eines einzigen persönlich gedachten Gottes gründet, seine Entstehung christlichen Einflüssen verdankt", und mit seiner Annahme, daß „auch das ganze Avatārasystem aus einer Nachahmung des christlichen Dogmas von der Herabkunft Gottes entstanden sei"[5]). Die letzte Annahme ist schon von Lassen[6]) mit dem naheliegenden Grunde bekämpft worden, daß Krischna als Avatāra des Vischnu schon dem Megasthenes, also um 300 v. Chr., bekannt gewesen ist. Aber es lassen sich noch weitere Erwägungen dagegen ins Feld führen, die zugleich auch gegen Schroeders Auffassung[7]) gerichtet sind. Nach Schroeders Ansicht soll nämlich die brahmanische

[1]) Weber (339 Anm. 2) verweist auf eine Stelle in dem arabischen Evangelium von der Kindheit Christi.

[2]) India old and new, 166 oben.

[3]) Vgl. Krischnas Geburtsfest, 251 Anm.

[4]) Deutsche Rundschau, Oktober 1911, S. 133 ff.

[5]) Indische Studien, II 169.

[6]) Indische Altertumskunde, II ² 1126.

[7]) Indiens Literatur und Kultur, 330.

Avatāratheorie durch die buddhistische Lehre von den früheren Existenzen Buddhas, nach der dieser vor seiner letzten Geburt schon oftmals ein Gott (zwanzigmal Indra, viermal Brahman) gewesen und in den verschiedensten Daseinsformen sonst aufgetreten war, beeinflußt und indirekt erzeugt worden sein. Die brahmanische Avatāratheorie ist aber älter als die Geschichten von Buddhas früheren Existenzen, die ihren Ursprung in dem allgemeinen Glauben an die Seelenwanderung haben. Das lehrt uns die Erzählung des Śatapatha Brahmaṇa von dem übernatürlichen Fisch, der den Manu aus der Sintflut gerettet und in dem nach späterer Auslegung der Gott Brahman oder Vischnu verkörpert war [1]).

Vischnus Inkarnation als Fisch steht an der Spitze der 10 (später 24 oder 28) Avatāras und muß schon wegen des Zusammenhangs mit dem Fisch im Śatapatha Brahmaṇa als die älteste Vorstellung dieses Mythenkreises angesehen werden. Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß gerade in den vier ersten Inkarnationen Vischnu in tierischer und in den sechs folgenden in menschlicher Gestalt erscheint. Wie dem Fisch, so liegt auch den nächstfolgenden Erscheinungsformen, der Schildkröte, dem Eber und dem (Mann-)Löwen, die uralte Verehrung von Totemtieren zugrunde, die in dem Vischnukult aufgegangen ist. Aber nicht aus dieser Quelle allein stammt die Avatāratheorie, sondern aus einem Zusammenfluß mehrerer. Schon im Rigveda werden nicht selten alle Lichterscheinungen als Formen des Feuergottes Agni aufgefaßt; 5, 3, 1 heißt es sogar: „Du bist Varuṇa, o Agni, wenn du geboren wirst; du wirst Mitra, wenn du entzündet bist; in dir sind alle Götter, o Sohn der Kraft, du bist Indra für den frommen Menschen," und in jüngeren Stücken werden schon die verschiedensten Götter nur als Namen des einen Gottes erklärt. In den Yajurveden und in der Brahmaṇaliteratur wird ferner eine Reihe von Göttern mit irdischen Dingen und Wesen identifiziert: Pūṣan mit dem Vieh, alle Götter mit dem Wasser, Agni Vaiśvānara mit dem Jahr, der Erde, der Sonne, Prajāpati mit der Sonne, der Erde, dem Opfer, hauptsächlich aber Vischnu mit dem Opfer [2]). Dieser alt- und echt-indische Identifikationstrieb ist, zumal in seiner jüngeren Betätigung in der vedischen Prosa, wo er in zügellos phantastischer, ja geradezu blödsinniger Weise wuchert, sicher nur eine unmittelbare Vorstufe der Gedankenrichtung, welche die Lehre von Vischnus Avatāren und von der Verkörperung anderer Götter in ausgezeichneten Menschen hervorgebracht hat. Von christlichem Einfluß kann also hier keine Rede sein.

Auch die dem ganzen Hinduismus zugrunde liegende Idee von der Trimūrti, der in den drei Gestalten Brahman, Vischnu und Schiwa sich manifestierenden Gottheit, hat nichts mit der christlichen Dreieinigkeit zu tun; denn sie ist vorchristlich und knüpft an die altindische Vorstellung von der Heiligkeit der Dreizahl an. Wohl aber hat die Trinitätslehre des Christen-

[1]) Pischel, Ursprung des christlichen Fischsymbols. Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften 1905, 512 ff.

[2]) Schroeder, a. a. O. 134.

tums ihren Einfluß auf die spätere Entwicklung der Bhāgavata-Religion ausgeübt[1]).

Der Monotheismus der Bhāgavatas hat sich in merkwürdiger Übereinstimmung mit der christlichen Auffassung zu einer Lehre von der gleichzeitigen Einheit und Dreiheit des göttlichen Wesens gestaltet, das aus Gott, seinen Inkarnationen und seiner wirkenden Kraft (śakti) besteht. Da der Gott der Bhāgavatas, der „Erhabene" (Bhagavat) mit Krischna und dieser wiederum mit Vischnu zusammengeflossen ist, so hat man dessen Gattin Lakschmī für die wirkende Kraft des „Erhabenen" erklärt. Dabei ist ohne Zweifel die Sānkhyalehre von der Prakṛti, der schöpferischen Natur, die dem geistigen Prinzip gegenübersteht, beteiligt gewesen; aber auch die christliche Lehre von dem heiligen Geist; und zwar die letztere in der Form, wie sie bei den Nestorianern bestand. Die syrischen Christen faßten, da im Semitischen das Wort für Geist (hebräisch rūach) ein Femininum ist, den heiligen Geist als ein weibliches Wesen auf und identifizierten ihn geradezu mit der Jungfrau Maria. Wenn man das berücksichtigt, so ist die Übereinstimmung zwischen der Trinitätslehre der nestorianischen Christen und der Bhāgavatas außerordentlich eng. Bei den letzteren gilt die Śakti (oder ihre mythologische Personifikation Lakschmī) als eins mit dem „Erhabenen" und doch als verschieden von ihm: „sie hat alles getan, was er getan hat, und wenn wir von ihm sprechen, so sprechen wir von ihr". Dabei aber tritt die Śakti als die tätige Verbreiterin des rechten Glaubens auf, den sie von ihm gelernt hat, also als eine getrennte Person.

Die Verehrung der Śakti als eines besonderen göttlichen Wesens spielt die hervorragendste Rolle in dem Schivakult, aber erst in den jüngeren schivaitischen Sekten; wir dürfen also annehmen, daß die Schivaverehrer, die hauptsächlich den niederen Volksschichten angehören, sie von den Bhāgavatas übernommen haben, wie sie das in Südindien in der gleichen Weise mit der Lehre von der Bhakti getan haben. Die Bhakti tritt jedoch in den schivaitischen (und verwandten) Sekten hinter dem unerfreulichen Asketentum und und dem greulichen Zauber-, Dämonen- und Hexenkram ganz in den Hintergrund, auch ist die Schiva-bhakti ein bisher wenig erforschter Gegenstand, so daß ich mich, wenn ich in der Folge die Frage nach dem christlichen Einfluß auf die moderne Entwicklung der Bhaktilehre zu behandeln haben werde, auf die Vischnuiten, d. h. auf die Krischnaiten und Rāmaiten, beschränken kann.

Von den Rāmaiten ist bisher nicht die Rede gewesen. Sie haben ebenso wie die Krischnaiten ursprünglich eine monotheistische Stammesgemeinschaft gebildet und sich später über ganz Indien verbreitet. Ihr Gott Rāma ist auf dieselbe Weise entstanden wie der Gott Krischna, durch Erhebung eines menschlichen Helden zu göttlicher Würde. Schon im Rāmayaṇa ist der bewunderte Held des Epos vergöttlicht und für eine Inkarnation Vischnus erklärt worden; aber erst in solchen Stücken, die deutlich spätere Zutaten sind

[1]) Der folgende Absatz ist unter freier Benutzung von Griersons Artikel Bhaktimārga, ERE II 542 b (vgl. auch JRAS 1907, 323) entstanden.

und deren Einfügung eben zu dem Zwecke erfolgt ist, um die göttliche Natur Ramas dem Leser oder Hörer zu Gemüte zu führen.

Der Krischnaismus ist älter als der Ramaismus und bis auf den heutigen Tag in Indien verbreiteter; aber der Ramaismus ist religiös tiefer und vergeistigter und hat seine Anhänger deshalb hauptsächlich unter den feiner gebildeten Klassen der Hindus, die von einem Hang zu Kontemplation und Philosophie erfüllt sind, während der Krischnaismus mehr den gutsituierten und zu fröhlichem Lebensgenuß neigenden Mittelstand beherrscht[1]).

Der Ramaismus zerfällt in zwei verschiedene Sekten, die sich nicht nur durch Kleidung und Stirnabzeichen unterscheiden — alle religiösen Bekenntnisse werden bei den Hindus durch farbige Striche und Punkte auf der Stirn angezeigt —, sondern die sich auch gegenseitig heftig befeinden, während sie für die gemeinsamen Gegner viel freundlichere Empfindungen hegen. Darin scheint sich ein für die ganze Menschheit gültiges Gesetz zu betätigen. Hinsichtlich ihrer theologischen Anschauungen gehen die beiden ramaitischen Schulen, die südliche und nördliche, darin auseinander, daß die erstere sich zu der „Katzenlehre", die letztere zu der „Affenlehre" bekennt. Nach der Katzenlehre errettet Gott (Räma) den Menschen, wie die Katze ihre Jungen aufnimmt, d. h. ohne Zutun und ohne freien Willen des Menschen; nach der Affenlehre muß der Mensch, um gerettet zu werden, Gott zustreben und sich an ihn klammern, wie ein Affe an seine Mutter. Also ein indisches Seitenstück zu dem Streit der Calvinisten und Lutheraner[2]).

Die beiden großen Religionsgemeinschaften der Krischnaiten und Ramaiten sind nicht immer streng voneinander geschieden gewesen. Die Bhagavatas — oder mit ihrem späteren Namen Pañcaratras, der zuerst eine Unterabteilung der Bhagavatas bezeichnet hat — waren ursprünglich so ausschließlich Krischnaverehrer, daß wir für die ältere Zeit die Ausdrücke Bhagavata-Religion und Krischnaismus als Synonyma gebrauchen können. Als aber die Bhagavata-Religion im 12. Jahrhundert durch Ramanuja reformiert wurde, war sie entweder schon ramaisiert oder wurde es durch ihren Reformator; und in noch höherem Grade geschah dies durch den bekanntesten Nachfolger Ramanujas, Ramananda, der im 14. Jahrhundert gelebt hat. Die anderen Bhagavata-Schulen haben jedoch (die von Madhva gegründete wenigstens in ihrem nordindischen Zweige) wieder Krischna zum Gegenstand der Verehrung gemacht.

Jedenfalls sind die Bhagavatas die ersten wirklichen Monotheisten und die ersten Verkündiger der Bhakti in Indien gewesen. Sie haben ihren Glauben, wie ich ihn oben (Augustheft S. 188 f.) als Inhalt der Bhagavadgita dargestellt habe, bis in die Neuzeit in der Hauptsache rein erhalten, wenn er auch mancherlei Weiterbildungen erfahren hat, von denen namentlich zu nennen wären die Lehre von den 24 Inkarnationen des „Erhabenen", deren letzte noch erwartet wird, die Klassifizierung der Seelen und die Ausbildung der eschatologischen Vorstellungen, in denen Sankhya-Yoga- und pantheistische

[1]) Hopkins, Religions of India, 427, 499. Grierson, JRAS 1907, 501.
[2]) Hopkins, Religions of India, 500, 501.

Ideen vermengt sind. Die Grundlehren aber von der Persönlichkeit Gottes, von der ewigen und individuellen Fortdauer der Seelen und von dem höchsten Werte der Bhakti haben die Bhāgavatas immer festgehalten. In die Zeit vom 12. bis zum 15. Jahrhundert fällt die Gründung von vier verschiedenen Schulen (sampradāya), deren Stifter Rāmānuja, Madhva (oder Ānandatīrtha), Viśnusvāmin und Nimbāditya gewesen sind. Die Lehren dieser Schulen und ihrer zahlreichen Unterabteilungen, die zum großen Teil mit der Streitfrage zusammenhängen, in welcher Erscheinungsform der „Erhabene" zu verehren sei, können hier nicht im einzelnen zur Darstellung kommen [1]). Erwähnt sei nur, daß in der dritten Schule, deren Hauptvertreter die Vallabhācārīs sind, eine Liebe zu Gott (Krischna) gefordert wird, die nicht den Charakter der Liebe eines Sohnes zu seinem Vater, sondern der zwischen Jüngling und Jungfrau trägt. Dadurch ist in diesem Zweig des Krischnaismus wieder das sinnlich-erotische Element zur Geltung gebracht worden, das uns schon in älterer Zeit entgegentritt und schlimme Auswüchse gezeitigt hat. Interessant ist, wie die Vallabhācārīs sich mit der Vedānta-Lehre von der absoluten All-Einheit des Brahman abfinden. Auch sie schreiben die feststehenden Attribute desselben, Sein, Denken und Wonne (sac-cid-ānanda), dem „Erhabenen" als dem persönlich aufgefaßten Brahman zu; aber die Einzelseele im weltlichen Dasein erklären sie für den Erhabenen in einem Zustande, in dem das Attribut der Wonne unterdrückt ist, und die unbeseelte Materie für den Erhabenen in einem Zustande, in dem die Attribute des Denkens und der Wonne unterdrückt sind. Mit allen anderen Bhāgavatas verwerfen sie die Lehre von der kosmischen Illusion (māyā) und ihre Konsequenzen. Im Augenblicke der Erlösung gewinnt die Seele das Attribut der Wonne zurück und wird für alle Ewigkeit mit dem Erhabenen wesensgleich. Im übrigen sind die philosophischen Differenzen der Bhāgavata-Schulen nicht erheblich.

So viel, als ich hier angeführt habe, muß von den religiösen Strömungen des Hinduismus wissen, wer an die Frage nach den christlichen Einflüssen auf ihn herantreten will. Er muß ferner wissen, daß der Hinduismus eine in beständigem Fluß befindliche Religion ist, die alles und jedes absorbieren kann, womit sie in Berührung kommt, wie sie z. B. die Kulte und Gottheiten der indischen Aboriginer in weitestem Umfang in sich aufgenommen hat.

Daß die Lehre von der Bhakti und der väterlichen Liebe Gottes einheimisch-indischen Ursprungs ist, haben wir oben gesehen. Christliche Einflüsse konnten keinen besser vorbereiteten Boden finden als das Gebiet dieser Lehre. Sehen wir nun, unter welchen Bedingungen das Christentum seine Einwirkung geltend gemacht hat.

Die Bhāgavata-Religion, die eigentliche Religion der Liebe in Indien, die vor ihrer Reformation Eigentum einer vornehmen Volksklasse war und in der Sprache der Gelehrten und Gebildeten, dem Sanskrit, verkündet wurde,

[1]) Am besten unterrichtet über sie Grierson in dem schon mehrfach zitierten Artikel Bhakti-mārga, ERE II 544 ff., dem ich auch für meine Darstellung auf den folgenden Seiten viel verdanke. Vgl. auch Griersons Aufsatz „Modern Hinduism and its debt to the Nestorians", JRAS 1907, 311 ff.

verlor ohne Fühlung mit breiteren Volksschichten im Laufe der Zeit an Boden und fiel vom 9. Jahrhundert an nahezu in Vergessenheit, um welche Zeit das höhere Geistesleben von ganz Indien unter den Bann des großen Vedanta-Lehrers Śankara geriet, der den alten halb theistischen halb pantheistischen Brahmaismus der Upanischaden in ein einheitliches und folgerichtiges philosophisches System brachte. Auch die politischen Umwälzungen und das furchtbare Elend, das die mohammedanischen Eroberungen seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts über Indien brachten, begünstigten den Verfall der Bhakti-Religion. So war es gekommen, daß sie im 12. Jahrhundert nur noch eine geringe Zahl in Südindien lebender Anhänger zählte. Hier aber wurde sie zu neuem Leben erweckt und mit solchem Erfolge, daß seitdem alles, was in Indien unter dem Namen Vischnuismus geht, im Grunde nur eine Form der Bhakti-Religion ist.

Es ist ganz gewiß kein Zufall gewesen, daß diese Neubelebung der Bhakti-Religion in der nächsten Nähe der nestorianischen Niederlassung von S. Thomé, dem angeblichen Grabmal des Apostels Thomas, bei Mailapur unweit von Madras vor sich gegangen ist. Die dortigen Christen hatten in der damaligen Zeit die Taufe aufgegeben (aber nicht das Abendmahl) und einige religiöse Gebräuche des Hinduismus angenommen. Das läßt auf ein enges freundschaftliches Zusammenleben mit den dortigen hinduistischen Sekten und auf einen gegenseitigen Austausch religiöser Elemente schließen. Noch heute gibt es christliche Altäre in Südindien, vor denen sowohl Christen wie Hindus ihre Verehrung darbringen, je in ihrer besonderen Weise[1]).

Im Anfang des 12. Jahrhunderts wurde Ramanuja, der vorher erwähnte Reformator der Bhagavata-Religion, in Perumbur geboren und empfing seine gelehrte Ausbildung in Kāñcipura (jetzt Conjeeveram). Beide Orte liegen so dicht bei Mailapur, daß Ramanuja mit den nestorianischen Christen in Berührung kommen mußte. Ich glaube es deshalb in Übereinstimmung mit Grierson[2]) ihrem Einfluß zuschreiben zu müssen, daß Ramanuja, ursprünglich ein Anhänger Śankaras, des konsequentesten Monisten und Verächters der Bhakti, sich schon als junger Mann zur Bhagavata-Religion bekehrte und mit Feuereifer ihrer Ausbreitung widmete, wobei er allerdings noch mehr die philosophische als die eigentlich religiöse Seite betonte[3]). Der christliche Einfluß zeigt sich deutlich in einigen seiner Lehren, die ich weiter unten besprechen werde. In seinem berühmten Kommentar zu den Brahmasūtras, dem Hauptlehrbuch der Vedanta-Philosophie, vertritt Ramanuja in sehr geschickter Weise die Überzeugung aller Bhagavatas, daß sich die Dogmen ihrer Religion in Übereinstimmung mit dem Hauptinhalt der Upanischaden befinden.

[1]) Grierson, JRAS 1907, 312. [2]) Ebendas. 317.

[3]) Auch Madhva, der Gründer der zweiten Hauptschule der Bhāgavatas, zu deren Glauben er sich in reiferen Jahren bekehrte, war ursprünglich ein Vedāntist gewesen und hatte wie Rāmānuja im Bereich christlicher Einflüsse gelebt. Er war an der Westküste Indiens gegen 1200 in Uḍipi bei Kalyāṇa, dem alten christlichen Bischofssitz, geboren. Grierson, ERE II 549b, Anm.

Eine Disputation, in der Rāmānuja seinen alten vedāntistischen Lehrer widerlegte, erzeugte große Erbitterung gegen den Reformator, und Verfolgungen nötigten ihn zur Flucht. Das gereichte aber dem von ihm gepredigten Glauben zum größten Vorteil. Rāmānujas Flucht war der Anlaß, daß die Bhakti-Religion sich aufs neue über den größeren Teil von Indien ausbreitete, von der Südspitze bis zum Himalaya.

Die Tatsache, daß diese Religion in Südindien zu neuer Blüte erweckt und von dort wieder nach dem Norden gebracht worden ist, wo sie immer frische Nahrung aus dem Süden empfing, wird durch eine allegorische Erzählung[1]) des Bhāgavata Māhātmya, eines Anhängsels des Bhāgavata Purāṇa, veranschaulicht. Nārada erzählt (I 27 ff.), wie er in dem gegenwärtigen Weltalter, dem Kaliyuga, durch ganz Indien gewandert sei und die Rechtschaffenheit nicht habe finden können. Endlich kommt er an das Ufer der Yamunā, zu dem ehemaligen Schauplatz von Krischnas Taten. Dort trifft er zwei alte, im Sterben liegende Männer und eine junge Frau, die sie bejammert. Auf Nāradas Frage, wer sie sei, antwortet sie: „Ich bin Bhakti. Diese zwei sind meine Söhne, Erkenntnis (jñāna) und Begierdelosigkeit (vairāgya), die unter dem Einfluß der jetzigen Zeit alt und gebrechlich geworden sind . . . Ich bin in Draviḍa (im östlichen Dekkhan) geboren und in Karṇāṭaka (an der Südwestküste) aufgewachsen. Ich alterte, wie ich bald in Mahārāṣṭra (im Marathenlande) und bald in Gurjara (Gujarat) weilte. Dort wurden unter dem Einfluß des schrecklichen Kali-Alters meine Glieder von Ketzern verstümmelt, und ich verfiel mit meinen Söhnen in eine lang andauernde Schwäche. Seit ich aber zu dem Vṛndā-Walde (auf dem linken Ufer der Yamunā in der Nähe von Mathurā) gekommen bin, habe ich mich erholt und bin nun wieder jung und schön." Sie fragt, warum nicht auch ihre beiden Söhne wieder jung geworden seien, und Nārada erklärt ihr, daß sie selbst durch den Einfluß der Heiligkeit des Vṛndā-Waldes verjüngt sei, daß aber Erkenntnis und Begierdelosigkeit haben alt bleiben müssen, weil es keinen mehr gäbe, der etwas von ihnen wissen wolle.

Der Verfasser dieser Erzählung will also sagen, daß die Bhakti-Lehre zuerst im Süden Indiens aufgetreten ist und daß sie von dort nach dem Norden, vornehmlich nach der Gegend von Mathurā, gekommen, hier aber zu besonderer Blüte gelangt ist. Er scheint aber nicht gewußt zu haben, daß die ursprüngliche Heimat der Bhakti-Lehre gerade die Gegend gewesen ist, wo er ihre Verjüngung vor sich gehen läßt.

Ich kehre von dieser Legende zu Rāmānuja zurück. Die hinreißende Begeisterung, mit der er die trostreiche Lehre verkündete, daß ein persönlicher Gott, der einstmals in Rāmas Gestalt auf Erden erschienen sei, im Himmel lebe und an allen Sorgen und Mühen der Menschen Anteil nehme, gewann allerorts die Herzen der Bedrückten. Auch Rāmānujas Jünger zogen durch die Länder, in völliger Armut nur der Ausbreitung ihres Glaubens lebend, und fanden überall Schüler und Anhänger. Es war eine Zeit hochgespannter

[1]) Mitgeteilt von Grierson, JRAS 1911, 800, 801.

religiöser Erregung, in der Verzückungen, Visionen und angebliche Wunder etwas Alltägliches waren. In vielen Gegenden entstanden klosterartige Niederlassungen (matha), in denen die Wanderlehrer vorübergehende Unterkunft fanden und, wenn sie alt und schwach geworden waren, ihr Leben beschließen konnten.

Der christliche Einfluß auf Ramanuja scheint mir nicht nur in seiner theologischen Grundauffassung, sondern auch in folgenden Punkten wirksam gewesen zu sein.

Die Sünde galt bis auf seine Zeit als Ungehorsam gegen die göttlichen Gebote, wie sie in den heiligen Texten verkündet waren, und als etwas, das man wegen der in einem künftigen Leben mit Sicherheit zu erwartenden Strafe unterlassen sollte. Seit Ramanuja herrscht die höhere Auffassung, daß Sünde dasjenige ist, was nicht im Glauben getan wird: Sünde ist Sünde deshalb, weil sie mit dem Wesen des fleischgewordenen Gottes der Liebe unvereinbar ist[1]).

Grierson[2]) hält auch die außerordentliche Verehrung, die in der Bhagavata-Religion dem geistlichen Lehrer gezollt wurde, für eine Nachahmung christlicher Gewohnheit. Diese Verehrung *kann* durch das christliche Vorbild genährt worden sein, ist aber im Grunde echt indisch; denn von alters her hat sich in Indien der Lehrer (guru) einer geradezu übertriebenen Hochschätzung erfreut.

Dagegen stimme ich Grierson bei, wenn er[3]) das sakramentale Mahl, das in der Ramanuja-Gemeinde wie in vielen anderen Bhakti-Sekten[4]) unter dem Namen Mahaprasada ‚große Gnade' gefeiert wird und eine ganz hervorragende Rolle spielt, für eine Nachbildung der christlichen Abendmahlsfeier erklärt. Die Richtigkeit dieser Auffassung hat allerdings Berriedale Keith[5]) bestritten, der unter Berufung auf Frazers reiche Sammlungen und auf die Forschungen von Robertson Smith zur Religion der Semiten geltend macht, daß solche sakramentalen Festmahle zu den am weitesten verbreiteten religiösen Gebräuchen gehören, daß sie älter seien als das Christentum und daß man sie bei Völkern auf niedriger Kulturstufe vorgefunden habe, die noch keinerlei Berührung mit dem Christentum gehabt hatten. Das ist ohne Zweifel richtig; aber die Art und Weise, wie die Mahaprasada-Feier begangen wird, zeigt eine Reihe von Übereinstimmungen mit der christlichen Abendmahlsfeier, die nicht auf Zufall beruhen können. An dem Abend des festgesetzten Tages versammelt sich die Gemeinde, und der leitende zelebrierende Priester (mahant) hält eine Ansprache, worauf den Andächtigen eine kurze Zeit zum Beten und Nachdenken gelassen wird. Alle, die sich nicht würdig fühlen, an der eigentlichen Feier teilzunehmen, ziehen sich zurück. Die übrigen nähern sich hintereinander dem oben erwähnten Priester und empfangen mit ihrer rechten Hand

[1]) Grierson, ERE II 550ab.

[2]) Ebendas. und JRAS 1907, 323, 324.

[3]) Ebendas. und JRAS 1907, 326.

[4]) Eine genaue Beschreibung der Zeremonie, wie sie bei den Kabirpanthis üblich ist, gibt Foß Westcott, Kabīr and the Kabīr Panth, 1908, p. 127.

[5]) JRAS 1907, 492, 493, 939.

eine kleine geweihte Oblate und zwei andere geweihte Bissen. Darauf wenden sie sich zu einem anderen Priester, der ihnen einige Tropfen Wasser in die Hand gießt. Diese Speise und dieses Wasser soll den Genießenden, die würdig sind sie zu empfangen, das ewige Leben sichern. Ein Teil der sakramentalen Nahrung wird zurückbehalten und sorgfältig zur Spendung für Kranke aufbewahrt.

Grierson hat auch darin recht, daß er die Anregung zur Einführung der Mahāprasāda-Zeremonie auf die südindischen Nestorianer und nicht — was andere getan haben — auf die Jesuiten an Akbars Hofe zurückführt. Gegen die letztere Annahme sprechen folgende Gründe: 1. die weite Verbreitung der Mahāprasāda-Feier über ganz Indien, 2. ihre häufige Erwähnung in der weiter unten zu behandelnden Bhaktamālā und 3. die Tatsache, daß bei den Kabīrpanthis auf die Zeremonie ein großes Liebesmahl folgt, das nicht eine römisch-katholische Einrichtung ist, wohl aber in den christlichen Gemeinden der Frühzeit üblich war und sich bei den südindischen, von der Welt abgeschlossen lebenden Christen erhalten hatte.

Ferner wird christlicher Einfluß in Rāmānujas Lehre von der Gleichheit aller Kasten zu erkennen sein. Praktisch hat jedoch Rāmānuja diesen humanen Grundsatz nicht betätigt; denn zu seiner Zeit waren alle Lehrer und Leiter der neuen Gemeinde ausschließlich Brahmanen, und Leute aus niederen Kasten wurden nicht einmal als Schüler in den geistlichen Stand zugelassen. Aber gerade der Umstand, daß das Prinzip der allgemeinen Brüderlichkeit bei Rāmānuja Theorie geblieben ist, darf als ein *Beweis dafür* angesehen werden, daß es auf christliche Anregung aufgestellt worden ist. Als Rāmānuja die Lehren, bei denen er mit dem Herzen beteiligt war, von den Christen annahm, hat er auch die von der Gleichheit aller Menschen nicht zurückweisen wollen, obwohl sie ihm als dem geborenen Brahmanen nicht sympathisch war. Er übernahm sie, machte aber keinen Gebrauch von ihr.

Erst sein Nachfolger Rāmānanda machte Ende des 14. Jahrhunderts Ernst mit der Gleichberechtigung aller Kasten. Wie Rāmānuja stand auch Rāmānanda unter unmittelbarem, christlichem Einfluß, und ebenso wie dieser geriet auch er in Streitigkeiten mit seinem Lehrer Raghavānanda, dem Vorsteher des von Ramanuja in Seringapatam gegründeten Klosters. Der Anlaß zu dem Streit zeigt, wie sehr noch dieser Lehrer und der ihn umgebende Schülerkreis in brahmanischen Kastenvorurteilen befangen war. Rāmānanda hatte größere Wanderungen gemacht, auf denen er nach der Meinung seiner Mitschüler, der Raghavananda beitrat, die brahmanischen Speisegesetze nicht genau beobachtet haben konnte. Er wurde deshalb dazu verurteilt, abseits von den übrigen Schülern für sich allein seine Mahlzeiten einzunehmen. Dieser lächerliche Streit war für das religiöse Leben Indiens von außerordentlichem Nutzen: denn er hatte eine weite Verbreitung der Bhakti-Religion zur Folge. Rāmānanda war über den ihm angetanen Schimpf aufs höchste erzürnt und entschloß sich, nach Nordindien auszuwandern, wo er die Sekte der Rāmānandīs stiftete.

Das große Verdienst dieses Mannes um die Förderung der Bhakti-

Religion, die in dem auf ihn folgenden halben Jahrhundert die verbreitetste in Indien wurde, bestand in folgenden Neuerungen. Er brach mit der herrschenden Sitte, auf Sanskrit zu predigen und zu schreiben, und machte durch den Gebrauch der Volkssprache die Lehren seiner Religion allen Klassen der Bevölkerung zugänglich. Zugleich führte er das Prinzip der Brüderlichkeit aller Menschen praktisch durch, indem er die Angehörigen aller, auch der niedrigsten Kasten, nicht nur als Mitglieder seiner Sekte aufnahm, sondern auch zu Lehrern machte. In unverkennbarer Anlehnung an die Zustände des Urchristentums sammelte Ramananda zwölf Jünger um sich, unter denen sich ein Barbier, ein Lederarbeiter — also Männer aus tief verachteten Kasten — und der mohammedanische Weber Kabir befanden, welcher letzte neben mohammedanischen besonders christliche Lehren annahm und jeden Götzendienst verwarf. Kabir lehrte, daß alle religiösen Äußerlichkeiten wertlos seien und daß es allein auf den „inneren Menschen" ankomme. Einige Aussprüche Jesu gab er beinahe wörtlich wieder, und von dem „Wort" sprach er in Ausdrücken, die nur eine Paraphrase des Anfanges des Johannes-Evangeliums sind: „Im Anfang war Gott allein, aber von ihm ging das Wort aus. Als Gott wollte, daß die Schöpfung ins Leben träte, gab er Befehl durch sein Wort, und so wurden durch das Wort alle Dinge gemacht, die da sind. Obwohl das Wort von Gott ausging, ist es doch nicht verschieden von Gott, sondern bleibt bei ihm, wie das Denken in dem Herzen des Menschen bleibt. Gottes Stimme erschallt, damit die Menschen von dem Wort Kenntnis haben; und so ist das Wort in der Welt und zugleich bei Gott"[1]).

Wie die Zwölfzahl der Jünger Ramanandas, ist auch offenbar die Zehnzahl der Gebote in der von Madhva gegründeten Bhagavata-Schule eine Nachahmung des Christentums, wenn auch ihr Inhalt nur im großen und ganzen mit den christlichen zehn Geboten übereinstimmt: „Du sollst nicht lügen, niemanden verunglimpfen, keine harten Worte gebrauchen, nicht müßig schwatzen, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht töten, nicht Böses ausdenken, nicht hassen und nicht hochmütig sein."

Im 16. und 17. Jahrhundert ist der Einfluß der modernen christlichen Mission auf das indische Geistesleben schon so stark geworden, daß religiöse Disputationen zwischen Hindus, Mohammedanern, Christen und Juden etwas ganz Alltägliches waren, wie aus dem Dabistan, einem persischen im Jahre 1645 geschriebenen Werke, hervorgeht[2]). Obschon die klar zutage liegenden neuzeitlichen Verhältnisse eigentlich nicht mehr in den Rahmen meiner Darstellung gehören, so will ich doch aus der genannten Zeit noch zwei von christlichen Einflüssen erfüllte Werke nennen, die auf das religiöse Leben Indiens eine sehr bedeutende Wirkung ausgeübt haben und noch ausüben. Ich erwähne diese Werke auch namentlich deshalb, weil die Millionen von

[1]) Grierson, ERE II 550a. JRAS 1907, 325, nach den Mitteilungen von Foß Westcott.

[2]) Hopkins, Religions of India, 510, Anm.

Hindus, die sie mit Begeisterung lesen, nicht wissen, daß aus vielen Stellen dieser Bücher christlicher Geist zu ihnen spricht. Es sind die Hindī-Bearbeitung des Rāmāyaṇa von Tulasīdasa (Tulsīdās) und die gleichfalls in dem älteren Hindī-Dialekt verfaßte Bhaktamālā des Nābhadāsa (oder Nārāyaṇadāsa). Beide Autoren haben gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschrieben und sind Lehrer der Rāmānandī-Sekte gewesen; ihre Werke werden aber ebenso hoch auch von den anderen Bhāgavata-Schulen geschätzt.

Tulasīdāsa (1532—1623) hat in mehreren Werken, namentlich aber in seinem volkssprachlichen Rāmāyaṇa, das übrigens nicht eine Übersetzung des alten Rāmāyaṇa Vālmīkis, sondern eine selbständige Darstellung des Inhalts ist und eigentlich den Titel Rām-carit-mānas „See der Taten des Rāma" führt, eine strenge Moral und besonders die Pflichten gegen den Nächsten gepredigt und dabei den Ton getroffen, der zu den Herzen der Massen spricht. Wenn die Greuel und der Unflat des Schivaismus und die sexuellen Ausschweifungen des späteren Krischnaismus im modernen Indien eingedämmt sind, so ist das hauptsächlich dem Einfluß dieses Werkes und überhaupt der Lehre des Tulasīdāsa zu danken. In den Hütten der Bauern und in den Palästen der Rājās ist das Ramāyaṇa des Tulasīdāsa zu finden, und auf den Märkten sieht man öffentliche Vorleser des Dichtwerks von aufmerksamen Zuhörern aus allen Volksschichten umgeben. Das Buch ist durch eine vortreffliche englische Übersetzung von F. S. Growse dem abendländischen Publikum zugänglich gemacht worden.

Die Grundzüge der religiösen Lehre des Tulasīdāsa, in der christlicher Einfluß unverkennbar ist, lassen sich[1] in folgende Sätze zusammenfassen. Der Mensch ist von Natur durchaus verderbt und unwürdig, von den Folgen der Sünde errettet zu werden. Aber das höchste Wesen ist in seiner unendlichen Barmherzigkeit zur Erde herabgestiegen und in der Person des Rama Mensch geworden, um die Welt von der Sünde zu erlösen. Zum Himmel zurückgekehrt, weiß Gott aus eigener Erfahrung, wie groß die Schwächen und Versuchungen des Menschen sind, und übt schrankenloses Erbarmen in steter Bereitschaft, dem sündigen Menschen, der ihn anruft, zu helfen. Selbst der schlimmste Verbrecher, der ernstlich bereut, wird dadurch entführt[2]. Aus diesen Grundanschauungen sind die Pflichten gegen den Nächsten und die Lehre von der Brüderlichkeit aller Menschen abgeleitet.

Die anderen Gottheiten des Hinduismus sind Gott (Rama) untergeordnet und werden zu ihm als in einem Verhältnis stehend gedacht, das dem der Engel und Heiligen zu Gott vergleichbar ist, wie es in der römisch-katholischen Kirche aufgefaßt wird[3]. Besonders bemerkenswert ist dabei die Stellung des Hanumat, der beständig als Ramas persönlicher Diener im Himmel erscheint. Im Zusammenhang damit teilt Grierson eine schöne Legende mit, die zwar nicht von Tulasīdasa selbst berichtet worden ist, aber auf seinen unmittelbaren Einfluß zurückgeht.

---

[1]) Mit Grierson, JRAS 1903, 456, 457; 1907, 320.
[2]) Ebendas. 1903, 454, 455.
[3]) Ebendas. S. 457, 458.

Ein elender Straßenkehrer, der an einer ekelhaften Krankheit litt, lag an einem widerwärtigen kotigen Ort und schrie in seiner Qual: „Ah Ram, Ah Ram (o Gott, o Gott!)". Hanumat flog gerade zu der Zeit vorbei, und im Unwillen darüber, daß er den Namen seines Herrn in so schauderhafter Umgebung rufen hörte, versetzte er dem Mann einen Stoß auf die Brust. Als er an demselben Abend gewohnheitsgemäß Ramas Körper abrieb, erblickte er eine furchtbare Wunde auf der Brust des Gottes. Voll Entsetzen fragte Hanumat, was geschehen sei. „Du hast einem armen Mann einen Stoß auf die Brust gegeben, als er meinen Namen anrief; und was du dem geringsten meiner Kinder antatest, das hast du mir getan."

Das andere vorher erwähnte Werk, die Bhaktamala des Nabhadasa mit dem Kommentar des Priyadasa, nennt Grierson die Acta Sanctorum der vier großen Bhagavata-Schulen. Nicht nur die Grundlehren dieses Werkes, sondern manche Einzelheiten in ihm verraten christlichen Einfluß so deutlich wie nur möglich. So die Legenden von Gopala, der, als er einen Streich auf die eine Backe erhielt, dem Schlagenden auch die andere darbot (Bh. 106 = Matth. 5, 39); von Vilvamangala, dem sein Auge Ärgernis gab, weil er einer Frau mit Verlangen nachgeblickt hatte, und der sich deshalb selbst blendete (Bh. 46 = Matth. 5, 29); und von dem nicht mit Namen genannten König von Puri, der aus demselben Grunde sich seine rechte Hand abhieb und sie von sich warf (Bh. 51 = Matth. 5, 30)[1]. In Bhaktamala 204 werden Beispiele für die Güte gegeben, die der menschgewordene Gott seinen Dienern erwiesen hat. Eines von diesen ist, daß Krischna seinen Dienern die Füße wusch. Schon im Mahabharata II, 1295 wird erzählt, wie Krischna sich herabließ, Brahmanen die Füße zu waschen; aber in der Bhaktamala sind an die Stelle der Brahmanen „Santas, das heißt von Bhakti erfüllte", getreten. Die ursprüngliche indische Legende scheint also durch diese Abänderung in Einklang mit der neutestamentlichen Erzählung (Joh. 13, 5) gebracht worden zu sein[2].

Daß die hier behandelten christlichen Einflüsse auf die verschiedenen Bhagavata-Schulen, soweit die Zeit vor dem 16. Jahrhundert in Betracht kommt, von den Thomaschristen Südindiens ausgegangen sind, darf als gesichert gelten. Seit dem 16. Jahrhundert können die nordindischen Bhakti-Sekten neue Nahrung durch die christliche Mission empfangen haben. Aber fast alle namhaften Bhakti-Lehrer von Ramanuja bis Nabhadasa — also vom 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts — sind Südinder gewesen und müssen deshalb ihre christlichen Anregungen von den südindischen Thomaschristen erhalten haben, die ein mannigfach entstelltes Christentum besaßen.

Damit erledigt sich die Annahme J. Kennedys und anderer, daß die christlichen Einflüsse auf die Wiederbelebung und Reform der Bhakti-Religion durch Vermittlung des persischen Sufismus gewirkt haben. Sufistischer Einfluß kann nur für die nordindischen Bhakti-Sekten, die sich in moham-

[1]) Grierson, JRAS 1907, 322, 496; ERE II 548 b.
[2]) Kāśiprasād Jayaswāl bei Grierson, JRAS 1907, 322 Anm. 5.

medanischer Umgebung gebildet haben, und für die spätere Zeit in Betracht kommen. In dieser Beschränkung muß er allerdings anerkannt werden[1]). Der frühere Mohammedaner Kabīr (Anfang des 15. Jahrhunderts) hat christliche mit sūfistischen Lehren vermengt, und die moderne (gegen Ende des 16. Jahrhunderts gegründete) Bhakti-Sekte der Rādhāsvāmīs (oder Rādhāvallabhīs) beruft sich auf Kabīr, die Sūfīs und das Evangelium Johannis[2]).

Wenn auch mehrere Bhakti-Lehrer mit Prinzipien des Brahmanismus gebrochen haben, die diesem von Alters her als Grundpfeiler der religiösen Ordnung galten, so haben sie doch den Zusammenhang mit dem Brahmanismus nicht gelöst. Auch die Reformer der Neuzeit haben trotz der engeren Beziehungen, in die sie zum Christentum getreten sind, an bestimmten Elementen des Brahmanismus festgehalten oder an sie angeknüpft.

Hauptsächlich sind hier Rām Mohan Roy (1772—1833), der Begründer des Brāhma Samāj, und seine Nachfolger in der Leitung dieser philanthropischen Sekte zu nennen. Der Brāhma Samāj erstrebt bekanntlich ein höheres Menschenglück durch Annäherung der großen Religionen unter Ablehnung aller besonderen Kultusformen. Rām Mohan Roy ging von dem Pantheismus der Upanischaden aus, gelangte aber später zu dem Glauben an einen persönlichen Gott und bekannte sich, obschon er nie die Zugehörigkeit zur Brahmanenkaste aufgab, im Laufe seiner geistigen Entwicklung immer mehr zu den Lehren des Christentums, die er für die besten unter allen religiösen Lehren erklärte. Er glaubte schließlich an das jüngste Gericht, an die Begründung der wahren Religion durch Christus und an die ihm zugeschriebenen Wunder. Aber das Dogma von der Trinität lehnte er mit Entschiedenheit ab[3]).

Von den Nachfolgern Rām Mohan Roys sei nur Keshab Chunder Sen erwähnt, der mit allen Vorurteilen des Hindutums brach und die heilige Schnur, das Abzeichen seiner Kaste, ablegte. Als er mit den von ihm angestrebten weitgehenden Reformen in dem Brāhma Samāj nicht durchdrang, gründete er 1866 eine neue Kirche mit dem Namen Brāhma Samāj of India, der die ekstatische Form der Bhakti ihr religiöses Gepräge gab. Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit verkündete K. Ch. Sen im Jahre 1880 seinen Glauben an die Wahrheit des Christentums mit den Worten: „Es ist Christus, der Britisch-Indien beherrscht, und nicht die Britische Regierung. England hat eine gewaltige moralische Macht ausgesandt in der Form des Lebens und Charakters jenes mächtigen Propheten, um dieses weite Reich zu erobern und in Besitz zu halten. Niemand als Jesus, niemand als Jesus, niemand als Jesus hat jemals dieses glänzende, prächtige Diadem ‚Indien' verdient, und Jesus soll es haben ... Christus ist der wahre Yogin"[4]). Aber Christus war für K. Ch. Sen trotz dieses Hymnus doch nur eine dem brahmanischen Ideal entsprechende Asketengestalt; und in späterer Zeit stellte K. Ch. Sen wieder

[1]) Grierson, ebendas. 501—503; ERE II 550 b.

[2]) J. Kennedy, JRAS 1907, 487, leider, wie so häufig, ohne Beleg.

[3]) Monier Williams, Brahmanism and Hinduism, 488; Hopkins, Religions of India, 516.

[4]) Monier Williams, a. a. O. 516; Hopkins, a. a. O. 521.

eine Kombination von Hinduismus, Islam und Christentum als wahre Religion hin. Jedenfalls aber bildete bei diesen fortschrittlichen Reformern das Christentum einen starken Einschlag der religiösen Überzeugung. Es hat überhaupt auf den Brahma Samaj in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen den förderlichsten Einfluß ausgeübt, nicht nur in dogmatischer, sondern auch in moralischer und sozialer Hinsicht. In den sonntäglichen Andachten werden jetzt Abschnitte aus der Bibel neben solchen aus dem Veda, dem Avesta und dem Koran verlesen.

J. N. Farquhar[1]) gibt die Anzahl der Gemeinden des Brahma Samaj im Todesjahr K. Ch. Sens (1884) auf 173 an mit ungefähr 1500 eigentlichen Mitgliedern und gegen 8000 Anhängern; der Zensus von 1901 führt 4050 Mitglieder (gegen 3051 im Jahre 1891) auf. Diese statistischen Angaben zeigen, daß es sich immer nur um sehr kleine Gemeinden gehandelt hat, und daß die ganze Bewegung, wie nicht anders zu erwarten war, auf die geistig am höchsten stehenden Volksschichten beschränkt geblieben ist.

Sieht man von dieser bewußt eklektischen Bewegung ab, so ist es nicht leicht, die Stärke und Verbreitung der in das heutige Hindutum durch verschiedene Kanäle eingeströmten christlichen Ideen richtig abzuschätzen. Grierson, der kompetenteste Beurteiler dieser Imponderabilien und der beste Kenner der in Europa wenig gekannten modernen (volkssprachlichen) religiösen Literatur Nordindiens, hat folgende bemerkenswerte Erklärung abgegeben: „Ich trat an dieses Gebiet vollständig frei von Voreingenommenheit heran und verfolgte ganz andere Ziele. Zuerst war ich durch die — wie es mir schien — voneinander unabhängigen Übereinstimmungen überrascht; als ich aber tiefer eindrang und mit dem Lande mehr und mehr vertraut wurde, trat mir das christliche Element in der Atmosphäre immer deutlicher entgegen. Es war freilich viel Stickstoff und Kohlensäure da — von Argon nicht zu reden —, aber der Sauerstoff war mit den Lehren unserer Evangelien identisch. Es ist das eine Sache des Eindrucks und durch strikten Beweis nicht zu erhärten; aber der Eindruck ist da, mag man ihn bewerten, wie man wolle“[2]). Mit diesen Worten muß man zusammenhalten, was Grierson an einer anderen Stelle[3]) mit besonderem Nachdruck ausgesprochen hat: „Zurzeit kann nicht emphatisch genug festgestellt werden, daß der moderne Hinduismus im Grunde eine monotheistische Religion ist. (Anmerkung dazu): Der dichte Nebel von verschmolzenem Polytheismus und Fetischismus, der diesen Monotheismus bedeckt und verhüllt, beherrscht — selbst bei den ungebildeten Hindus — einen anderen Gedankenkreis. Der Monotheismus gilt für das zukünftige Leben und für das, was wir die ewige Seligkeit nennen. Der Polytheismus und Fetischismus dient nur den täglichen Bedürfnissen des materiellen Lebens. In einem Lande, wo wie in Indien die Mehrheit der Bevölkerung arm und unwissend ist, wird das Geistige vom Materiellen überschattet; aber selbst die Ärmsten erkennen die Wahrheit der

[1]) In dem ausführlichen Artikel Brahma Samaj ERE II 821 a.
[2]) JRAS 1907, 500, 501.
[3]) Indian Antiquary 1908, 262.

Lehren von dem einen höchsten Wesen an, die sie von den Bhāgavatas ererbt haben, — auch wenn diese Lehren als ihrem Verständnis zu hoch erscheinen."

Es wird mir nicht leicht, einem Gelehrten von Griersons Bedeutung, der ein Menschenalter unter und mit den Hindus gelebt und in dieser langen Zeit seine beste Kraft der Erforschung ihrer religiösen Zustände gewidmet hat, zu widersprechen. Aber es handelt sich hier um ein Urteil von ganz subjektiver Art. Ich glaube deshalb, wenn sich auch mein Aufenthalt in Indien nur über $1^1/_2$ Jahre erstreckt hat, mit meiner Überzeugung nicht zurückhalten zu sollen, daß Grierson in seinem sympathischen Enthusiasmus den Umfang der monotheistischen Tendenzen und der christlichen Elemente im heutigen Hinduismus überschätzt. Ich habe durchaus den Eindruck gehabt, daß Polytheismus und Fetischismus wesentliche Charakterzüge des Hinduismus bilden und nicht bloß wie eine das wahre Wesen verhüllende Nebelschicht über ihm lagern.

In der Einleitung zu dem überaus wertvollen und von mir vielfach zitierten Artikel Bhakti-mārga sagt Grierson, daß die Lehre von der Bhakti die Grundlage des modernen vischnuitischen Hinduismus bildet und daß sich zu ihr mindestens 150 Millionen der Bewohner Indiens bekennen. Nun beläuft sich die Zahl der Hindus nach dem Zensus von 1901 auf 207 Millionen, und darin ist — abgesehen von $8^1/_2$ Millionen Animisten — die Landbevölkerung eingerechnet, die doch die Mehrheit in Indien bildet und deren Religion in Wahrheit in der Verehrung einer unübersehbaren Menge von Stammes- und Lokalgöttern besteht. Bringt man ferner die große Masse der Schivaiten in Abzug, so ergibt sich, daß Grierson die Zahl der Vischnuiten (Rāmaiten und Krischnaiten) viel zu hoch berechnet hat.

In der Reihe der aus der indischen Literatur nachweisbaren christlichen Elemente, die ich in dem letzten Abschnitt dieses Aufsatzes zusammengestellt habe, wird kaum etwas Erhebliches fehlen. Man muß zugeben, daß diese christlichen Zutaten an Zahl von dem 7. Jahrhundert an ziemlich beträchtlich sind und eine wertvolle Bereicherung des indischen Religionsgutes darstellen; aber es läßt sich nicht behaupten, daß sie in ihrer Umgebung einen überragenden Platz einnehmen. In der gesamten religiösen Atmosphäre des heutigen Hinduismus spielen die christlichen Elemente naturgemäß eine weniger bedeutende Rolle als in der den gebildeteren Volksschichten gehörenden Literatur.

Rumänien.

Vom

Grafen Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

I. Sinaia.

Man könnte Rumänien das Land der Gegensätze nennen; sie fallen auf, sobald man den Fuß über die Grenze gesetzt hat. Ohne Unterlaß und jeglichen Übergang folgen einander die widersprechendsten Eindrücke. Einmal trifft man einen Luxus, eine Verfeinerung wie in den fortgeschrittensten Ländern des Westens an, und gleich darauf könnte man sich in den verlorensten Winkel des Orients versetzt glauben.

Mein erster Aufenthalt galt Sinaia. Inmitten der majestätischen Kette der Karpathen gelegen, ist dies ein Ort, an dem die Natur ihre ganz besondere Schönheit entfaltet.

In außergewöhnlicher Kühnheit erheben sich die Berggipfel, und aufeinandergetürmte Felsen zeigen pittoreske Bildungen. Überraschend ist die Farbe des Gesteins; kaum je habe ich wärmere Schattierungen gesehen. Die Färbung ist rosig, oft bis ins rötliche Violett.

Während des Sonnenunterganges erscheinen die höheren Spitzen wie erleuchtet. Eingehüllt in den flammenden Schleier der Abendröte wird die Bergkette immer glühender, bis die rotschimmernde Wildnis endlich den Eindruck einer Feuersbrunst, eines ungeheuern flammenden Scheiterhaufens macht.

Die Karpathen mit ihren rauhen Regionen mögen in der hohen Tatra, vielleicht auch im Nordosten Ungarns, eine bedeutendere Höhe erreichen, auch findet man dort weite Felder mit Schnee bedeckt; dennoch ist die Wirkung nicht annähernd so überwältigend wie hier, denn nirgends glaubt man sich mehr von jedem menschlichen Verkehr entfernt. Die düsteren und undurchdringlichen Wälder, die bis zu den Höhen hinaufreichen, bieten Wölfen und zahlreichen Bären die letzte sichere Zufluchtsstätte in unserem Weltteil.

In dieser Wildnis bildet Sinaia eine überraschende Oase der Kultur. Wenn man den Berg hinaufsteigt, entfalten sich bei jeder Wendung neue Bilder. Einmal ist es die Natur in ihrer unberührten Gestaltung, dann wieder sind es kunstvoll angelegte blühende Gärten, die sich terrassenförmig hinziehen; eine andere Biegung enthüllt uns endlich Burg Pelesch von seltsamer Originalität. Ein kleines Kloster, eine Art Einsiedelei aus alter Zeit, liegt am Wege. Hat man dessen Höhe erklommen, erblickt man Türmchen und Giebel des königlichen Heims. Aber plötzlich, wie sie erscheinen, verschwinden sie auch wieder bei der nächsten Wendung des Pfades, gleich den

Bildern eines Kaleidoskops. Diese Sommerschlösser, die weltvergessen inmitten der Berge liegen, sind einzig in ihrer Art. Sie erinnern an Simla, die Residenz des Gouverneurs von Indien. Man vergißt vollständig, daß man vor den Pforten des Orients steht. Alles ist in vorzüglichster Ordnung. Die Anlagen sind so gut gepflegt, die Straßen so bewundernswert gehalten, daß man glauben könnte, nie die Umgebung der Champs Elysées verlassen zu haben. Schritt für Schritt erheben sich Bauwerke, Pavillons oder Kandelaber für elektrisches Licht, welche direkt aus Paris auf die Abhänge der Karpathen versetzt wurden.

Sinaia ist augenscheinlich ein Ort für opulente Menschen und zweifellos sehr geeignet, um soziologische Beobachtungen zu machen. Politiker wie Diplomaten wählen mit Vorliebe diesen Ort, um einen Teil der guten Jahreszeit da zu verbringen und sich an der Gunst des Hofes zu sonnen. Es ist das Leben von Versailles in den Bergen, mit allem Licht und Schatten, und während der Sommer- und Herbstmonate die Metropole der maßgebenden Kreise, kurz ein Ort, der wegen seiner Naturschönheiten bewundernswert und in Hinsicht auf das soziale Leben Rumäniens belehrend ist.

II. In den Fußtapfen der Legionen.

Dieses junge Land, das kaum ein halbes Jahrhundert zählt, weist in der Tat fremdartige, zuweilen elementare Züge auf, die auf eine ferne Vergangenheit zurückgehen. Das Volk trägt seine malerische Tracht fast unverändert wie zur Zeit der Völkerwanderung: die Männer mit den langen Haaren, die oft in Zöpfe geflochten sind, die Frauen mit ihrem bunten barbarischen Schmuck. Den alten Sitten sind sie treu geblieben; in der Familie, in den Gemeinden haben ungeschriebene Gesetze ihre Macht behalten.

Manche Schilderung der Römer, welche die Länder der unteren Donau betrifft, paßt in vielen Beziehungen noch auf die Gegenwart und hätte ebensogut in unseren Tagen geschrieben sein können. Die charakteristischen und wesentlichen Punkte haben sich weder hinsichtlich des Bodens noch seiner Bewohner gewandelt. Die Volksseele ist unverändert dieselbe geblieben.

Dacien muß ein seltsames Land gewesen sein und laut den Historikern der Cäsarenzeit eine große Anziehung geübt haben. Der breite, träge Fluß mit seinen flachen und fruchtbaren Ufern ruft noch immer die römische Campagna zurück; desgleichen die lombardische Tiefebene. Ein wunderbarer Boden für Ansiedelung und Wohlstand, ein fruchtbares Erdreich, ein vorteilhaftes Klima für den Ackerbau. Ausgedehnte Ländereien versprechen gesegnete Ernten.

Dacien wie Thracien waren Provinzen, deren Wichtigkeit für die Kolonialpolitik die Staatsmänner Roms wohl erkannt haben. Neben ihrer strategischen Bedeutung kam die wirtschaftliche stark in Betracht. Das ertragreiche Besitztum sollte eine Art Vorratskammer für die unter diesen Himmelsstrichen verstreuten Legionen sein, und da die Beförderung an den Ufern der Donau mit größter Leichtigkeit vor sich ging, vermochte kaum ein anderes Gebiet sich günstiger für die Unterhaltung der mächtigen Armee zu erweisen. Alles wuchs in großem Überfluß, und das Leben war infolgedessen billig.

Zahlreiche Inschriften jeder Art und fast in allen Gegenden des Landes bezeugen, daß es die Söhne des Mars in dieser Verbannung sich wohl sein ließen. Sie richteten sich in ihren weitläufigen Lagern ungefähr wie zu Hause ein, und eine große Anzahl der Legionäre blieb für immer da. Sie erwarben Besitzungen und heirateten Eingeborene, so daß sie sich vollständig einbürgerten. Diese Männer, echte Söhne eines großen Weltreiches, kannten keine Entfernungen. Die Verbindung durch das Adriatische Meer war für sie sogar ziemlich rasch. Es ist kaum zu fassen, wie leicht man dazumal den Verkehr herstellte. Es gab Beamte, Kaufleute und Soldaten, welche im Laufe des Jahres den größten Teil Europas durchkreuzten und Meere durchquerten. Beweglichkeit und Kosmopolitismus waren die bezeichnendsten Züge der damaligen Gesellschaft.

Nachdem Trajan endgültig von diesen ungeheuren Landeskomplexen Besitz ergriffen hatte, wurde die Kolonisation in großem Maßstabe begonnen. Kapitalisten, Unternehmer wie Arbeiter kamen aus allen Teilen Italiens. Einerseits gründeten sie Farmen in den schönen Ebenen, andererseits beuteten sie überall in den Bergen die reichen Minen aus. Noch jetzt findet man in Transsylvanien von Römern angelegte Gruben. Arbeiter in großer Zahl haben diese Gegenden überschwemmt, und die Mehrzahl kehrte nie wieder in ihre Heimat zurück. Das war wohl auch die Absicht des Kaisers. Um seinen Besitzungen und den Kolonien hier und in Kleinasien die größte Sicherheit zu verleihen, glaubte er, um jeden Preis ihnen römische Sitten beibringen zu müssen.

Es ist ihm gelungen, was wir heute noch bestätigen müssen. Mit Italienisch kann man sich jetzt noch in Rumänien verständlich machen. Die Sprache hat sich allerdings sehr verändert, hat ganz andere Redewendungen angenommen als die Ausdrucksweise des Lateinischen im Westen; indessen ist die Ableitung von sehr vielen lateinischen Worten sowie die Satzbildung unverkennbar. Für einen der Sprache Ciceros Kundigen würde es oft schwieriger sein, sich in Sicilien verständlich zu machen, als in Rumänien.

Zu bedauern bleibt, daß uns kein ausführlicher Bericht über diese einst so wichtige Kolonie geblieben ist. Einzelheiten sind durchaus unbekannt, und man kann kaum aus den wenigen historischen Bruchstücken und den vorhandenen archäologischen Funden die entschwundene Zeit sich vergegenwärtigen. Wir wissen, daß Trajan das Land während der ersten Jahre des 2. Jahrhunderts erobert hat, und daß jener Feldzug eine der Ruhmestaten seines Lebens war. Das bekundet auch die Säule, die ihm zu Ehren in Rom errichtet worden und die der Nachwelt als Wahrzeichen seiner Größe erhalten ist. Zahlreiche Reliefs zeigen uns Szenen aus jenem so denkwürdigen Kriege. Wir können uns danach leicht die wilden dacischen Gestalten mit den langen Haaren vorstellen, die gefesselt, gesenkten Hauptes hinter dem Triumphwagen einher schreiten. Der Meißel des Bildhauers hat es verstanden, die charakteristischen Züge der Leute herauszuarbeiten; denn wie er sie abbildete, findet man sie heute nach so vielen Jahrhunderten wieder. Das Volk hat sich bis in die Gegenwart einen eigenen Typus bewahrt, der es sehr von seinen slawischen Nachbarn unterscheidet.

Die Heerstraße, die einstens eine der hauptsächlichsten Verbindungen zwischen den westlichen und östlichen Besitzungen war, ist eine der hervorragendsten Leistungen der Römer und für alle Zeiten ein strategisches Wunder. Stellenweise, z. B. entlang dem sogenannten eisernen Tor, ist dieser monumentale Verbindungsweg ganz in die Felsen gehauen, und gerade über den schäumenden, brausenden Wasserfällen erblickt man in der Steinwand eine stolze Inschrift, deren Buchstaben so deutlich und groß sind, daß man sie lesen kann, wenn man über die Katarakte fährt. Sie erzählt in kurzer Zusammenfassung die Geschichte des großartigen Baues, der bewundernswürdigen Arbeit, die von den Legionären ausgeführt wurde. Es ist eine Art Hymnus auf den Kaiser Trajan, nach dem die große Straße benannt werden sollte.

Nachdem die Legionäre unter Marcus Aurelius zurückberufen und Dacien von den Römern aufgegeben worden war, schlummerte der ganze weite Landstrich und wurde nur von Zeit zu Zeit von barbarischen Horden aufgeschreckt. Was aus den alten Kolonien geworden ist, oder wohin die Einwohner sich geflüchtet, darüber gibt uns die Geschichte keine genaue Auskunft. Ein dichter Schleier verhüllte Jahrhunderte lang diesen Teil der Welt, in dem einst so blühendes Leben geherrscht hat.

Die Sprache jedoch ist als Erinnerungszeichen aus den fernen Zeiten geblieben. Auch in ihrem gegenwärtigen Zustand erkennt man noch, daß sie nie gänzlich verstummt war. An den Ufern der unteren Donau hat sich das „Romanische" erhalten, trotz des slawischen und bulgarischen Einflusses. Selbst die lange türkische Oberherrschaft war nicht fähig, es auszurotten.

Nach dem Untergange des Kaiserreiches sind die rein römischen Elemente wahrscheinlich in Scharen mit den Legionären heimgekehrt. Andere haben sich in den verschiedenen Teilen des byzantinischen Reiches festgesetzt, und so finden wir sie noch in sehr beträchtlicher Menge in Bulgarien und Macedonien bis zum Ägäischen und Adriatischen Meer.

Ihre Zahl zu bestimmen, würde schwierig sein. Zudem teilen sie sich in mehrere sehr unterschiedliche Gruppen. Die zahlreichsten sind die Dakorumänen, die noch jetzt den Boden des einstigen Daciens bewohnen. In dem heutigen Rumänien übersteigen sie fünf Millionen, in Transsylvanien dritthalb und in Bessarabien etwas über eine Million. Trotz der Grenzscheidung sprechen sie alle denselben Dialekt und bilden eine Einheit, wenn nicht politisch, so doch ethnographisch. Auch ist die geheime Hoffnung eines jeden wahren Patrioten, diese Gebiete noch einmal vereinigt zu sehen.

Die Mazedorumänen oder Aramani haben viel weniger verstanden, die Reinheit ihrer Sprache zu erhalten. Sie ließen sich in einem Winkel an der griechisch-türkischen Grenze nieder, wo man sie in den Städten als geschickte Handwerker, auf dem Lande als Hirten findet. Da sie mäßige, arbeitsame Menschen sind, ist es ihnen gelungen, durch all die Jahrhunderte hindurch sich auf fremdem Boden zu erhalten.

Auch im Norden von Saloniki gibt es noch mehrere rumänische Dörfer, und schließlich sind noch einige Familien zu erwähnen, die sich nach Istrien zurückgezogen haben und unter dem Namen Istrowallachen bekannt sind. Die

Sprache dieſer iſolierten Koloniſten vermiſcht ſich immer mehr mit den Idiomen der Nachbarn; dennoch halten ſie an ihrem Urſprung feſt und ſtellen ſich über die Slawen. Die „Liga culturale“, die ſchon zu wiederholten Malen den Wunſch ausgeſprochen hat, all dieſe zerſtreuten Landsleute wieder der Heimat zuzuführen, erblickt ihre Aufgabe darin, das Nationalgefühl unter den Landsleuten, die außerhalb der Grenzen wohnen, aufrecht zu erhalten, wenn auch die von den Nationaliſten genährte Hoffnung, Beſſarabien, Bukowina und Transſylvanien unter derſelben Krone vereinigt zu ſehen, nicht viel mehr als eine Utopie iſt.

III. Caſtel Peleſch und Peliſchor.

Peleſch, das königliche Schloß, lenkt begreiflicherweiſe die Aufmerkſamkeit von ganz Sinaia auf ſich. Es iſt die Reſidenz, in der ſich der Hof einen Teil des Jahres aufhält. Sie bildet den Mittelpunkt für alle ſoziale, politiſche, literariſche und ſogar charitative Tätigkeit des Landes, deſſen Beſtrebungen und Ideale ſich hier gleichſam verkörpern.

Umgeben von mächtigen Terraſſen, mit breiten Treppen, macht das Schloß einen vornehmen Eindruck. Überall ſieht man wohlgepflegte Beete, mit Blumen gefüllte Vaſen, und bewundert die Sorgfalt, mit der alles gehalten wird. Hallen und Säle im Innern ſind ſehr geräumig und reich ausgeſtattet, wenn auch, gleich der Architektur des Schloſſes ſelbſt, im Geſchmack der falſchen Renaiſſance der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Überall Holztäfelung, Decken mit Stuckverzierungen, ſchwere Möbel, wie man ſie während des „Cinquecento“ nie verfertigt hat. Auch die Gegenſtände aus Cuivre poli und die Drapierungen erinnern weniger an die Einrichtungen eines Dürer oder der Kleinmeiſter von einſt, als an das berühmte Atelier Makarts.

Indeſſen verliert die Ausſtattung der Räume von Peleſch an Bedeutung und hört auf zu intereſſieren, ſobald die eindrucksvollen Erſcheinungen der Majeſtäten gegenwärtig ſind. Carol I. wird nicht allein als der erſte König, ſondern auch als Schöpfer des neuen Rumäniens anzuſehen ſein.

Seine Aufgabe war nach innen wie nach außen hin äußerſt ſchwierig. Als junger Prinz aus der Fremde gekommen, mußte er vor allem die Zuneigung und das Vertrauen ſeiner Untertanen zu gewinnen trachten. Jedoch nach kurzer Zeit ſchon erkannte das Land ſeine außergewöhnlichen Eigenſchaften und ſchätzte ihn hoch als den unermüdlichſten Arbeiter in ſeinem Reiche. Die beſte Gelegenheit, ſich als glänzender Feldherr zu bewähren, gab ihm der ruſſiſch-türkiſche Krieg, und auch ſein diplomatiſches Geſchick konnte er ſeitdem bei mancherlei verwickelten Lagen bekunden. Ihm zur Seite ſteht die anmutige Herrin von Peleſch, die Königin, von ihrem Volke als Wohltäterin geliebt und weit über Rumäniens Grenze hinaus als Dichterin unter dem Namen Carmen Sylva verehrt.

Etwas weiter im dichten Waldesſchatten verbirgt ſich ein anderes Gebäude. Ein wahres Dornröschenſchloß mit Laub bedeckt. Blühende Schlingpflanzen winden ſich um die Balkone, und große Zweige bilden ein grünliches Gewölbe. Bächlein quellen überall hervor, und das Moos überzieht den

Erdboden, als wenn niemals ein menschlicher Fuß über diesen verlorenen Schlupfwinkel gegangen wäre.

Pelischor, das kleine Schloß, macht in Wirklichkeit den Eindruck eines Traumes. Das wundersame Gebäude gleicht so wenig dem, was man heutzutage zu sehen gewohnt ist. Seine Form und seine Art könnten aus jeder Zeit stammen. Nichts verrät einen entschiedenen Stil, nichts läßt architektonische Gesetze vermuten. Frei von jeder Regel scheint diese sonderbare Wohnstatt durch den Zauberstab einer Fee hervorgerufen zu sein.

Beim Eintritt durch das beschattete Torgewölbe werden die Augen durch unerwarteten Glanz geblendet. Gold überall, Gold aus allen Nischen strahlt uns entgegen. Im ersten Augenblick glaubt man, sich in eine mit kostbarem Steinwerk bedeckte byzantinische Kapelle verirrt zu haben, denn alle Mauern, alle Verzierungen und Gewölbe sind reich vergoldet. Die Formen selbst sind kaum zu unterscheiden in all dem blendenden Schimmer.

Erst allmählich gewöhnt sich das Auge einigermaßen und nimmt eine Fülle prachtvoller Blumen wahr. Blumen von jeder Art und Gattung. Die üppigsten tropischen Pflanzen entfalten ihr reiches Laubwerk und ihre zierlichen Blüten. Die Orchideen duften in kostbaren Gefäßen, Laubgewinde und Garben schmücken alle Räume.

Die Wirkung der Blumen gegen den vergoldeten Hintergrund ist einzig. Sie wird noch erhöht durch die leuchtenden blauen Kacheln des Bodens, die gleichsam einen Teppich von Türkisen bilden. Die wenigen Möbel, Kandelaber, ein byzantinischer Thron, einige prächtige Eisbärenfelle hie und da hingeworfen, gestalten Pelischor zu einer der originellsten und harmonischsten Schöpfungen der dekorativen Kunst.

IV. Bukarest.

Nach Sinaia erscheint Bukarest primitiv. Wohl gibt es einige sehr imposante Gebäude, luxuriöse Geschäfte, einige moderne Hotels und gut eingerichtete Restaurants — aber das sind nur Ausnahmen. Die Stadt selbst, in ihrem Gesamteindruck, ist bescheiden und von balkanischem Geschmack.

Aber Bewegung und Leben findet man dortselbst; man hat keine Zeit, Einzelheiten zu betrachten und Mängel zu beobachten, man wird von der allgemeinen Unruhe mitgerissen. Und noch verwirrender als dieses Treiben wirkt der damit verbundene Lärm. Alles spricht, zankt, schreit. Die Arbeiter singen oder fluchen. Die Händler rufen verzweifelt, die Kutscher knallen und donnern mit den Peitschen, — die rumänische Hauptstadt könnte wirklich die Stadt der Töne, des Geräusches genannt werden, denn nirgends hat man Gelegenheit, gleich mannigfaltige Laute wahrzunehmen. Es wird in nahezu allen Sprachen geredet. Die Mundarten des Westens mischen sich mit denen des Ostens. Französisch und Deutsch berühren bei jedem Schritte unser Ohr. Es gibt wohl keine Nationalität auf der Balkanhalbinsel und an den Ufern des Schwarzen Meeres, die nicht hier zu finden wäre.

Bukarest ist bis zu einem gewissen Grade die balkanische Metropole. Die bulgarischen und serbischen Arbeiter überwiegen. Im Handel spielen die

Griechen und Juden die erste Rolle. Die Türken sind fast ganz verschwunden. Dagegen sieht man viele Armenier, desgleichen Russen, Polen und Ungarn. Kurz man kann sicher sein, beim Durchschreiten der Straßen die verschiedensten Mundarten durcheinander schreien zu hören.

Altertümer oder historische Denkmäler sind nicht in diesen neuen Hauptstädten zu suchen. Die Metropolitankirche ist das einzige Gebäude, das die Aufmerksamkeit durch seine seltsame Silhouette auf sich zieht. In griechischer Kreuzesform erbaut, bedeckt mit einer weiten Kuppel, stellt sie den bekannten byzantinischen Typus dar. Übrigens sieht sie älter aus, als sie tatsächlich ist. Sie entstand erst im 17. Jahrhundert und wurde im Jahre 1839 wiederhergestellt. Eine kleine Kapelle, Curten Veche genannt, noch im 15. Jahrhundert durch Mirza gegründet, würde ungefähr das ehrwürdigste Gebäude der Stadt sein, wenn sie nicht vollständig durch einen Brand zerstört worden wäre.

Man darf nicht alte Erinnerungen in diesen Ländern suchen, die augenscheinlich weniger Vergangenheit als Zukunft haben. Die heitere rumänische Hauptstadt macht uns vor allen Dingen den Eindruck der Jugend und zwar einer vielversprechenden Jugend. Sprudelnde Lebenskraft offenbart sich auf Schritt und Tritt. Alles atmet Energie und Enthusiasmus, alles kündet Begeisterung. Man könnte Bukarest auch die Stadt des Jubels nennen. Überall und ohne jeglichen Grund zeigt sie sich in festlichem Gewande. Man hißt Flaggen, man schmückt die Häuser, und die Bevölkerung ist in beständiger Erregung. Es gibt Festlichkeiten ohne Ende, patriotische Jahrestage oder politische Kundgebungen. Das Volk scheint das Bedürfnis zu haben, sich zu berauschen, die einen mit einem Glase Branntwein, die anderen mit einem Becher voll schäumenden Champagners. Sie müssen Feste feiern, trinken. Lebhaftere, vergnügungssüchtigere Leute als die dreimalhunderttausend Einwohner von Bukarest sind kaum anderweitig zu finden. Daher hat es auch den Beinamen „Paris des Ostens" erhalten, vielleicht auch wegen der engen Beziehungen dieser beiden Hauptstädte zueinander. Als ob die große Entfernung nicht existierte, so unaufhörlich und ununterbrochen ist das Kommen und Gehen zwischen ihnen. Eine große Anzahl Rumänen vollendet ihre Studien am Ufer der Seine. Manche reichen Leute haben während ihres ganzen Lebens dort Absteigequartiere. Es ist deswegen begreiflich, daß der Orientexpreßzug das ganze Jahr durch mit Rumänen überfüllt ist, und daß die Gesellschaft der rumänischen Hauptstadt ein Pariser Gepräge zur Schau trägt. Es gibt Häuser, in denen alles aus Frankreich eingeführt wurde, den Küchenchef und den Haushofmeister mit inbegriffen. Unglücklicherweise ist mit dem Luxus auch manches Bedauernswerte übernommen worden.

Jassy, Braila, Giurgevo und die anderen Städte des Landes sind schwache Nachahmungen von Bukarest, alle mit demselben Aussehen des Überganges und alle mehr oder weniger großen Dörfern gleichend mit einigen anspruchsvollen Straßen und besseren Gebäuden.

Aber das Land in seiner Schwermut ist keineswegs ohne Reiz. Die große rumänische Ebene hat besonderen Charakter und besitzt viel Stimmung. Sie erinnert sehr an die weiten Flächen von Südrußland — Tiefland ohne

Grenzen, von dämmerndem Lichte verschleiert; scheinbar so einförmig und dennoch so reich an feinen Abtönungen. Vielleicht können nur die, die hier geboren sind, die über der Landschaft schwebende träumerische Sehnsucht ganz verstehen. Eigen und verschlossen hängen sie leidenschaftlich an ihrem mütterlichen Boden. Ihr Leben im Schoße der großen Natur hat sie stolz und unabhängig gemacht. Ihre Sitten wie ihre Gedanken vererben sich seit Jahrhunderten von Vater zu Sohn, und selbst die Monotonie gewinnt auf dieser schönen, sonnendurchglühten Erde etwas Fesselndes. Wogende Getreidefelder, vom heißen Winde bewegt, erinnern an die Wellen des Meeres. Wie dort erscheint hier der Horizont unbegrenzt, der Sonnenaufgang in seiner Großartigkeit ebenso ergreifend, die Stille der gestirnten Nächte ebenso tief.

Inmitten solcher Schauspiele wird der Mensch zum Nachdenken angeregt. Der Hirt wie der Seemann hängt unwillkürlich seinen Gedanken nach; und dieser träumerische Zug ist es, der diese Leute so anziehend macht. Von Natur poetisch veranlagt und musikalisch begabt, scheint dem rumänischen Volke Gesang eine Lebensbedingung. Die nationalen und volkstümlichen Lieder von seltsamem Rhythmus und von einer innigen Traurigkeit können eines bleibenden Eindrucks nicht verfehlen. Für die Jugend würde der Tag unvollständig erscheinen, wenn sie bei der Rückkehr von den Feldern sich nicht vereinigte, um die akazienbeschatteten Dorfstraßen bis spät in die Nacht zu durchziehen und ihre Melodien ertönen zu lassen. Der Landmann singt bei der Arbeit, der Soldat während der langen, ermüdenden Märsche. Dieses Volk singt überall, am Alltag und am Sonntag, wenn in ihren reichen buntgestickten Feiertagskleidern die mit Bändern aller Farben geschmückten Mädchen, die Burschen mit großen Sträußen auf den Hüten beim Klange der Musik bis zum Tagesanbruch tanzen.

Auf der großen Ebene, welche so leicht das bescheidene Volk ernährt, sind die Bedürfnisse des Daseins gesichert; man lebt daselbst wie der Vogel auf dem Zweig. Und dennoch ist in der Seelenstimmung dieser Kinder der Natur ein Unterton, der der Melancholie der weiten Donauebenen entspricht. Ist es ein Echo des lateinischen Geistes, der so lange hier herrschte und in den hier wohnenden Sprößlingen weiterlebt? Oder war die Schwermut immer dieser Athmosphäre eigen?

V. Metamorphosen.

Indessen die Tage dieses archaischen Daseins sind gezählt. Hier wie in der übrigen Welt finden gewaltige Umwälzungen statt. Schon dient ein großer Teil des Ackerlandes der Industrie. Fabriken erheben sich von allen Seiten. Gesellschaften bilden sich, Unternehmungen werden in Gang gebracht. Die Bevölkerung bemüht sich, die reichen Erzeugnisse des gesegneten Landes zu verwerten. Trotz des natürlichen Reichtums wird jedoch heutzutage noch die Ausfuhr von der Einfuhr übertroffen. Die Zerealien, in so großer Menge sie auch ins Ausland gelangen, stellen doch einen geringeren Wert dar als die eingeführten Waren. Die Nationalbank mit ihren zahlreichen

Nebenstellen hat viel dazu beigetragen, kaufmännische Unternehmungen zu erleichtern und vor allem die Landwirtschaft zu heben, die doch immer der Lebensnerv Rumäniens ist. Durch Mühlen, Brauereien, Zuckerraffinerien und andere Gründungen wächst der Wert des Grundes stetig. Die Donau dient als ein ausgezeichneter und wohlfeiler Verkehrsweg. Die Ausfuhr des Weizens und des Viehes vollzieht sich größtenteils durch Dampfschiffe und Barken.

Galatz, Braila, Giurgevo, Turnu, Magurella, Kalafat, Turn-Severin sind Ausfuhrhäfen, von denen die beiden ersten selbst von Seeschiffen besucht werden. Auf Constanza am Schwarzen Meere, durch eine Eisenbahn direkt mit der Hauptstadt verbunden, werden als Handelshafen große Hoffnungen gesetzt. Er könnte als solcher ein bedeutender Anknüpfungspunkt zwischen dem Mittelmeere und den nordischen Ländern werden.

Der Reichtum der Bergwerke, bisher noch wenig ausgebeutet, verspricht die besten Ergebnisse. Die Salinen von Ocnele, Mari, Doftana, Slanicu, Targu liefern jährlich einen Ertrag von beinahe einer Million Kilogramm Salz. Petroleumquellen bilden eine andere bedeutende Einnahme, Ploesci Monteoru, Bugau bergen reichlich Öl. Marmor und Bausteine befinden sich gleicherweise in den Karpathen; aber das alles harrt noch seiner Verwertung.

Die Berge der Dobrudscha sind nicht weniger günstig. Ihre Ausläufer zum Schwarzen Meere, wunderbar der Sonne ausgesetzt, können die herrlichsten Weingärten werden. Die Weinlese ist trotz wenig entwickelter Kultur doch ziemlich bedeutend. Das jährliche Ergebnis steigt bis zu 6 Millionen Hektoliter. Ebenso wie die Trauben liefern die Pflaumen hier wie überall in den Balkanländern einen wichtigen Ertrag. Man bereitet daraus mehr als eine Million Hektoliter Branntwein. Alle drei so verschiedenen Teile Rumäniens, die Walachei mit ihren fruchtbaren Ebenen, die Moldau voll industrieller Quellen wie die Dobrudscha mit ihrem Küstenlande, versprechen die günstigste Entwicklung.

Die Geschichte des jetzigen Königreiches Rumänien begann vor kaum einem halben Jahrhundert. Erst durch die Aufhebung des russischen Protektorats im Jahre 1856 erscheint das Land in den Reihen der neuen Staaten. Der Pariser Kongreß hat die Frage der Völker der unteren Donau zu lösen versucht; aber nichts zeigt besser, wie trügerisch solche diplomatische Festsetzungen sind, als die darauf folgenden Ereignisse. Denn schon wenige Jahre nachher erfuhren alle Beschlüsse eine vollständige Umwälzung. Das Land wurde zuerst von Hospodaren regiert, darauf kurze Zeit von den Statthaltern, den Kaimakams. Aber schon im Jahre 1859 war ein Fürst in der Person des Alexander Cusa erwählt worden, der die Walachei und Moldau vereinigte, die von 1861 ab einen gemeinsamen Landtag bildeten unter dem Vorsitz von Catargiu. Das bedeutendste Geschehnis dieser Epoche ist die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern. Mehrere hunderttausend Arbeiter erhielten eigenen Grund und Boden.

Die neuen Verhältnisse waren indessen noch sehr schwankend. Bittere Eifersucht der Parteien verhinderte ernsthafte Arbeit. Jeder versuchte an die Spitze der Regierung zu gelangen. Es kam so weit, daß eine Verschwörung

selbst Cusa fallen ließ. Das ganze Land schien der Anarchie entgegenzugehen. Die türkische Oberherrschaft, nur noch dem Namen nach bestehend, war keineswegs imstande, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Endlich entschied man sich, einen auswärtigen Fürsten auf den Thron zu berufen. Die einmütige Wahl fiel auf den Grafen von Flandern, Bruder des Königs der Belgier. Dieser Prinz konnte sich aber nicht dazu entschließen, die Zügel der Regierung, die so sehr verwickelt waren, zu ergreifen, und so wurde Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen erkoren, der im Jahre 1868 Besitz von dem Throne der vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei nahm.

Die Schwierigkeiten der neuen Regierung sind zu begreifen, wenn man bedenkt, daß in diesem Lande noch alles neu zu schaffen war. Zu jener Zeit hatte Rumänien weder Geldmittel noch Industrie, noch Eisenbahnen. Die beiden Parteien der Konservativen und Liberalen standen einander schroff gegenüber. Zu einem gewissen Zeitpunkt wurde die Lage so unsicher, daß Prinz Karl, der trotz aller Bemühung die Verhältnisse nicht zu bessern vermochte, daran dachte, abzudanken. Der russisch-türkische Krieg von 1877—1878 bot Rumänien die erste Gelegenheit, Zeugnis von seinem Werte abzulegen. Aus Not wandte sich die russische Armee an die junge Nation. An der Spitze seiner Truppen erschien Fürst Karl, überschritt die Donau und übernahm den Oberbefehl über die vereinigten Heere. Wie schon bemerkt, war das Glück seinen Waffen günstig, er gewann Schlacht auf Schlacht, und es gelang ihm, die türkischen Festungen am Schipkapaß einzunehmen. Damit war das Schicksal des Krieges entschieden. Seitdem ist viel Zeit vergangen, viel Wasser die Donau hinunter geflossen. Die türkische Oberhoheit hat in Rumänien aufgehört, das Gebiet der Dobrudscha war gewonnen. Das Land entwickelte sich überraschend. Die inneren Verhältnisse befestigten sich, und die äußere Politik wurde mit seltener Klugheit geleitet. Die Einnahmen verdoppelten sich, und die Armee, mit nahezu 200 000 Mann Kriegsstärke in 5 Armeekorps und 8 Divisionen eingeteilt, ist eine der besten. Der Militärdienst wird während dreier Jahre geleistet. Bis zum 30. Lebensjahre bleibt man in der Reserve, bis zum 36. Jahre in der Miliz, und schließlich gehört man bis zum 46. Lebensjahre dem Landsturm an.

Bei solcher Kriegstüchtigkeit ist es der rumänischen Regierung gewiß nicht leicht geworden, angesichts der jüngsten Balkanwirren die leidenschaftliche Erregung des Volkes zu zügeln und vorsichtige Zurückhaltung zu üben, bis der rechte Moment zum entscheidenden Eingreifen gekommen war. Da aber hat König Carol neue und diesmal unblutige Lorbeern geerntet: wie einst als siegreicher Feldherr, hat er jetzt als Friedensstifter um die Balkanvölker sich verdient gemacht, den Dank Europas gewonnen und sein Land mit erweiterten Grenzen einer gesicherten Zukunft entgegengeführt.

Kaſtiliſche Bauern.

Ein Beitrag zum Verſtändnis des heutigen Spaniens.

Von
Adolf Schulten.

Wenn der Wind an den Scheiben rüttelt, werde ich an die Zeit erinnert, die ich während meiner Ausgrabungen in Numantia auf den ſturmgepeitſchten Hochplateaus von Altkaſtilien im Bereiche des „Cierzo", des ſpaniſchen Nordwindes, verlebt habe. In acht Ausgrabungskampagnen habe ich zuſammen faſt zwei Jahre unter kaſtiliſchen Bauern zugebracht. Da nun dieſes harte Geſchlecht in hiſtoriſcher und ethnologiſcher Hinſicht Intereſſe bietet, und kaum je ein Fremder ſo lange mit ihm verkehrt, jedenfalls aber niemand es ausführlich geſchildert hat, ſo wird es vielleicht erwünſcht ſein, wenn ich meine dortigen Eindrücke und Beobachtungen mitteile. Aber das Intereſſe an den Bauern Altkaſtiliens geht noch weiter. Ich glaube, daß man bei ihnen den Schlüſſel zum Verſtändnis des heutigen Spaniens findet.

Alexander v. Humboldt, der Entdecker der Hochebenen von Südamerika, hat auch als erſter nach Polybius zuerſt wieder den die Natur und die Geſchichte der pyrenäiſchen Halbinſel beſtimmenden Gegenſatz des inneren Hochlandes und des peripheriſchen Küſtenlandes erkannt. Seitdem wußte der Fachmann zwiſchen dem den größten Teil der Halbinſel einnehmenden hohen (600—800 m) und von höheren (1000—2300 m) Randgebirgen umgebenen Tafelland mit ſeinem unwirtlichen Klima und einer bei Ackerbau und Viehzucht beharrenden Bevölkerung und den ſchmalen, mit einem glücklichen Klima und reicher Vegetation ausgeſtatteten und von einer betriebſamen, fortſchrittlichen Bevölkerung bewohnten Küſtenſtreifen von Katalonien und Valencia (Oſtküſte), Andaluſien (Südküſte), Portugal (Weſtküſte), Aſturien und Kantabrien (Nordküſte) zu unterſcheiden. Dem großen Publikum freilich galt nach wie vor ganz Spanien als ein paradieſiſches Land, und die Dichter fuhren fort zu ſingen:

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimatland,
Wo die ſchattigen Kaſtanien
Blühen an des Ebro Strand,

während in Wirklichkeit gerade die Geſtade des Ebro der Inbegriff der Wüſte und Leere ſind. Dieſe romantiſche Vorſtellung von einem glücklichen

Spanien, wo das Leben bei Gitarrespiel und Fandangotanz dahinfließt, ist eine falsche Verallgemeinerung andalusischer Zustände. Ganz wie sich die nordische Phantasie Italien mit Unrecht nach dem heiteren Bild des Golfs von Neapel mit seinen phäakischen Bewohnern ausmalt.

Schöner ist es freilich an der lieblichen, von Wein und Oliven bekränzten Küste Kataloniens und im lustigen Sevilla; wer aber das echte, alte Spanien kennen lernen will, muß es auf dem unwirtlichen und armen Hochlande, an den Quellen des Duero und Tajo, suchen. Dort, in dem Winkel zwischen dem das Tafelland vom Ebrotale scheidenden nordöstlichen Randgebirge, der Idubeda der Alten, und der Alt- und Neukastilien trennenden Guadarrama liegt Altkastilien, das Herz Spaniens. Zusammen mit Leon wurde es der Kern des neuen christlichen Spaniens und das Vaterland der tapferen Ritter, welche die Araber schlugen, und der harten Konquistadoren, die mit eiserner Faust und fanatischem Herzen Mexiko und Peru eroberten. Den innersten Teil dieses Winkels, den höchsten und unwirtlichsten Teil Altkastiliens und damit des ganzen Tafellandes, nimmt die Provinz Soria ein. Das Tafelland steigt hier bis zu 1100 m an und wird fast auf allen Seiten von mächtigen, bis zu 2300 m hohen Randgebirgen umgeben, aus denen der von Martial besungene Moncayo (Mons Caius), der gewaltige Grenzstein zwischen Kastilien und Aragon, und der Pic Urbion, wo aus geheimnisvollen Bergseen der Duero entspringt, hervorragen. Der höchste Teil der Provinz Soria ist die Hochebene von Numantia. Wie sie geographisch den höchsten Teil Altkastiliens bildet, so ist die Provinz Soria ethnologisch der Kern des Landes. Sie bewahrt noch heute am reinsten die altspanische Art, ja die der antiken Bewohner des Landes: der Iberer oder, wie man diese auf ursprünglich keltischem Land siedelnden Stämme nannte, der Keltiberer. Das Gebiet des mächtigsten und tapfersten Stammes, der Arevaker, fällt mit der heutigen Provinz Soria zusammen. Die Hauptstadt und Volksburg der Arevaker war Numantia. Hier befinden wir uns also im Herzen des keltiberischen Landes. Wer die heutigen Bewohner der Gegend von Numantia schildert, schildert die Nachkommen jener Tapfersten der Tapferen.

Als rauh und arm wird uns das Land der Keltiberer im Altertum beschrieben, und rauh und arm ist es noch heute. Wer sich eine Vorstellung von ihm machen will, muß von Europa absehen und das Hochland von Nordafrika, die öden Steppen zwischen den beiden Ketten des algerischen Atlas, vergleichen. Hier findet er dieselbe endlose Öde, dieselben den Horizont begrenzenden Tafelberge, dasselbe entsetzliche Klima. In der Tat gehört ja Spanien geographisch zu Nordafrika. Den größten Teil des Jahres nimmt die schlechte Jahreszeit ein. Sie dauert vom September bis zum Juni. Der kurze Sommer ist nur eine Unterbrechung des Winters und mit seiner großen Hitze und Trockenheit nicht minder unerträglich als jener. Sinkt die Temperatur im Winter bis auf — 10°, so steigt sie im Sommer bis auf + 40° C. Eine ärgere Plage aber als Kälte und Hitze sind die fast beständig über die baumlosen Steppen dahinbrausenden Stürme, die bald von dieser, bald von

jener Seite her wehen. Es ist, als ob Äolus alle seine Winde auf das keltiberische Land losgelassen hätte. Der ärgste dieser argen Gesellen ist der ebenso heftige wie kalte Nordwind, der noch seinen antiken Namen Circius (heute Cierzo) bewahrt. Daß der Circius einen Schwergerüsteten und einen Karren umwerfen könne, berichtet aus eigener Anschauung der alte Cato, und Ähnliches kann man noch heute erleben. Dick mit diluvialen Ablagerungen bedeckt, haben die wenigen Kornebenen nur eine dünne Ackerkrume, durch die sich der leichte Pflug des kastilischen Bauern mit Mühe den Weg bahnt. Der größte Teil des Landes ist aber mit hartem, stachligem Kraut bewachsenes Bergland und bietet nur dem Kleinvieh eine magere Weide. Großvieh kann der Bauer nur für den Pflug halten; Kühe findet man fast nur in den wenigen, mit Wasser und Weide ausgestatteten Tälern und auf den Matten des Hochgebirges. Außer dem Weizen, der ihm seine Hauptnahrung, das Brot, liefert, baut der Bewohner der numantischen Ebene nur etwas Kartoffeln und Hülsenfrüchte; andere Feldfrüchte sind ihm unbekannt. Bacchus und Minerva haben ihre Gaben dem Lande versagt. Weinstock und Ölbaum machen vor der Sierra de Guadarrama, der Süd-, und vor dem Hochland von Almazan, der Ostgrenze Altkastiliens, halt. So vereinigt denn das spanische Hochland die Ungunst vieler anderen Länder. Man hat von Madrid gesagt, daß es den Boden der Sahara, die Sonne Kalkuttas, die Kälte des Nordpols, die Winde Edinburgs habe. Madrid aber ist weit besser daran als Soria.

Ein rauhes, hartes Geschlecht wird man in solchem Lande zu finden erwarten, und ein solches findet man. Im Kampfe mit dem Dasein geht den Bewohnern der sturmgepeitschten Steppen um Numantia das Leben dahin. Sobald die Jahreszeit die Feldarbeit erlaubt und fordert, wird von Sonnenaufgang bis Untergang gearbeitet, und in der Erntezeit beschränkt sich der Schlaf auf vier Stunden. Während des langen und rauhen Winters verkriecht man sich wie die Eskimos in elende, nur mit winzig kleinen Fenstern versehene Hütten. Der siebente Ruhetag und selbst die Feiertage existieren im Sommer nur auf dem Kalender; allein die „Votivtage", besondere durch Gelübde geweihte Tage werden eingehalten. Fest und Freude gibt es nur einmal im Jahre, an der „Fiesta", dem einem Ortsheiligen geweihten Dorffest. Sonst geht das Jahr und das Leben dieser Menschen, sei es in sommerlicher Arbeit, sei es in winterlicher Ruhe, ohne Abwechslung und ohne Freude dahin. Nur wenige Begüterte vermögen von dem Ertrag der Ernte etwas zurückzulegen, die anderen geben den kärglichen Ertrag gleich auf dem nach der Ernte stattfindenden Jahrmarkt in Soria zur Anschaffung des Notwendigsten an Kleidung und Hausrat aus. Wer vollends auf den geringen Tagelohn, 2 Pesetas (1,40 Mark), angewiesen ist, hat nur solange zu leben, als er Arbeit findet; die alten Tagelöhner wanken am Bettelstab von Dorf zu Dorf und finden auf der Landstraße oder im Spital einen elenden Tod. Zu meinen Ausgrabungen zugelassen zu werden und für 1,40 Mark elf Stunden mit Hacke und Spaten bald in glühender Sonne, bald im eisigen Wind zu arbeiten, galt als Vergünstigung; nach der Ernte

traten selbst die Bauern in die Schar der Arbeiter ein. Den Winter, wenn es daheim nichts zu tun gibt, wandern viele Männer nach Andalusien, um in den Ölmühlen zu arbeiten. Die überseeische Auswanderung nimmt von Jahr zu Jahr zu, und ganze Dörfer stehen leer. Das Ziel der Auswanderer ist Südamerika, aber meist kehren sie noch ärmer zurück, als sie gingen. Bargeld ist rar. Rechnungseinheit, wie in Amerika der Dollar, ist hier der Sou; der Duro (das 5 Pesetastück) stellt schon ein kleines Kapital dar. Im allgemeinen herrscht noch die Naturalwirtschaft, ist Korn das übliche Zahlungsmittel. Der Apotheker sendet nach der Ernte einen Buben mit einem Esel über Land, um in Korn die Schulden einzukassieren. Wenn eine barmherzige Schwester Gaben heischend von Dorf zu Dorf geht, reicht jedes Haus ihr eine Handvoll Getreide, und wenn nach der Ernte der Steuereinnehmer kommt, häuft sich in Renieblas beim Pfarrer, wo er absteigt, unter Flüchen auf die Regierung das Korn an. Bittere Armut schaut aus allem heraus, wohin man auch sehen mag: aus den elenden, mit rohen Steinen erbauten Hütten, aus den bunten Flicken der Kleidung und vor allem aus den magern, schlecht ernährten Leibern der Menschen.

Betrachten wir nun dieses armselige Leben in seinen verschiedenen Äußerungen.

Die Provinz Soria ist die am dünnsten bevölkerte der spanischen Monarchie. Auf dem Quadratkilometer wohnen hier nur zehn Menschen, während sich in den deutschen Industriebezirken 250 zusammendrängen! Die Form der Ansiedlung ist das Dorf, dessen Lage eine Quelle, ein Stückchen Ackerland, eine Straße bestimmt. Unter den Ortsnamen sind sehr bezeichnende Namen wie Ventosa und Ventosilla, was „Windsheim", Castelfrio, was „Kaltenburg", Renieblas, was „Nebelheim" bedeutet. Andere Namen wie Carrascosa (von Carrasco = Eiche), Fresnedo (von Fresno = Esche) erzählen von dem ehemaligen, längst durch die Barbarei der Menschen zerstörten Waldreichtum des Landes. Das einzige aus behauenen Steinen und mit einiger Kunst hergestellte Gebäude ist die Kirche. Sie stammt fast durchweg aus dem 13. Jahrhundert, der großen Zeit des kastilischen Rittertums, und hat meist in der zweiten Glanzzeit, dem 16. Jahrhundert, den ersten und letzten Umbau erfahren. Die anderen öffentlichen Gebäude, das Rathaus und die selten benutzte Schule, unterscheiden sich von den übrigen Häusern höchstens durch größere Maße. Andere öffentliche Anlagen gibt es kaum. Die Dorfgassen befinden sich in einem unglaublichen Zustand. Wo sie über Felsen laufen, läßt man den Felsen ruhig stehen, es jedem einzelnen anheimstellend, sich Arme und Beine zu brechen oder es zu vermeiden. Das Dorf Renieblas besitzt eine schöne Quelle, aber man läßt sie durch das Vieh verunreinigen. Jeder neue Alkade versprach mir, sie zu reinigen und zu fassen; die Alkaden kamen und gingen, aber die Quelle blieb, wie sie war. So ist es mit allen öffentlichen Angelegenheiten. Äußerlich und innerlich erinnern die kastilischen Bergdörfer lebhaft an die Berberndörfer der Kabylen. Das Bauernhaus steht in einem von einer Mauer umgebenen Hof (corral). Durch ein breites Tor betritt man eine Diele, um

die sich die Ställe und in den ärmeren Häusern auch die anderen Räume gruppieren, während in den besseren Häusern eine seitliche Treppe zu einem Obergeschoß führt, dessen Mitte der Diele entsprechend der Saal (sala) einnimmt, während ringsum Schlafzimmer und Küche liegen. Die vom kegelförmigen Rauchfang überwölbte Küche der älteren Häuser hat noch die Form des Rundhauses der Urzeit, an die die Griechen nur noch durch die mykenischen Kuppelgräber, die Römer durch das strohgedeckte Haus des Romulus auf dem Palatin erinnert wurden. Der Hauptraum ist zumal im Winter die Küche, um deren prasselndes Feuer sich nach der Arbeit alles versammelt, ein malerisches, dem Fremden unvergeßliches Bild. Der Hausrat ist meist noch der antike. Besonders bewahren die großen und kleinen Tongefäße die Formen des Altertums, und noch leuchtet auf eisernem Träger[1]) der Kienspan. Kleider und anderes Gut verwahrt man in schwerer Truhe, den Wein wie Odysseus in bocksledernen Schläuchen. Sein Haus baut sich jeder Bauer selbst, sei es ganz aus rohen Feldsteinen, sei es aus Lehmziegeln, die auf einem Fundament von Feldsteinen ruhen. Es ist dies die Bauweise der alten Numantiner. Ein Glasfenster besitzt höchstens der Pfarrer; die anderen Häuser haben aus Furcht vor Kälte und Wind nur winzig kleine Luftlöcher, die mit einem Holzladen verschlossen werden. Wenn ich nach der Arbeit, in der „Odyssee" oder in Vergils „Georgica", den besten Begleitern in dieses altertümliche Land, lesend am Fenster saß, und dann der Nordwind das Luftloch zu schließen nötigte, so befand ich mich bei hellichtem Tage im Dunkeln. Der einzige heizbare Raum ist selbst in den besseren Häusern die Küche. Das Kohlenbecken (brasero) ist ein Luxusgerät. Dem Hause durch Bewurf oder Bemalung einen bescheidenen Schmuck, wie man ihn doch selbst im ärmsten deutschen Gebirgsdorfe findet, zu verleihen, fällt niemandem ein, höchstens daß in den wohlhabenderen Hütten der Türsturz die Inschrift „Ave Maria purissima" oder den Namen des Erbauers aufweist. Nur die Fensterlöcher werden weiß umrandet, wodurch ihre Kleinheit und die Armut des Ganzen noch mehr auffällt. Blumen fand man in Nenieblas nur an einem Hause. Düster und schmucklos ist auch das Innere der Häuser. An den Wänden hängen allenfalls einige Heiligenbilder. Die Kleidung ist, abgesehen von der langen, gerne durch bunte Aufschläge verzierten Hose, die fast überall die alte Kniehose verdrängt hat, noch die altspanische, mit dem kurzen, durch Falten und Knöpfe verzierten Torerojäckchen und der endlosen schwarzen Leibbinde. Auf dem Kopfe trägt man jetzt allgemein die baskische Mütze, aber die Alten bewahren noch den schwarzen, altspanischen Spitzhut oder gar die keltiberische Fellkappe. Wenn der Nordwind bläst, hüllt sich der Bauer bis an die Nase in seinen Plaid, der den bezeichnenden Namen des „Mundzustopfers" (tapabocas) trägt. Neben ihm erhält sich das altiberische Sagum, ein mit Pelerine versehener, ärmelloser Mantel aus grober Wolle. Die Weiber verunstalten ganz wie unsere Bäuerinnen den Körper durch eine Unzahl von Röcken. Die Frau unterscheidet sich vom Mädchen

[1]) tedera = taedarium.

durch das in arabischer Weise dicht um den Kopf gelegte Kopftuch. Auf die Frisur des pechschwarzen, dicken Haares wird Wert gelegt; an jedem Sonntag sieht man die Weiber einander das Haar kämmen und flechten. Gold- oder Silberschmuck ist selbst bei den wohlhabenden Frauen selten. An den Füßen tragen Männer und Weiber lederne Sandalen (abarcas) oder die aus weißem Stoff gefertigten und mit dicker Sohle aus Flechtwerk versehenen Alpargaras, ein für dieses steinige Land vortrefflich geeignetes und von uns sofort angenommenes Schuhwerk. Irgend welche Pflege des Körpers ist unbekannt. Der Seife bedient man sich im allgemeinen nur zum Reinigen der Wäsche; den ganzen Körper zu waschen oder gar im Fluß zu baden, gilt als schädlich, und oft hat mich der Pfarrer, bei dem ich wohnte, gewarnt, wenn ich mir die Füße wusch. Als Nahrung dient wie im Altertum Brot und Zukost, die meist in den berühmten spanischen Erbsen, den Garbanzos, oder in Bohnen, seltener in einem Stück Speck oder Stockfisch, ganz selten in Fleisch besteht. Getrunken wird Wasser und der dicke, wie Tinte aussehende und schmeckende Wein aus dem Ebrotal. Man gießt den Wein direkt aus dem bocksledernen Schlauch in langem, dünnem Strahl zwischen die Zähne. Das vom griechischen Rhyton abstammende gläserne Trinkhorn der Katalanen (porron) ist in Kastilien Luxusgerät. Daß sowohl im Essen wie vor allem im Trinken Maß gehalten wird, versteht sich wie überall im Süden von selbst. Unmäßigkeit in beidem, besonders im Trinken, ist ein nordisches Laster. Selbst auf der Fiesta wird man nie einen Betrunkenen sehen. Die Speisen werden auf einem steinernen Herd zubereitet, der nur wenig über den Boden erhöht ist und sich schon ebenso in den Häusern des alten Numantia findet. Stundenlang hocken die kochenden Weiber in ebenso ungesunder wie unbequemer Haltung am Boden. Da man die Töpfe nur an, nicht über das Feuer stellt, dauert die Kocherei sehr lange, und dazu wird noch obendrein viel von dem in der holzarmen Gegend raren Holz verbraucht. Ein eiserner Herd ist selbst in den kleinen Städten und bei Leuten, die sich ihn bequem leisten könnten, eine Seltenheit. Die Wirtschaft bewegt sich ebenfalls in altertümlicher Primitivität. Der Ackerbau, neben dem in dieser an Weiden armen Gegend die Viehzucht zurücktritt, beruht auf der uralten, von den klassischen Völkern überwundenen Zweifelderwirtschaft, bei der das Feld ein über das andere Jahr völlig brach liegt. Jeder Fruchtwechsel ist unbekannt, und bei der Geringfügigkeit des Viehbestandes fehlt es an natürlichem Dünger; künstlichen hat die Feldflur bisher noch nicht erfahren. In den Gebirgsdörfern wird den Abhängen durch mühsamen Terrassenbau etwas Ackerland abgewonnen, ein Bild, das lebhaft an die Weinberge an Rhein und Mosel erinnert. Man staunt auf der Höhe von Bilbilis, der Vaterstadt Martials, selbst das antike Theater unter den Pflug genommen zu sehen. Arbeit, furchtbar harte Arbeit, wird genug geleistet, aber ohne Methode, ohne Ökonomie. Gepflügt wird mit dem antiken Pflug, der nur 10 cm tief in den Boden eindringt. Die Teile des Pfluges führen noch ihren römischen Namen, und auch das Maß, 8 Fuß, ist das römische. In der Hand des Pflügers ruht der Ochsenstachel des biblischen Gleichnisses,

und wenn die Sonne untergegangen ist, legt der Pflüger den umgewendeten Pflug den Ochsen auf den Nacken, wie es der Dichter[1]) beschreibt. Es ist mir ein Genuß gewesen, in den Pausen der Arbeit Vergils „Georgica" zu lesen, zu denen die kastilische Landwirtschaft einen lebendigen Kommentar bietet. Das Korn schneidet man wie im Altertum mit der Sichel, wobei die Hälfte des Halmes stehen bleibt, um untergepflügt das Land zu düngen. Auf der Tenne sieht man im August den schon von Varro beschriebenen Dreschschlitten (trillo = tribulum) kreisen. Es ist ein etwa 2 m langes und 1 m breites, unten mit Feuersteinen und Eisenstücken besetztes Brett, das von Pferden oder Ochsen über das ausgebreitete Korn gezogen wird, während die auf ihm stehende oder sitzende Person, meist ein Weib, das seltsame Gefährt zugleich beschwert und lenkt. Dadurch werden die Körner ausgequetscht und die Halme zerschnitten. Nachher wirft man Korn und Spreu mit der Schaufel gegen den Wind, der die Spreu verweht, während das Korn zu Boden fällt. Neben dem Ackerbau gibt es nur noch Viehzucht. Das Altertum kannte eine „Birne von Numantia" (pira Numantina), heute gibt sich niemand mit Obst- und Gemüsebau ab. In dieser Hinsicht hat die Indolenz also noch zugenommen. Die Erntezeit ist die hohe Zeit des Dorfes. Dann ist der Tagelohn am höchsten, die Kost am reichlichsten, und bis spät in die Nacht ertönt von den Tennen Gesang und Gelächter der jungen Leute durch die ambrosische Nacht.

Wie in der numantinischen Ebene der Bauer, so herrscht in dem sie umgebenden Gebirge der Hirt. Sein Leben ist ein wahrhaft zyklopisches. Er wohnt in natürlichen Höhlen oder in den roh aus Feldsteinen gebauten Schafställen (majada), den einzigen Spuren des Menschen in der wilden Einöde der Sierra. Fern von den Menschen und ihren Satzungen führt der kastilische Hirt ein wildes Naturleben. Wie für den Bauern das Fleisch, so ist für ihn das Brot ein Leckerbissen und seine gewöhnliche Nahrung noch vielfach die Eichelkost der Urzeit. Gekleidet ist er in die Wolle seiner Schafe, und als Wehr gegen den im Gebirge noch häufigen Wolf führt er die Schleuder, von deren geschickter Handhabung man sich ähnliche Wunderdinge wie die Alten von den balearischen Schleuderern erzählt. Um Weide für sein Vieh zu schaffen, brennt der Hirt den fremden Wald nieder. In jedem August sieht man aus der Gegend des Pic Urbion, wo sich die letzten Reste des einst den größten Teil der Provinz Soria bedeckenden Hochwaldes erhalten haben, mächtige Rauchsäulen aufsteigen und erfährt dann, daß wieder Hunderte von Morgen schönsten Fichtenwaldes verbrannt sind. Wie in der Ebene der Bauer, so hat im Gebirge der Hirt den Wald vernichtet. Neben den einheimischen Schafen weiden während des Sommers im Gebirge die Wanderherden aus Andalusien und Estremadura, um im Herbst, wenn es droben zu kalt wird, wieder in ihre wärmere Heimat zurückzukehren. Sobald das Korn geschnitten ist, werden die Schafe auch auf die dann jedem frei stehenden Äcker getrieben, begleitet von kleinen Hirtenbuben, die noch wie

[1]) Horaz, Epoden II, 63.

die Hirten des Theokrit den gebogenen Stab führen und mit ihrer Schalmei Pane und Nymphen ergötzen. Eine weidende Schafherde gehört zur Staffage der numantinischen Landschaft. Ehedem, als die Merinowolle noch nicht von der billigeren Wolle des Auslandes verdrängt war, bildete die Schafzucht den Reichtum des kastilischen Hochlandes. Man staunt, in den entlegensten Dörfern stolze Paläste mit riesigen, oft die ganze Fassade bedeckenden Wappenschilden zu finden: Zeugen des Reichtums und des Adelsstolzes der großen Herdenbesitzer (ganaderos) des 16. und 17. Jahrhunderts.

Das Handwerk ist in den Dörfern der Sierra oft wie bei Hesiod nur durch den Schmied vertreten. Die Axt im Hause erspart den Zimmermann und die selbstgefertigte Sandale den Schuster. Wenn ein Schneider vorhanden ist, so ist es sicher ein zu ehrlicher Bauernarbeit untauglicher Krüppel. Die größeren Dörfer haben wohl auch einen Bader, der zugleich Barbier und Heilgehilfe ist und in dieser Eigenschaft nicht allein schröpft und zur Ader läßt, sondern auch bei schweren Geburten hilft und damit viel Unheil anrichtet.

Der Verkehr über Land vollzieht sich wie im Altertum meist auf dem Rücken von Maultier oder Pferd; Wagen sind selten und bei dem elenden Zustand der Dorfgassen und Landwege nicht am Platz. Am Donnerstag, wenn in Soria Markt ist, sieht man von allen Seiten lange Züge von Maultieren zur „Capital" ziehen — wie die Karawanen der Wüste zur Oase. Wie man zum Vergnügen zu Fuß gehen kann, ist den Leuten ebenso unverständlich wie jenen Iberern, von denen uns berichtet wird[1]), daß sie über die in den Lagergassen promenierenden römischen Offiziere gespottet hätten, da es doch für den vernünftigen Menschen nur zwei Dinge gäbe: kämpfen oder schlafen.

Den Staat lernt der kastilische Bauer fast nur in der Gestalt des Steuereinnehmers, der ihm den Zehnten nimmt, und des Aushebungskommissärs, der ihm den Sohn entführt, während der reiche Bürgerssohn sich frei kauft, kennen. Von den Leistungen des modernen Staates — soweit von einem solchen überhaupt in Spanien die Rede sein kann — kommt ihm kaum eine zugute. Sein Staat ist darum wie im Mittelalter und Altertum die Gemeinde, seine Obrigkeit sind die großen Herren der Gegend, die „Kaziken". Kein Wunder, daß ihn die das Land erschütternden inneren Bewegungen und vollends die auswärtigen Dinge gar nicht berühren. Die katalonischen Revolutionäre werden wohl mit der politischen Indolenz des kastilischen Bauern einen härteren Stand haben als mit der spanischen Monarchie. Des ihm nur lästigen Staates erwehrt sich der Bauer, so gut er kann. Ich sah an einer Heerstraße eine lange Reihe von Pappeln durch Abschälen der Rinde vernichtet — getan hatten das die angrenzenden Bauern, weil die Pappeln ihr Getreide beschatteten. Wenn der Staat dem Abholzen des Waldes Gesetze vorschreibt, so hilft sich der Bauer, indem er den Wald niederbrennt, um doch wenigstens Holzkohle und Weide für sein Vieh zu

[1]) Strabo S. 164.

gewinnen! Er empfindet das Waldgesetz nur als eine lästige Beschränkung seiner persönlichen Freiheit; daß er durch das Niederbrennen des Waldes seine Nachkommen schädigt, geht seinem kärglichen Verstande nicht ein. Von monarchischer Gesinnung ist bei den keltiberischen Bauern so wenig zu spüren wie von republikanischer. Ein Bild des Königs findet sich nicht einmal im Gemeindehaus.

Aber auch im engeren Kreis der Gemeinde fehlt der Sinn für das Gemeinwohl. Bei den Ausgrabungen mußte ich über jedes Stückchen Land, jeden erbärmlichen Strauch mit dem Besitzer streiten; auf dem Gemeindeland konnte ich tun und lassen, was ich wollte. Auch jener unglaubliche Zustand der Gassen und der Quelle des Dorfes erklärt sich aus dieser Vernachlässigung aller öffentlichen Einrichtungen.

In kirchlichen Dingen ist der kastilische Bauer kaum weniger gleichgültig als in staatlichen. Auch hier reicht sein Interesse nicht über den engsten Kreis des persönlichen Bedürfnisses hinaus. Wenn ihm eine Kuh oder ein Kind erkrankt, so gelobt er vielleicht einer benachbarten Madonna eine Kerze, und im Winter besucht er auch wohl die Messe; im übrigen läßt er die Kirche Kirche sein. In welchem Respekt die Geistlichkeit steht, mag folgendes Spottlied zeigen, das ich in den Gassen von Renieblas hörte:

El cura de Renieblas
Y de Villares
Y el de Almajano[1])
Tres animales.

Man kann nicht leugnen, daß viele der Geistlichen dieses Werturteil verdienen. Selbst Söhne dieses rohen Volkes erwerben sie sich nichts als ein bescheidenes Maß kirchlicher Bildung und führen dann in irgend einem Nest bei 500 Pesetas Gehalt ein zwar armes, aber keineswegs Gott wohlgefälliges Leben. Reformation und Gegenreformation sind an Spanien spurlos vorübergegangen. Nach gelesener Messe gehört der übrige Tag etwas der Wirtschaft und der Jagd, meist völligem Nichtstun. Die Tage der Fiesta werden mit den aus den benachbarten Dörfern zum Besuch kommenden Amtsbrüdern bei Essen und Trinken, vor allem aber beim Spiel verbracht. Bis spät in die Nacht hinein ertönt dann aus dem sonst so stillen Pfarrhause das Klappern der Dominosteine und manch kräftiger Bauernfluch. Daß der Pfarrer mit seiner Haushälterin im Konkubinat lebt, ist häufig. Mein Freund Don Isidro, der Pfarrer von F . . ., war von einer blühenden Schar „Neffen" und „Nichten" umgeben, die merkwürdigerweise alle das feiste Vollmondgesicht ihres Onkels hatten. Die Bauern lassen den Pfarrer gewähren und hoffen, daß er dann ihre Weiber in Ruhe läßt. Auch hier also vollkommen mittelalterliche Zustände und Begriffe, sowohl bei dem Hirten wie bei der Herde.

Wo selbst die religiösen Empfindungen so gering sind, wird man andere Betätigungen des Verstandes und Gefühls kaum erwarten. Zwischen angestrengtester Arbeit im Sommer und vollkommener Trägheit im Winter geht

[1]) Drei Dörfer der Gegend von Numantia.

das Leben dahin; selbst die bescheidenen geselligen Freuden, die unseren Bauern das sonntägliche Wirtshaus bietet, fehlen mit dem Bedürfnis. Kaum daß die Fiesta auf wenige Tage dieses fürchterliche, aber von niemandem als solches empfundene Einerlei unterbricht. Dann erfreut sich die Jugend an der Jota, einem offenbar uralten Tanz, oder am Ballspiel, bei dem die außerordentliche Gelenkigkeit und Ausdauer dieser Menschen zum Ausdruck kommt, während die Männer zusehen und den Weinschlauch kreisen lassen. Wenn unserem Bauer die Bibel oder ein altes Gesangbuch eine zwar seltene, aber liebe Lektüre ist, so fehlt dem kastilischen Bauern jedes Buch, meist aber auch die Fähigkeit des Lesens. Hatten meine Arbeiter etwas zu unterzeichnen, so stand Kreuz neben Kreuz. Noch schlimmer ist es bei den Frauen. Von etwa zweihundert Frauen des Dorfes Renieblas konnten kaum zehn sowohl lesen wie schreiben, einige mehr wenigstens lesen. Der Besuch der Schule ist obligatorisch, aber in Wahrheit gehen die Kinder nur einen geringen Teil des Jahres zur Schule, und der Lehrer oder die Lehrerin fühlen sich bei 500 Pesetas (350 Mk.) Jahresgehalt nicht verpflichtet, ihre Pflicht zu tun. Als „tierisch" bezeichneten die Alten das Leben der Keltiberer. Tierisches findet sich dort noch im heutigen Leben. Ich sah, wie ein Weib einen jungen Hund, dem die Mutter gestorben war, säugte!

Bei solchem Mangel an religiöser und anderer Kultur ist die Ausdrucksweise der Menschen primitiv und roh. Man ist entsetzt über das fortwährende und unflätige Fluchen. Der beliebteste Fluch ist „me caco en Dios" [1]), oder etwas milder: „me caco en el obispo, en la hostia, en mi alma" [2]) usw. Ein zweiter, sanfterer Fluch ist das beständige „Coño" [3]), dem man mit Erstaunen selbst bei Frauen und Mädchen, aber auch bei Priestern und anderen Gebildeten begegnet. Rauh und laut klingt die Sprache und entbehrt der Anmut ihrer romanischen Schwestern. Besonders die häßlichen Kehllaute sind wohl iberisches Erbe; an arabischen Einfluß ist hier, in Gegenden, die nie von Arabern besiedelt wurden, nicht zu denken. Wenn der Gesang der Ausdruck der Seele ist, so muß es in diesen keltiberischen Seelen düster aussehen, denn der entsetzliche Gesang klingt, wie wenn Hunde gegen den Mond heulen, oder wie der Schrei einer armen Seele im Fegfeuer. Erfreulicher ist zuweilen der Inhalt der vierzeiligen und ungereimten Liedchen. Mancher junge Bursche versteht sie wie unsere Schnadahüpferl zu improvisieren. So sang man auf die deutschen Ausgräber einmal:

Viva el alto de Numancia
Y las buenas excavaciones,
Vivan los Alemanes
Con un ramillete de flores [4]).

[1]) Ich sch . . . . . auf Gott.
[2]) . . . auf den Bischof . . . auf die Hostie . . . auf meine Seele.
[3]) = lateinisch cunnus.
[4]) Hoch die Höhe von Numantia,
Hoch die guten Ausgrabungen!
Es sollen leben die Deutschen
Mit einem Blumenzweig!

Die Alten wissen noch schöne alte Lieder zum Preise der heldenmütigen Verteidigung von Zaragossa im Jahre 1809:

La Virgen del Pilar[1])
No quiere ser Francesa:
Quiere ser la capitana
De la tropa Aragonesa[2]),

oder:

Por el Ebro abajo va
Una lancha cañonera:
Y la Virgen del Pilar
Es la mejor cañonera[3]).

Der körperliche Habitus der Bauern entspricht ihrem Leben voller Entbehrungen und harter Arbeit. Es sind magere, meist unterernährte, aber äußerst sehnige und elastische Gestalten von kleiner, allenfalls mittlerer Statur. Die dunkle Gesichtsfarbe, die guten Verhältnisse des Körpers, die kleinen Hände und Füße bezeichnen die südliche Rasse. Eigentümlich sind dem kelt-iberischen Stamme die überaus lange und schmale Form des Gesichtes und die dicken Augenbrauen, die wulstigen Lippen, die den Mund fast zu einem Maul machen, die platte Nase und das vorspringende Kinn. Es ist der Typus, den Zuloaga öfter in den altkastilisches Leben schildernden Bildern wiedergegeben hat. Alle diese Merkmale, besonders die dunklere Hautfarbe, unterscheiden den Spanier von den anderen romanischen Völkern wie Italienern und Franzosen. Sie weisen hinüber nach Afrika in das Gebiet der hamitischen oder berberischen Rasse, die den Negervölkern verwandt, deren charakteristische Merkmale: die wulstige Lippe und die Stumpfnase, in gemilderter Form zur Schau trägt.

Daß die Iberer afrikanischen Stammes sind, läßt sich denn auch historisch und anthropologisch vollkommen nachweisen[4]). So finden sich z. B. hüben und drüben der Meerenge von Gibraltar dieselben Ortsnamen; nicht minder sind Tracht und Bewaffnung, Kriegführung, Siedlung und Staat oder besser Staatlosigkeit dieselben. Die Iberer gehören zu einer uralten, von Afrika ausgehenden und in quaternärer Zeit, als Südeuropa noch mit Nordafrika zusammenhing, über Nordafrika, Spanien, Südfrankreich und die westlichen Inseln, also über den ganzen Südwesten Europas, verbreiteten Völkerfamilie hamitischer Rasse. Diese libysch-iberische Rasse lebt in Nordafrika in den Berbern, in Europa in den Spaniern fort, schimmert aber auch

[1]) Die Schutzpatronin von Zaragossa.

[2]) Die Virgen von Pilar
Die will nicht sein Französin;
Sie will uns selber führen
Als brave Aragonesin.

[3]) Auf dem Ebro seh ich dräuen
Der Kanonenboote Schar,
Doch die beste Wehr und Waffe
Ist die Virgen von Pilar!

[4]) Ich werde den ausführlichen Nachweis im ersten Bande meines Numantia-Werkes liefern.

im übrigen Südeuropa noch deutlich durch die jüngere indogermanische Schicht hindurch. Am reinsten hat sie sich in Spanien auf dem entlegenen und armen Hochland erhalten, das von der späteren römischen, germanischen, arabischen Invasion gemieden oder nur schwach berührt worden ist. Oft habe ich meine Gefährten in Numantia auf den völlig afrikanischen Typus der kastilischen Arbeiter aufmerksam gemacht, und als ich vor kurzem aus Spanien nach Nordafrika kam, konnte ich manchmal glauben, unter meinen kastilischen Arbeitern zu sein. In der Tat ist denn auch die Übereinstimmung zwischen Berbern und Spaniern nicht auf die äußere Physiognomie beschränkt, sondern eine durchgehende. Wie die alten Numider und die heutigen Berber sind die alten Iberer und die heutigen Kastilier äußerst leichtfüßig und schnell. Berühmt sind heute die marokkanischen Postläufer, die den 300 km langen Weg von Tanger nach Fez in drei Tagen zurücklegen. Dieselbe Schnelligkeit bewunderte ich bei den Bewohnern der kastilischen Sierra. Auf ihrer außerordentlichen Schnelligkeit beruhen die berühmten Leistungen der alten Lusitaner und Keltiberer und der Karlisten im Guerillakriege. Daß sich mit dieser Schnelligkeit sowohl eine große Fähigkeit, Hitze und Kälte zu ertragen, wie fabelhafte Frugalität verbinden, machte und macht den iberischen und libyschen Stamm zu den besten Guerilleros der Welt. Als solche schildern uns die alten Schriftsteller einerseits die Numider, andererseits die Iberer, und als solche lernte Napoleon I. die Spanier kennen. Keine reguläre Armee hat ihm soviel zu schaffen gemacht wie die verhaßten spanischen „Brigands", in welchem Worte übrigens die römische Bezeichnung der Lusitaner und Keltiberer als ‚Räuber'[1]) wieder auflebt. Im offenen Kampfe, gegen eine europäische Armee, kaum verwendbar, sind die Spanier als Verteidiger ihres Landes, mit dem sie verwachsen sind und das mit ihnen zusammen kämpft, noch heute so unüberwindlich, wie sie es früher gewesen sind. Auch darin gleichen sie den Berbern, wie sie noch jüngst in ihren vergeblichen Kämpfen gegen die Berber des Rif am eigenen Leibe erfahren haben.

Vor allem anderen haben aber Iberer und Berber gemeinsam die Kulturlosigkeit: die Unfähigkeit zu eigener und die Abneigung gegen fremde Kultur. Kulturlosigkeit ist ein Erbfluch des afrikanischen Erdteils.

Das französische Spottwort, daß hinter den Pyrenäen Afrika beginne, trifft also, mehr als sein Urheber ahnte, den Nagel auf den Kopf.

Neben der dunklen afrikanischen Rasse fallen helle, blondhaarige und blauäugige Typen, die z. B. im Dorfe Renieblas ziemlich häufig waren, auf. Diese Abkömmlinge einer indogermanischen Rasse stammen wohl eher von den Kelten, die vor den Keltiberern das Tafelland inne hatten, ab, als von den Westgoten, die hier nur spärlich gesiedelt haben dürften. Vor einem Hause in Renieblas konnte man jeden Tag die beiden Rassen in Gestalt eines dunkeläugigen, braunen Buben und eines hellblonden Mädchens friedlich nebeneinander sitzen sehen.

Nicht minder wie die körperliche, lebt die geistige Eigentümlichkeit der alten Iberer in den heutigen Kastiliern fort. Der hervorstechendste Charakter-

[1]) latrones.

zug wie des Spaniers überhaupt, so insbesondere des altkastilischen Bauern ist der Stolz. Selbst der geringste Tagelöhner will als Caballero behandelt werden. Scheltworte verfingen bei den Arbeitern gar nichts und reizten nur zum Trotz; mit freundlichem Zuspruch waren dagegen die Leute weit zu bringen, und ein Appell an ihr Ehrgefühl verfehlte nie die Wirkung. Blinder Gehorsam wird nie in diese Köpfe hineinzubringen sein, auch nicht in der Armee, dagegen ging und geht der spanische Soldat für einen geliebten Führer durchs Feuer. Dem kastilischen Stolz begegnet man im guten und schlimmen auf Schritt und Tritt. Als ich einem Bauern einen verschlossenen Brief mitgab, meinte er, einem Caballero gebe man den Brief offen mit, sonst müsse er glauben, es stände darin: „Verabreichen Sie dem Überbringer eine Tracht Prügel". Auch der kleinste Grundbesitzer erwartete, daß ich mit ihm persönlich verhandelte. Als die Bauern in Renieblas Schwierigkeiten machten, brauchte ich nur darauf hinzuweisen, daß ihre Gran Atalaya — der Berg mit den fünf römischen Lagern — in aller Welt bekannt werden würde, um sie gefügig zu machen. Die Entlassung eines Arbeiters hat mehrfach zu bedenklichen Lagen geführt: der Mann empfand sie nicht sowohl als materiellen Verlust, denn als Kränkung seiner Ehre. Diese sonst so rohen Menschen haben ein äußerst feines Empfinden für persönliche Rücksichten, und der Verkehr mit ihnen könnte fast als Schule diplomatischen Taktes empfohlen werden. Verschwistert mit dem Stolz ist die Hartnäckigkeit. Man sagt vom Basken, daß er mit seinem Kopf einen Nagel in die Wand rennen könne, vom Aragonesen, daß er dasselbe fertig bringe, auch wenn die Spitze des Nagels nach außen stände. Vom Kastilier gilt dieses Wort vielleicht in noch verstärktem Maße. Alle Bemühungen einsichtiger, über den traurigen Zustand des Landes aufgeklärter Männer sind vergeblich. Dieselbe Erfahrung habe ich mit meinen Arbeitern gemacht. So intelligent die Leute vielfach waren, so unmöglich war es doch, sie von etwas zu überzeugen oder ihnen etwas auszureden. Ich möchte sagen, daß in diese Hartköpfe nichts hinein- und aus ihnen nichts herausgeht.

Diesen spanischen Stolz finden wir nun aber bereits als Haupteigenschaft der alten Iberer. Schon Strabo spricht von ihrem Eigendünkel [1]), der den Zusammenschluß der Stämme gegen den gemeinsamen Feind verhindert habe. Wiederum hat ihr Stolz und die aus ihm entspringende Wut über fremde Eingriffe die Iberer zu jener fanatischen, in der Geschichte einzig dastehenden Landesverteidigung entflammt: zu Sagunt und Numantia, zu Zaragossa und Gerona. Der zügellose Freiheitsdrang der Iberer duldete keine Gefangenschaft. Wie sich die Verteidiger der Städte, wenn alles verloren ist, den Tod geben, so zerschmettern sich die Gefangenen den Schädel oder werfen sich ins Feuer. Auch die Gallier haben ihr Vaterland verteidigt, aber sich doch dem unabwendbaren Geschick gebeugt; der Iberer dagegen kann wie das wilde Tier nur in der Freiheit leben. Er verteidigt seine Stadt wie die Bestie ihre Höhle und erträgt so wenig wie sie die Gefangenschaft. Auf

[1]) αὐθάδεια.

politischem Gebiet äußerte sich der iberische Stolz und Eigendünkel in der Ablehnung jeder Gemeinschaft und Unterordnung: in der Zersplitterung des Landes in Tausende kleiner und kleinster Gemeinden und in ihrer völlig freien Verfassung, die höchstens im Kriege einen Führer zuläßt.

Nahe verwandt mit dem Stolz ist die Ritterlichkeit des Kastiliers; wer sich selbst achtet, wird auch andere achten. Während die übrige europäische Welt mehr oder weniger vom Eigennutz und dem Geld beherrscht wird, findet sich in diesem armen, zurückgebliebenen Lande noch jene alte Gastlichkeit, Ritterlichkeit und Treue, von denen wir nur noch durch die Dichter wissen. Hoch und niedrig wetteifern hier, die Wünsche des Fremden zu erfüllen, und das berühmte ‚a la disposicion de Usted' ist in Altkastilien noch keine Phrase. Davon kann zumal der fremde Forscher die schönsten Proben erfahren. Unermüdlich sind seine sonst so bequemen Freunde bemüht, seine Arbeit zu fördern, Erkundigungen einzuziehen, mit ihm über Land zu reisen und ihm weiter hinaus die Wege zu bahnen. Einmal im Lande bekannt, reist der Fremde von einer gastlichen Schwelle zur anderen. Nie werde ich sie vergessen, die phäakischen Mahle bei meinen kastilischen Gastfreunden, wo ein Gang den anderen drängte und der Wein vom Ebro und Guadalquivir die Herzen erfreute, während draußen der Nordwind an den Fenstern rüttelte und drinnen das Herdfeuer prasselte! Diese Gastlichkeit ist ein altkeltiberischer Zug. Der Grieche Posidonius sagt in seiner meisterhaften Schilderung von Land und Leuten Keltiberiens (Diodor V, 34): „In ihren Sitten sind sie gegen Übelwollende und Feinde hart, gegen Gäste äußerst human und herzlich. Alle bieten dem Fremden ihr Haus an und wetteifern miteinander in Gastlichkeit. Wem aber der Fremde zu teil wird, den loben und preisen sie als einen Liebling der Götter." Was der griechische Reisende vor zweitausend Jahren erlebte, findet noch heute, wer den Weg zum Herzen des Kastiliers gefunden hat. Denn das ist freilich die Voraussetzung: Vertrauen und Freundschaft bringt der an sich mißtrauische Kastilier, obwohl gegen jeden Fremden gastlich, in vollem Maße nur dem Gast entgegen, von dessen Freundschaft er überzeugt ist. Wer stolz und kalt, mit „ledernem Herzen und ledernem Beutel", um mit Treitschke zu reden, durch dieses Land fährt, die Landesart verachtet oder gar diese Verachtung zur Schau trägt, der kann, was Posidonius in seinem ersten Satz sagt, erleben. In diesem Lande ist der Fremde je nach seinem Betragen so sehr Freund und so sehr Feind, wie er verdient. Kastilien ist wohl der einzige Winkel Europas, wo der Fremde wenig mit seinem Geld, alles mit seiner Persönlichkeit erreichen kann.

Neben dem Stolz ist die maßlose Indolenz ein hervorstechender Charakterzug des kastilischen Bauern. Sie zeigt sich im wirtschaftlichen Leben in dem prähistorischen Zustande des Ackerbaues und der ganzen Wirtschaft. Alle Versuche, den Ackerbau durch Einführung von Kunstdünger, Maschinen, landwirtschaftlichen Kreditanstalten zu fördern, scheitern an der Passivität der Bauern. Im Gebirge besitzen Gemeinde und Private noch immer herrliche Waldbestände, aber niemand denkt daran, sie durch eine geregelte Forstwirtschaft oder mindestens durch Anlage von Holzwegen aus-

zumutzen. Dagegen duldet man, daß die Hirten immer neue Stücke des Waldes vernichten, oder brennt ihn gar selbst nieder, um, wenn auch nicht Holz, so doch Holzkohle zu gewinnen. Dieselbe Materialverschwendung, das Kennzeichen jeder schlechten Ökonomie, herrscht auf allen Gebieten, im großen wie im kleinen. Statt die Kochtöpfe mit Hilfe eines Dreifußes über das Feuer zu stellen, begnügt man sich, sie an das Feuer zu setzen, und verschwendet lieber Holz und Zeit. Jedes zweite Jahr bleibt auch das beste Ackerland brach liegen, wo man es mit Anwendung von Dünger und Fruchtwechsel jährlich nutzen könnte. Die ganz afrikanisch anmutende Bedürfnislosigkeit dieser Menschen beruht ebenfalls auf ihrer Trägheit. Sie empfinden ihr Elend kaum, sind jedenfalls, wenn sie es empfinden, zu apathisch, um nach Besserung zu ringen. Bei den alten Iberern tritt diese Indolenz besonders in der lässigen Kriegführung hervor. Nach einer Niederlage, ja selbst nach einem Siege, laufen die mit Mühe geeinigten Gaue auseinander. Nur hierdurch, weil es so möglich war, eine Gemeinde nach der anderen zu unterwerfen, sind die Römer trotz aller Niederlagen schließlich doch, freilich nach zweihundertjährigem Kampfe, Herren von Spanien geworden. Man muß den Keltiberern ferner zum Vorwurf machen, daß sie die reichen Bodenschätze ihres Landes an Silber und Eisen nicht durch intensive Ausbeute und Handel besser verwertet haben. Wir finden sie vielmehr trotz dieser Reichtümer auf der niedrigsten Kulturstufe. Welcher Gegensatz zu ihren gallischen Nachbarn, die zur selben Zeit schon einen regen Handel und eine ziemlich hohe materielle Kultur besaßen!

Das Bild der kastilischen Bauern würde unvollständig sein ohne ein Porträt der kastilischen Ritter, der stolzen Hidalgos, die einst die Bauern gegen die ‚Moros' führten und die heute in Gemeinde und Parlament das Land beherrschen. Von ihrer Glanzzeit im 16. Jahrhundert zeugen noch jene stolzen, mit großen Wappenschildern prunkenden Paläste der adligen Herdenbesitzer, der „Ganaderos", die man selbst in entlegenen Gebirgsdörfern findet. Viele dieser Paläste sind verfallen, manche werden noch heute von den Nachkommen der alten Ganaderos als Sommeraufenthalt benutzt. Durch das wappengeschmückte Tor betritt man einen sorgfältig gepflasterten Hof, um den herum die Ställe und die Räume für das Gesinde liegen. An der Wand steht noch aus der Zeit Don Quichotes das Gestell für die Lanzen. Die Familie bewohnt im Obergeschoß eine Reihe großer und kleiner Zimmer, von deren Fenstern aus man auf prächtige alte Ulmen, den Lieblingsbaum des Kastiliers, blickt. Nie fehlt die Kapelle, in der oft ein eigener Schloßkaplan, die aus ‚Don Quichote' bekannte Figur, waltet. Das Haus ist umgeben von der aus Gärten und Weiden bestehenden Huerta, der Oase der kastilischen Steppe, die mit ihrem freundlichen Grün den Landsitz schon von weitem kenntlich macht. In diesen bescheidenen Residenzen lebt der kastilische Adel, sobald es in der ‚Corte'[1] (Madrid) zu heiß wird, bis zum Oktober, wenn die Wanderherden wieder zutal ziehen. Dann versammelt sich alles,

[1]) — Hof.

was Rang und Namen hat, in Madrid, wo sich dann der Stadtpalast des Hidalgo öffnet. So war es zur Zeit König Philipps II., und so ist es noch jetzt. Man findet unter diesem altkastilischen Adel Gestalten, die man sich eigentlich nur im Panzer oder in der schwarzen altspanischen Tracht vorstellen kann. Sie unterscheiden sich von den Bauern durch den hohen Wuchs, ein Erbteil ihrer westgotischen Ahnen, deren sich, wie ihre Namen lehren, ein großer Teil des kastilischen Adels rühmen kann. In diesen prächtigen, wie aus einem Bild des Velasquez geschnittenen Figuren ist der spanische Stolz gleichsam verkörpert. Haltung und Bewegung sind voll natürlicher Grandezza, ohne steif zu sein, die Umgangsformen höflich und gefällig auch dem Geringsten gegenüber. Der kastilische Hidalgo redet seine Leute mit ‚Señores' an und teilt mit ihnen auf der Jagd sein Frühstück. Er kann sicher sein, daß sie ihn darum nicht weniger, sondern mehr respektieren. Auch die ‚fides celtiberica', der schönste Zug des keltiberischen Charakters, ist in ihm verkörpert. Wer ihn zum Freunde hat, kann unbedingt auf ihn zählen. Das im Munde des gewöhnlichen Spaniers zur leeren Phrase gewordene ‚a la disposicion de Usted' hat in seinem Munde noch die volle Geltung. Besonders materielle Dienste schlägt er wie nichts an, wie denn überhaupt Geld und Geldeswert, der Gott des Katalanen, bei dem echten Kastilier ‚quantité négligeable' ist. Am politischen Leben teilzunehmen, ist dem kastilischen Adligen eine selbstverständliche Sache, aber freilich ist bei den meisten von ihnen Politik nichts als Ringen nach persönlicher Macht. Für die Interessen des Landes, besonders für die schreienden kulturellen und wirtschaftlichen Mißstände, fehlt ihnen das Verständnis, höchstens daß sie sich um die Interessen ihres Kreises und ihrer Provinz bekümmern. Die wenigen Aufgeklärten, die einen Blick für den traurigen Zustand des Landes haben, ermüden bald im vergeblichen Kampfe gegen ihre Standesgenossen und gegen die Bauern. Als ‚labrador', Bauer, wie sich der kastilische Edelmann selbst gerne nennt, haßt er die Katalanen und die katalanische und baskische Industrie, deren Schutzzölle ihn, der gegen sein Getreide die billigeren und besseren Produkte des Auslandes eintauschen möchte, schädigen, und stemmt sich der Entwickelung Spaniens zu einem modernen Industrie- und Handelsstaat entgegen. Als strenggläubiger Christ will er lieber die Kirche mit all ihren Schäden erhalten, als den ‚Katalanen' und ‚Freimaurern' (massonistas) Zugeständnisse machen. Obwohl er vielleicht theoretisch die Notwendigkeit sozialer und religiöser Reformen einsieht, ist er deshalb tatsächlich Gegner jeder Reform. — —

So lebt denn auf den öden, sturmgepeitschten Hochlanden Altkastiliens in uralter Armut und Unkultur ein stolzes, trotziges Geschlecht. Geistig und körperlich, im Guten und Bösen, verleugnet es nicht seine Abstammung von den alten Keltiberern. Es sind die Männer, die mit grimmiger Wut um ihre Heimat gestritten haben, als Numantiner gegen die Legionen Roms, als kastilische Ritter gegen die Moros, die dann diesseits und jenseits des Ozeans die fanatischen Vorkämpfer des katholischen Glaubens geworden sind. In den düsteren Gestalten eines Philipps II. und Alba, eines Loyola und Arbuez

ist dieser keltiberisch-kastilische Geist verkörpert. Der aus den Schätzen der neuen Welt hervorgewachsene Reichtum des Landes war gewiß das Werk der kastilischen Eroberer, aber gerade er ist schließlich der Fluch des Landes geworden. Er lockte die dem Lande nötigen Kräfte über das Meer und entvölkerte Spanien; er leistete der alten Indolenz einen gefährlichen Vorschub und verhinderte die Hebung des Ackerbaues und der Industrie. Selbst unfähig, die nach dem jahrhundertelangen Kampf mit den Arabern so dringende innere Kolonisation des Landes zu leisten, widmete sich das kastilische Rittertum lieber der Aufgabe, die Araber und ihre wunderbare Welt zu vertilgen. Das Werk der Ritter hat dann die Inquisition, auch sie eine echte Ausgeburt des fanatischen kastilischen Geistes, fortgesetzt, indem sie alles, was das Land an Intelligenz und fortschrittlichem Geist besaß, ausrottete. Spanien kann sich rühmen, von der Reformation, die sonst überall direkt und indirekt einen gewaltigen Aufschwung auf geistigem und materiellem Gebiet gebracht hat, unberührt geblieben zu sein. So kam es, daß, als man schließlich mit den Moros, mit Juden und Ketzern, mit Mexiko und Peru aufgeräumt hatte, Spanien selbst öder war als je — inmitten der neuen Zeit eine finstere Insel des Mittelalters, auf deren leeren Flächen gespenstisch die stolzen Burgen des kastilischen Adels emporragten. Und ein Stück Mittelalter ist Kastilien geblieben bis auf den heutigen Tag. Schuld daran ist nicht sowohl die Herrschaft der Priester als der jeder eigenen Kultur unfähige, jeder fremden Kultur widerstrebende iberische Geist, der den Priester duldet und in ihm verkörpert ist — wie denn überhaupt jedes Land die Priester (und die Regierung) hat, die es verdient.

Kastilien hat zum Lohne für die Vertreibung der Araber die Herrschaft über Spanien erhalten und sie bis auf den heutigen Tag behauptet. Aber schon längst hat sich Portugal losgerissen, und neuerdings mehren sich von Tag zu Tag die Zeichen, daß auch die anderen, das kastilische Hochland umgebenden Küstenländer sich von ihm lossagen wollen wie die um die Burg herum hausenden Vasallen von ihrem Burgherrn. Ihr Gegensatz gegen die Kastilier ist viel stärker als der des Süditalieners gegen den Piemontesen, des Bayern gegen den Preußen. Eine Welt trennt die fleißigen Bewohner der katalonischen und valenzianischen Küste, die rührigen Basken und Portugiesen, von den in dumpfer Indolenz und Eigenbrödelei verharrenden Kastiliern. Auch dieser Gegensatz beruht auf ethnologischer Grundlage. An der Sprache und an dem körperlichen und geistigen Habitus erkennt man, daß die Bewohner der Ostküste desselben Stammes wie die Südfranzosen sind. Wie diese sind sie Ligurer. Ligurischen Stammes scheinen auch die Basken zu sein, gegen deren iberische Herkunft schon ihre totale Verschiedenheit von den Kastiliern spricht. Portugal wiederum wird durch die keltische Urbevölkerung bestimmt, die sich hier erhalten hat. Unter den siegreichen Iberern, die, ursprünglich nur an der Süd- und Ostküste ansässig, allmählich die ganze Halbinsel erobert hatten, haben sich also die früheren Bewohner: Ligurer und Kelten, behauptet. So dauert denn bis in die Neuzeit der uralte Gegensatz der Iberer gegen ihre ligurischen und keltischen Nachbarn fort, und in dem Haß, den Portu-

giesen, Katalanen und Basken gegen das tyrannische Hochland hegen, bricht eine Feindschaft von neuem aus, die nach Jahrtausenden zählt. Cervantes hat im „Don Quichote" nicht nur den großen, allgemein-menschlichen Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus, sondern auch diese besonderen spanischen Gegensätze verkörpert. Der hochherzige, aber der Wirklichkeit entfremdete und in vergangenen Zeiten lebende Don Quichote ist der Kastilier, der niedriger denkende, aber pfiffige und auf dem festen Boden der Wirklichkeit stehende Sancho Panza ist der Katalane und Baske. Glaubt man nicht Don Quichote zu sehen, wenn die Spanier jetzt, während überall an den Küsten sich der Aufstand regt und auf dem Hochland alles nach Reformen schreit, nach Afrika gehen, um sich den Kopf an den Felsen des Rif einzustoßen, wie Don Quichote an den Windmühlen? — —

Wenn nicht alles täuscht, wird der Rifkrieg die letzte Tat des kastilischen Geistes sein. Altkastilien hat seine Zeit hinter sich. Es ist Zeit, daß endlich neues Leben aus den von ihm geschaffenen Ruinen erblühe. Wer wird Sieger bleiben in dem Kampfe zwischen Hochland und Tiefland, und wem soll man den Sieg wünschen? Mit dem Herzen gestehe ich bei den hochgemuten kastilischen Hidalgos zu sein. Aber in der Politik entscheidet nicht das Herz, sondern die Vernunft. Kastilien hat in den vielen Jahrhunderten seiner Herrschaft reichlich den Beweis erbracht, daß es nur fähig ist, andere Länder auszusaugen, dagegen unfähig, eine eigene Kultur zu schaffen. Wer also einen Fortschritt in der Welt wünscht, muß wünschen, daß endlich die Herrschaft des keltiberischen Geistes gebrochen werde, daß Katalanen und Basken siegen. Und sie werden siegen oder wenigstens sich von Kastilien losreißen. Hoffentlich gelingt dann der Neuzeit das von Karthagern und Römern, von Arabern und Goten vergeblich versuchte Werk der inneren Eroberung und Kolonisation des kastilischen Hochlandes, gelingt es, Spanien von Afrika loszureißen und an Europa anzugliedern!

Die Beichte des Bruders Sebaldus.

Eine Legende

von

Oscar Blumenthal.

Als im März des Jahres 1910 in Rovereto die altehrwürdige Pfarrkirche Santa Maria del Carmine, die schon mehr als fünf Jahrhunderte überdauert hat, einer Restauration unterzogen wurde, hat man eine sonderbare und geheimnisvolle Entdeckung gemacht, die dem Spürsinn und der Neugier ein kaum lösbares Rätsel aufgab.

Das Hauptstück der Erneuerungsarbeiten war die Aufstellung eines neuen Portales, dessen tragende Pfeiler ziemlich tief in die Erde hinein befestigt werden sollten. Zu diesem Zweck hatte man sich nach langem und ehrfürchtigem Zaudern entschließen müssen, ein Grab zu öffnen, das seit dem Jahre 1500 unberührt geblieben war. Der mit schwermütiger Kunst reich und edel geschmückte Grabstein verkündete, daß hier die sterbliche Hülle der Contessa Barbarina Sporo bestattet war, die im Frühling ihres Lebens, kaum achtzehnjährig, vom Tode gebrochen wurde.

„Ohne vorausgegangene Krankheit," so heißt es in dem Grabspruch, „hat ein unbewußter und kampfloser Tod ihren Tagen plötzlich ein Ziel gesetzt."

Als man nun die Gruft geöffnet hatte und den metallenen Sarg aus der Erde nahm, erstaunten die Arbeiter über seine befremdliche Leichtigkeit. Man nahm den Deckel empor — und jetzt entdeckte man mit namenlosem Erstaunen, daß der Sarg leer war . . . vollständig leer . . . Kein Skelett. Keine Aschenflocken. Kein Überbleibsel zerfallener Totengewänder. Kein Zeugnis der Zerstörung und Verwesung . . .

Weit über die Grenzen des Trentino hinaus hat dieses Rätsel des leeren Sarges die Grübler beschäftigt. Auch die Träumer und die Poeten haben, jeder in seiner Art, in phantasievollen Mutmaßungen das Geheimnis zu lüften versucht. Niemand wußte, daß die Aufklärung des Rätsels in einer alten Handschrift niedergelegt war, die seit vierhundert Jahren in dem Archiv eines Klosters bei Rovereto aufbewahrt wird. Sie ist fürsorglich mit einer pergamentenen Hülle umschlossen, auf der die Worte stehen: „Die Beichte des Bruders Sebaldus."

Ich gebe den Wortlaut der Handschrift wieder, wie er mir mitgeteilt worden ist.

Ich fühle, daß ich am Ausgang meines Lebens stehe. Nicht, daß ich irgend ein quälendes Leiden zu beklagen hätte. Meine Krankheit heißt das Alter. Die Lebenskraft in meinen Adern ist ausgeronnen. Die Schwere der Jahre wuchtet auf meinen Schultern, und mein Nacken beugt sich erdwärts in mein Grab hinein. Die Stunden fallen wie Schollen über mich. Die Zeit wölbt mir langsam die Gruft.

Schwer lastet es auf meinem Gewissen, daß ich die Sünde meines Lebens noch nicht gebeichtet habe. Ich habe es nicht getan, weil ich auch heute noch — der Himmel verzeihe mir's — meine Tat nicht als Sünde beklagen kann. Ja, mir ist es sogar, wenn ich in der Erinnerung meine Lebenstage abschreite, als hätte ich nie etwas Besseres vollbracht. Und wenn einst der ewige Richter alle meine guten Taten wägen wird, und die Schale wird allzu leicht sein, dann werde ich diese Sünde hineinlegen — und ich bin gewiß, daß die Schale sich senken wird. Dennoch kann ich mein düsteres Geheimnis nicht uneingestanden in das ewige Verstummen mitnehmen. Und so will ich denn mit bebender Hand auf diese Blätter schreiben, was mir alle anderen Vorgänge in meinem Leben ausgelöscht hat.

Als ich in das Kloster eintrat und mein Gelübde ablegte, war ich durch Not und Lust dieser Welt hindurchgegangen. Meine Jugend war zügellos und abenteuerlich. Ich lebte, wie meine Väter gelebt hatten, die sich den Wappenspruch gewählt haben: „Von schönen Frau'n umhuldet. Dem Glück zu Dank verschuldet. Von Gott dem Herrn geduldet."

Zwischen Weltlust und Waffenlärm brausten meine Jugendjahre unstet und ziellos. Erst als ich die Frau gewonnen hatte, der jeder Schlag meines Herzens gehört hat, ist die große Freude und die verweilende Rast in mein Leben getreten. Meine Ehe war ein Rausch ohne Reue. Ich habe mit Giovanna namenlos glückliche Tage gelebt. Und wenn ich jetzt ihren Namen niederschreibe, steigt lebendig und blutwarm die ganze Freude von ehemals wieder auf. Ein Strom von Glückseligkeit schlägt seine warmen Wellen um mich — und die Lippen beben mir, als fühlte ich ihren Mund auf dem meinen.

Nach sieben Jahren hat der Tod sie von mir gerissen, und die Welt war mir plötzlich leer geworden. Damals geschah es, daß ich in dieses Kloster ging, um mich lebendig in seinen Mauern zu begraben. Nicht, um das Vergessen zu suchen, hatte ich mich in seine Einsamkeiten geflüchtet, sondern um dem Vergessen zu entfliehen. Ich wollte der lockenden Stunde nicht erlauben, mir langsam und diebisch meine Schmerzen aus der Seele zu winden. Mit der Qual der Erinnerung habe ich meine Wunden täglich geätzt, damit sie sich nimmermehr schließen. Meine Trauer um Giovanna war das einzige Besitztum, das ihr noch auf dieser Erde geblieben war. Das wollte ich ihr unversehrt in die Ewigkeit mitnehmen.

So lebte ich, ein Gefangener meines Schmerzes, in der lautlosen Abgeschlossenheit meiner Klosterzelle, die mir nur als der Vorraum meines Grabes galt. Der Orden, in den ich eingetreten war, hat eine strenge Regel. Kein Hall von da draußen drang in diese klösterliche Stille. Ich lebte nur meinem Gott und meiner Erinnerung.

Wenn ich dennoch ab und zu das Kloster verlassen habe, so geschah es nur, um den Prior auf sein Geheiß nach Rovereto zu begleiten und ihm in das Haus des Conte Sporo zu folgen, der aus dem edlen Geschlecht der Grafen Arco stammte und ihren mit allen Herrlichkeiten einer erlesenen Kunst geschmückten Palast bewohnte. Die Stunden, die ich in seinem Haus verbracht habe, konnten keinen helleren Ton in die Düsternis meines Lebens tragen. Denn das Wesen des Grafen Sporo war finster und verschlossen. Ein unüberwindlicher Ernst hatte sich tief in sein faltenreiches Gesicht gekerbt. Ich erinnere mich nicht, daß ich ihn jemals habe lächeln sehen. Auch er war Witwer wie ich. Unfrohe Schicksale hatten ihn herb und wortkarg werden lassen. Alles, was an Liebe und Güte in seinem rauhen Kriegerherzen noch lebendig geblieben war, gehörte seiner Tochter Barbarina, die seine einzige Gefährtin in der feierlichen und erdrückenden Einsamkeit des großen Palastes war.

Die Contessa stand erst in ihrem vierzehnten Lebensjahr, als ich sie zum erstenmal sah. Mit ihrer lieblichen Heiterkeit war sie in keinem Zuge dem Grafen ähnlich. Über ihr schönes Gesicht streute der Übermut und das Daseinsvertrauen der Jugend seine goldenen Lichter. Wenn sie lachte, klangen silberne Glocken durch das ernste Haus. Und wenn sie lächelte, war es, als hätte sich alle Anmut dieser Welt in ihre Mundwinkel genistet. Mit diesem Lächeln überwand sie jeden. Auch den spröden Eigenwillen des Vaters. Mit ihren feinen Kinderhänden führte sie ihn, wohin sie wollte . . .

Ich habe in unserem Klostergarten oft und oft im Frühling vor einer alten Magnolie gestanden und mit immer erneutem Staunen das weltalte Wunder beobachtet, wie sich die Blütenpracht des Baumes aus der Starrheit des Winters emporringt. Zuerst sah ich die zarten, schüchternen Blattkeime wie grüne Flämmchen über die Äste zucken. Dann rollten sie sich allmählich zu großen Blättern auf. Bald war das Geäst unter dem gewölbten Laubdach verschwunden. Und endlich stand, von der Frühlingssonne überflammt, der ganze Baum im edlen Schmuck seiner Blüten. So und nicht anders sah ich die Contessa Jahr um Jahr vor mir aufblühen, bis sie an der Wende des Jahrhunderts ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte. Nun prangte sie in der vollen Entfaltung ihrer südlichen Schönheit, und aus ihren heißen Augen schien die Sehnsucht zu glühen.

Die Freuden bunter Geselligkeit und rauschender Feste waren ihr versagt. Graf Sporo kannte in seinem tonlosen Leben keine andere Zerstreuung, als das Besteigen der Berge, die Rovereto mit ihren Steilwänden umtürmen. Über die grauen Trümmerhänge des Monte Pasubio war er mehr als einmal bis zum Gipfel gestiegen, und selbst bis zu den gerunzelten Felsenstirnen des Col Santo war er in Begleitung seines alten Jägers, der jeden Schritt und Tritt in den Krümmungen des Gesteins kannte, kühnlich emporgeschritten. Die Pforten des Palastes aber anderen Edelleuten und frohen Gästen zu öffnen, trug er kein Verlangen.

Nur einmal in jedem Jahr hat er sich in verschwenderischer Gastfreundschaft gefallen. Wenn in den Wochen vor dem heiligen Osterfest über die

Höhen und durch die Engen des unwirtlichen Brennergebirges die Pilgerzüge aus Deutschland kamen, um zu dem heiligen Vater nach Rom zu wallfahrten, hat er stets auf Betreiben des Priors die frommen Wanderer in seinen Palast gerufen und sie in dem großen Waffensaal mit fürstlicher Freigebigkeit bewirtet. Dann wurden die edelsten Weine, die auf den Rebenhügeln des Trentino wachsen, aus dem Keller des Palastes geholt. Es hallte ein fröhliches Becherklingen aus den finsteren Gewölben, und jeder Pilger fand bei seinem Abschied im Mantelsack noch eine reiche Wegzehrung, die bei der Wanderung durch die lombardischen Gefilde wohl gemundet haben mag.

So wurde auch im Frühling des Jahres 1500 ein ziemlich spärlicher Zug von Pilgern, die aus dem südlichen Deutschland gekommen waren, in den Palast des Grafen Sporo gerufen. Der Führer des Zuges war ein junger Edelmann aus dem Frankenland, dem das deutsche Blondhaar tief in den Nacken wallte und aus den treuherzigen blauen Augen die erste Frische des Lebens strahlte. Mehr aber, als die Vorzüge seiner jugendlichen Erscheinung, empfahlen ihn sein ritterlicher Anstand und die quellende Heiterkeit seiner Rede. Selbst dem Prior, dessen hartes Gesicht wie aus Eisen gegossen war, hat er mehr als einmal ein Lächeln abgewonnen.

Die Contessa Barbarina aber, die ihm an der Tafel just gegenüber saß, wurde nicht müde, ihn mit Fragen zu bestürmen, die er mit aufgeschlossener Herzlichkeit und lebhaftem Eifer beantwortete. Wie der Pilgerzug sich mühsam und geduldig durch die Windungen des Brennergebirges durchzukämpfen hatte; und wie alle aufjauchzten, als die Weinhügel von Bolzano aus dem Morgennebel emportauchten; und mit wie leichtem Wanderschritt sie dann die Lieblichkeiten des Etschtales durchmessen haben, während überall auf Weg und Steg ein Schneefall von Apfelblüten niederflockte — das alles mußte der junge Edelmann ausführlich berichten. Auch von seiner Heimatburg in Unterfranken, die ihren Mauerkranz aus dem Hochwuchs eines schwarzen Föhrenwaldes hebt, erzählte er viel und vielerlei. Von erlauchten Gästen, die einst zu den Zeiten der Minnesänger in der alten Burg Einkehr gehalten, und von den Liebesspielen, die sie mit Anmut und Dichterlaune veranstaltet haben, gab er unterhaltende Kunde. Und als er in der Schilderung der kostbaren Gemälde, mit denen die Halle der Burg geschmückt sei, eine tiefe Kunstfreude und ein reifes Verständnis für die Malerei bezeugte, da ließ es sich die Contessa nicht nehmen, ihn und einige seiner Begleiter durch die Säle des Palastes zu führen, der manches Meisterwerk italienischer Kunst an seinen Wänden birgt. Vor einer Tafel des Signorelli blieben sie lange in tiefer Bewunderung stehen. Ob der Edelmann diesen Augenblick benutzt hat, um in unbelauschtem Zwiegespräch an die Contessa eine verwegene Frage zu richten — ich weiß es nicht. Als er sich aber an der Spitze des Pilgerzuges, der alsbald seine Wanderung fortsetzte, noch einmal nach dem Palast des Grafen Sporo umgewendet hat, gab ihm ein wehender Schleier, mit dem aus dem Giebelfenster heraus eine weiße Hand den Abschiedsgruß winkte, auch auf seine stummen Fragen eine beredsame Antwort.

Die Contessa Barbarina war von diesem Tage an wie verwandelt. Eine

jähe Unruhe war über sie gekommen — und ich müßte nicht durch so viel Abenteuer gegangen sein, wie es in meinen jungen Jahren geschehen ist, wenn ich nicht in ihren Blicken und auf ihren Lippen gelesen hätte, daß sie in Träumen und Wünschen stand, wie ein Haus in Flammen steht, das der Blitz getroffen.

In den Wochen, die nun folgten, ist ein Ereignis eingetreten, das auf das Leben des Grafen Sporo einen breiten Schatten warf.

Seine alte Freude am Bergsteigen trieb ihn an einem nebligen Frühlingstag wieder einmal auf den Monte Pasuvio. Die Schwaden hatten sich wie flatternde Schärpen an die Bergwände gehängt. Sie ballten sich zu dichten Massen in den Mulden und Einsattelungen. Sie dampften um alle Baumwipfel und stülpten sich wie graue Kappen auf jeden Felsenknauf. Gerade an solchen Tagen lockte es den Grafen über das Reich der Nebel hinaus, dem blauen Himmel entgegen, bis er die brodelnden Schleier tief unter sich über den Tälern wogen sah. Als er den Gipfel erreicht hatte, stand die Sonne in der Scheitelhöhe und überflammte das ganze Schneefeld hoch oben mit ihrem goldenen Licht.

Am Rand dieser Firnendecke ließ sich der Graf auf einen Stein, der von den Rubinen der Bergrosen umflochten war, zur Rast nieder und befahl seinem Begleiter durch einen wortlosen Wink, abseits auf ihn zu harren. Hier in der Höheneinsamkeit verlor er sich gern in die Erinnerungen an sein dunkles Leben, dessen freudlose Geheimnisse er keinem jemals erschlossen hat. So saß er wohl eine Stunde lang am Saum des Schneeteppichs, den die Mittagssonne mit einem metallischen Glanz übergossen hatte. Dann schritt er mit seinem Begleiter auf einem steil abfallenden Jagdweg wieder in die Tiefe und kürzte die lange Wanderung durch kein vertrautes Wort.

Als er sich in der kühlen Dämmerung des Hauses befand, begann er alsbald über ein schmerzhaftes Brennen in den Augenlidern zu klagen. Früh begab er sich zur Ruhe. Er konnte aber keinen Schlummer finden. Denn in der Finsternis der Nacht wirbelte ihm ruhelos ein Tanz von roten Funken vor den Augen. Und als der Tag angebrochen war, versagte ihm die Sehkraft fast völlig. Wohl bemerkte er alle die Dinge rundum, aber nur in schwankenden Umrissen, wie im Taumel. In der Besorgnis der Stunde überwand der Graf sein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen die ärztliche Kunst. Doch der rasch herbeigerufene Arzt mußte sich auf die Vermutung beschränken, daß hier vielleicht die Vorboten der Schneeblindheit sich ankündigten. Weder die kühlenden Säfte, die der Arzt mit eigener Hand bereitet hatte, noch die Absperrung des Grafen vom Tageslicht brachte Heilung, ja nicht einmal die erwünschte Linderung.

Man entschloß sich endlich, von der Hochschule zu Padua, wo damals die Wissenschaft der Heilkunde in hoher Blüte stand, den angesehensten Gelehrten nach Rovereto zu rufen, der lange und gründlich die Krankheit und ihre Ursachen durchforschte. Eine ganze Woche hindurch blieb er im Palast, und mit Hilfe eines reichen Instrumentariums, das er mitgebracht

hatte, machte er alle erdenklichen Versuche, um das Leiden in seinem Kern zu besiegen. In seinen Tiegeln bereitete er allerlei Salben und Dekokte. Er setzte dem Grafen undurchsichtige Metallscheiben, in welchen sich das Tageslicht nur in einer einzigen kleinen Linse sammelte, vor beide Augen. Durch die sparsamste Abmessung kleiner Dosen Licht wollte er dem Unglücklichen allmählich die Gewöhnung des Sehens wiedergeben. Nach einer Woche aber mußte er sich mit dem Bekenntnis verabschieden, daß die ärztliche Hilfe zu spät gekommen und daß der Graf langsam, aber unrettbar dem Erblinden entgegenginge.

Der finstere Trotz des Grafen Sporo war durch dieses Erlebnis gebrochen. Doch klammerte sich seine Hoffnung noch mit zäher Ausdauer an eine letzte Möglichkeit. Wenn ihm die Menschen keine Rettung bringen konnten, so wollte er sie von der Gnade des Himmels erzwingen. Er stiftete damals dem Kloster das große Gemälde über dem Hochaltar. Er füllte die Hände des Priors mit Gold und Silber. Er beteilte alle Armen mit verschwenderisch reichen Gaben. Mit fieberndem Eifer füllte er den Opferstock in allen Kapellen. Und wann man auch sein Zimmer betrat, man fand ihn knieend auf seinem Betstuhl, um in leidenschaftlichen Worten dem Himmel seine Genesung abzuringen.

„O Herr der Welt!" — so habe ich ihn aus gequälter Brust einmal aufstöhnen hören — „nimm mir alles, was ich besitze und was mir lieb ist auf dieser Welt! Nur reiße mir nicht den letzten Funken Licht aus den Augen und laß mich nicht in hilfloser Blindheit durch die späten Jahre meines Lebens tappen!"

Alle aufrichtenden Worte, mit denen ich eine Beschwichtigung seines Ungestüms versuchte, hatten nicht die Kraft, neue Hoffnungen in seiner Seele zu entfachen. Auch die Contessa bot vergebens aus der Tiefe ihres zärtlichen Mitleids heraus alle Tröstungen und allen liebevollen Zuspruch auf, um ihren Vater mit seinem entsetzlichen Schicksal zu versöhnen. Um so erstaunter war ich, als ich eines Tages mit dem Prior die Halle des Palastes betrat und den Grafen Sporo völlig gefaßt und ruhig gefunden sah.

„Ihr wundert euch über meinen Gleichmut," hob er an. „Es ist die Ruhe eines letzten und festen Entschlusses, die über mich gekommen ist. In den Nächten ohne Schlummer und in den Tagen ohne Licht, die ich lebe, ist dieser Entschluß gereift. Und nun weiß ich es. Ich habe dem Himmel noch nicht genug geopfert, um mir seine Gnade zuzuwenden. Ich muß ihm noch mein Letztes und Liebstes geben. Und das will ich . . . Kommt, hochwürdiger Prior, mit mir in mein Zimmer, damit ich Euch in dieser Entscheidungsstunde mein Herz öffne."

Kaum hatten sich hinter dem Grafen und dem Prior die Türen geschlossen, als die Contessa meine Hand ergriff und mir in der tiefsten Erregung mit halblauter Stimme sagte: „Ehrwürdiger Herr, ich habe eine Bitte an Euch, die Ihr mir bei allen Engeln und Heiligen nicht versagen dürft. Erspart mir den ausführlichen Bericht, wie alles gekommen ist. Die Minuten drängen. Nur in fliegenden Worten kann ich Euch sagen, was ich erflehe.

Der Ritter aus dem Frankenland, an den Ihr Euch wohl erinnert, ist von seiner Pilgerfahrt wieder zurückgekehrt. Aus seiner Herberge hat er mir die Botschaft gesandt, daß er noch heute um mich werben will und daß er mit klopfendem Herzen auf meine Antwort harrt. Ich habe ihn geliebt, als ich ihn zum erstenmal sah. Die Sehnsucht nach ihm hat mich während der Trennung durchwühlt wie ein Fieber. Ja, selbst das Unglück meines armen Vaters — verzeih mir's Gott — hat sein Bild nicht verlöschen können . . . Geht zu ihm, ehrwürdiger Herr! Überbringt ihm mein Jawort, denn ich habe keinen anderen, dem ich mich vertrauen kann. Und geleitet ihn dann zu meinem Vater, um mit Eurer ganzen milden Beredsamkeit sein Fürsprecher zu werden."

So strömten ihre Bitten über mich hin wie heiße Wellen. Ehe ich aber zu einem Wort der Gewährung die Lippen öffnen konnte, trat der Prior ein und wandte sich mit tiefem Ernst an Barbarina: „Ich komme, Contessa, um Euch den Entschluß Eures Vaters zu künden. Noch ist seine Sehkraft nicht ganz erloschen. Noch findet das Licht, ob auch in spärlichen Ausstrahlungen, den Weg in seine kranken Augen. Die Hoffnung lebt noch in seiner gemarterten Seele, daß der Himmel ein Wunder tun kann, um ihn zu retten. Und darum will er seinem Gott das Teuerste weihen, was er auf dieser Erde besitzt. Wenn Ihr den Schleier nehmt, Contessa, wenn Ihr eine Braut des Himmels werdet und in ein Kloster geht, um nur gottgefälligen Werken zu leben, so werdet Ihr Euren Vater gerettet haben."

Wie entgeistert starrte Barbarina den Prior an. Jeder Blutstropfen war aus ihren Wangen gewichen. Tonlos drang ihr nur die Frage aus der zusammengeschnürten Kehle: „Ich . . . in ein Kloster? . . ."

„Euer Vater hat es so beschlossen."

Ein letzter Angstschrei: „Mein Vater?"

„Er verlangt es von Eurer kindlichen Liebe."

In diesem Augenblick geschah das Furchtbare. Die Contessa, keines Wortes mehr mächtig, sank rücklings zu Boden, als wäre sie von einem Wetterstrahl gefällt, und in einer einzigen Sekunde war alles Leben aus ihr entwichen. Ich hob sie auf den Diwan. Ihre Arme hingen schwer und reglos herab. Ich tastete nach ihrem Puls — er stand still. Der Schleier um ihren Hals lag schwer und unbeweglich auf ihr, von keinem Atemzug mehr gehoben. Ihr Gesicht, ihre blühenden Lippen waren totenblaß . . . und der Prior faltete die Hände zu einem Gebet.

Die Ärzte, die von der Dienerschaft in jagender Hast herbeigeholt wurden, sprachen zuerst die Hoffnung aus, daß es vielleicht nur eine tiefe Ohnmacht wäre, die uns alle mit dem Schein des Todes erschreckt und erschüttert hätte. Sie versuchten alle Hilfsmittel ihrer Wissenschaft, um ein einziges Zeichen des Lebens aus dem starren Körper zu locken. Sie trieben spitze Nadeln in ihren Arm. Sie ließen heißes Wachs auf ihre Schultern tropfen. Sie hielten brennende Lichter vor ihre Augen. Sie lauschten wieder und wieder an ihr Herz. Dann versuchten sie es mit einer Riechbüchse, die sie mit den schärfsten Essenzen gefüllt hatten. Sie benetzten Stirn und Schläfe

mit Melissengeist. Sie nahmen aus dem Spinnrocken neben dem Kamin ein Bündel Werg und rieben es ihr über die Fußsohlen. Zuletzt rissen sie verzweifelt ein Jagdmesser von der Wand, erwärmten es an einer Kerzenflamme und legten ihr die brennheiße Klinge auf ihren entblößten Arm. Sie mußten sich endlich entschließen, den Tod festzustellen und dem Grafen Sporo die entsetzliche Kunde zu überbringen. Die Worte, mit denen er diese Botschaft aufgenommen hat, werden mir bis zum letzten Augenblick meines Lebens im Ohr bleiben: „Der Himmel hat mein Liebstes von mir angenommen. Jetzt darf ich auf Rettung hoffen."

Von dem Prior war mir der Befehl geworden, an dem metallenen Sarg, in den man die Contessa gebettet hatte, während dieser Nacht in der Schloßkapelle die Totenwache zu halten. In dem weißen Gewand, in das man sie gehüllt, und mit dem Geflecht von weißen Rosen im Haar, das ihr bleiches Antlitz umrahmte, ging eine unsägliche Rührung von ihr aus. Vom Tode gerade in dem Augenblick niedergeworfen, wo sie die Arme nach Glück und Liebe ausstrecken wollte, erfüllte sie mir die Seele mit dem tiefsten Mitleid. Die Trauer um ihre zerbrochene Jugend tropfte mir heiß aus den Augen, während ich an ihrer Totenruhe saß.

So ging Stunde um Stunde dahin. Die Kerzen in den beiden Leuchtern, die zu Häupten ihres letzten Lagers standen, waren schon tief niedergebrannt. Durch das einzige kleine Fenster der Kapelle schimmerte das bleigraue Licht der ersten Morgendämmerung.

Da, als von der Turmuhr der Kirche Santa Maria del Carmine die vierte Stunde schlug, geschah das Unausdenkliche, an das ich nimmermehr glauben könnte, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Denn an diese Stunde habe ich die Ruhe meines Lebens, habe ich den Frieden meines Gewissens verloren. Und jeder Augenblick von damals steht, wie in Erz und Marmelstein festgehalten, unverrückbar vor meinem Gedächtnis. Ja, noch heute bebe ich von allen Schauern der Erinnerung, nun ich niederschreiben will, was ich damals geschaut habe . . .

Während ich für die Tote die vorgeschriebenen Gebete sprach, die mir in dieser Stunde zum ersten Mal kalt und seelenlos erschienen sind, hatte ich die Blicke unablässig auf ihr Antlitz gerichtet. Plötzlich war mir's, als ginge ein Zucken durch ihre Augenlider. Mit angehaltenem Atem starrte ich auf sie hin. Jetzt setzte sich dieses leise Erzittern bis in die Mundwinkel fort. Es floß weiter in die Spitzen der Finger . . . und bald sah ich mit einem gespenstischen Schrecken, der mir kalt über die Haut kroch und das Blut in den Adern starren machte, wie unter den wachsblassen Wangen ein leises und mattes Rot hindurchzuschimmern begann.

Ich gewann mir mühsam den Entschluß ab, das Ohr lauschend an ihr Herz zu legen. Ich hörte fast tonlose, aber regelmäßig wiederkehrende Schläge. Und als ich den Kopf erhob, glaubte ich deutlich zu sehen, wie ein Atemzug die Brustfalten des Gewandes schwellte.

Jetzt sprang ich auf und besprengte ihr die Stirn und die Lippen mit

dem geweihten Waſſer. Und nach einigen Minuten, die ſich mir zur Ewigkeit dehnten, drang ein dünner, geiſterhafter Ton wie ein lang hingezogenes Wimmern aus ihrem Munde . . .

War ein Wunder geſchehen? Hatte der Tod, der ſeine Beute nie wieder gibt, dennoch dieſes junge Leben plötzlich aus ſeiner Umklammerung befreit? . . .

Zum zweiten Mal drang ein Klageton aus ihrer Bruſt . . . Ich wagte es, ſie mit bebenden Händen emporzurichten. Und nun öffneten ſich mühſelig und langſam ihre Lider, und mit leeren Augen ſtarrte ſie auf mich hin. Ihre Lippen wollten ſich zu einer Frage bewegen, aber noch hatte ſie nicht die Kraft der Rede gefunden. Ich nahm den Abendmahlkelch vom Altar der Kapelle und flößte ihr einige Tropfen Wein in die Kehle. Und dann abermals einige Tropfen . . . und abermals . . . Und endlich hauchte ſie mir die Frage zu: „Wo bin ich?"

„Conteſſa," ſagte ich, während mir das Herz bis zum Halſe ſchlug, „kommt zu Euch! Ihr ſeid aus einer tiefen Ohnmacht erwacht, die ſelbſt die Augen der Ärzte getäuſcht hat. Bitte, trinkt hier von dem heiligen Wein, damit ſich wieder das Leben in Euren Adern entzündet."

Und ich hielt ihr den Becher an den zitternden Mund, und ſie trank von dem belebenden Saft. Dann fiel ihr Blick zuerſt auf den Altar der Kapelle, dann auf die beiden Leuchter, zuletzt auf ihren Sarg.

„Wo bin ich?" — rief ſie zum zweiten Mal.

„Man hat Euch für tot gehalten."

„Für tot?"

Und mit dem Ausdruck jähen Entſetzens hob ſie ſich über den Rand der Totentruhe und flüchtete entſetzt, kaum daß ich ihr folgen konnte, bis zur Türſchwelle.

„Um Gottes willen" — rief ſie, während ihre Finger ſich ſpreizten — „ſchließt dieſen Sargdeckel!"

Ich tat es.

„Und werft das ſchwarze Bahrtuch darüber . . . Und ſagt mir dann, wie alles gekommen iſt!"

Ich erzählte ihr, was geſchehen war, in andeutenden und ſchonenden Worten. Sie hörte mich regungslos an und ſchwieg dann lange. Es war, als wollte ſie ihr Gedächtnis zaudernd und mit angeſpannter Geduld aus dem Schlummer wecken. Jetzt begann das Leben in ihren Augen ſich wieder zu entflammen. Ihre geöffneten Hände erhoben ſich langſam zu ihrer Stirn empor, wie wenn ſie aus der Tiefe eines Brunnenſchachtes geſchöpft hätten, und dann begann ſie: „Jetzt weiß ich alles. Jetzt iſt es mir wieder klar und gegenwärtig. O, mein Gott, alſo das iſt es! Entweder der raſche Tod dort unter dem Sargdeckel oder das langſame Hinſterben im Kloſterdunkel! . . . Und keine andere Wahl, als zwiſchen zwei Toten . . ."

In ein tiefes Grübeln verſunken, ſann ſie lange ihrem drohenden Schickſal nach. Dann aber leuchtete es in ihren Blicken hell auf und, nach meinen Händen greifend, die ſie mit ſo verzweifelt feſten Griffen umklammerte wie

ein Ertrinkender die rettende Planke, sagte sie mit leidenschaftlicher Entschlossenheit: „Nein! Nein! Es gibt eine Rettung. Und Ihr allein könnt sie mir verschaffen . . . Seht, für meinen Vater bin ich tot. Vielleicht wird er mich zärtlich betrauern. Vielleicht aber wird ihm mein Sterben nur als ein Opfer erscheinen, das Gott verlangt hat, um ihm dafür Genesung zu schenken. Aber selbst wenn Ihr mich lebend in seine Arme zurückführt, so würde er mich nur zum zweiten Mal begraben, hinter den Klostermauern, wo meine Jugend hinwelken und meine Wünsche erfrieren sollen. Und so würde mich auch die Rückkehr aus dieser Kapelle meinem Vater nicht wieder geben . . . Entscheidet selbst, ob es nicht besser ist, wenn ich für ihn tot bleibe? Kein anderer als Ihr kennt das Geheimnis meiner Auferstehung, und in Eurem Herzen, das weiß ich, ist es geborgen wie in einem heiligen Schrein. Ich beschwöre Euch, gebt mir das Leben und das Glück wieder! Führt mich noch in dieser Minute zu dem Edelmann aus dem Frankenlande, und seid gewiß, daß er den Weg finden wird, um mich in tiefer Verborgenheit auf seine Burg zu führen. In Ehren und Züchten, als sein ehelich Weib! . . .“

Und während sie zu meinen Füßen niedersank und meine Knie mit ihren Händen umfaßte, flehte sie: „Wollt Ihr?“

Ich war keiner Antwort mächtig. Eine trübe Flut von Zweifeln und Fragen strömte mir durch die Seele. Ich dachte an die große Sünde, die ich mir auf das Gewissen wälzte. Ich dachte aber auch, daß es dem Herrn gefallen könnte, wenn ich das Glück von zwei Schuldlosen aufbaue. Ich hörte wie von einer ehernen Stimme das Gebot: „Du sollst nicht lügen.“ Ich hörte aber auch immer wieder das entsetzensvolle und ruchlose Wort der Selbstsucht, das Graf Sporo bei der Kunde von dem Tod der Contessa gesprochen hatte. Und während so alle guten und schlimmen Gewalten, alle Engel und Teufel um mein armes Herz rangen, tönte zu meinen Füßen, gleich dem letzten Hilferuf einer Verlorenen, die Frage: „Wollt Ihr? . . . Wollt Ihr?“

Und ich erwiderte: „Ja! Ja! Ich will!“

Während der anbrechende Morgen schon ein mattes, milchiges Licht ausgoß, habe ich die Contessa durch die lautlose Frühe zu dem fränkischen Edelmann geführt . . . Und als ich in die Kapelle zu ihrem überdeckten Sarge zurückkehrte, klangen von der Landstraße her, die nordwärts führt, die raschen Hufschläge von zwei Pferden, auf welchen junges Glück und junge Liebe den deutschen Landen entgegenjagte.

Eine unüberwindliche Scheu hält mich davon zurück, alle die kleinen Lügen und Listen zu verzeichnen, die ich anwenden mußte, um den Sarg in die Gruft senken zu können — bis zu dem furchtbaren Augenblick, wo ich selbst den Himmel belügen und das Gebet für die Tote sprechen mußte, die ich mit eigener Hand ins Leben zurückgeführt hatte. Als in der Kirche Santa Maria del Carmine das Rauschen der Orgel emporscholl und ich, ein Betrüger, vor dem Hochaltar stand, ist mir die Schamröte brennend ins Gesicht gestiegen, und ich brauchte alle Kraft der Beherrschung, um nicht am geweihten Orte meine Tat aus mir herauszuschreien . . .

Tage, Wochen, Monate vergingen seitdem. Immer wieder trieb es mich zum Grafen Sporo. Und immer wieder hörte ich aus seinem Munde die gleichen Worte, eintönig und dumpf: „Der Himmel hat mein Liebstes von mir angenommen. Nun darf ich auf Rettung hoffen."

Oft und oft wollte es mir auf die Lippen schweben: „Du irrst! Der Himmel hat dein Liebstes *nicht* von dir angenommen! Irgendwo draußen lebt ein junges Glück mit der ganzen fröhlichen Selbstsucht der Liebe und Jugend. Und deine Hoffnung ist eitel!" . . .

Ich vermochte es nicht. Der Graf war in der kurzen Zeit zum Greis verkümmert. Sein ehemals so trotziger Nacken war gebeugt. In den abgemagerten Händen zuckte und zitterte der Verfall seiner Kräfte. Sollte ich ihm den Wahn zerstören, aus dem er noch den letzten Tropfen Leben sog? Die Lüge von gestern hat mich in die Lüge von heute gezwungen . . . Und so fort und fort . . . Bis ich ihn eines Tages an der Tür des Palastes traf, auf zwei Diener gestützt, die ihn führten. Das Unabwendliche war eingetreten. Der letzte Schimmer war aus seinen Augen entflohen. Und als er sich zu der Grabstätte der Contessa bringen ließ, sank er schluchzend zu Boden und rief: „Du bist umsonst gestorben!"

Und an diesem Tage habe ich ihn zum ersten Mal um sie weinen sehen . . . Jetzt wollte, jetzt *mußte* ich sprechen. Doch bevor ich das erste Wort fand, riß sich der Graf mit jähem Entschluß empor und verlangte von seinen Dienern, daß sie ihn in Gemeinschaft mit seinem alten Jäger auf den Monte Pasuvio hinaufführten. Allen Warnungen zum Trotz bestand er herrisch auf seinem Willen. Er ist nicht bis zum Gipfel gekommen. In der Mitte des Weges, wo ihm das Poltern des niederrauschenden Wildwassers verraten hat, daß er jetzt am Rand der Traminoschlucht stand, hat er sich mit verzweifelter Kraft seinen Führern entwunden und ist jählings in die Tiefe gestürzt. Einen Tag und eine Nacht haben seine Begleiter gebraucht, um mit Hilfe der Hirten und Holzknechte seine irdische Hülle zu bergen. Niemand wagte es, in die letzte Stunde des Unglücklichen mit der Frage einzudringen, ob er einem Zufall zum Opfer gefallen sei oder Hand an sich selbst gelegt hätte. Unter dem Altar der Schloßkapelle ist er zur ewigen Ruhe gebettet worden.

Ich aber trage die Last dieses Geheimnisses noch in mir und auf mir. Sie drückt mich mit größerer Wucht als Alter und Einsamkeit. Unbefreit taste ich mich meinem letzten Tage entgegen, und erst vor dem Thron des ewigen Richters werde ich erfahren, ob ich eine Sünde begangen habe oder nicht.

Damit schließen die Bekenntnisse des Bruders Sebaldus. Ich habe im keimenden Frühling dieses Jahres vor der alten Pfarrkirche Santa Maria del Carmine an der Stätte geweilt, an der das Grab der Contessa geöffnet wurde. Meine Träume und Gedanken verloren sich in unfaßbare Fernen. Über vier Jahrhunderte hinweg sah ich den Grafen Sporo an dieser Gruft knien — und aus dem erloschenen Auge des Greises fielen die Tränen auf einen leeren Sarg.

Literarische Rundschau.

Schiller in Italien.

Schiller in Italia. Von Lavinia Mazzucchetti. Milano, Ulrico Hoepli. 1913.

Als Manzonis romantische Tragödie „Graf Carmagnola" von einem französischen Kritiker angefochten wurde, der sich auf die Regeln Boileaus stützte, antwortete der Dichter mit einer längeren Abhandlung „Lettre à M. C*** sur l'unité de temps et de lieu dans la tragédie", worin er die herkömmlichen Vorurteile über den Bau einer korrekten Tragödie zurückwies, einer Abhandlung, deren feine Bemerkungen man auch nach Lessing und nach A. W. Schlegel noch heute mit Vergnügen liest. Sie war in Paris geschrieben, wurde auch in Paris durch den Freund Fauriel zuerst zum Druck gebracht, war zunächst eine Rechtfertigung vor dem französischen Geschmack und schloß mit einem überaus warmen Gruß an Frankreich, „das man nicht verlassen kann, ohne daß sich in die Erinnerung an den dortigen Aufenthalt ein tiefer Kummer mischt, ähnlich dem Heimweh eines Verbannten". Inniger konnte der Schwesternation die Hand nicht entgegengestreckt werden, aber es war, wie ein neuerer Kritiker von Gewicht bemerkt — ein Abschiedsgruß. „Der lombardische Dichter vollzog in der Literatur, was in unseren Zeiten in der Politik geschehen ist: er brach die unfruchtbar gewordene Allianz mit der lateinischen Schwester und reichte die Hand der jungen und kraftvollen Nation, die vom Rheine her das Banner einer neuen Kunst aufgepflanzt hatte." Diese Worte des Professors an der Mailänder Akademie Michele Scherillo, der die neue kritische Gesamtausgabe der Werke Manzonis für den Hoeplischen Verlag besorgt, sind nicht das einzige Anzeichen dafür, daß im Gefolge der neuerdings wieder wachsenden politischen Annäherung beider Länder auch für die deutsche Literatur und deutsches Geistesleben sich in Italien wieder ein stärkeres und sympathisches Interesse zeigt. Zu diesen Anzeichen gehört auch das Buch „Schiller in Italien", mit dem sich eine italienische Dame aufs ehrenvollste in die Literatur einführt.

Schiller ist niemals jenseits der Alpen gewesen. Von dem deutschen Zug nach dem Süden blieb er unberührt. Was für Goethe der römische Aufenthalt war, leistete seinem Freunde das Studium der Philosophie und der Geschichte. Man kann sogar eine gewisse Abneigung gegen Italien finden in dem Brief an Wilhelm v. Humboldt vom 17. Februar 1803, worin Schiller erklärt, daß ihn ein Aufenthalt in Italien physisch angreifen würde, ohne daß ihm das Ästhetische einen Ersatz böte. Diese Abneigung hat ihm Italien gewissermaßen erwidert. Es ist ihm gegenüber gleichfalls spröde geblieben. Spät ist er dort eingedrungen, und langsam hat sich sein Ruf verbreitet und befestigt. Unsere Literatur hat überhaupt schwer Eingang in Italien gefunden. Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein sind seine Dichter nicht müde geworden, das Thema zu variieren, daß die Musen in Hellas ihren Sitz hatten und, von dort vertrieben, seitdem ihren Wohnsitz in Italien aufgeschlagen haben. Die anderen Völker waren Barbaren, von barbarischem Geschmack. Mit den fremden Sprachen, vollends mit der deutschen, wollte sich niemand befassen, und es bedurfte der Brücke französischer Übersetzungen, um über-

haupt von den fremden Literaturen Kenntnis zu gewinnen. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurde man doch auf die fremden nordischen Stimmen aufmerksam. Nach Shakespeare und Ossian fanden auch Werther und Götz Eingang; aber als schon Goethes Ruf durch seine Jugendwerke gesichert war, als bereits Übersetzungen aus Klopstock und Gesner, aus Wieland und Kotzebue versucht wurden, blieb Schillers Name fast unbekannt. Selbst die „Räuber" fanden, obwohl schon im Jahre 1785 eine französische Übersetzung erschienen war, nur ein schwaches und verfälschtes Echo. Eine Bearbeitung des Stückes im Geschmack der Revolution hatte das Publikum der Pariser Theater elektrisiert, und als seit 1793 französische Heere in die Halbinsel eindrangen, hielt in ihrem Gefolge auch jene Travestie ihren Einzug: Karl Moor, oder wie er hieß: „Robert, Räuberhauptmann in Franken", schritt, von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit deklamierend, mit der Jakobinermütze auf dem Kopf, über die Bühnen Oberitaliens. Auch wurde, der Landessitte gemäß, der Bruderzwist im Hause Moor alsbald zu einem Ballett verarbeitet, glücklicherweise ohne daß der Name des Dichters genannt war, aus dessen Werk es abstammte. Als Schiller starb, wurde in Italien kaum davon Notiz genommen. Die Verfasserin unseres Buches hat bloß zwei Zeitungsstimmen ausgespürt, die den Tod des Dichters erwähnten. Eine davon, ein Literaturblatt in Pisa, nannte dabei allerdings Schiller den größten zeitgenössischen Dramatiker „nach Alfieri", eine Lokation, die später noch oft wiederholt wurde.

In den folgenden Jahren wurden wohl einzelne Dichtungen übersetzt (immer über den Umweg der französischen Sprache) und fanden Beifall, so z. B. „Die Götter Griechenlands" und „Die Würde der Frauen". Doch blieben solche Sympathien auf literarische Kenner beschränkt. In breiteren Kreisen das Interesse für Schiller erweckt zu haben, ist das Verdienst der Frau v. Staël, deren Buch über Deutschland im Jahre 1813 veröffentlicht wurde, und das in Verbindung mit Sismondis Werk über die Literatur Südeuropas und mit A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Literatur, die 1815 ins Französische und 1817 auch ins Italienische übersetzt wurden, den künstlerischen Gesichtskreis der Italiener mächtig erweiterte. Von dem jungen Geschlecht, das nach der Restauration den Mut nicht verlor, das nach den betäubenden Umwälzungen der letzten Jahrzehnte die Erneuerung des geistigen wie politischen Lebens der Nation sich zum Ziel setzte, wurden diese Bücher fleißig gelesen und zur theoretischen Grundlage der neuen Kunstanschauung gemacht. Die Sprache der Dichter sollte natürlich, volkstümlich sein, und sie sollten ihre Stoffe der Geschichte, und zwar der Geschichte des eigenen Volkes, entnehmen. Die lebendige Vergegenwärtigung nationaler Historien vertrug sich aber nicht mehr mit den strengen Regeln der französischen Tragödie und mit dem knappen Schema der Alfierischen Stücke. Es war die förmliche Absage gegen den Klassizismus, dem soeben noch in Monti und Foscolo bewunderte Vertreter erstanden waren. Zaghafter gingen die einen, kecker die anderen vor. Giovanni Berchet eröffnete den Kampf (1816) mit dem „Halbernsten Brief über den Wilden Jäger und die Lenore von Bürger". Das Spukhafte galt nämlich als ein wesentliches Element des Nordisch-Romantischen, daher die Voranstellung der Bürgerschen Balladen, womit dem italienischen Geschmack ohne Schonung gleich das Stärkste zugemutet wurde. Goethe, Schiller, Bürger waren das Dreigestirn, das Berchet zum Programm der neuen Schule machen wollte. Ihr Organ wurde der „Conciliatore", den Silvio Pellico und Lodovico Breme redigierten, und dem die österreichische Polizei, die letzten Ziele der Zeitschrift witternd, nur die kurze Lebensdauer vom September 1818 bis Oktober 1819 vergönnte. Für Schiller zeigten die Mitarbeiter alle ein warmes Interesse, Pellico voran, der von Jugend auf zum Kummer seiner Eltern an den fremden Vorbildern seinen Geist genährt hatte. „Weißt Du noch," schrieb er einmal seinem Bruder, „welchen Eindruck in uns die Lektüre Shakespeares und Schillers hervorrief, wie damals ein weiterer Gesichtskreis sich vor uns auftat?" Im „Conciliatore" ist oft wie auf Shakespeare, so auch auf Schiller hingewiesen.

Ermes Visconti, der mit einem biographischen Artikel Schiller einführte, gab eine Analyse der „Jungfrau von Orleans“ und der „Braut von Messina“, Pellico eine Analyse der „Maria Stuart“. Der letzteren war eine ganze Nummer des „Conciliatore“ ausschließlich gewidmet, und Pellico stand voll Eifers nicht bloß für die Vortrefflichkeit der Werke, sondern auch für die Größe der Persönlichkeit Schillers ein, indem er dessen Verächtern zurief: „Wer sich die Gesamtheit der Eigenschaften vergegenwärtigt, die diesen herrlichen Menschen auszeichnen, wird sicherlich sich wohl hüten, über seine Dichtungen hohnzulächeln oder bei einzelnen Stellen von Roheit zu reden oder ihm frecherweise den Namen eines Barbaren zu geben. Und doch ist dies der Titel, den noch vor nicht langer Zeit manche ihm zu geben wagten, die aber bereits anfangen, die Sprache zu ändern. Schlechtigkeit und Unverstand verschwören sich vergeblich gegen das Verdienst; schließlich müssen sie sich vor demselben beugen, sei es aus Aufrichtigkeit oder aus Furcht, sich bloßzustellen.“ „Maria Stuart“ war schon von Frau v. Staël als Schillers pathetischste Tragödie bevorzugt worden. Man rühmte an ihr die rednerische Gewalt des Dialogs, das Ergreifende der leidenschaftlichen Szenen, und man fand besonderen Gefallen an den rührenden lyrischen Partien, einschließlich der Abendmahlsszene, die einem Pellico willkommener Beleg für die These vom moralischen Endzweck des Theaters war.

Schiller war also zu einem Vorbild für den neuen romantischen Kunststil geworden. Die Übersetzungen mehrten sich. In Mailand erschien 1819—1820 auch eine italienische Übersetzung der Dramen, zwar in Prosa, aber sie half doch zu Schillers Popularisierung. Mit hochmütiger Gebärde sträubten sich die Klassizisten gegen Lehren, die sie eine Versündigung am guten Geschmack nannten. Allein wenn Monti und seine Anhänger den Romantikern vorwarfen, daß sie den lichten Azur des hesperischen Himmels in nordischen Nebel verwandelten und die Grazien verbannten, um Hexen an deren Stelle zu setzen, so trafen solche Vorwürfe gerade auf Schiller am wenigsten zu. Er fand Bewunderer und Verehrer auch im Lager der Klassizisten. Ein hauptsächlicher Streitpunkt zwischen beiden Parteien war der Gebrauch der antiken Mythologie, und hier konnten sich auch die Klassizisten auf Schillers Beispiel berufen. An den „Göttern Griechenlands“ hatten gerade sie die größte Freude. Monti hatte sogar gewünscht, daß eine Übersetzung dieses Gedichts, verfaßt von einem Arzt Rasori, der später gleich Silvio Pellico in die Carbonariverschwörung verwickelt wurde, in die erste Nummer des „Conciliatore“ eingerückt würde. Darob großes Entsetzen des frommgläubigen Redakteurs Pellico, dem die anderen romantischen Freunde beistimmten: sie lehnten es ab, mit einem so anstößigen Bekenntnis vor das Publikum zu treten. Monti hat noch im Jahre 1826 einen Sermon über die Mythologie gedichtet, der starke Anlehnung an das Schillersche Gedicht verrät, dessen Grundgedanke übrigens auch noch in einer Dichtung Leopardis ergreifend widerklingt. Schiller war also in beiden literarischen Lagern anerkannt, und er fand nun auch, mittelst französischer Bearbeitungen, den Weg auf die Bühne. Die Theater Italiens ließen sich so dankbare Stücke nicht entgehen, Stücke, die so rührende Szenen, so edle Helden, so erschütternde Konflikte auf die Bühne brachten und durch ihre historischen Stoffe die Herzen in patriotische Wallung versetzten. Die bevorzugteste Tragödie aber blieb „Maria Stuart“; die ersten Schauspielerinnen glänzten in der Rolle der unglücklichen schottischen Königin, und es bezeichnet den Höhepunkt der Popularität von Schillers Namen, daß seine Tragödien nicht bloß zahlreiche Bearbeitungen hervorriefen, sondern auch in Opern, in Pantomimen und Ballette sich verwandeln lassen mußten. Sämtliche Dramen Schillers sind der Reihe nach zu italienischen Operntexten zugeschnitten worden. Mit den Rossinischen Melodien durfte selbst der Tyrannenmörder Tell über die Bühnen der alten italienischen Staaten gehen.

Nicht so leicht ist der Einfluß festzustellen, den Schiller auf die eigene Dichtung der Italiener ausgeübt hat. Wie sehr die eifrigsten Romantiker und wärmsten

Bewunderer unseres Dichters davor zurückscheuten, selbst den Weg des romantischen Dramas zu beschreiten, zeigt das Beispiel Silvio Pellicos. Er ist von der Richtigkeit der neuen Prinzipien überzeugt, aber er schreckt davor zurück, sie auf die eigene Produktion anzuwenden, er will nicht gegen den Strom schwimmen. Nachdem er die regelrechte Tragödie „Francesca da Rimini" vollendet hat, schreibt er seinem Bruder (18. Juli 1815), er könne jetzt noch nicht mit Neuerungen, Verletzung der Regeln und dergleichen dem italienischen Publikum kommen; erst müsse er sich durch eine Reihe von Stücken bekannt gemacht und sich einen Namen gesichert haben, bevor er es wagen dürfe, mit Stücken à la Schiller zu kommen. Es ist aber beim bloßen Vorsatz geblieben. Trotzdem er noch im „Conciliatore" unter Berufung auf Schiller dem Grundsatz gehuldigt hatte, daß der Dichter, anstatt blind der Tradition zu folgen, jedesmal selbständig sich den Weg bahnen müsse, ist er in seinen eigenen Tragödien der herkömmlichen Schablone treu geblieben. Neben Shakespeare und Schiller diente ihm Josef Maria Chenier zum Vorbild, der in seinen Dramen politisches Freiheitsgefühl mit strenger Beobachtung der aristotelischen Regeln verband. Was aber der zaghafte Dichter von Saluzzo nicht wagte, das hat Manzoni gewagt, der zwar an dem literarischen Streit seiner Mailänder Freunde nicht teilnahm, aber mit seinen Dramen „Carmagnola" und „Adelchi" mutig zwei Proben der neuen Kunstform seinen Landsleuten darbot. Nicht nur wählte er seine Stoffe aus der vaterländischen Geschichte, er hatte auch die Regeln der französischen Tragödie über Bord geworfen. Er entledigte sich des konventionellen Pathos und bediente sich einer volkstümlichen, wenngleich gehobenen Redeweise. Das Meer nannte er Meer, und nicht: der salzige Neptun. Er ließ eine historische Handlung in einer Folge breit ausgeführter Szenen vor dem Zuschauer vorübergehen und verfehlte nicht, patriotische Akzente in seine Verse zu legen. Es ist das besondere Verdienst des Buches von Lavinia Mazzucchetti, den Einfluß Schillers auf Manzoni hervorgehoben und im einzelnen nachgewiesen zu haben. Man war bisher gewöhnt, auf die bekannten Beziehungen Manzonis zu Goethe gestützt, den Einfluß des letzteren in den Vordergrund zu stellen. Unverkennbar ist aber der Einfluß Schillers größer. Er zeigt sich einmal in der Zeichnung der Charaktere, wie denn der Condottiere Carmagnola, der des Verrats bezichtigt und unschuldig verurteilt wird, an Wallenstein, der Senator Marco an den Marquis Posa erinnert, dann auch in den lyrischen Partien, in den Frauencharakteren, in der Einführung des Chors, in der mäßigen Anwendung Shakespearescher Freiheiten. Manzoni war schon bei seinem ersten Aufenthalt in Paris durch den Freund Fauriel mit den romantischen Kunstprinzipien und den nordischen Literaturen bekannt geworden, er hatte mit Baggesen, dem dänischen Verehrer Schillers, Freundschaft geschlossen. Neben Shakespeare war ihm die Größe Schillers aufgegangen. In den Fragmenten, die er „Materiali estetici" betitelte (um 1816 geschrieben), findet sich über den dramatischen Stil der Satz: „Dieses Ideal findet sich im höchsten Grad verwirklicht in vielen Tragödien Shakespeares, und höchst bemerkenswerte Beispiele sind auch die Tragödien Schillers und des Herrn Goethe, um nur diejenigen zu nennen, die ich kenne." Aus den in seinem Nachlaß gefundenen Skizzen zu seinen Dramen, wie sie in der kritischen, von M. Scherillo bearbeiteten Gesamtausgabe mitgeteilt sind, ersieht man, daß er sich ursprünglich noch näher an das Schillersche Vorbild hielt. Er hatte Volksszenen geschaffen, die an „Wallensteins Lager" erinnerten, und die er später wegließ; er war überhaupt kühner, temperamentvoller gewesen. Warum er einige Jahre später von Schiller etwas abrückte, ist nicht recht klar. In dem bereits erwähnten Brief an Mr. C***, der sein dramatisches Glaubensbekenntnis enthält, hatte er ursprünglich Shakespeare, Goethe und Schiller als die Muster der neuen Gattung genannt; vor dem Druck bat er aber Fauriel, den Namen Schiller auszumerzen. Durch die Nennung Schillers, schien ihm, würde er eine höhere Meinung für die Bedeutung dieses Schriftstellers „vom dramatischen Gesichtspunkt aus" bekunden, als er in Wirklichkeit

jetzt besaß. „Sie erinnern sich vielleicht der Gespräche, die wir über diesen Gegenstand hatten. Ihre Ideen darüber haben die meinigen erweitert und ermutigt. Beim wiederholten Lesen der Tragödien Schillers habe ich mich in diesen Ideen bestärkt, kurz, ich verdiene nicht und wage nicht, ihn zu nennen." Da man den Inhalt jener Gespräche in der Villa Maisonette in Meulan nicht kennt, ist es schwer, den Sinn dieser Stelle zu deuten. Zweifellos aber ist, daß der fromm gewordene Manzoni auch vom Standpunkte einer engherzigen Auffassung über die Moral der Tragödie Einwendungen gegen Schiller erhob. Es gehörte zu seinen ästhetischen Hauptsätzen, daß das Vergnügen und die Erregung im Theater dem moralischen Zweck untergeordnet sein müsse, jedenfalls nicht widerstreiten dürfe. In diesem Sinne bemängelte er die Eingangsszene im vierten Akt des „Wilhelm Tell", wo der Fischer seinem Sohne verwehrt, für Geßler zu beten. Dies schien dem Dichter der religiösen Hymnen ein sentimento orribile, ein Verstoß gegen das Gebot christlicher Liebe. Man müsse für beide beten können, für den Unterdrücker wie für den unschuldig Verfolgten. Der Dichter dürfe nicht dem Zuschauer moralwidrige Gesinnungen oder Handlungen vor Augen führen, ohne sie zu mißbilligen. Schiller sei gewiß von solcher Gesinnung weit entfernt gewesen, aber seine Darstellung verleite die Zuschauer, sie zu teilen. „Und mir scheint, nachdem er einmal den Einfall hatte, den Knaben beten zu lassen, hat er sich die Gelegenheit einer überaus schönen Szene entgehen lassen. Wenn er den Vater vielmehr zum Sohn sagen ließe, er solle auch für Geßler beten, welche Rührung würde das hervorbringen! . . . Je mehr Geßler als grausamer Tyrann gezeichnet ist, um so gefährlicher ist jenes Gefühl, weil der Zuschauer geneigt ist, es sich anzueignen." Bei Shakespeare schien ihm das moralische Taktgefühl besser gewahrt.

Die Neuerungen, die Manzoni im Drama versuchte, haben nicht den Beifall seiner Landsleute gefunden. Wenigstens nicht die Abkehr von den Regeln der französischen Tragödie. Selbst in Mailand ist sein „Carmagnola", dem bekanntlich Goethe warmen Lobspruch erteilte, nur ein einziges Mal aufgeführt worden. Dagegen hat sein Vorgang die Bahn gebrochen für die Einführung historisch-nationaler Stoffe mit patriotischem Einschlag und mit romantischem Kolorit. Zahlreiche Nachahmer sind ihm auf dieser Bahn gefolgt. Insofern hat auch Schiller das italienische Schauspiel wenigstens mittelbar beeinflußt, bis diese Richtung vom französischen Romantizismus und dieser vom Verismus abgelöst wurde. Die Übersetzung seiner Werke durch den Welschtiroler Andrea Maffei (seit 1827) hat dann vollends dazu beigetragen, Schiller als eine der Größen der Weltliteratur zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Einer seiner größten Verehrer war Mazzini, der auch die ästhetische und die philosophische Seite in Schillers Lebenswerk zu würdigen verstand. Im ganzen aber gewinnt man aus der Darstellung unseres Buches den Eindruck, daß Schiller in Italien, wie es ja auch in Deutschland sein Los war, zu verschiedenen Zeiten verschieden beurteilt und meist in einseitiger Weise geschätzt wurde. Sein Name war erst eine Standarte im Kampf literarischer Meinungen. Er bildete gleichsam die Brücke zu dem großen unnahbaren Briten. Es folgte in der Gunst des Theaterpublikums der sentimentale Schiller, der Schöpfer hochdenkender Helden und herzbewegender Szenen. In Zeiten, da die Literatur ganz in den Dienst des nationalen Gedankens sich stellte, wurde dann auch unser Schiller überwiegend als Seher und Richter der Völkergeschicke, als Herold der Vaterlandsliebe gewürdigt. Die Verfasserin unterläßt nicht die Mahnung an ihre Landsleute, in Schiller immer tiefer einzudringen, ihn als den Erzieher zur Humanität, als Priester der sittlichen Weltordnung, als hochgerichteten Erwecker zu männlicher, dem Schicksal ungebeugt standhaltender Gesinnung zu verehren, kurz, den ganzen und wahren Schiller immer besser kennen zu lernen.

W. Lang.

ρω. **In der Wüste.** Roman von Grazia Deledda. München, Albert Langen. 1913.

Unsere Leser erinnern sich dieses Romans, der zuerst in der „Rundschau" erschienen ist und hier in Buchform vorliegt. Es ist die Geschichte einer jungen Witwe, eine Alltäglichkeit, ganz einfach erzählt, mit jener Primitivität, die an russische Schriftsteller anklingt. Diese junge Witwe, die durchaus keine ungewöhnliche Frau ist, sondern ein geistig einfaches Mädchen aus guter Familie vom Dorfe, teilt ihr Schicksal mit tausend anderen; aber weil ein berufener Künstler dieses darstellt, enthüllt es vor unseren Augen trotz seiner Unscheinbarkeit die ewigen, tiefen Menschenkonflikte, von denen der ursprünglichste, in tausenden von Gestalten vorhandene sich hier in der Alternative ausspricht: Ehre oder Wohlleben. – Die junge Sardinierin Rosalia Asquer hat sich während eines Aufenthaltes in Rom mit einem guten, aber vermögenslosen Mann verheiratet, der sie nach kurzen, glücklichen Ehejahren als Witwe mit zwei Kindern und unzulänglichen Geldmitteln hinterläßt. Das weitere Schicksal Rosalias ist das allereinfachste, ereignisloseste; sie lebt völlig zurückgezogen, ja vereinsamt, darauf bedacht, die Kinder trotz der mehr als knappen Verhältnisse ordentlich aufzuziehen und zu den geringen Zinsen noch etwas hinzuzuverdienen, was sie durch Zimmervermieten erreicht. Das Kennzeichen dieses von alltäglichen Sorgen niedergedrückten Lebens ist die Monotonie. Eben diese Stimmung hat die Verfasserin festgehalten; sie hat den Zustand des gewöhnlichsten, von so vielen stillschweigend ertragenen Mangels, der sich nicht bis zum Pathos der Not, des Elends steigert, aber das Leben verarmen läßt und es zur Wüste verwandelt, mit schlichten Mitteln, aber mit der warmen Anteilnahme des Dichters an seinen Geschöpfen, wiederum Anteil erweckend, dargestellt. Dem Leben der jungen Witwe ist immerhin ein Kampf vorbehalten: Rosalias stiller Mietsherr, der jahrelang mit seiner diskreten, fast wortlosen Achtung etwas freudige Genugtuung in ihr Leben gebracht hat, verändert nach und nach seine Haltung und gesteht ihr endlich seine Liebe, die eines verheirateten, wenn auch von seiner Frau getrennt lebenden Mannes. Langsam und ohne Aufsehen, wie sich die Dinge im gewöhnlichen, geregelten Leben entwickeln, keimt und gedeiht diese Liebe bis zu jener Gegenseitigkeit, die Flucht oder völlige Hingabe verlangt. Rosalia wählt die erstere und verreist mit ihren Kindern in die sardinische Heimat. In dem Kampf, den Rosalia nicht in einem einzigen entscheidenden Augenblick, sondern Tag für Tag während Monaten und Jahren ausficht, wie es das Leben so oft verlangt und die Kunst es selten darstellt, in diesem Kampf von Pflicht gegenüber dem höheren Selbst, von Mutter- und Witwenehre gegen alles das, was Jugend, Lebenslust und die natürlichen Wünsche übermächtig verlangen, verkörpert sich der alte Kampf zwischen zeitlichen und ewigen Werten überhaupt. Daß dieser allerschlichteste Vorwurf für den Leser symbolische Bedeutung annimmt, hat seinen Grund in Imponderabilien, die das Geheimnis und der Beweis der auch in dieser anspruchslosen Erzählung tätigen Dichterkraft sind.

sr. **Die Stille der Felder.** Neue Gedichte von Alfred Huggenberger. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Alfred Huggenberger gehört zu den erfreulichsten künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart. Wenn seine Kunst auf dem festen Grunde der heimischen Scholle ruht und der Duft des Ackers seine Schöpfungen umweht, so ist er doch nichts weniger als ein literarischer Naturbursche. Einem so reifen, mit so überlegener Kunst und Einsicht komponierenden und stilisierenden Schriftsteller gegenüber, wie es der Dichter der auch an dieser Stelle mit hohem Lob genannten „Bauern am Steig" ist, wirkt eine Bezeichnung, wie sie für eine Johanna Ambrosius am Platze sein mochte, denn doch nicht gerade glücklich, und man wird sicher in Huggenberger mehr den Dichter betonen und den Bauern um so mehr beiseite lassen, als schließlich die Wahl des Stoffes, das Milieu, die Grundstimmung beim Dichter nicht das Ausschlaggebende ist. Eine jede Art ist recht und gut, Asphalt und Acker haben beide ihre Vorzüge, und es kommt schließlich nur auf die Reinheit und Echtheit des dichterischen Empfindens, nicht auf den Stoffkreis an. So muß man Huggenbergers neuen Gedichtband nicht als Bauernkunst werten, sondern als reine vollwertige Lyrik, von der sich einige Stücke würdig den besten Schöpfungen Uhlands, Kellers, Mörikes anreihen. Huggenberger geht keine neuen Wege und ringt nicht um neue Formen, aber aus jeder seiner Zeilen spricht eine starke, kraftvolle Persönlichkeit, ein scharfer Blick, die Welt zu schauen, und jenes leidenschaftlich überquellende Gefühl für die Natur, jene tiefe Einfühlung in Wald und Flur, Wiese und Feld, wie sie nur echten und reichen Talenten gegeben ist. Die Felder werden vor uns lebendig, schwer und golden liegt der Sommertag auf dem gelben Korn, und in der „Stromfahrt", dem schönsten Gedichte des Bandes, trägt uns der Dichter mit mächtigem Schwunge weit über Wiese und Wald empor zu prachtvoll visionären Bildern und gewaltigen mystischen Gesichten. Aber alles bei Huggenberger ist besonnen, reif, bewußt und bisweilen für den Lyriker fast zu bewußt. Volksliedhafte Schlichtheit und eigentliche Naivität wird man bei ihm vergeblich suchen: aber man wird reichlich entschädigt durch die Vollendung der Form und den reichen Gehalt an starker Kunst, der uns hier entgegentritt.

pw. **Ein Schelmenroman.** Von Per Hallström. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Mit Humor schildert der Schwede Per Hallström die Bewohner eines Stockholmer Mietshauses und einige Episoden aus ihrem Leben, Episoden, die auf einen Augenblick die verschiedenartigen Mietsparteien in eine gemeinsame Handlung ziehen. Der an sich unbedeutende Stoff ist geschickt komponiert, und die kurze, aber charakteristische Vorführung der gemischten Mietshausbewohnerschaft bedeutet einen glücklichen Griff, besonders da dieser Querschnitt durch menschliche Lebensstufen mit ruhig heiterer Dichterlaune durchgeführt ist. Unter den verschiedenen knapp und sicher gezeichneten Typen, dem düsteren russischen Küster und seiner koketten Frau, der deutschen Oblatenbäckerin Mamsell Schiller, dem jüdischen Klageweib Pauw und zwei kontrastierenden Kindergestalten ragt als prächtig humoristische Figur der Ingenieur Blomdahl hervor, ein Sorglosigkeitsgenie und fröhlicher, allzeit den Ehrenmann markierender Taugenichts. Alle diese wenig heldenhaften, zufällig zusammengekommenen Gestalten vereinigen sich im Licht einer überlegenen Betrachtungsweise zu einem stilvollen, einheitlichen Bilde. Die ergötzliche Erzählung ist von Marie Franzos gut übersetzt.

gd. **Geschichte des neuen deutschen Liedes.** Erster Teil: Von Albert bis Zelter. Von Hermann Kretzschmar. Kleine Handbücher der Musikgeschichte. Bd. IV, 1. Leipzig, Breitkopf und Härtel. O. J.

„Mein Arbeit zog durch deine Weisen in Wahrheit neue Kleider an", so konnte Simon Dach in dem vom großen Krieg wenig berührten Königsberg, während das deutsche Land vom Lärm der Waffen und groben Gesang der Soldaten widerhallte, von seinem Freunde Heinrich Albert sagen, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts seine „Arien" ausgehen ließ, das erste bedeutende Erzeugnis einer neuen deutschen Liedkunst. Königsberg, Sachsen, Nürnberg wurden die Pflegstätten dieses in sich selbständigen, harmonisch begleiteten Sologesangs, besonders aber Hamburg, wo Johann Rist als Dichter, Komponist und Organisator Hervorragendes leistete und auf größere Volkstümlichkeit drang. 1735 erschließt des Benediktinerpaters Valentin Rathgeber „Augsburger Tafelkonfekt" mit seinen kleinen Liedern und mehrstimmigen Sätzen uns eine Fundgrube der keckren, leichtfüßigen Weisen, wie sie seit den Tagen des archipoeta nicht mehr erklungen waren. Sperontes „Singende Muse an der Pleiße", dem Tanzlied hold und fremden Einflüssen sehr zugänglich, leiht ihre Töne den leidenschaftlichen Gedichten Christian Günthers, und die Berliner Schule (Peter Schulz, Reichardt, Zelter u. a.), der Einfachheit und Liedmäßigkeit als höchste Aufgaben der Komposition erschien, schließt endlich den engen Bund zwischen Dichtung und Tonkunst, der die Glanzzeit des deutschen Liedes herbeigeführt hat. So stellt Kretzschmar in diesem ersten Band die Entwicklung während zweier Jahrhunderte dar, in denen das Aschenbrödel der Musik, das Lied, zu ihrem Liebling und gefeiertsten Kinde wurde. Der Verfasser kennzeichnet jede einzelne Erscheinung, Persönlichkeit und Sammlung mit gleicher Umsicht und kritischer Schärfe. Die musikalische Form der Werke steht im Vordergrund, eine Menge eingestreuter Notenbeispiele erleichtert das Verständnis. Aber erst durch die Einbeziehung der Biographien und der kulturellen Verhältnisse rundet sich das Bild ab. Auch die Literaturgeschichte wird den Bemerkungen über die Liedertexte und die Persönlichkeit ihrer Verfasser manche Anregung danken, und der Laie in dem wissenschaftlichen Werk dank seiner frischen, anschaulichen Darstellung Belehrung und Genuß zugleich finden.

gm. **August Vilmar.** Ein Lebens- und Zeitbild. Von Wilhelm Hopf. Erster Band. Mit einem Bildnis. Marburg, N. G. Elwert. 1913.

Biographien haben das Recht, parteiisch zu sein, und der Verfasser, der obendrein seinem Helden verwandtschaftlich und als dankbarer Schüler nahestand, bekennt seine Parteigenossenschaft von Anfang an mit aller Offenheit. Wir werden deshalb noch nicht seine mit Vilmars Augen gesehene Zeichnung Hassenpflugs (aber wer weiß heute noch etwas von Hassenpflug!) anzunehmen brauchen, noch die von Vilmar selbst begonnene „Rettung" der letzten Kurfürsten für gelungen zu halten — in beiden Punkten schon durch die letzten Arbeiten Heinrichs v. Sybel gewarnt. Aber Vilmar selbst ist eine Persönlichkeit, die liebevolle Versenkung ganz gewiß nicht nur verträgt, sondern belohnt. Man liest mit Staunen, aus welcher Stellung zur Kirche Vilmar, der seine Predigten als junger Pfarrer fast mit Widerwillen „abgorgelte", zum leidenschaftlichen Vorkämpfer gerade der Kirche geworden ist — denn daß er die Kirche viel stärker betont als das Dogma, gibt ihm unter den Vorfechtern der neuen Orthodoxie seinen eigenen Platz. Besonders wichtig ist es aber nun, wie untrennbar diese Auffassung bei ihm mit einem Stammesgefühl von seltenster Innigkeit zusammenhängt. Bei seinem Bruder Wilhelm wächst sich das gar zu einer mystischen Vorstellung von der welthistorischen Rolle aus, die dem „hessischen Löwen" in der Entwicklung der deutschen Kirche vorbehalten sei; was August Vilmar mit überlegener Klugheit abweist. Aber Vilmar und sein Kurfürst bedeuten die klassische Blüte eines Partikularismus, wie er so oft bewußt und zugleich so naiv weder früher noch später bestanden hat. Es ist die Zeit der Dialektpoesien und Dialektforscher, aber auch die Zeit noch, in der

ein Fürst von Lippe erklärte: „Hier hat Bismarck nix to seggen!" Aber bei Vilmar wird diese tiefe Liebe zu seiner schönen Heimat, die ja auch die befreundeten Brüder Grimm so unerschütterlich im Busen trugen, produktiv in der Beschäftigung mit Sprache und Volkslied. Vor allem aber wird ihm doch die Heimat Stufe zum Gesamtvaterlande; ähnlich wie Radowitz hätte er sagen können: „Mit Vornamen bin ich Hesse mit Namen Deutscher!" So bleibt denn auch das eifrige weltliche Erbauungsbedürfnis des Reorganisators der hessischen Gesangbücher nicht bei den Stammesverwandten stehen; aus dem Verlangen, die Schätze der Nationalliteratur der geliebten Schule aufzuschließen, entsteht eine ausgezeichnete Literaturgeschichte, in der schon allein die Abschnitte über Heine beweisen, welche Rückschritte das ästhetische Verständnis im betont konservativen Lager seit jener Zeit leider gemacht hat. Und man kann nicht einmal sagen, daß hessische Vorliebe hier irgend auffallend hervortrete: man dürfte, gerade im Sinne des Verteidigers der historischen „Stammfürstentümer", von einem nationalgesinnten Partikularismus reden, der sich freilich mit der Politik im Sinne Bismarcks und vollends Treitschkes nicht verständigen konnte. Und daß die historische Notwendigkeit auf der anderen Seite war, hat schon beim Annahen der neuen Epoche Vilmar mit jenem Geist ingrimmiger Verfolgung bewiesen, auf dessen charakteristische, erschreckende Äußerungen Kaufmann in seiner „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts" so nachdrücklich hingewiesen hat. Aber mit diesem ersten Bande sind wir noch in der Idylle: Vilmars Jugend in Solz, dem Stammsitz des jetzigen Kultusministers, die Marburger Zeiten, Pfarrtätigkeit und Schule in kleinen hessischen Orten werden anschaulich geschildert und manche weichere Falte im Herzen des strengen Mannes aufgedeckt. Die mitgeteilten Gedichte freilich beweisen wieder einmal, daß man, um für Gedichte ein feines Verständnis zu besitzen, durchaus kein Dichter zu sein braucht.

βλ. **Maîtres d'Autrefois et d'Aujourd'hui.** Par Victor Giraud. Paris, Hachette. 1912.

Victor Giraud hat sich vornehmlich dem Studium Chateaubriands gewidmet. An ihn denkt er, wenn er verwandte Stoffe behandelt, was nicht ausschließt, daß er einer der besten Kenner der klassischen und der zeitgenössischen Literatur ist. Wir haben schon oft hervorgehoben, daß in Frankreich das Interesse an der literarischen Vergangenheit geradezu unerschöpflich ist. Studien über Bossuet, über Pascal finden immer wieder Leser und entwickeln, wenn auch nicht neue Ideen, so doch immer wieder neue Gesichtspunkte. In seiner Studie über Taine, mit dem sich Giraud ebenfalls eingehend beschäftigt hat, zeigt sich der Kritiker von seiner besten Seite, weil er die Fähigkeit entwickelt, eine ihm fernliegende geistige Veranlagung mit unparteiischer Gerechtigkeit zu würdigen. In diesem Repräsentanten des abstrakten Denkens, der seiner Wahrheitsliebe folgt, wohin sie immer ihn führte, spiegelt sich die innerlich zerrissene, von Problemen überlastete Zeit. Taine war melancholisch veranlagt, die Weltanschauung, in der er befangen blieb, befriedigte ihn nicht, und das ist der Grund seiner Bedeutung für die Zukunft, der er in resignierter Trauer zurief, es besser zu machen. Diesen psychologischen und philosophischen Pessimismus hat Victor Giraud mit tiefem Verständnis zur Anschauung gebracht. Daß er die Neutralität eines Schriftstellers von der Art Brunetières vorzieht, wird ihm niemand verargen. Aus seiner eigenen christlichen Gesinnung hat er nie ein Hehl gemacht.

γ. **Die hellenistisch-römische Kultur.** Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Die drei Verfasser dieses Werkes haben den Stoff so unter sich geteilt, daß der leider Ende Februar 1913 in Stuttgart verstorbene Gymnasialdirektor von Donaueschingen, Fritz Baumgarten (der Sohn des berühmten Historikers und Bruder des Kieler Theologen) die bildende Kunst, Professor Poland-Dresden die Politik und die Religion, Professor Wagner-Dresden die Literatur behandelt haben. Wer das hellenistisch-römische Zeitalter einigermaßen kennt, der kann beurteilen, wie viel Studium und Fleiß auch bei dieser Arbeitsverteilung noch seitens der Verfasser aufzuwenden war, um ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen; strömt doch durch die Papyrusforschung sozusagen Tag für Tag Material in einer Fülle herzu, daß wir auf diesem Gebiete mit Quellen reicher versehen sind, als auf irgendeinem anderen der alten Geschichte. Das Zeitalter selbst weist eine große Eigenartigkeit der Kulturentwicklung auf, wie es denn erstmals eine Art von Weltkultur und organisiertem Staatsleben entfaltet hat, das an die Gegenwart erinnert. Man darf sagen, daß die drei Verfasser einen im ganzen wohl gelungenen Versuch gemacht haben, diesem Zeitalter gerecht zu werden, und zu dem Wort gesellt sich die Abbildung in großer Reichhaltigkeit und guter Ausführung, um dem Leser eine volle Anschauung des Behandelten zu gewähren. Über manches wird man natürlich öfters anderer Ansicht sein; so scheint der Ausdruck „Weltmonarchien" auf die Diadochenreiche (S. 12) doch schlecht zu passen, von denen das ägyptische kaum so groß war wie Süddeutschland, und aus dem lapis niger, der auf dem römischen Forum gefunden wurde, läßt sich doch erheblich mehr schließen, als S. 240 angenommen ist. Auch eine Abbildung dieses „schwarzen Steins" vermißt man ungern.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelt. — Der Flieger. Ein Buch aus unseren Tagen. Von Leonhard Adelt. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1913.

Bapst. — La bataille de Saint-Privat. Par German Bapst. Avec cartes. Paris, Librairie Plon. 1913.

Berger. — Freiheit. Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor hundert Jahren. Gesammelt und eingeleitet von Prof. Dr. Karl Berger. Mit 16 Bildnissen. Leipzig, Johannes M. Meulenhoff. 1913.

Bibliothèque française. XIXe siècle: Mme de Girardin. Textes choisis et commentés par Jean Balde. Paris, Librairie Plon. S. A.

Biedermann. — Trachte nach deinem Werke! Erster Zyklus des Interieurs. Aus einem Dichterleben. Von Pirmin Biedermann. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Brobergen. — Lotte von Brobergen. Geschichte einer Liebe in Briefen aus der Wertherzeit. Nach Originalen herausgegeben von Margarete Böing. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Bunzel. — Die Anfänge der modernen Arbeiterbewegung in der Steiermark. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Von Julius Bunzel. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1913.

Burger. — Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. Lieferung 7 und 8. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft M. Koch. O. J.

Cervantes. — Don Quijote de la Mancha. VII. De Cervantes. Edición y notas de Francisco Rodríguez Marín. Clásicos Castellanos. Madrid, „La Lectura". 1913.

Cherfils. — Vers l'espérance. Par Général Cherfils. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Claudel. — 1813—1913. Le Français né Malin . . . . (Il n'y a que la vérité qui déplait). Suivi de: Stingy Frenchman! Par J. C. Claudel. Zwolle, C. Fastré. 1913.

Coligny. — Gaspard II. de Coligny. Réponse à un chapitre de „histoire partiale — histoire vraie". Par Cte R. de Coligny. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Das deutsche Dorf. — Volkstümliches Freilichtmuseum. Herausgegeben von Konsul Heinz Bothmer. Architekt Paul Karchow. Arbeitsausschuß des Nationalkomitees für die Errichtung des Freilichtmuseums „Das deutsche Dorf". Brandenburg a. d. H. O. J.

Decsey. — Peter Rosegger. Von Dr. Ernst Decsey. Mit 28 Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. Bielefeld, Velhagen und Klasing. O. J.

Engel. — Auf hoher See. Von Georg Engel. Mit 146 Abbildungen, darunter Gemälde von Prof. Bohrdt, Diemer, Petersen, Saltzmann, Stoewer und einem farbigen Kunstblatt. Herausgegeben von Franz Goerke. Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Fischer. — Hier et avans-hier. Choix des fantaisies, publiées par Max et Alex Fischer à propos des petits et grands faits d'actualité, au cours de ces dix dernières années. Paris, Librairie Ambert. 1913.

Fischer. — Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Kaukasus von Andreas Fischer. Herausgegeben, mit Lebensbild und Bericht der letzten Fahrt versehen von Ernst Jenny. Mit 8 Vollbildern und einer Textskizze. 3.—5. Tausend. Frauenfeld, Huber und Co. 1913.

Floericke. — Geschichte der Bulgaren. Von Dr. Kurt Floericke. Mit zahlreichen Abbildungen und Übersichtskarten auf 8 Tafeln. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 1913.

De la Force. — Lauzun. Un courtisan du grand roi. Par le duc de la Force. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Frankenstein. — Arthur Seidl. Ein Lebensabriß von Ludwig Frankenstein. Mit einem Abdruck von „Meine Vorlesungen am Leipziger Kgl. Konservatorium für Musik" von Prof. Dr. Arthur Seidl, einer Porträtbeilage und einem Verzeichnis sämtlicher Werke Arthur Seidls. Regensburg, Gustav Bosse. O. J.

Friedrich. — Hodler, die Schweiz und Deutschland. Von Hans Friedrich. Dritte Auflage. München Janus-Verlag. 1913.

Geerke. — Napoleon. Vom Leutnant zum Kaiser. Von H. P. Geerke. Mit vielen Abbildungen und Porträts nach berühmten Gemälden und alten Bildern. Leipzig, Johannes M. Meulenhoff. 1913.

Grabowsky. — Wahre Bildung. Ein Handbuch innerlicher Höherentwicklung. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr. 1913.

Grabowsky. — Geistige Liebe und das Wesen des geistigen Lebens, enthüllt durch das Wesen der Liebe. Von Dr. Norbert Grabowsky. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1913.

Gobert. — Dans un pays bilingue. Sur la méthode de l'enseignement des langues vivantes en Belgique. Par Gustave Gobert. Bruxelles, A. Gossé et Cie. 1913.

Grandjean. — Une révolution dans la philosophie. La doctrine de M. Henri Bergson. Par Frank Grandjean. Paris, Félix Alcan. 1913.

Haberl. — Sturmhaube und Flöte. Gedichte. Von Meinrad Haberl. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Haertel. — Napoleon. Drama. Von Kurt Haertel. Stützerbach (Thür.), Hans Weisen. 1913.

Haertel. — Der kleine Kreis. Komödie. Von Kurt Haertel. Stützerbach (Thür.), Hans Weisen. 1913.

Handel-Mazzetti. — Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman von E. von Handel-Mazzetti. 1.—6. Tausend. Kempten und München, Verlag der Köselschen Buchhandlung. 1913.

Hanotaux. — Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la révolution française. Publié sous les auspices de la commission des archives diplomatiques au ministère des affaires étrangères. XX. Rome. Par Gabriel Hanotaux. Tome troisième (1724—1791) avec une introduction et des notes par Jean Hanoteaux. Paris, Librairie Alcan. 1913.

Hatschek. — Englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Victoria. Von Julius Hatschek. München, R. Oldenbourg. 1913.

Hegendorf. — Der Terragraph. Ein Hilfsmittel zur Beobachtung und Erforschung der intimen Lebensvorgänge frei lebender Tiere. Von Hegendorf. Leipzig, Theodor Thomas. O. J.

Hegi-Dunzinger. — Alpenflora. Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Bayern, Österreich und der Schweiz. Von Prof. Dr. Gustav Hegi und Dr. Gustav Dunzinger. Mit 221 farbigen Abbildungen auf 30 Tafeln. Dritte verbesserte Auflage. München, J. F. Lehmann. 1913.

Hermes. — Der Gesetzentwurf über das Erbrecht des Staates. Von Ministerialdirektor a. D. Dr. J. Hermes. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1913.

Hildebrand. — Rund um den Kreuzturm. Roman aus den Dresdner Maitagen von 1849. Von Gustav Hildebrand. Mit Federzeichnungen von Josef Windisch. Leipzig, Schulze und Co. 1913.

Hirschfeld. — Onkel und Tante Vantee. Roman von Georg Hirschfeld. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Hourticq. — Les tableaux du Louvre. Histoire-guide de la peinture, contenant 155 reproductions et deux plans. Par Louis Hourticq. Paris, Hachette et Cie. O. J.

Igenstein. — Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung. Von W. Igenstein. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 6.—7. Tausend. Charlottenburg, Goethestraße 5. Im Selbstverlage des Verfassers. 1913.

Immermann. — Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. In acht Büchern. Von Karl Immermann. Herausgegeben von Will Vesper. Mit Zeichnungen von Robert Goeppinger. München, Martin Mörike. 1913.

Kant. — Immanuel Kants Werke. Band IV: Schriften von 1783—1788. Von Immanuel Kant. Herausgegeben von Dr. Artur Buchenau und Dr. Ernst Cassirer. Berlin, Bruno Cassirer. 1913.

Kohut. — Heinrich Zeise. Der Nestor der deutschen Dichter und Schriftsteller in der Gegenwart. Von Dr. Adolph Kohut. Mit dem neuesten Bilde, dem Faksimile Heinrich Zeises und anderen Original-Illustrationen. Breslau, Walter Markgraf. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.156

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY